Elisabeth Goethe.

den 1ten September 1789

Reminiscenzen.

Goethe's Mutter;

nebſt

Briefen und Aufzeichnungen

zur Charakteriſtik

anderer merkwürdiger Männer und Frauen.

Herausgegeben

von

Dr. Dorow,

Königlich Preußischem Hofrathe, vormal. Director der Verwaltung für Alterthumskunde in den Rheinisch-Westphälischen Provinzen, Mitgliede der Königlichen Akademie in Neapel, der archäologischen Akademie in Rom, der asiatischen Gesellschaft in Paris, der Königlich deutschen Gesellschaft in Königsberg in Pr., u. s. w. u. s. w.

Mit Portrait und Facsimile von Goethe's Mutter.

Leipzig, 1842.

Verlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

An

Karl Aug. Varnhagen von Enſe.

Vorwort.

Den nachfolgenden Briefen habe ich noch einige Worte über das Portrait von Goethe's Mutter zuzufügen. Das Original ist in England von Funke gestochen mit der Unterschrift: „Goethe's Mother" und befindet sich im Besitz meines verehrten Freundes Dr. Kühne in Leipzig: demselben verdanke ich die Erlaubniß es meinem Buche beigeben zu dürfen. Das Facsimile der Namens-Unterschrift ist aus den mitgetheilten Briefen an Unzelmann entnommen. Soviel mir bekannt, ist dieses Portrait bis jetzt nirgend öffentlich erschienen: wir kannten die Züge dieser seltenen und ausgezeichneten Frau nur aus dem kleinen Schattenriß, mit welchem Herr Dr. Alf. Nicolovius sein Werk über Goethe (1828) geschmückt hatte. Von den hier abgedruckten Briefen der Frau Rath Goethe an Unzelmann besitzt meine Sammlung die Originale, welches zu bemerken ich für nöthig erachte, da man leicht finden könnte, daß Inhalt, Ausdrucksweise und Orthographie nicht mit den Briefen der Frau Rath übereinstimmen,

welche phantasievolle Schriftstellerinnen schon bekannt gemacht haben oder noch zu publiciren Willens sein sollten.

Während des Drucks erhielt ich vom Hrn. Professor Dr. Witte die an mich gerichtete Zuschrift vom 21. August, welche zum Verständniß der interessanten Briefe unsers Ed. Gans nicht fehlen darf, und ich lasse sie deshalb mit Erlaubniß des verehrlichen Schreibers Seite 252 folgen: für beide Männer dürften nicht leicht charakteristischere Blätter gefunden werden!

Dem Manne, dem Gans im Leben vorzüglich in Liebe und Achtung ergeben war und für den auch ich herzliche Anhänglichkeit fühle, — Varnhagen von Ense — widme ich diese Sammlung: möge demselben diese öffentliche Aussprache meiner Gesinnung Freude machen.

Geschrieben im September 1842.

Dorow.

Inhalt.

Briefe.

	Seite
Felix Papencordt	3
a. an Major Bleſſon	6
b. = Varnhagen von Enſe	21
Ludwig Robert	
a. an Rahel Varnhagen von Enſe	25
b. = Eduard Gans	34
Karl Ernſt Oelsner	
a. an Kieſewetter	47
b. = Varnhagen von Enſe	53
Friedrich von Schlegel an Varnhagen von Enſe	87
Fr. Ernſt Dan. Schleiermacher an Varnhagen von Enſe	90
Benjamin Conſtant an Ludwig Robert	92
Ludwig Achim von Arnim	
a. an Dr. Derow	94
b. = Varnhagen von Enſe	115
Franz von Baader	
a. an Rahel Varnhagen von Enſe	121
b. = Varnhagen von Enſe	124
c. = Dr. — in Berlin	127
Katharina Eliſabetha Goethe	131
a. an die Herzogin Amalie von Sachſen-Weimar	132
b. = den Schauſpieler Unzelmann	134
c. = Joh. Georg Schloſſers Kinder	191
Johanna — — an den Schauſpieler Unzelmann	189

Seite

Friederike Bethmann 200
a. an den Schauspieldirector Großmann 201
b. = ihren ersten Mann Unzelmann 202
c. = Hofrath Römer 206
d. = Testament und Briefe an ihren zweiten Mann Bethmann 209
Dr. Rudolphi an den Schauspieler Bethmann 214
Eduard Gans an Dr. Karl Witte 217
Dr. Karl Witte an Dr. Dorow 252

Geschichtliche Aufzeichnungen und Denkschriften.

Friedrich August Herzog von Braunschweig an Friedrich den Großen 263
Theodor Gottlob von Hippel 268
a. Unterredung zwischen Hippel, Elise v. d. Recke, Kant u. s. w. über die Kaiserin Catharina, Wöllners Religions-Edikt, Maurerei 271
b. über die bürgerliche Verbesserung der Juden . . 286
Minister von Schrötter an Hippel 299
Franz von Gaudy, Gedicht an die Gräfin Ida über bürgerlich 300

Namen-Verzeichniß derjenigen Personen, deren in diesem Werke Erwähnung geschieht 304

Briefe.

Was iſt euer Leben? Ein Dampf iſt es, der eine kleine Zeit währt, darnach verſchwindet er. —

Felix Papencordt.

Geboren im Jahr 1812, erreichte dieser junge ausgezeichnete Gelehrte nicht ganz das 29. Jahr, indem er am 17. April 1841 fast plötzlich, demnach wie es scheint, einem nie geahnten und nie erkannten Lungenfehler auf der Reise, um die ihm eben ertheilte Professur der Geschichte in Bonn anzutreten, zu Warburg in den Armen seiner Familie erlag, die er seit vielen Jahren nicht gesehen hatte. Bei wenigen Menschen nur ist der Name so entschieden ein Omen gewesen, wie bei ihm, und er hat selbst darüber oft scherzende Bemerkungen gemacht, immer aber in dem Sinne, daß er diesem Glücksstern zuschrieb, was meist seinem Verdienste nur angehörte. Was Papencordt nur vornahm, gelang und wurde ihm sogar leicht. Eine eigenthümliche Gabe möchte man es nennen, erleichterte ihm ganz besonders die Arbeit, und war so zuverlässig, daß er sich mit vollkommener Ueberzeugung darauf verließ. Sobald er wußte, daß ein Werk etwas von dem enthielt, was er zu wissen wünschte, so nahm er es vor sich, griff mit aller Gewißheit den richtigen Band und das Buch fiel in der Gegend auf, wo die gewünschte Stelle war. Oft wiederholte Versuche haben dies auf das Glänzendste bestätigt, auch war der Verstorbene in dieser Hinsicht unter allen seinen Mitschülern, Commilitonen und Collegen bekannt, und oft ein Gegenstand des Neides, da ihm dadurch das Sammeln und Citiren ungemein erleichtert wurde. Denn nichts war ihm bequemer, als wenn er etwas der Art brauchte, aus einer Wand von Büchern aufs

Gerathewohl einzelne herauszugreifen; sicher traf er bald auf das Gesuchte, ohne im Voraus gewußt zu haben, daß hier etwas sein könne. — Das Glück zeigte sich auch im Glücksspiel, doch hat er nie sich dadurch bewogen gefühlt, je es in diesem Sinne zu benutzen.

Nach vollendetem Jahre in Bonn hielt sich Parenteidt ein Jahr in München auf, wo er sich der besondern Zuneigung des Herrn Geheimenraths Schelling zu erfreuen hatte und kam im J. 1831 nach Berlin, wo er 1832 am 15. Septbr. mit besonderer Auszeichnung zum Doctor Philosophiae promovirte. Er gab dann Unterricht in mehreren Gymnasien, um sich in der Lehrmethode zu üben, und arbeitete inzwischen an gründlichen historischen Vorstudien, die er in Rom fortzusetzen gedachte, wenn gleich damals noch gar keine Aussicht da war, daß ihm dies ersehnte Glück zu Theil werden würde. Im Vorgefühl aber, daß es ihm doch nicht fehlen könne, lehnte er einen ihm angetragenen ehrenvollen Ruf als Professor nach Bern im Jahr 1835 ab. — Zu dieser Zeit fesselte eine Preisfrage der Academie in Paris über die Niederlassung der Vandalen in Nordafrika seine ganze Aufmerksamkeit. Lange schwankte er, ob er sich daran machen sollte sie zu bearbeiten; auf seines intimsten Freundes Zureden entschloß er sich jedoch, ohne irgend Jemand als diesen darüber zu sprechen*). Die Arbeit ward durch die frohe Botschaft zuletzt beeilt, daß ihm das ersehnte Stipendium nach Rom auf drei Jahre zu Theil geworden sei. — Erst nach seiner Abreise nach Rom, ging die Abhandlung im Frühjahr 1836 nach Paris ab, und sie trug bekanntlich den ersten Preis davon. — Seine Freude war um so größer, als ihm dadurch bei seiner sehr anständigen aber höchst sparsamen Lebensweise, die ihm den Zutritt in allen Familienkreisen öffnete, wo er durch sein

*) Ja er hatte das Gelübniß abgenommen, daß Niemand je erfahren solle, daß er concurrirt habe, wenn er den Preis nicht erhielte.

liebenswürdiges und bescheidenes Wesen aller Herzen gewann, die Mittel zu Theil wurden, Ausflüge zu machen, die der Wissenschaft zum Ruhme gereichen sollten. In Rom, wie in Berlin wurde er von allen Gelehrten mit großer Auszeichnung behandelt, und ihm sind in der Vaticana Freiheiten mit allen Vertrauen bewilliget worden, die selten nur gestattet werden. — Im Jahre 1838 machte er eine Reise nach Neapel und um Sicilien, mit mehreren Freunden, und kehrte dann nach Rom zurück, das er später nochmals verließ, um das Innere von Mittel-Italien zu durchforschen, wo er bedeutende Materialien zur Geschichte Roms im Mittelalter entdeckte, die bisher unbenutzt ihm zu der Geschichte jener Zeit höchst willkommen waren. — Im Jahr 1840 kam er nach Berlin zurück, und beschäftigte sich mit Herausgabe einer Monographie, Cola di Rienzo und seine Zeit, die, wie die früher herausgegebene Preisschrift über die Geschichte der Vandalen, allgemeine Aufmerksamkeit erregte. — Sein Schwanengesang war eine Vertheidigung eines in Florenz kurz vor ihm gestorbenen Freundes, der in einer Recension mit Unrecht scharf angegriffen worden war. — Papencordt konnte keine Ungerechtigkeit an andern leiden, so leicht er sie vergab, wenn sie ihn selbst traf. — Kaum zum Professor nach Bonn ernannt, ging er dahin ab, und starb unerwartet in Warburg auf der Reise.

Er hinterläßt die Geschichte von Rom im Mittelalter in mehreren Bänden fast vollständig bearbeitet und eine große Menge Collectaneen aller Art von hohem Werth, die in den Händen seines Schwagers des Herrn Justizrathes Gehlen in Warburg, selbst eines Literaten, für die Wissenschaft unverloren sind.

An Major Bielfon in Berlin.

Rom den 10. November 1835.

Ihren lieben Brief vom 7. October, fand ich ſchon den 25. October in Neapel vor, und ich würde Ihnen gleich geantwortet haben, wenn ich nicht gewünſcht hätte, Ihnen auch meine Rückkehr in das hieſige Winterquartier melden zu können. Die vielbeſprochene Reiſe iſt nun glücklich hinter mir, und ich freue mich, daß Alles ganz nach Wunſch abgelaufen iſt. Ich habe viel geſehen, viel gelernt, wüßte alſo Vieles zu erzählen, beſonders Ihnen und Ihrer Familie, mit denen ich mich ſo gut zu verſtändigen wußte. Ihnen eine ausführliche Reiſebeſchreibung zu geben, würde ſelbſt die Gränzen mehrerer Briefe überſchreiten, und ich gebe Ihnen daher hier nur meiner Reiſeroute an, ſammt einzelnen allgemeinen Bemerkungen; ſcheinen einzelne Punkte intereſſant, ſo wäre ich gern zu den weitläufigſten Aufſchlüſſen bereit, und reichen meine eigenen Kenntniſſe dafür nicht aus, ſo kann ich mich hier an Freunde wenden, welche wiederholt auf der Inſel waren.

Alſo am 18. September Morgens um 9 Uhr ſtieg unſere Geſellſchaft. Dr. Urlich[4], Abeken I., der hieſige Geſandtſchaftsprediger, Abeken II., deſſen Vetter und Archäolog von Profeßion und meine Wenigkeit, auf das Königliche Dampfboot Velece. Das Schiff war klein aber ſehr elegant. Die Paſſagiere in bedeutender Ueberzahl, aber keine intereſſante Perſon darunter, mit Ausnahme einer ſehr ſchönen Neapolitanerin,

die ſammt zwei Kindern ihrem nach Catania verſetzten Manne nachreiſeten. Ich freute mich bei dem herrlichſten Wetter an der Fahrt, mit der wir an ſo vielen klaſſiſchen Stellen vorbei fuhren, wie die Syrenen-Inſeln, Scylla, Charybdis; ſo las ich mehrere Bücher in Homers Odyſſee, welche ſich darauf bezogen. Homer iſt gewiß viel auf der See geweſen: Alles iſt mit wunderbarer Wahrheit und Einfachheit beſchrieben, und damit keine klaſſiſche Erinnerung fehlen ſollte, ſahen wir ein Heer Delphine wohl 12 — 15 an der Zahl, das Schiff eine Zeitlang begleiten. Ich aß und trank tüchtig und hatte am erſten Tage auch keine Anwandlung von See-Krankheit, da das Meer ganz ruhig war. Des Nachts ließ ich mir eine Matratze auf den Boden der Cajütte legen, da alle Zellen beſetzt waren und ſchlief vortrefflich, trotz des zunehmend bewegten Meeres. Beim Erwachen fand ich einen Gräuel der Verwüſtung um mich her; denn mehr als zwei Drittel der Reiſenden brachten aus dem Innerſten ihres Herzens dem Meergotte Spendungen dar. Ich befand mich fortwährend wohl, frühſtückte als es hell geworden, auf dem Verdeck und freute mich über die Calabriſchen Ufer, an denen wir ziemlich nahe vorbeifuhren. Als nun aber das Häuflein der Geſunden immer dünner wurde, und man eine ganze Linie von Köpfen über den Barrieren des Verdecks in's Meer hinunter ſpeien ſah, ſo regte es ſich auch bei mir im Magen, bis mich ein zweites Frühſtück von Sardellen und Beefſteak ſchnell wieder auf die Beine brachte, ohne daß es zum Aeußerſten gekommen wäre. Um 1½ Uhr waren wir in Meſſina. Wir blieben daſelbſt den 19. Nachmittags und den ganzen 20. September.

Die Stadt ist seit dem Erdbeben von 1783 ganz modernisirt; die Reihe von Palästen an der Marina ist auf ein- oder zweistöckige Häuser reducirt; die Stadt ist sehr belebt, scheint wohlhabend zu sein und hat eine schöne Lage, wenn gleich letztere von den meisten Reisenden pflichtmäßig übertrieben wird. Aus der frühern Zeit ist noch der Dom und ein paar andere Kirchen erhalten, im Dome sind schöne Mosaiken des 14. Jahrhunderts; das Portal aus derselben Zeit ist überladen prächtig im gothisirenden Style. Die Museen und Bibliotheken sind wenig reich. Dem Homer zu Ehren fuhren wir nach der Charybdis, welche, da zugleich ein ziemlich heftiger Wind blies uns ganz anständig schaukelte; die Erscheinungen des Strudels beruhen auf einem zweimal des Tages wiederholten Wechsel der Meeres-Strömung und auf den allenthalben verborgenen Felsen, welche oft den Schiffern gefährlich werden, die nicht gute Piloten haben.

Den 21. Septbr. um 3 Uhr fuhren wir nach Taormina, wo wir um Mittag ankamen; hier und schon unter Weges sahen wir den Aetna zum ersten Male; am Abend sahen wir von dem Theater in Taormina aus, Feuer aus dem alten Riesen aufsteigen, und die Lava sich an seinem Rücken hinschlängeln. Das mit dem Ausbruche verbundene Donnern hört man in einer Entfernung von mehr als 10 Stunden, wie das Abfeuern einer Batterie. Das weiterühmte Theater von Taormina entspricht, was das alterthümliche Interesse betrifft, den Erwartungen nicht; die Gegend gehört zu den schönsten, die ich bis jetzt gesehen, der Aetna steht gerade hinter der Scene des Theaters, daneben die Aussicht auf das Meer.

Den 22. September fuhren wir weiter nach Catania.

Die Gegend besteht aus lauter Lavakrusten des Aetna in allen möglichen Graden der Fruchtbarkeit. Den ersten Tag brachten wir in Catania mit Besichtigung der Stadt, der Museen u. s. w. zu.

Am 24. und 25. September bestiegen wir den Aetna. Um halb 8 Uhr ritten wir auf Maulthieren von Catania aus, vor Mittag waren wir in Nicolosi, und ritten um 1 Uhr weiter, wieder vorwärts; wir waren sieben Reisende zu Maulthieren oder zu Pferde, zwei Packthiere mit Matratzen, Decken und Provision, drei Maulthier-Treiber und ein Aetna-Führer, welcher uns ganz besonders von dem Geographen Gemallaro empfohlen war. Das Steigen geht immer ziemlich schwer, doch reitet man ganz bequem, so lange man in der waldigen Region ist. Am Ausgange derselben wird noch eine Viertelstunde Halt gemacht, um wärmere Kleidung anzulegen, und in der That war es nöthig, obgleich ich es aus einem gewissen Uebermuthe gelassen hatte, trotz dem, daß ich reichlich damit versehen war. Der Wind blies immer schärfer; wie mit Nadeln stach es durch alle Poren der Kleidung bis auf die Haut. Als wir durch die Wolken-Region wateten, regnete es ein wenig, doch hatten wir dieselbe bald unter uns. Das unendliche Feld, bedeckt mit schwarzer Asche und Lava, darüber der fortwährend brennende Aetna, aus dessen Innern Feuersäulen aufstiegen, boten einen der großartigsten Anblicke dar, welchen man in der Welt sehen kann. Voran der Führer auf einem Maulthier, dann die sieben Thiere hinter einander, die Reiter in Mäntel gehüllt, endlich die Packthiere, die drei Maulthier-Treiber, allenthalben sich zurufend, antreibend zur Eile sowohl Thiere

als Menſchen. Mit der zunehmenden Dunkelheit nahm auch die Thätigkeit des Berges zu. Endlich um 8 Uhr gelangten wir zu der ſogenannten Caſa Ingleſa, einem auf Koſten der engliſchen Officiere bei der Occupation von 1812 erbauten Hauſe von 3 Zimmern. Hier mußten die Thiere zurückgeſchickt werden, und wir behielten nur unſeren Hauptführer bei uns. An einem Kohlenfeuer wurde den mitgebrachten Proviſionen zugeſprochen und wir legten uns bald auf die Matratzen zur Ruhe, nachdem wir noch einen kleinen Spaziergang gemacht hatten. Wir ſchliefen die paar Stunden ordentlich aus, nur kleine Erdſtöße weckten uns von Zeit zu Zeit.

Um halb 4 Uhr ward von Neuem zum Aufbruche ermahnt, und nun ging es in der Dunkelheit zu Fuß weiter, die erſte Zeit über Lava-Schlacken, möglichſt unbequem, dann beim ſchärferen Steigen der vulkaniſchen Aſche. Ich empfand Anfangs nicht die mindeſte Unbequemlichkeit und nur die feinere Luft nöthigte mich zu ſchnellerem Athemholen; letzteres nahm zu, je höher wir kamen, denn die Steilheit betrug zuletzt auf dem ganz veränderten Kegel einen Winkel von 60 — 70 Grad, auch führte der Wind uns einen ganz erſtickenden Schwefeldampf zu, welcher glücklicherweiſe nicht lange dauerte. Denn ein paar Minuten darauf rief der Führer das angenehme: Grazia Iddio, siamo arrivati! und wir ſtanden bald alle auf der höchſten Kuppe des Berges 10200 Fuß und mehr über der Meeresfläche erhaben. Wir hatten 1¾ bis 2 Stunden gebraucht und waren alſo bequem um Sonnenaufgang da. Letzteren ſahen wir in ſeinem vollem Glanze, welches wenigen Reiſenden beſchieden iſt. Die

ganze Insel von einem Meere bis zum andern liegt vor einem ausgebreitet; der Schatten des Berges zieht sich weit nach Südwest über das ganze Land hin, vor der aufsteigenden Sonne wird er immer kleiner, bis er sich auf den Berg selbst beschränkt. Unmittelbar zum Krater konnten wir leider nicht gehen, da der Wind uns den Dampf und die ausgeworfenen Massen in's Gesicht trieb. Wir gingen dann an die Stelle, wo die Lava hervorbricht, welche ich hier zum Erstenmale sah. Wie ein feuriger Leviathan wand sich der Strom an den Bergen hin, bis in dem Valle di Bove. Nachdem wir Alles gesehen, kehrten wir wieder in die Casa Inglese zurück, und dann wieder über Nicoloſi nach Catania. Wie sehr habe ich bedauert, daß ich Sie nicht an meiner Stelle setzen konnte. Sie würden für die Wissenschaft Nutzen daraus gezogen haben, für mich war es nur eine Curiosität und mir ist nur der allgemeine Eindruck unendlicher Erhabenheit und Großartigkeit geblieben. Der Vesuv ist im Vergleich zum Aetna nur ein Maulwurfshügel, dessen Besteigen nur ein Kinderspiel ist. Wir waren stolz darauf, daß an demselben Morgen fünf englische Officier von einem Kriegsschiff verzweifelten, hinauf zu kommen und auf der Mitte des Weges umkehrten.

Den 26. September blieben wir noch in Catania, um noch Museen und Alterthümer zu sehen und zugleich das Weiterreisen vorzubereiten. Bei Catania hört nemlich die fahrbare Straße für diejenigen, welche nach Süden reisen auf, und der Weg ist nur für Bergpferde oder Maulthiere. Wir mietheten also für die Weiterreise vier Thiere zum Reiten und eins für das Gepäck, dazu kam ein Maulthier-

Treiber, welcher die Stelle eines Bedienten, Kochs, Wegweisers in sich vereinte und dessen jüngerer Gehülfe (piciotto genannt). So ging es am 27. September vorwärts. Das Packthier schön ausstaffirt voran, einer der Führer abwechselnd darauf, wir viere hintertrein, und der andere Führer zu Fuß nebenhertrabend. Am ersten Tage kamen wir nach Lentini (dem alten Leontini), wo verschiedene Sammlungen von Alterthümern zu sehen sind.

Den 28. Nachmittags in Syracus. Hier blieben wir 3 volle Tage, da die Stadt zu den vorzüglich klassischen gehört.

Die Lage der Stadt ist ausgezeichnet schön; die neue liegt wie bekannt auf der Insel, dem kleinsten Theile des alten Συράκουσαι, da steht auch noch der Minerva-Tempel, welcher zum Kirchendom umgewandelt ist; er hat die schönsten Verhältnisse unter allen mir bekannten griechischen Gebäuden und könnte leicht wieder hergestellt werden, wenn man die zum Behuf der neuen Kirche angebrachten Zwischenmauern wegbräche; dann sah ich eine Münzsammlung, worin mehrere hundert verschiedene syracusanische Münzen des Alterthums aufbewahrt waren, jede ein Kunstwerk für sich und ein Zeugniß des außerordentlichen Wohlstandes einer Stadt, welche fast 1½ Million Einwohner gezählt hat. Die Lage der alten Stadt erkennt man vortrefflich, doch taugen die mir bekannten Pläne gar nichts *) Hätte ich einen Archi-

*) Parencordt kannte den Plan in der Englischen Sammlung von Städte-Grundrissen noch nicht, und bedauerte dies um so mehr, als er den darin enthaltenen Plan von Syracus bei mir sah, indem er ihn nach Vergleichung für vollkommen richtig in den kleinsten Details anerkannte. — Die Sammlung führt den Titel: A Series of Maps, Modern and Ancient, Published by the Society for the Diffusion of useful knowledge.

tecten oder Ingenieur bei mir gehabt, so könnte man eine vortreffliche Monographie darüber schreiben und die Darstellung derselben erläutern. Ich habe des Thucydides VI. und VII. Buch über den Krieg der Athener in Sicilien hier an Ort und Stelle gelesen, mit unendlicher Belehrung und gleichem Genuß: ich kenne nichts, was gleich gut geschrieben und erzählt wäre: lesen Sie es mir zu Gefallen in einer guten Uebersetzung (sei es in der alten von Bredow neu herausgegebenen oder in der von Tafel in der Stuttgarter Bibliothek von Uebersetzungen). Man sollte verzweifeln, je Geschichte zu schreiben, wenn man so etwas liest. Doch ich tröste mich damit, unter den Blinden kann auch ein Einäugiger Hoffnung haben, etwas zu werden. Andere Sachen, die ich in Syracus gesehen, wie die Latomien, übergehe ich, da Sie dieselben in jedem Reisebuche finden.

Von Syracus reisten wir den 2. October bis Noto, den 3. über Modica, den 4. bis Terranova, den 5. bis Licata, den 6. bis Girgenti. Dieser Weg gehört zu den sehr einförmigen, und es ist unterweges wenig zu sehen. Das Land ist eine Zeitlang sehr felsig, dann wieder besonders von Terranova bis Girgenti sehr fruchtbar. Zwischen Noto und Modica ist das südlichste Vorgebirge in Sicilien und der Capo Passaro ist der südlichste Punkt, welchen ich bis jezt in meinem Leben besucht habe; ein Grad südlicher als Carthago. Ich habe hier im Angedenken meiner Freunde im Norden einen Myrtenzweig gepflückt, und lege Ihnen auch ein paar Blätter bei. Zwischen Spaccaforno und Modica ist die Cava d'Ispica, ein interessantes Felsenthal, welches ganz mit alten Grabhöhlen bedeckt ist.

welche späterhin und noch jetzt den Hirten und Heerden als Wohnung dienen. Eins derselben, das im Munde des Volks für das Castel eines alten Königs gilt, hat mehrere Stockwerke mit Treppen, Corridoren, Gängen u. s. w. Früher hielt man diese Orte für alte Troglodyten-Wohnungen und die jetzigen Bewohner sind ein ähnliches schlecht verrufenes Geschlecht. In Terranova sahen wir Vasen und Münzen, doch sind die Sicilianischen Sammlungen verhältnißmäßig nicht sehr reich, denn jährlich wandern immer einige in's Ausland, besonders nach Großbrittanien.

In Girgenti blieben wir wieder drei Tage. Die Tempel der Stadt sind weltberühmt und in der That verdienen sie den Ruf; freilich steht nur der kleinere ganz unversehrt, bis auf das Dach, aber dieser hat immer noch 6 Säulen in der Fronte und 13 auf jeder Seite, und gewährt die deutlichste Anschauung eines griechischen Tempels. Die Ruinen der übrigen sind theilweise ganz kolossal, z. B. kann ich mich in die Canelirung einer Hohlsäule vom Jupiter-Tempel so bequem hineinsetzen, daß die beiden Reifen meinen Rücken völlig einschließen; sehen Sie sich einmal die Canelirungen der Säulen vom Museum an, und Sie haben einen Maasstab. Auch ist die Lage der verschiedenen Tempel ausgezeichnet schön, und man versteht Pindar, wenn er das alte Agrigent *καλλίστα τῶν βροτέαν πόλεων* nennt. Abbildungen der Tempel finden Sie in allen Werken über Sicilien, am Besten in Serra di Falco Antichita di Sicilia 1836 Vol. III. Fol.

Wir reisten den 10. um 11 Uhr von Girgenti ab, weil sich für eine volle Tagereise kein passendes Nachtquartier oder

auch gar keins vor Sciacca geboten hätte, als in den wenig entfernten Orten Siculiano und Monte Allegro. Hier wollte nun der liebe Gott uns zeigen, wie schlechtes Wetter in Sicilien aussieht, denn bis dahin hatten wir immer Sonnenschein gehabt. Es fing erst langsam, dann sehr stark an zu regnen. Die Wege wurden innerhalb einer Stunde völlig grundlos, zu Fuß gehen konnte man nicht, wegen des Schmutzes, und die Thiere stürzten bei dem geringsten Fehltritt; ich hatte ein frommes Thier, welches ich von Zeit zu Zeit mit Brod, das ich zufällig in der Tasche trug, erquicken konnte, und so kam ich glücklich davon; alle andern stürzten wiederholt, Abeken machte einen absolut lebensgefährlichen Sturz und er hat es nur einem glücklichen Zufall und der Weiche des tiefen Kothes zu danken, daß er mit einer Erschütterung davon kam. Selbst der sonst sehr willige, wenn gleich etwas furchtsame Maulthier-Treiber, fing an zu verzweifeln. Endlich kamen wir in Monte Allegro, einem elenden Dorfe an. Von einem Wirthshause war nicht die Rede; dagegen hieß es, gebe der Sindaco (Orts-Schulze) und der Sotto Parocco den Fremden wohl ein nothdürftiges Nachtlager gegen gute Bezahlung. Ich wurde zum Sindaco abgesandt, fand eine leidliche Stube mit 4 Matratzen, womit ich gern zufrieden war, aber als es sich um den Preis handelte, forderte der Schurke 4 Piaster für die eine Nacht, und das mit der Versicherung, dieß sei eine bloße Gnade, die er uns erweise; englische Officiere hätten ihm jüngst noch mehr gezahlt; ich bot ihm 2 Piaster und er wies dieses Gebot höhnisch ab; ich blieb ihm natürlich die Antwort nicht schuldig.

und erklärte, lieber zöge ich im Regen weiter, oder quartirte mich in einem Stalle ein, als daß ich mit solchem Sauken zu thun haben wolle. Die Geistlichkeit, an die wir uns darauf wendeten, fürchtete, es könnte Ernst werden mit dem Weiterziehen, und begnügte sich mit 3½ Piaster für die Nacht, Feuer für unsere Wohnung und Licht einzuschlossen. Nachdem der Geldpunkt abgemacht war, fanden wir an dem Pfäfflein, welcher dem Sindaco gegenüber in sein Fäustchen lachte, einen pfiffigen aber gutmüthigen Wirth und an seiner Haushälterin eine vortreffliche Köchin, welche für die übrigen Bedürfnisse spott geringe Rechnungen machte.

Den 11. Oktober hatte sich das Wetter ganz aufgeklärt, und wir ritten über Sciacca bis Menfuci, den 12. über die Tempel von Selinunt nach Castel Vetrano, den 13. über Sulimi, Calatafsimi, dem alten Segest, mit einem sehr gut erhaltenen griechischen Theater und unvollendet gebliebenen Tempel in einer außerordentlich großartigen Gegend, nach Alcamo, und von da am 14. nach Palermo. — Die Tempel von Selinunt sind ganz umgestürzt: doch ist die Zerstörung durch ein Erdbeben geschehen, und die Glieder und Stücken der Säulen liegen in gerader Linie auf dem Boden und sind vortrefflich erhalten. Sie finden Sie in dem obigen Werke des Serra di Falco. In dem alten Segest ist der Tempel unvollendet, und es stehet noch der ganze früher gebaute Porticus, welcher die Cella des Tempels umschließen sollte; das Theater ist in den Felsen gehauen und deshalb interessanter, als das Syrakusanische, weil man die Orchestra und die Bühne noch deutlich sieht.

Palermo gehört zu den schönst gelegenen Städten der Welt, und ich ziehe seine Lage in mancher Beziehung der von Neapel vor, und das will, wie sie wissen, viel sagen. Mir war der Aufenthalt daselbst aus Gründen, besonders wichtig und lehrreich: abgesehen von der Belehrung, welche der Anblick einer durch alle Jahrhunderte wichtigen und bedeutenden Stadt gewährt, ich meine nämlich der normännischen Kirchen und der Bildwerke aus den Tempeln von Selinunt wegen. Erstere sind vortrefflich erhalten, zum Theil gar nicht restaurirt, oder nur im Geschmack des alten Styls, und lassen einen Blick in die blühende Zeit der Normannen thun, welche uns die Macht, den Reichthum, die Pracht und Sitten und die Kunst jener Zeit offen darlegt. Das gleiche gilt von den noch erhaltenen profanen Gebäuden, ferner von denen aus der Saracenischen vorhergehenden Herrschaft. Letzteres war mir doppelt interessant, da ich doch schwerlich nach Spanien oder Afrika komme, um ähnliche Gebäude zu sehen. — Die Bildwerke aus den Tempeln von Selinunt, zeigen deutlich die verschiedenen Kunststufen, welche der perikleischen Zeit vorausgingen, und man sieht in ihnen die ganze Entwickelung des griechischen Geistes. Sie lagen unter den Tempel-Ruinen von Selinunt begraben, und sind erst in neuerer und neuester Zeit wieder aufgefunden. Auch sie sind in Serra di Falco Vol. II., wenn gleich schlecht publicirt. Nur Gips-Abgüsse könnten übrigens einen Begriff des Ganzen geben. — Wir blieben in Palermo 10 Tage, anfangs ungeduldig, daß das Dampfschiff so spät fuhr, zuletzt wurde die Zeit eher zu kurz, denn solche Sachen, welche einzig in ihrer Art sind, wie die Reliefs von Selinunt, die Kir-

chen am Schloß und zu Montreale, muß man wiederholt ſehen, um den Eindruck feſt zu halten. Die Kirche von Montreale iſt die prächtigſte, die ich bis jetzt in Italien geſehen habe, und im Jahr 1174 gebaut. Leider könnte ich nur durch Zeichnung einen anſchaulichen Begriff davon geben, und ſo muß ich dieſes, wie vieles andere auf unſer Zuſammentreffen verſparen.

Am 21. October fuhren wir mit dem Dampfboot Nettuno in 20 Stunden nach Neapel. Ich hatte auch keine Anwandlungen von Seekrankheit, und kam ſchlafend bis auf die Rhede. Das Schiff fuhr gut, aber die Maſchine machte einen unerträglichen Lärm. Somit war unſere Reiſe glücklich beendiget. Ich habe die Kenntniß eines ganz neuen Landes erworben, und deſſen vorzüglichſte Punkte geſehen, denn im Innern iſt abſolut nichts zu ſehen, wie ich aus den ſicherſten Quellen wußte, welche in ökonomiſchen und geognoſtiſchen Geſchäften das ganze Land bereiſet hatten. Die Sicilianer gefallen mir beſſer wie die Neapolitaner; ſie ſind aufgeweckten Geiſtes, aber auch ſchlauer und pfiffiger. Sehr zuvorkommend und dienſtfertig gegen Fremde, welche ſich für Alterthum und Geſchichte ihres Vaterlandes intereſſiren. Aber herunter gekommen iſt die Nation moraliſch und phyſiſch. Das Verwaltungs-Syſtem der Regierung iſt abſcheulich, die Abgaben ſehr hoch, und die hergebrachten Rechte werden mit Füßen getreten. Der Adel iſt mit Ausnahme von 3 oder 4 Familien ganz verarmt, und die Aufhebung der Monopole wird dies noch vermehren, wie ſich jetzt ſchon zeigt. Vielleicht ſchreibe ich Ihnen ein ander Mal ausführlich darüber, denn meine

Anſichten über Ariſtokratie haben ſich durch den Anblick des Landes weſentlich geändert, und gewiß zu Ihrer Freude, ſo ſehr wir auch ſonſt in politiſchen und kirchlichen Anſichten abweichen. Das beſte Element in Sicilien iſt ein großer Patriotismus, welcher ſich freilich mit übertriebenen Vorſtellungen der eigenen Macht herum trägt. Alle haſſen gründlich die Neapolitaner. Engländer und Oeſtreicher ſind in ſehr gutem Andenken, erſtere wegen ihres Geldes und letztere wegen ihres guten Betragens. Daher iſt der Name Tedeſchi kein Urias-Brief, wie ſonſt in Italien. Napoleon iſt eine vollkommen mythiſche Perſon, deſſen Bilder und Lebensgeſchichte man allenthalben im wörtlichſten Sinne des Wortes findet.

Ich ſpreche ſo gern mit Ihnen, daß ich nach wiederholten Unterbrechungen eine Seite nach der andern voll ſchreibe. Ich hätte nun mit Ihnen noch gern über einzelne Perſonen geſprochen, welche ich kennen gelernt u. ſ. w., aber ſoll der Brief noch mit dem heutigen Courier gehen, was ſchon des Poſtgeldes wegen nothwendig iſt, ſo muß ich bald ein Ende machen. Alſo nur ſo viel, daß ich den 4. November von Neapel abgereiſet bin, und ſeit ein paar Tagen ruhig wieder in Rom ſitze, und wieder mein altes Kloſterleben begonnen habe. — Den Brief an das Dom-Kapitel habe ich in der angegebenen Adreſſe abgeſchickt, und ich werde Ihnen mit dem nächſten Courier ein Concept deſſelben ſchicken, heute iſt es ſchon zu ſpät. Den Bericht an den Miniſter werde ich ſogleich machen, nachdem die Vaticaniſche Bibliothek geöffnet iſt, und ich einen an den Miniſter abgeſtatteten Bericht über die

Handschriften des Suetonius werde vollenden können. Deus faveat coeptis. — Ich werde mein Möglichstes thun, damit der Bericht seinen Zweck erreichen soll.

Was Sie mir über die kirchlichen Angelegenheiten Berlins schreiben, hat mich innig betrübt, am meisten der Unrank gegen Ihren Herrn Schwiegervater. Nichts deste weniger bin ich weit entfernt, Ihre kirchlichen Meinungen auch nur entfernt zu theilen, und halte mich an der wesentlichen Wahrheit in Religion und Kirche auch nach solchen trüben Erfahrungen. Von trüben Gedanken über die nächste kirchliche und politische Zukunft unseres Vaterlandes und Europas überhaupt, kann ich mich nicht losreißen, sie erfüllen mich vollkommen und ich kann ihrer nur durch tüchtiges Arbeiten Herr werden. Ich suche mich nach Kräften darüber aufzuklären, aber wer möchte sich in diesem zu bewegten Meere für einen sichern Piloten halten; ich danke Gott, daß es mir jetzt nicht auferlegt ist, auch noch andere zu führen.

Beste herzliche Empfehlung ꝛc.

Nun leben Sie herzlich wohl, und behalten Sie lieb

Ihren treuen

F. P.

P. S.

Ich kann leider meinen Brief nicht mehr durchlesen, also Entschuldigung für alle Fehler und Auslassungen.

An Varnhagen von Enſe.

Rom den 9. December 1838.

Verehrteſter Herr Geh. Rath!

Ihre freundlichen Zeilen vom 20. Sept. v. J., ſammt dem beigefügten mir ſehr werthen Geſchenke, habe ich erſt den 7. November d. J. erhalten. Ich zog ſogleich die nöthigen Erkundigungen über die Urſache des Verzugs ein, und hörte, daß das Paquet mit einer Sendung von Brockhaus in Leipzig erſt gegen October nach Florenz an Dr. Reumont gelangte, welcher es dann mit dem nächſten öſtreichiſchen Courier hieher ſandte. Sie werden alſo gütigſt damit mein langes Stillſchweigen entſchuldigen. Mir ſelbſt war es faſt unbegreiflich, daß ich bei der wohlwollenden Aufnahme, die ich früher immer bei Ihnen gefunden, ſogar Nichts von Ihnen hörte.

Empfangen Sie alſo jetzt meinen ſpäten, aber herzlichen Dank für Ihren Brief und für alles Gütige und Werthvolle, was Sie mir darin mittheilen. Ich habe zum Schmeicheln kein Talent und noch weniger Neigung, und Sie können es alſo für meine innige Ueberzeugung halten, wenn ich Sie verſichere, daß Ihr gütiges Urtheil über meinen erſten größeren ſchriftſtelleriſchen Verſuch mir eine Bürgſchaft iſt, durch angeſtrengten Fleiß nicht blos für die Kaſtengelehrten, ſondern auch für die größere Welt der wahrhaft Gebildeten, zu denen ich nicht immer die Gelehrten vom Handwerk rechne, Etwas ſchreiben zu können. Ihr Urtheil über das Verhältniß der kritiſchen Erör-

terungen und Beweise zu einem Geschichtswerke, theile ich in thesi völlig, in der Ausführung glaube ich mich aber den Umständen anbequemen zu müssen. Am liebsten wären mir auch Leser, welche, wie Sie es so bezeichnend ausdrücken, dem Geschichtschreiber auf das Wort glauben, welche ein Zutrauen zu dem Werke haben wollen, und die, wo sie dieses versagen müssen, auch allen Beweisen und Gründen mißtrauen. Aber wie vielen unter den heutigen Gelehrten und Gebildeten kann man eine solche Gesinnung sammt dem dazu gehörigen Takte zutrauen. Bei gelehrten Geschichtsarbeiten, welche auf einer Menge Einzelnheiten beruhen, scheint mir dies jetzt noch am wenigsten thunlich; bei Gegenständen aus der neuern Geschichte, welche dem Gemüthe der Leser näher liegen, kann man dies versuchen, und es soll dieses jeder thun, welcher in sich Beruf dazu fühlt. Sie haben insbesondere diesen Weg mit Glück in Ihren geschichtlichen Werken verfolgt, aber ohne den vorhergehenden literarischen Ruf würde unser Publikum die Sachen nicht dem historischen Werthe nach, sondern als eine andre Art von geschichtlichen Romanen oder Novellen gewürdigt haben. Ein Anfänger muß sich bemühen, den gelehrten Apparat in möglichster Klarheit und Kürze darzulegen, und mir ist dies, wie Sie sagen, nicht ganz mißlungen; so bin ich vorläufig sehr zufrieden, und werde mich versuchen, bei einem besser zu handhabenden Gegenstande Vollendeteres zu leisten. Ich selbst traue im Ganzen und Großen dem Thucydides und Herodot in ihrer fortlaufenden Erzählung vielmal mehr, als, um gleich den Ausgezeichnetsten der andern Gattung

zu nennen, dem Polybius mit all seinen Erörterungen und Kritiken über andere Schriftsteller. —

Aus allem Diesem können Sie leicht schließen, mit welchem Vergnügen ich Ihre Lebensbeschreibung der Königin Charlotte gelesen habe; das Buch macht jetzt die Runde bei meinen Bekannten, und befindet sich in diesem Augenblicke bei der östreichischen Botschaft. Literarische Neuigkeiten aus Deutschland sind hier große Seltenheiten.

Die vielen Veränderungen seit meinem letzten Briefe, haben mich hier mancher Annehmlichkeiten beraubt, und man kann sich, welcher Meinung man auch sein mag, einer großen Verstimmung nicht erwehren, aber meine Verhältnisse an sich bleiben für mich fortwährend sehr anziehend und günstig. Ich beschäftige mich mit einer Geschichte Roms im Mittelalter, und dies wird wohl das erste größere Werk sein, was gleich nach meiner Rückkehr erscheinen soll; wenn letztere erfolgen soll, ob im Sommer oder ein halbes Jahr später, hängt von der Vollendung meiner Arbeiten ab.

Daß Ihr Gesundheitszustand sich nicht wesentlich gebessert hat, bedaure ich recht sehr. Vielleicht würde Ihnen ein Aufenthalt im Süden wohl thun. Ich wurde im Anfang August 1837 vom Fieber befallen, und litt daran mit Unterbrechungen bis zum Januar d. J. Seit der Zeit bin ich durchaus gesund gewesen, und besonders war die Herbstreise nach Sicilien für mich eben so belohnend als wohlthuend. Die Insel ist, was das Alterthum betrifft, ein Vorgeschmack von Griechenland; das Mittelalter ist das der normannischen Herrschaft und einzig in seiner Art.

Goethe's Reiſebeſchreibung iſt für das übrige Italien, beſonders für Rom und Neapel, welche beide Orte ich auch ein wenig zu kennen glaube, wunderbar richtig, es iſt unmöglich, die Sache naturgetreuer darzuſtellen. Gegen Sicilien ſcheint er mir weniger gerecht; für das Mittelalter in Palermo, wo die Capella Palatina und die Kirche von Montreale aus d. J. 1130 und 1174 in ganz Italien nicht ihres Gleichen haben, hatte er weniger Sinn; die Reliefs der Tempel von Selinunt, waren noch nicht aufgefunden, Syracus und den Gipfel des Aetna hatte er gar nicht geſehn; die Natur des Landes iſt wieder unübertrefflich geſchildert. Doch ſo Etwas läßt ſich ordentlich nur mündlich beſprechen. — Ich ſchließe alſo und bitte, mir nur auch in dem neuen Jahre, zu deſſen Eintritt ich Ihnen Glück wünſche, Ihr freundliches Wohlwollen zu erhalten.

Mit ausgezeichneter Hochachtung verharre ich

Ew. Hochwohlgeboren

ergebenſter

F. Papencordt.

Ludwig Robert.

Geboren 16. Dec. 1779.
Gestorben Sommer 1832.

Roberts Brief an seine Schwester, Rahel Varnhagen von Ense, hat wegen der darin enthaltenen Charakteristik der Pasta ein um so größeres Interesse, als diese einzig große Künstlerin uns allen wohl noch im lebhaften Andenken ist.

An Frau von Varnhagen.

Im Flußbade zu Baden den 24. August 1826.
Wunderwetter.

Hier, meine liebe Rahel, in der stillen, unschuldigen Natur und in meiner Freude an ihr und ihrer unbekümmerten Ruhe, sehe ich, wie alt ich schon und wie jung ich noch bin. Ich erkenne alle Vorzüge, alle Großartigkeiten der gewaltigen Weltstadt, die über so Vieles hinaus ist, der Alles gleich zum Resultat wird, und die sich zu unsern literarisch-theoretischen Feudal-Dörfern verhält, wie eine durch Greuel und Opfer und Irrthum und Tugend und Blut und Thränen gewitzigte Person, zu einem pommerschen Landfräulein, das sich über die eben gemachte Erfahrung, über das eben erlangte Bischen Bildung eitel und müßig wundert — ich erkenne alles dieses und noch mehr

der Vorzüge jener Hauptſtadt des europäiſchen Lebens: und doch habe ich mich dort — alles Gute erkennend — hieher geſehnt, und bin, weil ich Robert bin, lieber hier. Sehen muß man Paris alle vier, fünf Jahre wieder, damit man nicht in der tiefſinnigen Richtigkeit unſeres theoretiſchen Vaterlandes von der einen Seite verſinke, von der andern das alte ewige Unrecht mit abgeſchmackter, dummguter Schonung entſchuldige; aber für immer dort bleiben? wäre, mir wenigſtens, unmöglich! — Dabei aber ſehe ich wohl ein, wie ein Gelehrter irgend eines beſtimmten Faches dieſen Ort, wo ihm alle Mittel zu ſeinem Studium, und nirgends ſo vollſtändig vorhanden, frei und leicht zu Gebote ſtehen, zu ſeinem ſteten Aufenthalte wählen kann; daſſelbe begreife ich von einem Damen-Arzt wie Koreff, von einem Humboldt, dem die Salons die ſchönſte Natur, die Natur und die Naturen Kabinette ſind, der Morgens um zehn ſchon auf den Beinen, Abends um ein Uhr noch in Geſellſchaft iſt; tauſend Dinge einrichtet, jedem Bekannten pünktlich und dienſtfertig zu Gefallen lebt, eine immenſe Billet-Correſpondenz in Paris unterhält, dabei doch auch Alles lieſt und Vieles ſchreibt, und alſo höchſtens drei Stunden Schlaf bedarf — auch der Muſiker, auch der bildende Künſtler kann in Paris leben, denn er findet hier mehr als irgendwo Beſtellungen und Anerkennung; ein Publiziſt nun gar findet nur in Paris freien Spielraum. Kurz es giebt nur zwei Gattungen von Menſchen, die aufhören würden, ſie ſelbſt zu ſein, wenn ſie fortwährend in Paris blieben: der Philoſoph nämlich und der deutſche Dichter. Wenn ich von dieſen Beiden nicht ein klein Broſämlein

wäre, so wäre ich gar nichts; ich muß mir also — um nicht zu verzweifeln — einbilden, daß ich von dieser Wissenschaft und von dieser Kunst ein wenig erlernt habe. Nun aber kann kein Mensch nirgends in der Welt so einsam dastehen, als ein deutscher Dichter oder Philosoph in Paris — und einsam Sein ist der Tod aller Wissenschaft und Kunst; nicht die Einsamkeit, welche vielmehr ihre Mutter ist, aber einsam im heterogenen Gewühle, d. h. gänzlich verlassen sein. Uebrigens schreitet die Menschheit so langsam vorwärts, wie jener Pilger nach Jerusalem: zwei Schritte vor und einen zurück; und jeder dieser Schritte dauert zehn, zwanzig, ja hundert Jahre, das ist höchst langweilig zum Zusehen; und da man jetzt gerade einen der langen langsamen Schritte zurückmacht, so kann ein glücklicher und müßiger Zuschauer wie ich nichts Besseres thun, als unterdessen in einer schönen und stillen Natur sich bei den Göttern, bei den Musen ansagen lassen, und hoffen, daß sie Ihn annehmen werden. Berge und Bäume, Grün und Sonnengold sehen zu meinem Fenster hinein und geben mir recht! Ja, liebe Rahel, es mag unmännlich sein, aber ich bin so alt leider und, Gott Dank, so jung, daß ich nichts als Ruhe und schöne Natur mag und will! — Apropos von schöner Natur! Ich habe in Paris das größte Wunder der Kunst gesehen. (Dieses Apropos soll kein Witz sein; Natur und Kunst sind mir keine Gegensätze.) Dieses Naturwunder der Kunst, dieses Kunstwunder der Natur ist die lange lange lange nicht genug berühmte Pasta!!!!! Aber wie soll ich beschreiben? Sie ist durch und durch und ganz und ungetheilt Kunstwerk, und zwar eines jener unendlich seltenen, das uns die innigste

und unwiderlegbarſte Ueberzeugung aufdringt, daß es das in ſeiner Art Vollkommenſte iſt. Ja, ich weiß es, wie ich von meiner Exiſtenz weiß, daß die Pasta nicht allein die größte tragiſche Schauſpielerin unſerer Zeit iſt, ſondern auch, daß es vor ihr keine größere gegeben hat. Die Raucourt, die Duchénois und die George, die Bethmann, Hendel-Schütz, Schröder und Stich, ſie verſchwinden vor dieſer Sonne, und ich glaube allen den genannten Damen eine Ehre erwieſen zu haben, ſie nur neben dieſer vollendeten und gottbegabten Tragikerin zu nennen. Ihre Stimme gehört nicht zu den tadelloſen; denn obgleich ſie das große Volumen und die Weichheit ihres italieniſchen Vaterlandes hat, obgleich ſie in den höheren Tönen äußerſt klangreich iſt, ſo ſind die tiefen und die Mitteltöne umſchleiert. Allein auch dieſes weiß ſie ſo geſchickt anzuwenden, daß dadurch der tragiſche Ausdruck verſtärkt wird. Ich weiß Dir keinen deutlicheren Begriff ihrer Geſangsweiſe zu geben, als wenn ich ſie mit der Marchetti vergleiche, eben dieſes ergreifende Rezitativ, eben dieſen Tiefſinn, dieſen Gedankenreichthum, dieſe Nothwendigkeit in jeder Verzierung, oder vielmehr nicht eben ſo; denn Alles iſt noch geſteigerter, noch ſchöner, noch kunſtreicher; ihre vollendete Catalaniſche Kehlenfertigkeit, ihr Sontagſches Flötengelispel und Nachtigallengewirbel ſind nur Nebenſachen, nur Mittel, keineswegs der Zweck ſelbſt. Kurz, um Dir Alles mit Einem Worte zu ſagen, ſie hat im Othello, und keineswegs nur im dritten, doch etwas charakteriſtiſchen, Acte, ſondern gleich vom Anfang, die frivolſten tanzartigen und jobelnden Stellen in eine ſo tief-tragiſche Muſik verwandelt, daß man ſich der

Thränen nicht erwehren konnte; und das lediglich durch den tief-ſchmerzlichen Ausdruck, den ſie in jede Verzierung, in jede Roulade hineinzulegen wußte, ſo daß Roſſini von rechtswegen über ſeine eigene nie gehörte Muſik erſtaunen müßte. Und bei alle dem .... verſchwindet die Sängerin durchaus vor der übergroßen und unbeſchreiblichen tragiſchen Schauſpielerin!!!!! Die ſchönſte Geſtalt, das edelſte Geſicht, jedes Ausdrucks fähig, immer beweglich, immer ſchön, in Luſt und Schmerz, in Zorn und Verachtung, in Stolz und Unſchuld, in bittern Thränen und im Todeskampf und Todesangſt. Keine Miene darf man verlieren; denn jede iſt ein Kunſtwerk; eben ſo jede Bewegung, und in jeder Stellung iſt ſie die tragiſche Muſe ſelbſt. Dabei keine Spur von Convention, alles neu, ſelbſt und wie im Augenblick erfunden, von den Muſen eingegeben; und doch wieder, als wäre es das Reſultat kritiſchen Nachdenkens, kurz, ächte Kunſt! — So wenig hergebracht ſind ihre Bewegungen und Stellungen, daß ſie oft eckig ſind; ſie zeigt gern das Innere der Hand mit ausgeſtreckten Fingern, es iſt wunderbar ſchön; ſie hockt ſich hin! es iſt der tiefſte Ausdruck des Schmerzes und Unglücks und das Haus erbebt vor Schrecken und Mitleid; ſie ſtellt ſich im dritten Act in der Mordſcene dicht an Othello ſeitwärts, ſteht auf den Zehen, drängt ſich an ihn und will mit erhobenem Haupte auf ihn herabſehen, es iſt der eindringlichſte Ausdruck des höchſten Unſchuldsgefühls und der Indignation zugleich, ſo verkannt zu werden. Mir kommen die Thränen ins Auge, während ich dieſes nur ſchreibe! Im zweiten Act, wo, nach vollbrachtem Zweikampf, der Chor eintritt, treibt die ängſtliche,

unruhige Sorge um den Geliebten ſie vom Vorgrunde bis tief in den Hintergrund, der Reihe nach jeden Krieger um das Schickſal Othello's befragend — man athmet kaum, ſo theilt ſich uns ihre Angſt mit. — Nun erfährt ſie, daß der Geliebte Sieger iſt, und eilt mit einem ſo von Freude und Dank verklärten und leuchtenden Geſicht in den Vorgrund, daß das ganze Haus von freudigem und lautem Applaus erſchallt, lediglich des Geſichts, des Ausdrucks wegen! Aber in demſelben Augenblicke tritt der Vater ein, und wie vom Blitz getroffen ſinkt ſie zuſammen, und die ganze Laſt des alten Unglücks drückt ſie zu Boden und alles künftige Unheil braut aus der dunkeln Nacht des tragiſchen Antlitzes. Das Bindungsmittel, wodurch ſie alle die einzelnen, herrlich dargeſtellten Momente zu einen weiß und dieſen (nicht den Shakeſpearſchen) Charakter motivirt, iſt dieſes: So oft der Vater zu ihr oder ſie zu ihm ſich wendet, iſt ſie die vom Unglück gebeugte, aber ehrfurchtsvolle, um Verzeihung und Schonung flehende Tochter; ſo oft aber der Mann ſich zu ihr wendet, oder ſeine Stimme erhebt, der ihr aufgedrungen werden ſoll, ſieht man ihr den körperlichen Abſcheu an, den er ihr erregt; erſt zieht ſie ſich, durch Geſichts- und Körperausdruck, vor ihm zuſammen, gleichſam wie vor einem ekeln, widerwärtigen Inſekt; bei größerer Zudringlichkeit wird ſie entrüſtet und bis zur Tragik empört. Wunderbar ſchön und kunſtreich macht ſich dieſes nun in den Enſemblestücken, wo ſie zwiſchen dieſen Beiden ſteht; jetzt voll Schmerz und kindlicher Ehrfurcht den Vater um Mitleid anfleht, und nun, noch zu ihm hingewendet, vor innerm Abſcheu zuſammenſchaudert, da ſie nur die Stimme des Widerwärtigen

hört, darauf ſich verachtungsvoll zu ihm kehrt, wo ſich dann ihr Gefühl bis zu Entrüſtung und Zorn ſteigert, bis ſie ſich wieder demuthsvoll bittend zu dem Vater hinwendet. Ich fühle das Manierirte in meiner Beſchreibung ſehr wohl, aber der großartige, edle Styl dieſer vollendeten Tragikerin iſt eben unbeſchreiblich. Unbeſchreiblich iſt es, wie ſie die Harfe ſpielt, wie angemeſſen gerade zu dieſer Situation: wie total verſchieden und antik-ſchön ſie zwei Mal auf dem Ruhebette daliegt, einmal ſchlafend und einmal tort, nein, nicht tort ... ermordet! Schlafend: den Arm, der von dem Auditorium abgewendet iſt, über das Haupt gelegt, ſo daß man die Hand ſieht, den andern ſanft und ruhig herabhangend — ermordet: das Haupt rücklings zur Erde, mit wallendem Haar, und neben dem Haupt liegt der Arm, während der Körper auf dem Bett ruht. Schaudervoll!! Zwei Bilder, wie ſie ſo ſchön noch nie gemalt wurden. Man muß das Alles ſehen und hören; denn könnte man es beſchreiben, ſo wäre es nicht das, was es iſt. — Eine gute Satisfaction habe ich aber gehabt, auf die ich mir etwas einbilde. Ich ging nämlich ins Theater lediglich in der Erwartung, eine große italieniſche Sängerin, im neueſten Sinne des Wortes, zu hören; von ihrer Schönheit hatte ich auch gehört, von ihrem guten Spiele aber wurde nur beiläufig geſprochen und kein Wort von ihrer genialen Tragik. Und nun, nachdem ich mit Enthuſiasmus von der gewaltigen Schauſpielerin ſprach, höre ich, daß Talma ſie für das erſte tragiſche Genie erklärt und geäußert habe, daß es entzückend und zugleich niederſchlagend für ihn ſei, zu ſehen, wie das, worüber er zehn und zwanzig Jahre ſtudirt habe und den-

noch nicht erreicht, von dieser Italienerin augenblicks errathen und vollkommen ausgeführt würde. Kurz, Du siehst, daß Talma von der Pasta denkt, wie Fleck von der Marchetti dachte. Auch ist die Pasta eine wiedererstandene Marchetti, aber um so viel schöner sie als diese ist, um eine so größere Sängerin und Schauspielerin ist sie auch, und keine, keine kann sich auch nur im Entferntesten mit ihr messen. Sie verläßt Paris im November, um nach Neapel zu gehen. Ich nehme es für eine Gunst des Schicksals, sie gesehen zu haben.

Hast Du denn meinen großen Brief aus Paris erhalten?

Ricke läßt grüßen. Sie ist wohl — spazieren gefahren. Wir haben von Paris bis hieher nur sechzig Stunden gebraucht.

Den 30. August.

Wir waren in der letzten Zeit viel mit Benj. Constant's, sie bei uns, wir bei ihnen, zusammen beim Restaurant gegessen, Billette gewechselt ꝛc. ꝛc.; es läßt sich gut, leicht, pflaumenweich v— lustig mit Beiden leben; sie wollten anfänglich mit nach Baden, jetzt ist es bis zum künftigen Sommer verschoben, wo sie uns ein Rendezvous in Genf geben wollen. Humboldt, der sich sehr artig betragen, war noch wenige Stunden vor unserer Abreise bei uns, er geht im Februar nach Berlin. Auch Pauline habe ich gesehen; ein Wagen auf dem Boulevard, eine Dame, die mir ruft, es ist Pauline, und wir fahren etwas herum.

Emplettes zu machen. Sie lebt auf dem Lande, iſt ganz wie ſie war: die Mutter todt und ſie in guten Umſtänden. Oelsner iſt hier in Baden. Bei Gerard dem Maler waren wir viel, es iſt ein angenehmer Salon. Ricke iſt in Paris von dem jungen Magnus vortrefflich gemalt worden; nicht allein ſprechend und geiſtreich ähnlich, ſondern überdies ein ſchönes Bild, von allen Kennern in Paris bewundert. Du wirſt es ſehen, da es nach Berlin auf die Ausſtellung kommt; dann bekommen wir es, denn es gehört Ricken. Ich habe in Paris bei Jomard mit den drei Chefs der vierzig Egyptier gegeſſen, die der Paſcha dort erziehen läßt. Glaube mir, die Türken ſind gar nicht ſo üble Leute! allerliebſt angezogen, ſehr gutes, galantes Betragen, Damen zu Tiſche geführt ꝛc. ꝛc. Aber ſo conſequent ſind die Franzoſen, daß Jomard gewarnt wurde, dieſe Erziehungsanſtalt nicht einzurichten, und daß man Wort hielt und jetzt keiner ſeiner Freunde ihn mehr ſieht. Ich ſelbſt bin in nicht geringe Verlegenheit gekommen, als ich in einem liberalen Cirkel von meinem Diner mit den Türken ſprach. Es ward eine kleine Pauſe: et puis comme si je n'avais rien dit, fuhr der General Sebaſtiani in dem frühern Geſpräche fort. — Was ich ſonſt noch von Paris zu ſagen wüßte, kannſt Du im Morgenblatte vom Mai an, unter dem Titel „Aphoriſmen aus Paris", nachleſen und ſehen, ob das Ganze ein Bild von dem jetzigen Paris giebt. Ehe zwanzig Jahre vergehen — ſo glaube ich — wird ein großer Theil Frankreichs proteſtantiſch ſeyn, oder der Katholizismus ſelbſt erleidet eine Reformation. Die wiſſenſchaftliche = philoſophiſche = theoretiſche Revolution fängt eben zu keimen an:

die der Kunſt iſt ſogar ſchon mehr vorgeſchritten: aber ohne Philoſophie (Wurzel) iſt ihr Wachsthum ein kränkelndes. — In Carlsruhe zieh'n wir in das Weinbrennerſche Haus, Fenſter auf den Beiertheimer Weg und die Berge von Baden, großen Garten hinter dem Hauſe. Was ſagſt Du zu dem lieben Berlinchen, daß dort der Scherz, den ich für die Neumann machte und der ſo ſehr in Leipzig und Frankfurt gefiel, nicht gegeben werden konnte, weil ein Paar ſchwache Ochſen ihn für anſtößig erklärten. Ça fait pitié! Die Deutſchen haben für dieſes Wort, das fortwährend auf ihr öffentliches Leben paßt, deshalb keinen Ausdruck, weil ſie kein Gefühl dafür haben; es fehlt ihnen an aller Indignation. Gott erhalte mir meine Ruhe in meinem ſchönen Baden, wo ich auf jedem Spaziergange nach Frankreich hinüberſehe und weit von Belitz, Jüterbock und Luther und Wegnerſcher Bildung bin. Grüße Varnhagen und Markus viel und herzlich und theile Beiden dieſen Brief mit. Gans ſoll nächſtens von mir hören.

Dein

L. Robert.

An Profeſſor Eduard Gans.

Carlsruhe 23. December 1825.

Ihren Brief aus Stuttgart vom 21. December habe ich, mein lieber Freund, erſt heute am 23., alſo einen Tag ſpäter, als ich ſollte, erhalten. Dennoch richte ich dieſes Schreiben nach Weimar, in der Hoffnung, daß Sie es dort finden ſollen. Auch ich nenne Ihre Miſſion eine geſchickte,

kann aber nicht umhin, auch mir zu ſchmeicheln und zu behaupten, daß ich dem Geſandten eine ſehr gute Inſtruction gegeben habe, indem ich ihm ſagte, daß mit C.... in einer mündlichen Viertelſtunde mehr zu machen ſei, als mit zwanzig Briefen. Wir können nun, da er uns freie Hand läßt, dieſes wahrlich nicht unwichtige Unternehmen durchaus nach unſerer beſten Einſicht einleiten. Thun Sie alſo das Nöthige, was vorläufig dafür geſchehen muß, und geben Sie mir von dem, was Sie thun, beſtimmte Nachricht. Ich halte es für nöthig, daß Sie mich vorläufig in Paris ankündigen, ja proniren! Zu dieſem Zwecke wäre eine Aufzählung meiner Schriften im Globe wirkſam. Ich nenne ſie Ihnen: Die Macht der Verhältniſſe, die Tochter Jephtha's, die Kämpfe der Zeit bei Cotta. (Erinnern Sie hier an die Messeniennes des Delavigne! Die Ueberſetzung des récit de Theramène aus der Phädra wörtlich und gereimt, nicht wie Schiller en vers blancs — und das Gedicht an die Mars nicht zu vergeſſen!!!) Die Ueberbildeten (nach Molière précieuses, das erſte Stück, welches von mir im Jahre 1803 auf der Berliner Bühne erſchien); Blind und Lahm; die Richtigen, im Jahrbuch deutſcher Bühnenſpiele; Omaſis oder Joſeph in Egypten, Trauerſpiel aus dem Franz. des Baour Lormian in gereimten Alexandrinern wörtlich überſetzt, bei Hitzig 1808; Kaſſius und Phantaſus, Vereinsbuchhandlung; Kritiken im Morgenblatte; Kleinere Gedichte in verſchiedenen Almanachen; die Sylphen, Oper, comp. von Himmel, die Wette, Oper, comp. von Anſelm Weber; Omar und Leila, Oper, comp. von Feska; Promenaden eines Berliners in

ſeiner Vaterſtadt, eine Reihe Gedichte an Tieck. Eine Sammlung meiner Gedichte wird bald erſcheinen. Was Sie dem Schleſier von Profeſſion über deutſche und franzöſiſche Begeiſterung geſagt haben, iſt erſchöpfend trefflich. Vergeſſen Sie nicht, dieſem eiteln Studenten, dieſem kurſichtigen Popanz das Ihnen mitgegebene Wahrzeichen an den Domino ſeiner kritiſchen Anonymität anzuhängen; und ſollte es Gubitz nicht wollen, ſo laſſen Sie es in die Voſſiſche abdrucken und ſchicken mir alsdann ein Exemplar, bitte! Daß Sie die Berliner Correſpondenz für das Morgenblatt übernommen haben, iſt für mich, iſt für die Kunſt eine erfreuliche Nachricht. Mit dem für die Allgemeine aber beſchwöre ich Sie bei Ihrem eigenen Wohle, ſich in Acht zu nehmen. Ja, was noch mehr iſt, ſuchen Sie in dieſen Artikeln wenigſtens die Form der Verſöhnlichkeit (ich meine bei politiſchen Aufſätzen und Nachrichten) ſtreng beizubehalten — Sie ſind zu feurig für das Gute und Rechte und zu jung noch, als daß ich nicht befürchten müßte, daß Sie ſich hier in Ihrer Laufbahn ſchaden und den hiſtoriſchen Männern Blößen geben könnten, zum Kampf nicht, aber zu banditenartigen Verwundungen. Folgen Sie alſo meinem Rath: ziehen Sie die Brücke ſelbſt hinter ſich auf, ſein Sie Ihr eigener Denunziant und ſagen Sie dem Hrn. v. K. u. Co., bevor Sie noch ein Wort in die Allgemeine ſenden, daß Sie der Berliner Correſpondent dieſer Zeitung ſind. Dieſe Vorſorge wird Ihren Ton mildern und tauſend andre Vortheile Ihnen gewähren. Zeigen Sie der Varnhagen dieſe Stelle und fragen Sie, ob Sie nicht meinem Rathe folgen ſollen. Dahingegen iſt die Errichtung

einer Literatur-Zeitung etwas Großes. Wir haben in Deutſchland noch kein gelebrtes kritiſches Blatt, von dem man ſagen könnte, daß es eine Farbe habe, vielweniger denn ein kritiſch-wiſſenſchaftliches Princip; daher die ungeheure Verwirrung im allgemeinen Urtheil über Wiſſenſchaft und Kunſt, wo Niemand weiß, wer Koch oder Kellner iſt, ob Goethe, Müllner oder Pustkuchen, ob Schlegel oder Hegel Autoritäten ſind. Hier iſt noch eine weite breite tabula rasa zu ſchöner Wirkung, und ich beſchwöre Sie, thätig zu ſein. Schreiben Sie mir bald von Berlin aus, denn wir müſſen ja jetzt in einer correspondence suivie bleiben. Hotho meinen ſchönſten Gruß! Ihr

L. Robert.

An denſelben.

Carlsruhe, den 7. April 1826.

Ihren Brief vom 31. März, mein verehrter Freund und lieber Gans, habe ich geſtern am 6. April erhalten. Morgen am 8. ſollte ich, wie beſtimmt, reiſen. Der ſaumſelige oder vielmehr ſaumſelige Cotta iſt aber Schuld, daß es ſich noch einige Tage verzögern wird. Er wollte in den erſten Tagen des April herkommen, mir die nöthigen Credit- und andre Briefe mitbringen und das Letztere noch beſprechen. Nun ſchreibt er mir geſtern, daß er erſt in vierzehn Tagen kommen könne; das geht aber nicht an, denn ich habe gepackt, bereits ein Quartier in Paris und muß das meinige hier verlaſſen. Nun bin ich zwar durch dieſe Cottarie in eine unbehagliche Lage geſetzt, und muß die Annehmlichkeit,

mit Wolff's (ſie ſind geſtern fort) die Reiſe zu machen, entbehren; und doch iſt es wieder gut, da meine Frau nicht ganz wohl war und iſt, und ſich nun noch einige Tage völlig erholen kann. Für die Mühe, die Sie ſich mit meinen Empfehlungsbriefen gegeben haben, danke ich Ihnen herzlich, und würde darüber beſchämt ſein, wenn ich mein Gewiſſen nicht rein fühlte, d. h. wenn ich nicht das lebendige Gefühl hätte, wie ich in ähnlichem Falle auch für Sie thätig ſein würde. Daß der Artikel Robert gerade während meiner Anweſenheit in Paris im Globe erſcheinen ſoll, iſt etwas ängſtlich für mich; es ſieht ſo gemacht aus und könnte mich in ein falſches Licht und in Verlegenheit ſetzen, beſonders wenn nicht vorher ſchon andre Artikel über Andre in demſelben Blatte ſtehen. — Ob ich mich freuen ſoll, daß Sie in Berlin Profeſſor wurden, weiß ich nicht, denn ich kann es nicht beurtheilen, ob Sie gerade von dieſem Punkt aus tief und beſonders weit wirken können. Faſt glaube ich, daß Sie am Rhein ein regeres Leben, feurigere Verbündete und beachtungswürdigere Gegner gefunden hätten. Auch wäre da die Nähe an Frankreich und der eben daher lebendigere wiſſenſchaftliche Verkehr in Anſchlag zu bringen. Doch beſcheide ich mich, auf einem mir ganz fremden literariſchen Felde ein Urtheil zu haben. — Die Errichtung einer allgemeinen Berliner Literatur-Zeitung iſt wahrlich etwas ſehr Wichtiges und intereſſirt mich um ſo mehr, als ſich das in Paris zu unternehmende Blatt füglich an dieſes Inſtitut anſchließen könnte. Was meinen Sie dazu? Und könnten Sie Cotta nicht hierauf aufmerkſam machen? Daß Hegel mich eigens dafür deſignirt hat, iſt

eine Ehre, die einen ſo obſcuren Menſchen, wie ich bin, in Erſtaunen ſetzt; unter obſcur verſtehe ich aber nicht, daß ich juſt verdiene, obſcur zu ſein. Grüßen Sie Hegel ehrerbietig von mir; ich bin ſtolz, daß er mich für einen Dichter hält, und mehr als ſtolz, daß er, trotz meines in Fleiſch und Blut übergegangenen Fichtianismus, mir dennoch Kritik zutraut. Ihre und Hotho's Mittheilungen in der Allgem. Zeitung und dem Morgenblatte glaube ich hier und da erkannt zu haben. Ich kann nur im Allgemeinen ſagen, daß mir die Ihrigen ſehr wohl behagt haben, und auch Hotho's, obgleich ich bei den letztern Beſtimmtheit, oder vielleicht auch nur Derbheit vermißt habe. Ueber das Einzelne kann ich nichts ſagen, denn nur der Totaleindruck iſt mir im Gedächtniß geblieben, da ich jetzt nur franzöſiſche Journale mit emſiger Aufmerkſamkeit leſe, um bei meiner Ankunft in Paris au courant zu ſein. Da findet man immer Tröſtliches! So iſt z. B. neulich in der Pairskammer öffentlich geſagt worden, was ich ſchon ſo lange über ein Wort Montesquieu's dachte, das den Confuſen und Böſen als Schutz- und Trutz-Waffe allzulange ſchon dient: daß nämlich keine Monarchie ohne eine Ariſtokratie beſtehen könne; daß aber Montesquieu's Monarchie der maskirte Name für Ludwigs XV. Despotie, und Ariſtokratie ſein ebenfalls maskirter Name für Erbadel iſt. Da es aber in Europa eine Epoche gab, wo es einen Erbadel gab, ohne daß eine wahrhafte und heilſame Ariſtokratie exiſtirte, ſo dürfte wohl dieſe Epoche die Vorſchule ſein für eine andre Epoche, in welcher eine ächte Ariſtokratie erſtehen ſoll, ohne daß ein Erbadel exiſtire. Ihr Verſprechen, daß Sie mir nach Paris hinüber

die deutsche Hand reichen wollen, befeuert mich faulen Schreiber zu diesem breiten Briefe. Halten Sie aber auch Wort und lassen Sie mich nicht schmachten. Ich antworte dann auch recht ausführlich. Meine Adresse ist pr. adr. Vallentin, und ich gebe Ihnen Ihr treffendes Wort zurück: „Eine Correspondenz will zwei Schreiber haben!" — Die Nachricht über die Aufführung der „Macht der Verhältnisse" war mir angenehm. Ich habe das Stück vor funfzehn Jahren geschrieben: es ist bereits vierzehn Jahre auf den deutschen Repertorien und scheint erst jetzt gefühlt zu werden. Dies gerade wünschte ich einmal öffentlich definirt zu sehen; denn wahrlich, es dürfte auch seine Anwendung auf mein kleines Lustspiel „die Nichtigen" finden, welches ich noch immer für meine originalste und beste Arbeit in dieser Gattung halte. Aber je öfter die Macht d. V. gegeben wird, je mehr Eindruck sie machen, ein um so geflissentlicheres Stillschweigen beobachten die Berliner Kritiker darüber. Sie möchten gern machen, als ob das Stück gar nicht existirte, und doch geht das nicht. Hat denn der Postillon des Schnellwagens auch nichts darüber gesagt? Was halten Sie von diesem Börne-Seyn-Wollenden Journalisten? Gehört er wirklich zu den Erdflöhen, Blattläusen und anderm Geschmeiß, von denen Goethe sagt, daß sie sich untereinander fressen müssen, oder ist er etwas mehr werth? Tiefes habe ich noch nicht von ihm gelesen; nur oberflächlichen Flitterwitz. — Uechtritz scheint mir nach dem, was ich von ihm kenne, ein schönes dramatisches Talent; bis zur Kenntniß der Bühne hat er es noch nicht gebracht; indessen ist dieses der richtigere Weg; denn wir haben der Productionen nur zu viele, wo diese Kenntniß

des Bühnenneffens das leidige Surrogat eines wahrhaft dramatischen Talents sein muß und leider auch von der Masse dafür gehalten wird. Sr. Schulzens Rezensien über Darius ist wieder ganz in der Manier dieses Saalkarers: man liest und lieſt und lieſt, und am Ende hat man nichts gelesen. So wie seine Lobhudeleien über die Stich auch eben so gut über die Hieb oder die Brand oder die Schnitt sein könnten, so könnte diese Kritik über Darius und Alexander eben so gut über Kastor und Pollux, über Oreſt und Pylades, ja über Luther und Wegner sein. — Ich habe der Barnbazen einen Schwank in drei Aufzügen „Staberl in höheren Sphären" geschickt. Lassen Sie sich das Ding doch einmal geben und sagen Sie mir in irgend einem öffentlichen Blatte Ihr Urtheil darüber. Dabei gebe ich Ihnen aber folgende Notizen: 1) Ist das Buch noch nicht im Handel; Sie könnten also nicht früher davon sprechen, als bis die Buchhändleranzeige erscheint, welches binnen kurzem geschehen wird: 2) ist das Ding im vorigen Mai auf dem Königstädter Theater anonym gegeben worden und hat zwei kämpfende Parteien erregt, wovon die eine (fremde, zum Manövre anwesende Offiziere), das Stück mißverstehend, ihre legitime Gesinnung an diesem unschuldigen Scherz durch Pochen anließ — und obgleich unsern guten König das Stück zu amüsiren schien, so hatten doch die kosmopolitischen Directoren nicht den Muth, das Stück zu wiederholen und so der Masse Raum zu geben und Zeit, um es zu verstehen. Ich überlasse es Ihnen, ob Sie davon sprechen wollen oder nicht. Einen andern Schwank: Neue Proberollen (pièce à tiroir) habe ich eigens für

die Neumann geſchrieben, und ſie wird das Ding nächſten Mai zum erſten Male in Leipzig ſpielen. Jetzt aber — ich ſehe es ein! — iſt es Zeit, daß ich einmal wieder etwas Größeres für die Bühne ſchreibe. Vielleicht werde ich in Paris dazu erweckt. Was es werden wird, weiß ich noch nicht, obgleich ich ſo manchen Plan habe. Aber ſo viel iſt gewiß, daß der Stoff weder aus dem Homer, noch aus den Nibelungen geſchöpft, der Held weder ein Isländer, noch ein Indier ſein ſoll, ſondern daß die Tragödie, oder vielleicht auch das Drama (was halten Sie von einem glücklichen, verſöhnenden Ende?) in dem heutigen Europa, wozu auch Amerika gehört, ſeine lebendige Wurzel haben wird. Dieſe lebendige Wurzel iſt auch der große Vorzug, den die Nacht v. V. vor andern neuern Tragödien hat, und der eigentliche Grund, weshalb das Stück, wie Sie ſagen, einen ſo bleibenden Succeß hat.

Den 9. April.

Heute habe ich Brief von Cotta, der endlich mich in den Stand ſetzt, meine Reiſe auf nächſten Mittwoch den 12. zu beſtimmen. Ich habe dem Freln bereits geantwortet und ſchreibe Ihnen hier eine Stelle aus meinem Brief an ihn, zu Ihrer Notiz ꝛc., ab:

„Vom Hrn. Prof. Gans habe ich dieſer Tage ein „Schreiben gehabt, worin er mir von einer allgemeinen „Berliner Literatur-Zeitung ſpricht, auf deren Herausgabe „Sie vielleicht eingehen würden, und deren Redakteur „Hegel ſein wird. Wäre nun dieſes Inſtitut mit dem in „Paris zu errichtenden nicht auf eine ſehr natürliche und

„fördernde Weiſe zu verbinden? Es könnten dieſe beiden „mit einander verbundenen Journale ein kritiſches Inſtitut „werden, wie noch keines in Europa exiſtirt; und ein „glücklicherer Zeitpunkt als der jetzige dürfte wohl auch „nicht dazu gefunden werden. Ich habe Gans dieſes mit„getheilt und ihn gebeten, Ihnen darüber zu ſchreiben."

Thun Sie das, lieber Freund! — Auch habe ich Cotta aufmerkſam auf einen Chriſtian Müller gemacht, der jetzt franzöſiſche Vorleſungen über deutſche Poeſie in Genf hält, die dort ungemeines Aufſehen machen. Er iſt der franzöſiſchen Sprache vollkommen mächtig und wäre zu dem Pariſer Inſtitut trefflich zu gebrauchen. Was meinen Sie dazu? Schreiben Sie mir ja nach Paris und theilen Sie dieſen Brief der Varnhagen mit. Vielleicht ſchreibe ich noch von hier aus! Adieu, Sie Braver!

Ihr

L. Robert.

Schöne Grüße an Hotho! Meine Frau grüßt auch. Sie packt ein. Aber iſt doch noch ſchön! —

An denſelben.

Carlsruhe, den 20. December 1826.

Lieber Gans,

Ihr in aller Form beginnendes, und dann zum freundſchaftlichen Briefchen werdendes, Schreiben erheiſcht eine doppelte Antwort. Auf das erſte erwiedre ich, daß ich die ausgezeichnete Ehre, welche mir die Societät für wiſſen-

ſchaftliche Kritik dadurch erweiſet, daß ſie mich in die Reihe ihrer Mitglieder einzutreten, auffordert, nach ihrem ganzen Umfange zu ſchätzen weiß. Aber eben weil ich dieſes weiß, ſo fühle ich mich auch unfähig, dieſen Platz einzunehmen, da ich ihn mit meinen geringen realen Kenntniſſen und bei gänzlichem Mangel an Gelehrſamkeit nie und nimmer würdig ausfüllen könnte. Ein anderes iſt es, eine Beurtheilung für das Morgenblatt, ein anderes, eine wiſſenſchaftliche Kritik für das Ihrige zu ſchreiben; ich wüßte eine ſolche nicht einmal anzufangen, geſchweige denn zu vollenden. Hiezu kommt nun noch, daß ich das Geſchöpf einer Schule bin — ich ſage Geſchöpf, denn ich ſchwöre auf das Wort des Meiſters — einer Schule, die Sie und die Ihrigen weit hinter ſich im Staube gelaſſen halten; ich würde alſo überall ſchon in den Prinzipien von Wiſſenſchaft, Kunſt und Religion gegen die Tendenz Ihres Inſtituts anſtoßen und mir beſtändig den Vorwurf eines platt-liberalen, platt-idealiſtiſchen und platt-Rationalen zuziehen, ohne mich durch gelehrte Citate geſchichtlicher Thatſachen rechtfertigen zu können. Wenn ich nun bei allem dem eine ſo ehrenvolle Aufforderung nicht unmittelbar von der Hand weiſen darf, ſo muß ich doch erſt die erſten Blätter Ihres kritiſchen Unternehmens abwarten, um zu erſehen, ob — und wie ich daran Theil zu nehmen vermag.

Dies die Antwort auf den offiziellen Theil Ihres Schreibens. — Dem Freunde ſage ich nun noch, daß es mir lieber iſt, wenn mir die Kritik eines Buches aufgetragen wird, als wenn ich es ſelbſt wählen ſoll, weil dadurch meine Verantwortlichkeit geringer wird. — Wenn ich jetzt zu

irgend einer Kritik Luſt hätte, ſo wäre es zu der Kritik einer Kritik, die ſich im Brockhauſeſch Litter. Unterhaltungsblatte über Raupachs Iſidor und Olga befindet. Ich halte dieſe Rezenſion für ein höchſt ſchädliches, die Jugend verführendes Machwerk, die den niederträchtigſten Ariſtokratismus predigt und den ächten Standpunkt der modernen Tragödie durchaus verrückt. Es iſt das jeſuitiſche Kunſtſtückchen eines gebohrenen Juden, der ſich zum adlichen Informator kriechend emporgearbeitet und ſeine philoſophiſchen Ansichten in — — Theezirkeln, ſeine geſchichtlichen in — — ſchen erlauſcht hat. Wie er ausſieht, ſo iſt der Kerl: ein nachahmender, hämiſcher, boshafter und hochmüthiger Affe. — Ich mache Sie auf ein Buch aufmerkſam, das wahrlich! wahrlich! ſo wichtig iſt, daß es zu den erſten gehören ſollte, über die in Ihrem Blatte ausführlich geſprochen wird. Haben Sie, ich bitte Sie inſtändigſt, das Vertrauen zu mir, es ſich ſogleich anzuſchaffen und zu leſen! Es heißt: Betrachtungen über den Proteſtantismus, Heidelberg, Winter 1826. 8. Der Autor, den ich kenne, hat ſich nicht genannt und will auch fürs erſte nicht bekannt ſein. Ich enthalte mich jedes Urtheils über das Buch: aber leſen Sie! — —

Ihr Urtheil über München ſtimmt ganz mit dem überein, was ich von dorther an die Varnhagen ſchrieb: ich kenne keinen Ort, der mir ſo widerlich wäre. Es iſt das ſteinige Deutſchland: viel ſchlimmer, als das ſteinige Arabien: ſie betragen ſich aber dort, als ob ſie im glücklichen wären; ſie möchten gern das ſüdliche Berlin vorſtellen, verhalten ſich aber zu Berlin, wie ihre beſten Fürſten

zum großen Churfürſten und Friedrich II. Wie ihnen dort der Südwind Kälte bringt, ſo auch die Kunſt und überhaurt jede Cultur. Da lob' ich mir mein dummes Carlsruhe, dem rings die ganze Welt eine terra incognita iſt.

Meine Frau grüßt Sie herzlich. Mad. Neumann hat ſchon längſt mit Achtung und Dankbarkeit von Ihrem Aufſatze im Morgenblatte geſprochen. Haben Sie darin zwei Gedichte von mir geleſen? Der deutſche Dichter, eine wahre Romanze, — und an Kanzler v. Müller? und was ſagen Sie dazu? Ich bin fleißig. Doch arbeite ich jetzt nichts, was Sie intereſſiren dürfte.

Ihr

L. Robert.

Karl Ernſt Oelsner.

Geboren 13. Mai 1764.
Geſtorben 18. October 1828.

Durch Mittheilung einiger Briefe von Oelsner — dieſes ausgezeichneten, lange nicht genug gekannten Mannes — ſoll das Intereſſe an demſelben erneuert und die Aufmerkſamkeit auf eine vollſtändige Correſpondenz deſſelben gelenkt werden, welche die Jahre 1815—1825 umfaßt und an einen bedeutenden, einflußreichen preußiſchen Staatsmann gerichtet, nächſtens erſcheinen wird.

An Kiesewetter in Berlin.

Paris den 17. Novbr. 1815.

Wahrſcheinlich wußten Sie, daß ich durch Milde immer leichter zu ziehen war, als durch Strenge; darum, allzugütiger Freund, begegnen Sie meinem Aufſatze mit unverdienter Nachſicht. Ihre Großherzigkeit, die ich ſchon ſo oft erprobte, muntert mich zu neuem Eifer auf. Leider nur bin ich gelähmt. Wenn es wahr iſt, daß ich nach Frankfurt gehe, müſſen meine Bücher reiſefertig bleiben. Mit dieſen wurde ſchon im Monat März das Dictionnaire de biographies eingepackt, welches vor einigen Jahren, dem Titel nach zu Leipzig, aber hier bei Michaud, in vier Octavbänden herauskam und bis zu Buonaparte's Abſetzung blos

unterschleifsweise zu kaufen war. Vielleicht ist es in Berlin aufzutreiben, wenn ich Ihnen die ganze Aufschrift angebe: Biographie moderne ou Dictionnaire biographique de tous les hommes morts et vivants qui ont marqué à la fin du 18ième siècle et au commencement de celui ci. Seconde édition. Leipzic chez Paul Jacques Besson 1806. Ich bedaure, es nicht zur Hand zu haben. Es würde mich in Beantwortung Ihrer Anfragen leiten und in den Stand setzen, Ihnen Genüge zu leisten. Lassen Sie sich das Werk empfehlen sein. Freilich enthält dasselbe nur nackte Notizen, aber sie sind bündig und treu, zuverlässig unpartheiischer, als sie in den beiden neuen Ausgaben wieder erscheinen werden, die zwei der hiesigen Buchhändler angekündigt haben. Blacas dürfen Sie nicht darin finden. Dieser Minister stammt aus einer alten, sehr herabgekommenen Familie des mittägigen Frankreichs. Anfangs Abschreiber des Herzogs von Avaray, wurde er nach und nach Secretair und alles vermögender Günstling Ludwigs XVIII. Er hat seine Lage benutzt, sich zu bereichern. Da es ihm wohlging, glaubte er, jedermann müsse zufrieden sein. Der Dünkel, womit er alle Nachrichten über Buonaparte's Schicksale als thörichte Gerüchte abgewiesen, brachte ihn, nachdem die Rückkehr erfolgt war, in den Verdacht des Einverständnisses, doch wohl mit Unrecht. Weniger Nachlässigkeit und Unverstand hätten großes Unheil verhütet. Trotz der ihm gebührenden Vorwürfe hat er sich in der Gunst des Königs zu behaupten gewußt. — Wiewohl meine Verbindung mit Sieyes schon seit fünf Jahren aufgehört, möcht' ich nicht gern über einen Mann absprechen, der es ehrlich meinte, wiewohl seine über-

triebene Meinung von ſich ſelbſt und ſeine Unkenntniß der Welt ſehr viel geſchadet haben. — Daru, den Sie ſo lange in Berlin beſaßen, muß Ihnen beſſer bekannt ſein, als mir. In ſeiner Jugend war er Erzieher. Nachher hat er ſich einen mittelmäßigen Namen in der Literatur gemacht. Er gilt für einen guten Rechner. Seiner phyſiſchen Thätigkeit kommt Niemand gleich. Mit Recht wird er für den brutalſten aller Knechte gehalten, die Buonaparte's Dünger führten. — Ney iſt ein Elſaſſer und hat zuerſt als Gemeiner in einem Huſarenregimente geſtanden, mit dem, als Marſchall bei den Muſterungen er, zur großen Freude ſeiner alten Kriegskameraden, gern ein Wörtchen deutſch ſprach: es iſch woarm u. dgl. in Elſaſſer Mundart. Lange weigerte er ſich, General zu werden, weil in den frühern Jahren der Revolution die Stelle eines Adjudant commandant mit glänzenderer Thätigkeit verbunden war, als die eines Général de brigade. Der Adjudant commandant konnte, wenn es dem Oberfeldherrn gefiel, einen ganzen Flügel anführen, indeß der Général de brigade auf ſeinem untergeordneten Standpunkte blieb. Sein Privatleben iſt ohne Tadel. Im öffentlichen hat er ſich den Ruf der höchſten Bravour erworben, den eines vorzüglichen Kopfes hatte er nie. Von ſeinem gänzlichen Mangel an Ueberlegung zeigt ſein unbeſchönigter Uebertritt zu Buonaparte. Man erkennt da den gemeinen Dienſtboten, der, ſobald er die Stimme ſeines alten Herrn vernimmt, unwillkürlich den Hut abzieht und in das Gleis des gewohnten Gehorſams kriecht. — Hülins Artikel, wie ich mich erinnere, iſt der allerſchmählichſte in den Augen des Hofes, der ihm eine ganz beſondere Undankbarkeit vor-

wirft. Durch ich weiß nicht welche Vergünstigung war Hülin, wiewohl Sergeant in den Gardes françaises, Aufseher oder Verwalter der Buanderie de la Reine. Er führte den Angriff auf die Bastille und brachte de Launay in das Hôtel de ville, wo der Gouverneur, den Hülin zu retten suchte, ermordet wurde. Am 4. oder 5. October 1789 zog er mit einer ansehnlichen Mannschaft nach Versailles, den König nach Paris zu holen. 1792 griff er am 10. August die Tuilerien an und erstürmte sie. Unter Robespierre kam er ins Gedränge und wäre beinahe mit Bailly hingerichtet worden, auf dessen Befehl er im Sommer 1791 unter die Aufrührer im Marsfelde gefeuert hatte; daß er bloßes Werkzeug gewesen, rettete ihn. Wie Buonaparte seine Feldzüge in Italien eröffnete, befand sich Hülin bei ihm. Daß er den Vorsitz geführt in dem Halsgerichte, welches den Herzog von Enghien verurtheilt, ist weltkundig. Bei allen diesen blutigen Thaten ist Hülin ein nicht nur sehr höflicher, sondern sogar weichherziger Mann. Den Tag nach der Hinrichtung des Herzogs kam er zu einem seiner Freunde wie verzweifelnd, warf sich in einen Sessel, heulte, jammerte, raufte sich die Haare. Aber um Gotteswillen, was ist Dir? Es zerreißt mir das Herz, antwortete er schluchzend, ich bin der unglücklichste Mensch; ich habe heute Nacht einen Unschuldigen zum Tode verurtheilt, den Herzog von Enghien. Du bist ein Hundsfott, erwiederte der Hörer, eine feige Memme, zu thun, wovon Du im Voraus wußtest, es bereuen zu müssen. Als Zuschauer wohnte Hülin dem Criminalprocesse des Herrn Friedrich Tönniges bei, so gerührt, daß er sich der Thränen nicht enthalten konnte. Was Hülin

mit dem Säbel, ist Lacepede mit der Feder, immer bereit, aus reiner Weichherzigkeit für seine Gebieter und Meister jede Schändlichkeit zu begehn. Von allen Gelehrten, die sich in die Laufbahn der öffentlichen Geschäfte geworfen, hat sich Lacepede als der unehrbarste und gewissenloseste bewiesen. Den allerverderblichsten Maaßregeln Buonaparte's hat er die Schminke seiner Beredsamkeit geliehen. Hätte der Tyrann irgend einem seiner Feinde das Herz aus dem Leibe gerissen, es ihm um die Backen zu schlagen, und Lacepeden aufgefordert, die Handlung zu loben, so würde dieser keinen Anstand genommen haben, sie mit den zierlichsten Redensarten der schmachtendsten Empfindsamkeit auszustatten. Die Natur hat nichts kriechenderes hervorgebracht, als diesen Beschreiber der Reptiles. Vor der Revolution kroch er an einigen kleinen deutschen Höfen, besonders in Darmstadt. Hofjunker, suchte er deutscher Reichsgraf zu werden. Ich weiß nicht, welche Umstände, ich glaube, es war irgend eine Anstellung, ihn nach Frankreich zurückführten. In Paris wurde die Biegsamkeit seines Rückgraths zum Sprichwort. Bei jedem Jahreswechsel, da er alle seine Wünsche zu Fuß abstattete, mit dem Hute unter dem Arme, gleichviel, bei welcher Witterung, ließ er mit den Fingern auf sich weisen. Da war kein Sudelloch, kein Kammerdiener, keine Schleußnerin, denen er nicht seine Verbeugung machte, bei denen er nicht seine Karte abgab. Man mag sich benehmen, wie man will, ihm gelingt es beständig, den letzten Buckelnir zu machen. Einen Bedienten, der ihm ein Billet bringt, begleitet er bis an die Thür, den Herrn selbst verfolgt er auf die Treppe, kurz, er ist nicht zu ermüden, er ist unser-

schöpflich in den Gebehrden der Höflichkeit. Im Sprechen hat er das Widerliche, daß ihm der Speichel beständig aus dem Munde läuft, so daß man ihn, der diese Sauce einzuschlürfen oder das Abfließen derselben zu verhüten bemüht ist, einen natürlichen Speichellecker nennen kann. Seinen Styl hat er sehr ausgebildet. Er spricht und schreibt mit ausgezeichnetem Geschmack. Ueberflüssig reich ist seine Phrase und daher scheint sie mir für den scientifischen Gebrauch nicht zu passen. Sein Werk über die Fische u. s. w. ist das eines akademischen Elogenmachers. Ein gründlicher Naturforscher ist er gar nicht. Ich habe während meines Aufenthalts am Meere seine Bemerkungen mit der Natur verglichen und die tiefe Ueberzeugung erlangt, daß Lacepede sie nie beobachtet hat, sondern die Natur nur vom Hörensagen und aus Büchern kennt. Man lese nur, was er über das Wachsthum der Muränen sagt. Daß er ein oberflächlicher Vielwisser sei, kann man ihm nicht absprechen. Auch mit Musik hat er sich beschäftigt und über diesen Gegenstand geschrieben. Professor beim Pflanzengarten, lebte er in vertrautem Umgange mit Madame Gauthier, die in dem nämlichen Hause wohnte. Nach dem Tode des Mannes heirathete er die Wittwe. Als auch sie starb, suchte er ihren Namen in seinem Werke über die Fische zu verewigen, indem er die Naturforscher bat, einem gewissen goldschuppichten Karpfen den Namen Charlotte Caroline zuzugesteben. Den jungen Gauthier, der vermuthlich sein Sohn ist, hat er an Kindesstatt angenommen. — Den Herzog von Dalberg kennt man zur Gnüge in Deutschland. Hier begann er seine Laufbahn als Gesandter von Baden. Talleyrand entdeckte in ihm eine

ausgezeichnete Anlage zum Jaherrn. Dieſes und ſeine Verwandtſchaft mit dem Primas, ſo wie ſeine Heirath mit dem Fräulein von Borignolles, deren Mutter bei Buonaparte in großer Gunſt ſtand, haben ihn emporgebracht. Sein ſchmutziger Geiz hat ihn ſogar bei den öffentlichen Mädchen lächerlich gemacht. Der Herzog von Aremberg hatte ihm aufgetragen, an eine Perſon, die ſich zu Kaſſel Verdienſte um Se. Durchlaucht erworben, funfzig Louisd'or abzugeben. Dalberg wollte dafür gratis Gefälligkeiten von der Dirne. Sie beſtand auf ihren Rechten, und wie er ſich nicht gutwillig fügte, rufte ſie Hülfe. Alle Prieſterinnen der Venus trivia, welche die Straße Lepelletier bewohnen, ſtrömten herbei, um künftig auf die Figur des Knauſers mit Fingern zu weiſen.

Wenn Sie wüßten, mein Verehrter, in welchem Gedräng ich ſchreibe, ſo würden Sie verzeihen, daß ich Ihnen ſo viel ſchlechtes Zeug hinſudle. Aus Frankfurt ſollen Sie beſſer bedient werden. Meine Adreſſe iſt: bei D. Jaſſoy, Aſchaffenburger Thor. Von ganzem Herzen

der Ihrige

Oelsner.

An Varnhagen von Enſe in Berlin.

Paris, den 3. März 1823.

Faſt möchte ich Berlin um ſeinen grimmigen Froſt beneiden. Er konnte, Hochverehrteſter, unmöglich ſo ſchlimm ſein, wie unſer hieſiges Wetter, das, ein Proteus von Näſſe und Kälte, von Nebel und Wind, zur Qual meiner Nerven,

nun ſeit vier Wochen ſchon hartnäckig anhält. Giebt es etwas Unausſtehlicheres, als das Schnauken und Pfeifen der Thüren und Fenſter? Gereizt, erſchüttert, ſtumpf und mürriſch, fühle ich mich unaufgelegt zu der geringſten geiſtigen Beſchäftigung. Wahrlich, um nicht zu verzagen, bedurfte ich Ihrer ermunternden Worte; aber ſie ſind zu ſchmeichelhaft. Daß ſich mein Kopf wieder erhole, bezweifle ich nicht (er war von jeher intermittirend), nur politiſche Schriftſtellerei taugt zu ſeiner Geneſung ſchwerlich. Dieſe Laufbahn iſt mit gar zu viel Diſteln und Dornen beſteckt, und leider ſtreift jene der reinhiſtoriſchen Arbeiten, die zu vollenden mir Gemüthsruhe fehlt, an das nämliche Geleiſe. Man thäte am beſten, Kohl zu pflanzen in Zeiten, wo der Partheigeiſt die unſchuldigſten Gedanken deutet und vergiftet, wo z. B. Niemand ſich unterſtehen darf, der Kreuzzüge auf eine ſchonende Weiſe zu erwähnen, ohne bei Jeſuiten und Ultra in den Verdacht aufwiegleriſcher Abſichten zu gerathen, denn die Epoche der Kreuzzüge wird von ihnen als eine durchaus revolutionelle betrachtet.

Herrn Immermann, wenn Sie ihn kennen, danken Sie von meinetwegen für ſein löbliches Werk. Goethe iſt die recht eigentliche Ehrenkrone der deutſchen Literatur. Ihn, und nur ihn, kann man dem Auslande mit voller Zuverſicht nennen. Wir ſind nicht ſo übermäßig reich an großen Männern, um den Einen leichtſinnig verunglimpfen zu laſſen. Doch während in der Heimath der gen...le Greis gelöſtert wird, tragen die Franzoſen ſeinen Ruhm zu den Zinnen des Olymps. Sie werden es aus beifolgender Ueberſetzung ſehn. An einige Schnitzer, einige Quirrogue müſſen Sie ſich nicht

ſtoßen, dergleichen ſind bie zu Lande unvermeidlich. Ihren Namen werden Sie verſtümmelt finden.

Die „Reiſe nach den Pyrenäen", Frau von Varnhagen beſtimmt, hat zum Verfaſſer einen blutjungen Menſchen von ungemein viel Geiſt, Herrn Thiers. Hinter Herrn de l'Or ſteckt Klaproth. Etude littéraire sur Paul et Virginie iſt in Lemonten's Ihnen bekannter Manier, tirée à quatre épingles, aber leſenswerth.

Herr Schmalz überraſchte mich nicht wenig mit ſeiner Initiative über die preußiſchen Provinzialſtände. Meine Bedenklichkeiten legten ſich, ſobald ich ſah, daß die Deſideria nie laut, ſondern, wie vor Zeiten, fein ſtillchen ad protocollum gebracht werden. Der „Freund des Vaterlandes" hat vermuthlich an den Thüren gehorcht. Von ſeinem Standpunkte aus, den ich nicht zu nehmen wüßte, macht Buchholz treffende und triftige Einwendungen. Nur eine Frage möchte ich mir erlauben, und zwar: was unter gegenwärtigen Umſtänden der preußiſchen Monarchie mit ſtändiſcher Verfaſſung gedient ſein könnte? Die auswärtigen Verhältniſſe ſind dermalen Hauptſache. Große Begebenheiten ſcheinen im Anzuge. Je ungebundener ein Kabinet das Genie beſitzt, deſto beſſer benutzt es die Gunſt der Augenblicke.

Herr von Voß iſt unerwartet früh dem Fürſten von Hardenberg gefolgt. Sonderbares Geſchick — aus den Eitelkeiten dieſer Welt abberufen zu werden, gerade wie er im Begriff ſteht, die Tonleiter der menſchlichen Eitelkeiten rein geſtimmt herzuſtellen, eine Arbeit funfzehnjähriger Ueberlegung zu vollbringen. Es lohnte ſich wohl der Mühe, am Rande des Grabes und der jetzigen Zeit über Titulaturen

zu zanken. Der Tod dieſes Miniſters muß nothwendig neue Beziehungen veranlaſſen. Längſt ſchon haben Sie den Wunſch in mir rege gemacht, daß dem Fürſten von Wittgenſtein die vorzüglichſte Leitung der Geſchäfte zufallen möge. Ich bin äußerſt geſpannt auf Briefe von Ihnen. Verbinden würden Sie mich, wenn Sie die Güte hätten, meine beſondere Lage zu beleuchten und mir Aufſchlüſſe zu geben. Wahrſcheinlich habe ich es Ihnen zu danken, daß Herr Pietſch endlich meiner Verlegenheit abgeholfen.

Durch den Prozeß des Album ſind hier Dinge zur Sprache gekommen, die zeither gemunkelt wurden und jetzt keinem Zweifel mehr unterliegen. Die Jeſuiten greifen tief in das bürgerliche Leben ein, mittelſt vielfach geſtalteter und verſchiedentlich benamſeter Affiliationen. Dumenil zeigte ein Schreiben vor, das ihn einzutreten ladet. Es kam von dem Duc Mathieu de Montmorency. Eben ſo wie dieſer iſt auch Herr von Villele Jesuite de robe courte. Noch bei weitem wichtigere Perſonen wären zu nennen. Dumenil und Pommerain haben ſich ehemals unter den Chouans durch ihre unerhörte Bravour ausgezeichnet. Man erzählt Tollkühnheiten, die alle Vorſtellung überſteigen. Von den jetzigen Ultra ſehen ſie ſich verſtoßen, weil ſie keine Kirchgänger ſind. Aus gleichem Grunde bleiben mehrere Vendeeiſche Generale, die gern nach Spanien zögen, ohne Anſtellung. Ueber den wunderlichen Wechſel der Rollen ließen ſich mancherlei Betrachtungen anſtellen. In ihrer Blüthenzeit, wiſſen Sie, war Madame Récamier Duft und Schmuck der Republik; ihren noch ſehr reizenden Herbſt hat ſie der reinen Lehre gewidmet. Sie wohnt in der Abbaye

aux bois, wo noch andere zurückgezogene Weltdamen hauſen: aber nur bei ihr verſammeln ſich die Herren v. Montmorency, Chateaubriand, der Erzbiſchof von Paris u. dgl. Hier ſoll Herr von Chateaubriand ſeinen discours vorgeleſen haben, ehe er ihn auf die Bühne brachte. Brougham und Canning haben dieſen discours bereits recenſirt. Die hieſigen feineren Diplomaten tadeln unter andern auch, und ganz vorzüglich, daß ein Miniſter, dem es durchaus obliegt, Miniſter der Angemeſſenheiten zu ſein, ſich bourgeoisement erlaubt hat, eine vertraute Unterredung mit Sr. Majeſtät dem ruſſiſchen Kaiſer plump weg ins Publikum zu ſchleudern; das verletze, ſagen ſie, allen guten Anſtand und würde keinem engliſchen Staatsſecretair begegnet ſein.

Sollte Graf Bülow den hieſigen Poſten erhalten, ſo bekommt ſeine Gemahlin einen böſen Stand von Seiten der Frau von Uechtritz, die zwei und dreißig Ahnen an den Fingern abzuzählen weiß, und in Hinſicht des deutſchen Adels im Beſitz iſt, über reines Erz und Zuſatz zu entſcheiden.

Herrn von Humboldt habe ich noch nicht geſehen. Wie ich höre, macht das alte Europa auf ihn einen ſo widerlichen Eindruck, daß er in vollem Ernſte es zu verlaſſen denkt. Ob er Mexico anziehender oder anſprechender finden wird, unter dem Kaiſer Iturbida?

Ich darf vermuthen, daß Sie die öffentlichen Blätter nicht bloß von einer Farbe leſen. Dann kennen Sie den Zuſtand Frankreichs. Er ſchildert ſich ſattſam in dem, was geſprochen und geſchrieben wird. Die Regierung kann nicht mehr zurück, ſie muß vorwärts, aber wie wäre das möglich ohne gewaltſames Verfahren. Ich müßte ſehr

irren, oder der Zug geht gewaltſam auf eine große Kataſtrophe los.

Sagen Sie, werden wir uns nicht einmal wiederſehen? Wie hab' ich mich zu benehmen, damit ich meinen Genien wenigſtens am Rhein begegne? Laſſen Sie mich Ihre und Frau von Varnhagens Sommerpläne wiſſen. Sorgen Sie für Ihre Geſundheit und für Ihren Frieden. Behalten Sie mich lieb. Nie werden Sie jemand finden, der Ihnen Beiden mit unverbrüchlicherer Treue und Hochſchätzung ergeben wäre.

Der Ihrige

Oelsner.

Der Einſiedler grüßt Sie. Für die tröſtliche Nachricht von Madame Tralles danke ich angelegentlichſt. Dem Geheimen Rath Wolf ſchreib ich.

An denſelben.

Paris den 3 April 1823.

Zufolge ungewöhnlicher Verſpätung, mein theurer Freund, habe ich die Spenden vom 7. Febr. bis 7. März erſt vorigen Freitag empfangen, Ihren Briefen unbeſchadet, die, wie immer, wahre Kleinode, keinen Roſt annehmen. Seit Sie ſchrieben, iſt ſchon wieder viel Erhebliches, doch nicht Entſcheidendes vorgefallen. Die Kriegspartei ſteckt in der Klemme. Gleich den Verdammten eines Danteſchen Richters kam ſie zeither, mit allen ihren Schritten, nicht vom Flecke; und je mehr ſie die Zähne fletſchte gegen Spanien, deſto weniger beſſerte ſie das Schickſal Ferdinands. Es iſt nicht wohl möglich, zurückzutreten. Hinter den Pyrenäen

ſtehen feindliche Franzoſen in Reih und Glied, unter Obriſt Fabvier, und hetzen Mina zum Angriff. Sollte man nicht eilen, die Erwartungen zu vereiteln, ſo ſich an dieſen Umſtand lehnen? Hieſiger Seits aber hat das Vorwärts allerlei Haken; nicht daß es an Gelde fehle. Ein Patrole von Louisd'oren und Quadrupeln fleußt über Bayonne und Perpignan. Darum bleibt es unverzeiblicher, nicht ſchlagfertig zu ſein. Wie lange her rüſtet man ſich nicht ſchon. Die Truppen verabſcheuen den ſpaniſchen Krieg, ſie ſind von dem Geiſte der Nation angeſteckt, der ſich mit jedem Tage unverholener äußert. Dazu kommen körperliche Leiden, mühſame Märſche bei ſchlechter Jahreszeit, unter Regen, in Koth und Kälte, haben die Lazarethe gefüllt, und geſunde Magen quält der Hunger. Wegen Mangel des Futters wurde ein Theil der Reiterei bis Agen zurückgebogen. Ueberſchwemmungen und vernachläſſigte Landſtraßen, da die Präfecte blos Meinungspolizei üben, ſind der Zufuhr hinderlich geweſen. Doch ein Hauptgrund der ſchlechten Verſorgung liegt in den ſchlechten Anſtalten, und dieſe finden den ihrigen theils in dem Unverſtande der Begünſtigten, theils in ihrer Zuverſicht, keine Verantwortlichkeit zu befahren.

Unſre deutſchen Ultra irren, wenn ſie die franzöſiſchen für ihres Gleichen halten. Herr v. K., Schöll, und wie ſie ſonſt heißen, wiſſen zuverläſſig nichts von Nebenabſicht, leben und kämpfen nur für die gute Sache, die reine Lehre ehrlich. Hier zu Lande betrachtet man vor allen Dingen, was ſie einträgt; den franzöſiſchen Royaliſten iſt der König ein Sattel und die Nation das Vieh, auf dem ſie reiten. Aechte Geſinnung macht unverletzlich, beſonders

wenn ſie ein Prieſter verbürgt; und oft verſtehen ſich die geiſtlichen Herrn zu mehr als chriſtlicher Theilnahme für Lieferanten. Die einträglichſten Stellen überhaupt gehören ihren Vettern und Verwandten. Vielleicht haben auch Perſonen auf die Beſtattung der Armee eingewirkt, die dem Kriege und ſeinen Gönnern übel wollen. Offenbar iſt das Geſchoß ohne Zuſammenhang und bisweilen auf die verkehrteſte Weiſe betrieben worden.

Um über die drei Spannen breite Bidaſſoa zu ſetzen, werden Pontons, die Toulouſe und Montauban verfertigen könnten, zu Straßburg gebaut. Sie koſten nagelneu 35,000 Fr., aber die Fracht beträgt 130,000. Eben ſo beläuft ſich das Porto jeder Kanonenkugel, aus Lille ſtatt aus Breſt geholt, auf 6 Fr. Die Tagesblätter haben den Unfug bereits gerügt. Meſſe und andere Plackereien ermüden den Soldaten. Ein junger Obriſt, es giebt deren ſehr viele, altklug, je weniger ſie gedient, verbot ſeinen Reitern, indeß der Himmel mit Kannen goß, die Mäntel umzuhangen, weil ſie, durchnäßt, den Pferden läſtig. Dem hieſigen Hofe hat die Translation des Königs von Spanien nach Sevilla, wie natürlich, grauſam mißfallen. Sie erweitert den Spielraum des Krieges. Hätten 100,000 Mann zugelangt, werden jetzo 300,000 erfordert. Auch den Joſephinos behagt die Maaßregel nicht durchaus. Sie glauben, daß ſie von England herrühre, und weder A'Court noch Canning flößen ihnen Vertrauen ein. Von Sevilla ſei Entführung leichter, als aus der Hauptſtadt. Ein Fahrzeug kürze die Umſtändlichkeiten einer zahlreichen Familie und mache die Kleinmüthigkeit der Hingeſchifften unwirkſam. Man könne

den Ausfluß des Guadalquivir in einer günſtigen Nacht erreichen. Verſuche zu fliehen dürften nicht ausbleiben.

Als Krankheitsvorwand nicht mehr gelten wollte, erklärte der König, Schuldenhalber die Reiſe verſchieben zu müſſen, und immer hatte er ſich verrechnet und drei Mal wurde die Summe verdoppelt. Freiwillige Beiträge ſchafften ſie. Die letzte Million Realen aber war von einer Warnung begleitet, der Se. Majeſtät rathſam erachtete ſich zu fügen. Der König weiß, insbeſondere bei gemeinen Leuten, ſich beliebt zu machen. Am 7. Juli gewann er die Gunſt der Milizen durch Austheilung von Cigarren. Sie lobten ſeine Traulichkeit, obgleich jedermann einſah, daß die Garden ſich nie empört hatten ohne Geheiß des Königs. Seine größte Gefahr iſt die Herzloſigkeit, womit er alle diejenigen preisgiebt, die ſeinetwegen verunglücken. Bertrand de Lys wird ihm auf der Stelle zur Canaille. Muth hat er noch bei keiner Gelegenheit gezeigt.

Einem ſpaniſchen Kaufmann, der über Paris nach den Niederlanden ging, Waffen für Rechnung einiger Provinzen anzuſchaffen, wurden vielerlei Fragen vorgelegt, z. B. ſind Eure Miniſter Leute von Talent? Ganz und gar nicht, war die Antwort. Der König wird ſich wohl hüten, Leute von Talent zu wählen; ihm iſt arg genug, daß die Miniſter Patrioten ſein müſſen. Mehr brauchen wir nicht. Unſre Kraft beſteht in den Provinzen. Dieſe wiſſen, was ſie wollen, halten ihren Entſchluß feſt, und werden, ſobald es Noth thut, mit Nachdruck in die Begebenheiten einſchreiten. Herr von Martignac mag nur kommen. Man wird ſeine Vorſchläge anhören. Allein bevor nicht die franzöſiſche

Armee aufgelöst ist, steht nichts von uns zu hoffen. Dann auch sind wir ernsten Willens, Schadenersatz zu fordern. Jene Barlow war der Meinung, das Repräsentativsystem arte nothwendig in Spiegelgefecht oder Tyrannei aus, wenn es auf keiner föderativen Grundlage beruhe. Etwas der lezstern Entsprechendes scheint in Spanien sich nicht aus Theorie, sondern auf Praxis zu bilden. Herr von Villele, des Ministeriums gescheutester Kopf, womit freilich noch nicht viel gesagt wird, versteht das Spiel der Börse und gewisse Schnurren der Intrigue meisterhaft, ist aber beim Lichte betrachtet ein politischer Hermaphrodit. Freund halber Maaßregeln, macht er halbe Anleihen, will halben Krieg und geräth am Ende in ganz vollständige Verlegenheit. Diese that ihn bewogen, vermuthlich nicht ohne Vorwissen seines Herrn, an Canning die vertrauliche Bitte zu richten, daß England noch einmal, und zwar recht nachdrücklich, seine Vermittelung antrage. England kann gelassen zusehn, daß sich Frankreich, wie Rußland, in eitler Spannung entkräfte. Weil es in der Ordnung, mit dem Minister der auswärtigen Geschäfte zu unterhandeln, oder um das französische Kabinet zu foppen, hat Herr Canning zu näherer Erkundigung Abschrift des Villeleschen Briefes dem Herrn von Chateaubriand eingesandt. Den Erfolg erachten Sie ohne mich. Am meisten ist Monsieur über den Rückenstreich erbittert, Er, ohne dessen Einfluß nichts geschehen soll, und der, in den spanischen Angelegenheiten ganz besonders, als König waltet, mit Beistand eines geheimen Raths von Geistlichen, unter denen sich der Bischof von Hermopolis befindet. Ob ihrer sechzehn sind, lasse ich dahingestellt; das Publikum sucht vielleicht weiter nichts, als eine

Aehnlichkeit mehr mit den Zeiten der Ligue. Frieden, heiße es, predige ſogar Pozzo di Borgo, nachdem er lange genug Fehde angefacht. Nach andern iſt dies bloße Maske und ſind ruſſiſche Hülfstruppen unterwegs. Kommt es zum Kriege, ſo läuft das Haus Bourbon große Gefahr, wenigſtens der regierende Theil deſſelben. In welche Mißachtung er geſunken und wie laut dieſe verbricht, geht über alle Vorſtellung. Galliani's Messenger von vorgeſtern enthält folgende Stelle: „it was incumbent, the repeated (Lord Ruſſel) upon them (die Miniſter!) to clear themselves even from the suspicion of being bound by ony stipulation to expend even a single shilling, in future, in behalf of so worthless and imbecille a family (die Bourbons), und dieſe Stelle ſteht in dem heutigen Courrier français wörtlich überſetzt. Allein der Miroir vom 1. April treibt die Verwegenheit noch weiter, ja wie mich dünkt zur Tollkühnheit in ſeiner Recenſion der Reiſe nach Brüſſel und Koblenz, die ich Herrn von Stägemann ſende. Auch das Datum ſcheint mit Abſicht gewählt. Ich möchte Ihnen lebensgern das Blatt ſenden. Es iſt wie vergriffen. Fürchtet der Recenſent denn nicht, daß früh oder ſpät der König den Autor räche, oder iſt nichts mehr zu fürchten?

Während dieſer Zeilen vielfältig unterbrochen, wurde ich es auf das Angenehmſte durch den Empfang Ihres Schreibens vom 19. März. In Hinſicht der Inlage, die keiner Verbeſſerung bedarf, wird alles, was Sie verlangen, beobachtet werden. Es freut mich, daß Sie Herrn von Saur mit Milde richten. Ein Gleiches thut hoffentlich Herr von Goethe, für den Exemplare nach Frankfurt an den

franzöſiſchen Geſandten abgegangen. Das franzöſiſche Inſtitut hat die Noten ſehr gut aufgenommen. Beifolgende Nummer des Miroir nehme ich faſt Anſtand, Ihnen zu übermachen, wegen der angeſtrichenen Stelle, die ich nicht ohne einiges Mißbehagen geleſen. Indeß iſt es zuträglich, daß ſie Ihnen nicht vorenthalten bleibe. Der Artikel kommt aus der Feder von Jouy oder Arnault auf Antrieb des Verlegers, der Kunden herbeizulocken ſucht. Noch ſind die Sterner nicht erſchienen, wegen des Mangels, dem jetzo abgeholfen iſt. Mißgriffe, wie der Sie betreffende, können mich abſcheulich aufbringen, indeß übertreibt man ſich auch wohl den Schaden. In Deutſchland wird das Blatt wohl nur wenig geleſen. Die Verfaſſer glauben Ihnen wunderſchön gethan zu haben. Auf mich fällt nicht die entfernteſte Schuld, da ich weder Arnault kenne, noch Jouy ſehe.

Ganz der Ihrige

Oelsner.

An denſelben.

Paris den 8. April 1823.

Meinen vorgeſtrigen Brief ſchrieb ich in einem Zuſtande von Ermattung, der über Begriff geht. Nie noch iſt mir ein Winter ſo auf die Nerven gefallen. Seit ein paar Tagen umſtürmt uns wieder das abſcheulichſte Wetter. Auch Sie, Verehrter, führen neue Klagen und Frau von Varnhagen leidet ebenfalls. Ich ſehe, wir bedürfen alleſammt des Lichtes und der Wärme, im phyſiſchen ſowohl, als im geiſtigen Sinne. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin. Die Gunſt, womit die Gnädige meinen kleinen Thiers beehrt,

freut mich unendlich. Er hat ein treffliches Buch geliefert über die jüngſte Gemäldeausſtellung. Da ich auf Kunſt ſtoße, hören Sie von Herrn Ternite? Sein heil. Johannes macht, hoffe ich, Glück. Für Ihre gütige Bemühung bei Herrn Pietſch danke ich von Herzen. Sie hat gewirkt. Begegnen Sie dem löblichen Manne, ſo erweiſt mir Ihre Freundſchaft wohl noch einen Dienſt. Ich bitte Herrn Pietſch, mich diesmal weniger warten zu laſſen. Es wäre mir große Hülfe, meine Remeſſen im Laufe dieſes Monats zu empfahn. Hat Herr Schenk die den beiden Herren von Humboldt ſchuldigen Verbindlichkeiten denn gänzlich vergeſſen? Sein Urtheil kann dem Ruhme der Brüder gar nicht ſchaden. Die Gegner des Herrn Buchholz geben leichtes Spiel. Deutſchland ſteht noch ſehr weit in der politiſchen Discuſſion zurück. Schmalzen ſollte man belehren, daß Oeffentlichkeit viel wichtiger iſt, als Wählbarkeit. Eine Ständeverſammlung ohne Oeffentlichkeit iſt in meinen Augen ein Rauchtabakscollegium, eine ſchöppenſtädter Rathsſtube.

Herrn von Stägemann habe ich von einer Ente gemeldet, der Magendie das große Gehirn ausgeſchnitten. Der Raum erlaubte nicht, einer andern zu erwähnen, die überdem die größte Hälfte des kleinen Gehirns eingebüßt. Auch ſie lebt, aber in einem kläglicheren Zuſtande. Sie hat nämlich das Gleichgewicht verloren, und kann beſonders den Hals nicht gerade halten. Die Empfänglichkeit der Sinne und das mechaniſche Vermögen, ſie zu bewegen, iſt den armen Thieren geblieben. Sie ſchlingen und verdauen; nur muß man ihnen das Futter in den Mund bringen, von ſelbſt nehmen ſie keins. Sie ſcheinen völlig willen- und begierdenlos zu ſein. Wer

weiß, ob die Anatomie nicht endlich dahin gedeiht, den Menschen ihre Vorurtheile, ihren Aberglauben auszuschneiden. Dr. Gall, für den die Magendieschen Experimente Triumph sind, steht auf dem Sprunge nach England. Um über Goethe etwas zu sagen, müßte ich erst wieder eins seiner Werke, und zwar im Original, lesen. Ich habe keins zur Hand. Dann fragt sich, ob ich in meiner gegenwärtigen Schafköpfigkeit etwas Erträgliches zu Markte brächte. Den Zeilen, die Sie besitzen, erweisen Sie zu viel Ehre; schalten Sie damit nach Gutdünken. Schlabrendorf fühlt sich höchst geschmeichelt durch Ihr Wohlgefallen an seinen Denksprüchen. Er sendet Ihnen ihrer vierzig. Ich finde sie gut gestempelt und meisterhaft. Ueber Goethe hat er Einiges, aber es ist Tadel und Lob vermischt. Selbst des leisesten Tadels muß man sich in der Ihnen vorgesetzten Absicht enthalten. Unser Einsiedler ist unfähig, wehzuthun; er mißbilligt ganz besonders, daß Pustkuchen die falschen Wanderjahre bei Goethe's Lebzeit herausgegeben. Da bin ich noch so glücklich, durch die vielvermögende Hülfe eines Coiffeurs, den Miroir zu bekommen. Ergötzen Sie sich daran mit Frau von Varnhagen. Leben Sie wohl und bleiben mir wohlgewogen.

Hochachtungsvoll der Ihrige

Oelsner.

Dr. Luther hätte den Charlatan von Eckstein, dessen Probebogen ich hier beifüge, zuverlässig Dreckstein genannt. Heut zu Tage darf man sich dergleichen Unhöflichkeiten nicht erlauben. Bei Herrn Pietsch nehmen Sie sich meiner an.

An denſelben.

Paris den 14. November 1822.

Ueber Ihren Goethe, mein Theuerſter, könnte ich Ihnen ſehr Vieles ſagen und melden, aber es fehlt mir an Zeit. Er treibt ſich in der Welt herum, und findet ungemeinen Beifall. Selbſt Druck und Papier werden bewundert. Idee, Inhalt und Form wetteifern, Ihrem Geiſte und Ihrem Geſchmack Ehre zu machen. Des örtlichen Neuen haben wir dermalen keinen Mangel. Schade, daß ich nur Einen Gegenſtand ausheben kann, doch er ſchließt ſo mancherlei Verhältniſſe ein. Savary, oder nach Belieben Rovigo, kennen Sie durch Autopſie, und von ſeinem ſchriftſtelleriſchen Abentheuer ſind die Zeitungen voll. Seit einigen Tagen ging das Gerücht, der Höllenbrand bekomme die Polizei; dann werde binnen ſechs Monden, habe er zugeſagt, weder von Liberalism mehr die Rede ſein, noch von Liberalen. Sie decipiuntur aulicae aves. Verſprechen und Halten ſind zweierlei. Als Polizeimeiſter hat Savary warlich keinen großen Witz bewieſen. Von Mallets Geſellen ließ er ſich überrumpeln wie ein Tropf, und ins Gefängniß ſchleppen wie ein Hundsfott: letzteres befremdete am wenigſten. Nie hatte er unter dem Militair im Rufe der Bravour geſtanden. Endlich iſt ſeine Rolle von 1814 zuverläſſig nicht die eines Schlaukopfs. Gleich nach Buonaparte's Aufbruche ins Feld regten ſich zuſehends die Reſtaurationstriebe oder Umtriebe des Fürſten von Benevent. Unmöglich konnten ſie dem Auge der Polizei entſchlüpfen. Dem Miniſter wäre es ein Leichtes geweſen, Talleyrand mit Stumpf und Stiel auszurotten. An Vollmacht

fehlte es ſicher nicht. Aber jedermann und, nicht völlig vernagelte Creaturen Buonaparte's hatten der grand- dessein- des genie pacificateur zur Genüge, und dem Gaunerwechſel, womit man hie zu Lande große Männer ſchafft, Feldherrn, Helden, Halbgötter, war ſein gewöhnlicher Zauber entſchwunden. Dagegen erblickte ſich Savary in dem goldenen Seſſel einer vorgeſpiegelten Regentſchaft. Ich beſuchte damals das Hotel de l'Infantado. Talleyrand's Vertrauen erſtreckte ſich ſo weit, daß, auf Fälle, die nicht eingetreten ſind, um Herberge bei mir angeſtagt wurde. Ein mächtiger in Verwahr genommener Koffer iſt erſt lange nach Einzug der Verbündeten wieder abgeholt worden. Durch eine intime Freundin der Frau von Talleyrand erfuhr ich Manches, was dieſe Damen beſſer gethan hätten nicht auszuplaudern, wie z. B. daß Madame de Rovigo alle Tage dem Prinzen perſönlich Polizeibericht erſtatte. In dem Intereſſe des letztern bearbeiteten Bourienne und Dalberg den Polizeiminiſter. Man kann ſich den am Schluſſe des Stücks empfundenen Groll vorſtellen. Zu verargen iſt er nicht. Mit überwiegenden Vortheilen in den Händen Werkzeug fremden Zwecks geweſen zu ſein, und obendrein gänzlich leer auszugehn — giebt es unter der Sonne etwas Verdrießlicheres, Beſchämenderes, Demüthigenderes? Natürlich warf ſich Savary mit Inbrunſt in die hundert Tage, nach deren Ablauf er fliehen mußte. Gern will ich glauben, daß die Verfolgungen, welche ihm zugeſtoßen ſind, von alten Freunden herrührten, die ſeine Anweſenheit in Frankreich nicht gerade für gefährlich, aber unbequem und entbehrlich hielten. Zu Savary's Glück wurde ihr Einfluß von dem eines neuen Geſtirns verdrängt. Decazes, ſeinen

früheren Beziehungen vielleicht nur allzugetreu, bewirkt die Rückkehr des Verbannten, dem das Schicksal noch ganz andre Gunst zudachte. Eine, ehedem polizeihörige, Bettgespielin Savary's steigt zum höchsten Kredit. Noch war es ihr jedoch nicht gelungen, Decazes völlig zu entfernen. Obschon aus dem Ministerium geworfen, behielt er vertrauten Zutritt. Diesem ein Ende zu machen, war für den Pavillon Marsan von der äußersten Wichtigkeit. Bei Savary fand sich Rath; die Favoritin verschaffte ihm Privataudienz. Was über Decazes mitgetheilt worden, liegt im Dunkeln. Aus alter Praxis wußte Savary muthmaßlich von fortdauerndem Verkehr mit Hortensien. So viel scheint ausgemacht, daß von der Stunde an der zeitherige Günstling den Weg zum Kabinette gesperrt fand. Ein so wesentlicher Dienst für den Pavillon Marsan berechtigte zu Ansprüchen. Demungeachtet blieben die Bemühungen der Beschützerin ohne Erfolg. Ein neues Ziel ward aufgesteckt. Es melden sich Kandidaten zur Oberkammerherrnwürde. Wer Talleyrand entleiden hilft, erwirbt sich großen Lohn. Savary und seine Freundin haben sich geschmeichelt, die Aufgabe zu lösen. Es ist sonnenklar, daß sie einen abscheulichen Bock geschossen. Ehe der Angeklagte nur noch ein Wort erwiedert, stürmen die Journale von allen Farben zermalmend auf den Ankläger los. Dieser scheint weder seine eigene Lage begriffen, noch die Mittel seines Gegners geahnt zu haben. Ein herrenloser Herzog von Rovigo, ohne Stütze in der öffentlichen Meinung und ohne Familien-Hinterhalt, mußte sich nothwendig schreckliche Beulen rennen an dem breiten Fußgestelle Talleyrands, das von großem Vermögen, mächtiger Sippschaft und einer Menge geheimer nicht zu er-

kiesender Unterlagen getragen wird. Es giebt keine Partei, in der nicht Stoffe, ſich Talleyrand anzueignen, geneigt wären. Diesmal hat er ſeine, auf den Nothfall verſparten, Springfedern ins Spiel geſetzt: und während ein Mehée für ihn ficht, ſieht er ſich zur Herzogin von Angouleme eingeladen. Auch von dem Könige iſt er bereits zu ein paar vertrauten Audienzen gelaſſen worden, wiewohl Se. Majeſtät, als er das vorige Mal aus Valençay nach Paris kam, weniger um Glückwünſche wegen Cadix abzuſtatten, als Savary's Vorhaben abzuwenden, ihm ſpöttiſch erwiedert hatte: Monsieur de T. vous avez trop bien plaidé la cause de la liberté de la presse pour que je puisse raisonnablement m'interposer ici, mais acceptez un conseil, ne faites pas attendre votre justification; elle sera, j'en suis sûr, pleine et entière. Dieſe Antwort mußte Herrn v. T. um ſo empfindlicher ſein, als er wußte, daß der König das Manuſcript kannte. Darauf iſt großer Rath gepflogen worden. Gerichtlich gegen Savary zu verfahren, wäre ſehr unzweckmäßig geweſen. Es fehlt viel, daß Herr von T. in der Sache des unglücklichen Herzogs von Enghien ohne Sünde ſei, wenn auch ſchon der untergeſchlagene Brief eine Lüge iſt. Der Plan, den man befolgt, ſcheint den Angeklagten alles perſönlichen Auftretens zu überheben. Dem Publikum wird höchſtens Abſchrift eines Briefes an den König zukommen. In dem Augenblicke, wo nicht wenige Herrn von Talleyrand wankend meinten, ſcheint er feſter als je auf ſeinen Füßen. Jedermann ſucht Aufſchluß. Einleuchtend iſt, daß nicht aus allen Fenſtern des Pavillons auf ihn gefeuert worden. Denen, welche die Batterie angelegt und bedient haben, wird er ſchwerlich verzeihn. Mit dem übrigen Hofe ſetzt ihn

der ſpaniſche Krieg in gutes Vernehmen. Aber er hat ſich ja laut und öffentlich gegen dieſen Krieg erklärt. Wenn Hr. v. Talleyrand das Geſicht nach Oſten wendet, ſo richten ſich ſeine Schritte nach Weſten. Er blieb mit Ouvrard und San Carlos, trotz der anſcheinenden Meinungsſpalte, beſtändig in den engſten Verhältniſſen. Talleyrand iſt es, der dem Großproviantmeiſter Ouvrard den Plan angegeben, die ſpaniſche Revolution, durch Beſtechung, aufzulöſen. Vermuthlich ſind dabei der Diſſolutionsmittel auch für ihn abgefallen. Savary mag daher ſchreiben, was er will; der Herzog von Rovigo kann des Schergen Savary's Schandflecken nicht ausmerzen: Die Küſten wegen Spionage bereiſt zu haben, zur rechten Zeit nach Paris zurückgekommen zu ſein, gerade weil man ſeiner bedürfte, dem Wagen entgegengeritten zu ſein, der das unglückliche Opfer brachte, hinter dem Präſidenten Hülin geſeſſen zu haben, um durch Blick und Wink den Richtern Gehorſam zu gebieten, dem Verurtheilten die Laterne angehangen, das Feuer ſeiner Gensd'armes d'Elite commandirt und die Taſchenuhr des Ermordeten wenn nicht geſtohlen, doch zu ſich genommen zu haben. Uebrigens möchte ich eben ſo wenig in Talleyrand's Haut ſtecken, oder vielmehr ſein Gewiſſen unter meiner Haut tragen. Was den Herzog von Dalberg betrifft, der in der Brochüre Savary's Baron d'Al. geſchrieben ſteht, ſo iſt mir ſehr wahrſcheinlich, daß er durch Zuträgerei ſich zum lieben Kinde zu machen geſucht, und wie reichlich er belohnt worden, weiß die Welt. Sein Geſandtſchaftsſecretair Colignon, Sohn eines Amanuenſis von Voltaire, begleitete Caulincourt und ſtarb nachher zufolge eines vergifteten Gläschens Aniſette, wie ſich der arme Menſch wohl fälſchlich einbildete.

Das Regime der Kirche und die hohen Auflagen fangen an, ihren Einfluß sichtlich auf Lebensart und Industrie zu äußern. Da weniger Fleisch verzehrt wird vermöge der Fasttage, so steht das Schlachtvieh in niedrigeren Preisen, als vormals, und wird dessen weniger gezogen. Andrer Bedürfnisse Preise steigen. Das Pfund Salz kostete vor nicht lange vier Sols, kostet heute sechs Sols. Der Handel stockt, die Unterrichtsanstalten werden verkümmert. In den Schulen begnügt man sich nicht, den Tag mit Gebet anzufangen und zu schließen. Zu jeder Lektion wird ein Ave geplayvert, Zeichenstunden und Gesang ganz gewiß, aber auch die Tanzstunden, glaube ich, beginnen mit einem Paternoster oder Salvum fac regem. Den armen Kindern wird das Christenthum höchlich verleidet. Wenn die Sachen so fortschreiten, habe ich große Lust, mir eine gelbe Kokarde in Rom zu bestellen, denn es wird den Protestanten hier nicht besser ergehn, als dort den Juden. Wie man hört, hat diesen Papst Leo XII. ein Flämmchen höllischen Feuers auf Hüte und Mützen verordnet. Und so was geschieht in dem philosophischen Jahrhunderte, wo keine Regierung lebt, die nicht von einem Tage zum andern der dienstfertigen Kasse der Herren von Rothschild bedarf. Es wäre ein merkwürdiges Beispiel von mehr als christlicher Duldung, wenn jüdische Wechselhäuser gutmüthig genug wären, der spanischen Inquisition ein Anleihen vorzuschießen. In England gehen sonderbare Bewegungen vor. Das Ministerium kommt in Gefahr, mit der Nation, wo nicht mit der heiligen Allianz zu zerfallen. Hier fängt man an, über die englischen Vorgänge besorgt zu werden.

Ich muß schließen; die beste Gansfeder ist doch keine

Zunge. Man wird des Schreibens eher müde, als des Redens. Sprechen möchte ich Sie und hören. Wann wird mir wieder einmal dieses zwiefache, und da ich Ihrer gedankenvollen Frau Gemahlin nicht entbehren kann, vierfache Glück zu Theil! Beide verehrend mit Geist und Herz, und Ihre Lieben segnend, bin ich Ihr innigst ergebener

Oelsner.

Mehée lebt hier mit einer Berliner Jüdin; wer mag sie sein? Die Herren v. Saur und St. Geines haben Ihnen geschrieben. Sie wünschen und hoffen Antwort. Ich vereinige meine Bitte mit der ihrigen.

Ganz der Ihrige.

An denselben.

Paris den 18. Februar 1824.

Der Himmel weiß, wie es zugeht, daß ich die Zeit für weiter vorgerückt hielt, als sie wirklich ist. Heute werfe ich einen Blick in den Kalender, der zum Erstaunen den 20. auf übermorgen anberaumt. Mein voriges Schreiben ist demnach wahrscheinlich ein paar Tage älter, als sein Taufschein. Da es keinen Wechsel betrifft, hat der Irrthum wenig zu bedeuten. Besorgter bin ich wegen der Ueberladung, der Unverdaulichkeit, die Ihnen bevorsteht. Zufolge des gegenwärtigen Kourierganges nämlich werden meine Briefe alle zusammen und auf einmal Sie berennen. Dennoch muß ich nochmals schreiben. Der Empfang vom 18. dieses kann unmöglich ohne Anzeige bleiben und ohne Dank. Gelöst ist das

Räthſel der 42 Bände, und zwar auf eine ganz unerwartete, höchſt überraſchende, angenehme Weiſe. Ihre Denkmäler ſind Meiſterſtücke. Niemand in Deutſchland beſitzt die Kunſt zu ſagen, wie Sie. Es giebt kein Hinderniß, das Sie nicht zu überwinden oder zu umgehen wüßten. Ihre ſelbſtſtändige Meinung erſcheint gegen jeden Angriff gedeckt und die ſchwierigſten Verhältniſſe wandeln ſich in Roſenbecken, aus denen Sie duftend entgegentreten. Die drei Biographien, womit Sie uns beſchenken, werden Ihren Ruhm durch Land und Leute tragen; auch bin ich nicht ſogar verdrüßlich m..r, daß Ihnen Ungunſt Muße läßt zu dergleichen Arbeiten. Auf keinen Fall könnten Sie, in dem dermaligen Dunſtkreiſe der praktiſchen Politik, Depeſchen liefern, die den Werth der unſterblichen Blätter aufwägen, deren Inhalt ich mit Gier und Luſt verſchlungen habe. Möchten in Deutſchland viel ſo ehrwürdiger Don Quixotte leben, wie der Graf zur Lippe. Sie wären zu gebrauchen. Die Grabſchrift auf ſeine Gemahlin iſt mir aus der Seele geſchöpft. Daß der Umgang des edlen Mannes bisweilen laſtete und drückte, haben Sie in der zarteſten Manier angegeben. Den Graf Schulenburg bedauert man, einem Hofe gedient zu haben, der nicht verdiente, von Talenten, wie die ſeinigen, bedient zu ſein. An dem damals ſächſiſch-polniſchen konnte nur ſchlechte Mittelmäßigkeit gedeihn; ihm war nicht zu helfen. Dergleichen aber dauern durch alle Zeiten fort. Die Steinau und ihre Gönner ſterben nicht aus. Ueber den König Theodor geben Sie genaueren Beſcheid, als irgend einer Ihrer Vorgänger. Auffallend iſt, daß bei aller ſeiner ungeheuren Thätigkeit und der unerſchöpflichen Erfindungskraft von Hülfsmitteln das Leben

Theodors doch gar nicht in die großen Staatsereigniſſe der Zeit eingreift, wie jenes der Lippe und Schulenburg, und dieſer Umſtand macht ihn recht eigentlich zum Abenteurer. Mit Verlangen ſehe ich Ihrem Törringer und der Elle entgegen, mit der er feige Schufte maß. Eben ſo wünſche ich den alten Schwernöther näher kennen zu lernen. Seine Rohheit war mitunter nicht ohne Sentimentalität, wenn es ſich vor dem Tribunale Ihrer Kritik beſtätigt, daß er, den Tod der Gemahlin begreinend, zu dem Sohne geſagt: Moritz, der Teufel hat Deine Mutter geholt. Auf ſeinen Feldzügen gerieth er nach Lomnitz, ein Dorf in Schleſien, wovon mein mütterlicher Großvater Erb- und Gerichtsherr war, und das noch jetzo der Familie Schurich gehört. Er forderte einen Wegweiſer. Man gab ihm den Saubirten. Der Fürſt hieß ihn in die Kaleſche ſteigen. Dem Gewaltigen gegenüber fühlte ſich der arme Kerl nicht wenig beklemmt und wagte nicht die Füße in den Wagen zu ziehn. Nachdem der Deſſauer das eine Weile angeſehen, ſagte er: Saukerl, ſtreck' die Pfoten herein, wie ſich ziemt, denkſt Du, daß die meinigen von Marzipan ſind? Das Ungethüm beſaß, wie Peter der Große, neben Barbarei viel unbefangenen und geraden Menſchenſinn.

Wie verlautet, iſt noch nichts entſchieden in Hinſicht des hieſigen Geſandtſchaftspoſtens. Graf Golz, der Frankfurter, dem er zugedacht ſchien, läßt wenigſtens lange, ſehr lange auf ſich warten. Ganz gewiß würde ein Golz willkommen ſein. Geburt, Staatswürden und Gunſt, in welcher der Name ſteht, gereichen hier zu großem Vortheil. Perſonen aber, die wohlunterrichtet ſein könnten, verſichern, daß wahrſcheinlich Herr v. Ancillon als preußiſcher Geſandte auftreten werde. Seit-

dem dem französischen Hofe die Flügel gewachsen sind, ist sein alter Stolz erwacht. Vielleicht wäre er jetzo nicht so nachsichtig, wie zu Anfange der Restauration, gegen Herkunft, Namen und Rang der Diplomaten, die bei ihm accreditirt werden. Ueberdem weiß ich nicht, wie weit Herrn v. Chateaubriands individuelle Ansprüche gehn. Unter den gegenwärtigen Umständen, bei dem steigenden Einflusse der rechtgläubigen Geistlichkeit, könnte die Erscheinung eines ehemaligen protestantischen Theologen am Ludewigschen Hofe etwas auffallendes haben. Wenn ich nicht irre, sind zwei Bände Predigten von Ancillon im Umlauf. Duldsame Denkungsart, Hinneigung sogar zum Katholicism, würde nichts fruchten, vielmehr übel gedeutet und verhöhnt werden, wie zu Loretto fromme Gaben, welche protestantische Fürsten der heiligen Jungfrau reichen. Auch der Name Moliere, der hier zu Lande nichts stiftsfähiges hat, dürfte mit einem theologischen gepaart nicht unbespöttelt bleiben. Schwerlich macht man sich in Berlin Begriff von der Menge kleiner Widerwärtigkeiten, die an den Ufern der Seine bevorstehn. Ueber die Königl. Ferdinandische Verfügung, in allen Kirchen der spanisch-amerikanischen Christenheit ein Tedeum zu singen, ist öffentlich gelacht worden. Ein ehemaliger deutscher Kaiser könnte eben so gut, als König von Jerusalem, die Erlaubniß ertheilen, eine Bierwirthschaft auf Golgatha zu errichten. Die Bewilligung des freien Handels ist nicht von gleicher Beschaffenheit. Das englische Kabinet hat diese Maaßregel ausgewirkt, den Ungestüm des Haufens zu besänftigen oder zu neutralisiren, der, um der Handelsfreiheit willen, Anerkennung der südamerikanischen Unabhängigkeit verlangt. Mir leuchtet ein,

daß es den, auf Merico angelegten, Plänen der heiligen Allianz Zeit verschaffen will, sich zu entwickeln. Ich finde die Rolle, welche das englische Kabinet seit einigen Jahren spielt, äußerst kleinlich. Es wagt nicht offenbar, sich für die eine oder die andre Partei zu erklären. Beweiset das nicht geheime Schwäche, inneren Verfall? Mit Amerikas, des nördlichen, Freistaaten ist etwas angesponnen worden als Nothbehelf, wenn andre Stricke reißen. John Bull kann sich nicht vorstellen, daß seine Regierung ein höheres Interesse hege, als das des englischen Handels. Er gleicht hierin den deutschen Handwerksgilden, die, vor Zeiten wenigstens, sich einbildeten, daß, alldieweil das Handwerk einen goldenen Boden habe, jeder regierende Fürst, bei sich zu Hause, ein Handwerk treibe. Einen machten sie zum Sattler, den andern zum Bürstenbinder. Würde John Bull inne, daß man ihn zum Besten hat, könnte er leicht rappelköpfisch werden. Ich sehe gern, daß jeder allzuausschließlichen Behauptung Widerspruch begegne. Den Oekonomisten nach ist der Mensch nur in die Welt gesetzt, um immer und ewig Waaren auszutauschen, ohne Unterlaß Eisen zu schmieden und Strümpfe zu stricken. Endlich werden der Strümpfe zuviel; daß ich ein Dutzend um die Hälfte des Preises bekomme, den ich sonst bezahlte, ist bequem, und ich kann ihrer jetzt zwei Dutzend haben. Aber was ist mir an hunderttausend Paar Strümpfen gelegen, mögen sie noch so wohlfeil sein? Den Nomadenvölkern des Mittelalters und meinen arabischen Beduinen ist unsre Oeconomie politique keinen Stüber werth. Des Ueberflusses entbehrend träumen sie, wo wir essen, und bei leerem Magen haben sie süßere Träume, als wir. Träumen und Wüstenzang

sind wesentliche Bestandtheile des menschlichen Glücks, das ihnen die Dichtkunst verdankt und die Schönheiten, welche Ihren Geschmack in Calderon bezaubern. Ich mache der Bekanntschaft mit dem Original meinen tiefsten Salamalek. Ehemals habe ich ein wenig spanische Prosa gelesen. In allen Stücken benutzen Sie Ihre Zeit besser, als ich gethan, und daher will ich Ihnen keinen Augenblick weiter rauben, sondern mich Ihrer Huld und Nachsicht empfehlen.

Hochachtungsvoll der Ihrige

Oelsner.

Graf Schlabrendorf verspricht handschriftlich zu danken; auf die Erfüllung läßt sich nicht rechnen. Sie müssen guten Willen für That nehmen.

An denselben.

Paris den 3. April 1824.

In Hinsicht des Kourierganges können Sie Ihrerseits, mein theuerster Verehrter, nicht ungewisser sein, als ich es hier. Auch mir läuft er gleichsam nur von ungefähr ins Garn. Vielleicht täuscht mich heute ein falsches Gerücht, dann weiß der Himmel, wann Sie diesen Brief bekommen. Ich schreite ihn auf gut Glück. Aber er treffe früh oder spät bei Ihnen ein, immer werde ich gern von seiner wohlbehaltenen Ankunft hören, so wie ich hiemit den Empfang Ihres gütigen Schreibens vom 9. v. M. melde, das mir mehr als einen frohen Tag gemacht. Was ich von Ihren Denkmälern gesagt, will ich verantworten, und ich bin sicher, den Prozeß zu gewinnen, der meinem Halse droht. Besser also, wir

halten Frieden. Eine Bemerkung muß ich nachholen, neulich blieb sie mir in der Feder. Daß die Epoche der Regentschaft fruchtbar an Abenteuern, ist Ihrem Blicke nicht entschlüpft, aber Sie haben die Ansicht nur leicht berührt. Ich wünschte, ihr würde bei zweiter Auflage umständlichere Entwickelung. Wie ging es zu, daß Alberoni, Ripperda, Görz, Bonneval, Law u. s. w. nebst einem Schwarme anderer, die nach Rußland zogen, in dem nämlichen Zeitabschnitte zusammentreffen? Wer weckte den Geist leichtsinniger Glücksritterschaft? Entsprang er als natürlicher Gegensatz aus der blasirten, verfeinten Herrschaft Ludwigs XIV.? Welchen Antheil hatten Peter der Große und Karl XII.? Diese Aufgaben zu lösen liegt Ihnen ob; für Ihren Geist ein Kinderspiel. Wichtige Verfügungen sind hier im Anmarsch: Septennalität, Reduction der Rente, Entschädigung der Emigrés; letzteres ist von den drei Maaßregeln die bedeutendste. Mit ihr beginnt Rückwirkung gesetzliche, in unabmeßliche Ferne, strahlend nach allen Sehpunkten. Von nun an giebt es keine Ausnahme für irgend einen Zweig der Revolution. Diese wird bis in ihre tiefsten Wurzeln geschichtet. Alles seit Aufhebung des Jesuitenordens Geschehene, sammt und sonders, liegt neuer Controle unterworfen, muß, wenn man glimpflich verfährt, wenigstens Stempelgebühr bezahlen. Zunächst schweben die Kraniche des Ibykus über den Nationalgütern. Ihren Besitzern schaudert die Haut. Unter diesen Leuten fehlt es nicht an groben Kerls, denen der Grind noch anklebt, die Schale, aus der sie sich emporgewühlt, die der Geistlichkeit aber deshalb keineswegs für Autochthonen im Eigenthum der Kirche gelten. Bekanntlich geht die Contrerevolution nicht blos auf

materielle Interessen zurück: sie bezielt ganz besonders Umformung der intellectuellen Verhältnisse des bürgerlichen Lebens. Ueberall, wo sich die Bischöfe der Stadtschulen bemeistern, werden die Kinder der geringeren Volksklassen von dem öffentlichen Unterrichte ausgeschlossen. Es kann sein, daß der Zeiger am Zifferblatte der Zeit zu schnell vorrückte. Indem man ihn zu viel und zu weit, mittelst allzuschweren Gegengewichtes, rückstellt, — entsteht Gefahr, den Zähmer zu sprengen. Nichts hemmt alsdann die Höllenfahrt des Uhrwerks, das tobend, zerstörend seinen Lauf vollendet. In keinem Falle dürfte die Wiedergeburt der Barbarei, wenn sie gelänge, unserm Jahrhunderte so viel Ehre bringen, als die Wiedergeburt der Wissenschaften einem der vergangenen. Zu der Contrerevolutionspartei steht Herr v. Villele beinahe in eben dem Verhältnisse, wie ehemals Decazes und Richelieu: er ist ihr nicht willfährig genug. Nur durch Maaß- und Zielhalten konnte die Sache der Ultra zu ihrer gegenwärtigen Wasserhöhe steigen. Jegliches Ministerium war der Contrerevolution förderlich und that, was es vermochte, unter Berücksichtigung der Zeitumstände. Sich selbst überlassen hätten die Schwärmer gleich Anfangs in ihrem Taumel den Hals gebrochen: die Ordonnanz vom 5. Septbr. 1816 rettete sie, doch nimmer werden sie die Heilsamkeit einer Hemme anerkennen. Herr v. Villele mag der Partei noch so ergeben, ihr die ersprießlichsten Dienste leisten. Er überlegt, unterläßt den Anschein blinder Leidenschaft, handelt nicht auf ihre Weise, daher kann er das Schicksal seiner Vorgänger gewarten. Umsichtiger als diese hat er bei Zeiten und reichlich seine Taschen mit Trostgründen über den menschlichen Undank versorgt.

Vermuthlich haben Sie in den Zeitungen geleſen von einem Unternehmen gegen San Domingo, das Privatperſonen rüſten, an deren Spitze Rothſchild ſtehe, wie man vorgiebt. Dem Präſidenten Boyer iſt das Gerücht zu Ohren gekommen, und der Negerſtaat tritt unter die Waffen. Niemand als die franzöſiſche Regierung ſelbſt, der die Corruption armée in Spanien ſo glücklich gelungen, rüſtet eine derzleichen, und zwar gegen die ſpaniſchen Colonien. Motive, die ich Ihnen nicht zu zergliedern brauche, beſtimmen ſie, Privatperſonen und San Domingo vorzuſchieben. Läßt ſich dieſe Inſel beiläufig erobern, nun ſo nimmt man ſie mit. Aber dem Hauptplane dient ſie blos zum Vorwande.

Gleichviel, ob jemand bloßer Zuſchauer war oder Acteur in dem großen Schauſpiele unſrer Zeit, der Tod rafft ſie alle nach der Reihe — Heerde und Treiber. Zwei Männer, welche beide nicht unbedeutende Rollen geſpielt, aber ganz verſchiedene, ſind faſt zuſammen, und um einander zu begleiten, vorigen Monat von der Bühne des Lebens abgetreten. Ueber den Unterſchied der irdiſchen Glücksloose, die ihnen zugefallen, ließe ſich eine erbauliche Predigt halten. Der Kanzelredner würde hier ſeine wahre Meiſterſchaft beweiſen, wenn er uns an den Beiſpielen, die wir ihm geben wollen, die Tugend triumphirend, die Nichttugend in Schimpf und Schande zeigte. Larevellière Lepeaux hat mit Cambaceres den einzigen Fehltritt gemein, für den Tod des Königs geſtimmt zu haben. Sonſt war er ein redlicher, ſchlichter, ſelbſtſtändiger, den Grundſätzen, die er für wahr erkannt, und der Frömmigkeit und dem Ernſt getreuer Character, ſanft mit denen, die ihn liebten, männlich gegen die, ſo ihm Böſes wollten. Wie ihn Glück

und Gewalt nie bethört hatten, ſo haben ihn Mißgeſchicke nie gebeugt: unter den mannigfaltigſten Wechſeln blieb er ſich gleich. Lieber, als Buonaparte den Unterthaneid zu leiſten, trat er aus dem Inſtitut, ein für ſeine Liebe zu den Wiſſenſchaften großes Opfer. Bedroht, verfolgt unter dem Kaiſerthum und ſeit der Reſtauration, wußte er nichts von Kleinmuth. Am ſchmerzlichſten fiel ihm, ſeinem Sohne, einem talentvollen Manne, jede Laufbahn geſperrt zu ſehen. Er hinterläßt dieſem, ſeiner Frau und einer Tochter ein paar Bauernhöfe in der Vendee, deren ganzer Ertrag 5000 Franken. Von dieſem Einkommen lebte er mit ſeiner Familie in patriarchaliſcher Einfachheit; kaum daß man eine Magd halten konnte: ſeine Frau beſorgte die Küche. Die Art von Bann, ſo auf ihm lag, ließ dem Greiſe wenig Umgang. Dannen war ihm inſofern geblieben, als Lareveillere den alten Freund, doch nicht zu oft, beſuchen durfte. Von einem dieſer Beſuche kam er bei kaltem Wetter durchnäßt, mit Fieber nach Hauſe, das die geſchwächten Lebenskräfte des Fünfundſiebzigers in wenigen Tagen aufrieb. Die Ueberreſte eines Theophilanthropen, ja des Stifters der verunglückten Sekte, wären vor jedem Kirchenthor exorcirt worden: man führte ſie ohne Anſtand nach Père la chaise. Faſt Niemand iſt der Leiche gefolgt: der treugebliebene Freund entſchuldigte ſich mit Bedenklichkeit der Zeiten. Ganz anders hat Cambaceres geendet. Er hinterläßt ſehr großes Vermögen: 17—18 Millionen Franken liegen in Grundſtücken und Staatsrenten zu Tage. Daß der Erblaſſer nicht blos auf Küchenvorräthe, ſondern auch auf Vorrath klingender Münze gehalten, beweiſt ein anſehnlicher Schatz von Baarſchaft. An Ehren war bei ihm kein

Mangel; alle europäiſchen Mächte hatten ihn mit ihren glänzendſten Orden behangen. Wiſſen Sie, ob die Erben den ſchwarzen Adler heimgeſandt? Berlin erinnert ſich vielleicht kaum, daß derſelbe dem Erzkanzler verliehen worden durch Buonaparte, zu deſſen Verfügung drei Exemplare geſtellt waren.

Wir haben keinen Ausdruck für hölliſch düpirt. Den Prieſtern hat Cambaceres offenbar eine Naſe gedreht. Vor einiger Zeit wurde der bigotteſte Notar, der in Paris florirt, zu dem Kränkelnden gerufen. „Ihre gottſelige Denkungsart, hieß es, iſt mir bekannt, darum habe ich Sie vorzugsweiſe auserſehn, ein Codicil zu meinem Teſtamente aufzunehmen. Setzen Sie ſich; hier iſt Alles, was Sie brauchen. Ich dictire: Alldieweil es Pflicht, mit ſeinem Gott im Frieden zu ſterben, und unſerm Herrn Erlöſer nichts gefälliger ſein kann, als was zum Beſten der Kirche gereicht und ihrer Diener, ſo vermache ich": hier folgen die Legate, von denen die Poſaunen der Zeitungen erklungen. Dem Notar brannten die Sohlen aus einem Kirchſprengel in den andern. Jedem wurde im Vertrauen das intereſſante Codicilgeheimniß zugeflüſtert; Pfarrer und Kirchenväter waren freudetrunken und wie im Elyſium. Sie beteten mit Inbrunſt für die baldige Auflöſung des ſchon dieſſeits Seligen. Keine Tugend war dem Buonaparteſchen Erzkanzler abzuſprechen, ſelbſt nicht die der Keuſchheit. Die hübſchen Jungen, ſo ihn hin und wieder heimgeſucht, konnten ja wohl Engel geweſen ſein. Kirchliche und militairiſche Ehren drängten ſich, den Verblichenen zur Erde zu beſtatten. Der Erzbiſchof von Paris hätte gern in Perſon das Todtenamt verrichtet, man widerrieth es ihm. Folgenden Tages kam mit dem Teſtamente auch das Codicil

zum Vorschein in der schönsten Ordnung; nur Eins fehlte, ein kleiner Umstand: es schien nicht unterzeichnet. Eilends hinkte der volle Zug von Betschwestern mit ihren ausgeputztesten Brillen dem Domkapitel zu Hülfe. Gute Seelen guckten sich schier die Augen aus. Nicht die leiseste Spur von Unterschrift war zu entdecken. Darauf sind Juristen befragt worden. Ohne Ausnahme erklären sie den Mangel der wesentlichsten Formalität für entscheidend; das leidige Codicil ist ein eitler Wisch. Mit aller Gewalt will sich der Hof der Briefschaften des Verstorbenen bemeistern, und die Gerichtshöfe, allesammt dem Hofe unterwürfig, arbeiten sie ihm in die Hände. Die Sache ist ein schreiender Eingriff in das Eigenthumsrecht der Privaten. Was aber macht den Hof so erpicht auf den Fund? Von den gegenwärtigen Umgebungen des Thrones sind wenige, die nicht dem Usurpator und seinem Anhange gefröhnt. Sie verschrieben ihre Seelen ohne Rückhalt, lieferten sich und das Interesse der Bourbons (Correspondenzen, Pläne, Anzettelungen u. s. w.) oft um äußerst geringen und schimpflichen Preis. Es würde einleuchten, kämen die Pfandbriefe ans Licht, wie wenig auf die Treue der jetzigen Betheuerungen zu rechnen ist: es wäre erwiesen, daß die Schranzen dem jedesmaligen Sieger schwören und angehören, dem Eroberer der öffentlichen Gelder, sei er Paria oder Zigeunerhaupt. Den Erben von Cambaceres bleibt, glaube ich, kein anderes Mittel, den Adel aus dem Felde zu schlagen, als sich mit der Geistlichkeit abzufinden. Sie ist bei Weitem der Stärkere. In Deutschland, wie Sie versichern, sieht man in der Beschaffenheit der diesjährigen Wahlen die Rettung des Repräsentativsystems:

mein Grund, Ihm Dauer zu verſprechen, iſt, daß, wie es ſich hier ausbildet, keine Verfaſſung von der Welt gewiſſenloſen Schwätzern, rührigen Schlückern, Krippenreitern, Gaunern und Beutelratzen aller Art mannichfaltigeren Spielraum gewähre, erfleckrichere Ausbeute liefern kann. Sie verlangen, daß ich Etwas über Goethe ſchreibe: serus in coelum redeat, diuque laetus intersit populo Teutonum ſündigt gegen das Sylbenmaaß, obwohl mein Wunſch von Herzen geht. Was muthen Sie mir zu? Ich habe keins ſeiner Werke zur Hand, um mir ihn zu vergegenwärtigen. Meine Cottaſche Ausgabe iſt in Berlin geblieben. Als ich mich über die Wanderjahre äußerte, hatte ich dieſe eben geleſen, den Eindruck in friſchem Gefühl. Geſchmeidigkeit, ſich in alle nur erſinnliche Formen, Verhältniſſe, Exiſtenzen hineinzudenken, hineinzufühlen, einheimiſch zu ſein in der Empfindung, dem Glauben, den Vorſtellungen, dem Wollen, dem Erkennen aller Zeiten und Zonen, das in der Seele erwachte Leben durch Wort und Ausdruck, gleichſam ohne Mitwirkung, zum Anſchaun Anderer zu bringen, ſcheinen mir die Grundriſſe zum Conterfei des deutſchen Wundermanns, der, Künſtler im höchſten Verſtande, nirgends Kunſt zu brauchen ſcheint. Keine Ahnung von Arbeit oder Abſicht übertreibt oder verfälſcht ſeine Darſtellungen; ſie ſind reine Wiedergeburten der Natur. Unſers unſterblichen Dichters Genius iſt ein Spiegel, der ſich verborgen hält. Darum haben die Bilder in ſeinem Brennpunkte täuſchende Wirklichkeit. Die Götter Griechenlands hätten ihn in ihren Olymp aufgenommen. Halbgott ſein war das eigentliche Elyſium der Alten. In dem andern herrſchte ſchreckliche Langeweile,

wie aus den mündlichen Aeußerungen des Peliden Achills erhellt. Ich glaube nicht, daß ein Gast wie Goethe ewig aushalten könne in einem und demselben Himmelreich. Wenn er sich Aeonen Zeit auf dem Schooße Abrahams alt und müde gesessen, geht der Bejahrte, seine Einbildungskraft zu erfrischen, an die Pforten eines auswärtigen Paradieses. Er klopft nicht vergebens, sie werden ihm aufgethan. Eilftausend schwarzäugige Mädchen begrüßen den Dichter mit dem Gesange auf die Schlacht von Beda, dem ergreifendsten seines Divans, und verjüngen ihn unter Traubengeländern, die eben so unvergänglich sind, wie seine Werke. Der Herausgeber der Sponheimschen Memoiren verspricht Zusätze. Sie sollen die Erscheinung ohne Verzug erhalten, noch ist sie nicht vorhanden. Der Einsiedler hat gegen die Unterschrift Gr. v. S. nichts einzuwenden. Seine Gnomen will er rechtfertigen. Ich werde nicht unterlassen, ihn an das gegebene Wort zu erinnern. Das Project, die Rente zu mindern, verursacht keine geringe Gährung. Viele betrachten es als von England eingeräumt. Das brittische Ministerium sehe seit einiger Zeit unsern gewaltige Massen baaren Geldes nach Frankreich fließen. Niemand versteht sein Finanzinteresse besser, als die englische Regierung, und Agenten hält sie auf dem Festlande ohne Zahl unter mannigfaltiger Verkleidung. Hr. v. Ancillon hat, kommt er, allerlei kleine Mißhelligkeiten zu befahren: doch es ist gemessener, ich schweige. Leben Sie wohl und behalten mich lieb. Sie wissen, daß ich Ihnen ergeben bin mit unverbrüchlicher Bewunderung, Hochachtung und Treue.

Oelsner.

Friedrich von Schlegel.

Geboren 10. März 1772.
Gestorben 11. Jan. 1829.

An Varnhagen von Ense.

Köln am 20. Mai 1805.

Wenn Sie wüßten, von wie vielen Geschäften und Arbeiten ich seit einigen Monaten bedrängt werde, so würden Sie mich gewiß entschuldigt halten, daß ich auf Ihr geehrtestes Schreiben nicht eher geantwortet habe, welches sonst unstreitig geschehen sein würde.

Das Geschenk Ihres Almanachs konnte mir nicht anders als sehr angenehm sein, da ich gewiß die Gesinnung zu schätzen weiß, in der Sie meiner dabei gedacht haben. — In Ihren Gedichten wird man die Liebe zur Poesie so wenig verkennen dürfen, als das sorgfältige Studium der Versification, deren nur von Wenigen erkannte Tiefen gewiß lange ein Gegenstand des Nachdenkens sein können, ehe man mit diesem wesentlichen Theil der Dichtkunst in's Reine kommt. — Doch erlauben Sie mir zu bemerken, daß dergleichen einzelne kleine Gedichte nur dann, wenn sie ganz von selbst aus eigner Stimmung hervorgehn, das Natürliche, Eindringliche und Unnachahmliche haben, was ihren eigentlichen Reiz ausmacht. Lyrische Gedichte müssen nicht sowohl *gemacht*, als vielmehr *geworden* sein. Meine Ueberzeugung ist wenigstens, daß mehrere unserer besten lyrischen Dichter gerade

dadurch ihr Ziel verfehlt haben, daß sie es überfliegen wollten, und die Wirkung der ersten natürlichen, aus dem Herzen kommenden Grundtöne durch die Menge der nachmals verfertigten lyrischen Kunstgedichte selbst erstickt und verzerrt haben. Ein junger Künstler sollte daher vorzüglich durch ein größeres dramatisches oder romantisches Werk sich selbst und die Tiefe der Kunst mit Anstrengung aller Kraft zu erproben streben; ein Versuch, wozu man freilich der Vorbereitungen und Studien fast nicht genug machen kann. Denn unstreitig kann nur aus einem Geist, der durch die mannigfaltigsten historischen und philosophischen Studien lange genährt ward, eine geistige Geburt hervorgehen von selbstständiger Kraft und Gestalt. Sie sind so glücklich, daß Ihnen noch eine weite Bahn bevorsteht in einer Zeit, wo man wenigstens hie und da anfängt, das Wahre zu achten, und doch einige der größten Irrthümer widerlegt sind. Und bei dem Eifer, der Sie beseelt, und der Aussicht einer Zeit, wo noch so Vieles zu thun übrig ist, kann es Ihnen wahrlich gar nicht fehlen. — Fichte kennt Sie persönlich, und so hat er Ihnen wahrscheinlich mit gutem Grund das Studium der Alten besonders empfohlen. Freilich ist's spät, nach dem zwanzigsten Jahre mit dem Griechischen anzufangen, und wäre nicht jedem zu rathen. Es ist eine unerschöpfliche Sprache, fast wie das Deutsche, dessen Studium auch viele Jahre hinnehmen kann. — Sehr würde ich mich freuen, wenn ich einmal Gelegenheit haben sollte, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Vielleicht würde auch dann das Vertrauen, mit dem Sie mich beehren, mir Muth machen, das Mißlichste zu unternehmen, was man unternehmen kann: in die Seele eines Andern nim-

lich zu rathen, wohin unser Streben auf dem unermeßlichen Weltmeere des Studiums das Steuer richten soll.

Wenneher wieder ein Stück „Europa" herauskommt, weiß ich noch gar nicht: so bald gewiß nicht. Auch sind Gedichte eigentlich von Anfang an nicht in dem Plan dieser Zeitschrift gewesen; die wenigen im ersten Stücke waren eine besondere Ausnahme. Entziehen Sie also Ihre Elegie Ihrem eigenen Almanach nicht. Gern sendete ich zu diesem Ihnen Beiträge, allein das Wenige, was ich vorräthig habe, ist gerade zu einem andern eignen Zwecke schon bestimmt, so daß ich nicht mehr darüber disponiren kann. Für das nächste Jahr werd' ich aber gern etwas beitragen.

Recht sehr danke ich für Ihre Bemühung wegen des von Olearius verdeutschten Gulistan. Haben Sie das Buch erstanden, so bitte ich, es mir mit Gelegenheit zu senden, und auch Ihre Auslagen gefälligst wissen zu lassen. Meine Anfrage war freilich zu unbestimmt abgefaßt, da ich theils jenen Gulistan meinte, von dem ich aber die gedruckten Exemplare nie gesehn, theils den gleichfalls verdeutschten, vermuthlich aber Manuscript gebliebenen Bostan des Saadi. Meine Absicht geht dabei vorzüglich auf deutsche Sprache. Das Original ist durch den Abdruck, die Ausgabe von Kalkutta und häufige Manuscripte eins der wenigst seltenen persischen Bücher. — Mit Freuden habe ich die Reise des Herrn Klaproth nach China vernommen. Es lassen sich große Dinge von ihm erwarten. Hätte ich seine Adresse gewußt, wär' ich vielleicht so frei gewesen, einige Bitten und Anfragen an ihn ergehen zu lassen. Ihr ergebenster

Schlegel.

Fr. Ernst Dan. Schleiermacher.

Geboren 21. Nov. 1768.
Gestorben 12. Februar 1834.

An Varnhagen von Ense.

Halle, Montag den 17. November 1806.

Sie haben mir herzliche Freude gemacht durch Ihren Brief sowohl, als durch alles, was ich sonst von Ihnen höre, wie Sie sich unserer geflüchteten Freunde annehmen und wie Ihnen unsre Universität am Herzen liegt, wiewohl es mir alles nur Bestätigung dessen enthielt, was ich sonst schon wußte.

Was auf Sand gebaut war, muß einstürzen in dieser stürmischen Zeit, darin wollen wir uns finden und zusehen, wie die Dinge sich entwirren und wie das Neue entstehen wird. Ich hoffe, es wird sich nichts festsetzen in Norddeutschland, was dem ächten Geiste der deutschen Nation widerspräche, und die Zerstörung wird nicht bis in das innere Leben gehn. Darum hoffe ich auch für die Universität, und möchte ihr gern treu bleiben, so lange Hoffnung ist, obgleich mich eben wieder ein Antrag nach Bremen zieht. Friede und Entscheidung durch ihn wird wohl nicht eher, als bis der Kampf mit Rußland auch entschieden ist; aber es muß sich, denke ich, bald entscheiden, ob ein Widerspruch

des zerstörenden Machtwortes zu erwarten ist. Der Minister unterhandelt; ihre Bittschrift, wenn die Unterschriften nicht ganz unbedeutend sind, kann mitwirken. Berathen Sie sich wegen der Abfassung recht reiflich, und fragen Sie wegen der Uebergabe den Minister selbst oder einen seiner Räthe. Nach Kiel oder Kopenhagen zu gehn, möchte ich Ihnen nicht rathen, wenn Sie in Berlin ruhig studiren und auch Vorlesungen in empirischen Wissenschaften benutzen können. Für Sie wird sich die Umgebung nicht so schließen, daß Sie nicht immer heraus könnten.

Neumann ist von hier nach Leipzig gegangen und wollte von dort nach Hamburg, doch weiß ich letzteres nur aus der dritten Hand. Harscher ist hier, unter dem Schutz einer Anstellung bei der Bibliothek, die ihm Wolf gegeben; so auch Müller, Przystanowski und noch ein paar Andere. — Für Ihren Freund Chamisso muß Ihnen wohl das grausame Decret vom 7. October, welches jeden Mann von Ehre in seinem Fall zu einem unausweichlichen Tode bestimmt, viel Sorge geben, und ich weiß nicht, ob wir ihm etwas Besseres wünschen können, als fechtend gefallen zu sein. Grüßen Sie Reichardt's herzlich, und Ihren Gastfreund Theremin.

Schleiermacher.

Ihr Brief an mich ist mit dem an Steffens zugleich erst am 14. angekommen.

Benjamin Constant.

Geboren 1767.
Gestorben 8. Dec. 1830.

Ein merkwürdiges, wenn auch nur kurzes Schreiben des geistreichen Constant, zugleich ehrenvoll für Ludwig Robert.

A Monsieur Louis Robert.

Paris le 18. Juin 1826.

Mr. Avant de vous remercier de l'envoi que vous avez bien voulu m'adresser, j'ai attendu que la fin des séances de la Chambre me permit de vous écrire en connaissance de cause. Maintenant que j'ai lu votre tragédie et la plus grande partie de vos poésies, je ne veux pas tarder de vous exprimer le plaisir que m'a fait cette lecture. L'idée fondamentale de votre pièce est juste et profonde: la scène entre le père et le fils est de l'effet le plus pathétique: et la substitution tardive des sentiments naturels que le malheur ranime aux préjugés et à l'insolence nobiliaire que la société avoit developpés, est décrite avec beaucoup de talent.

Quant aux poémes où vous avez marché sur les traces de Tyrtée, il y a 13 ans que je les aurais lus avec une sympathie non mélangée. La Sainte Alliance se place aujourd'hui entre moi et les souvenirs, que vos chants rappellent. Je

suis moins sévère contre le passé, depuis que j'ai honte du présent. Les renards et les taupes me reconcilient avec les lions et j'aime encore mieux Gengis-Kan que Tartuffe, surtout quand Tartuffe a été longtems aux gages de Gengis-Kan.

Cette disposition que vous trouverez assez naturelle, ne m'a point empêché, Monsieur, de reconnoître le haut mérite de vos grandes et belles compositions. J'ai vue en 1813 et en 1814 le mouvement national que vous décrivez si bien. Qui eut dit qu'il aboutiroit à la commission de Mayence, à l'exil de Görres, à l'emprisonnement de Jahn et aux procédures de Coepenik!

J'espère que j'aurai encore le plaisir de vous voir avant mon départ qui aura lieu au commencement du Juillet. Mad^e. B. Constant, plus à même que moi de juger les beautés des „Kämpfe der Zeit" sera bien empressée de faire votre connaissance.

Agréez Monsieur, l'assurence de ma reconnaissance et de ma haute considération

B. Constant.

Ludwig Achim von Arnim.

Geboren 26. Jan. 1781.
Gestorben 21. Jan. 1831.

Im ersten Hefte der von mir herausgegebenen Facsimile von Handschriften berühmter Männer und Frauen gab ich eine Nachbildung von Arnims Handschrift, dem Briefe e. an mich entnommen, und versprach schon damals, die noch vorhandenen Briefe des geistreichen Mannes an mich abdrucken zu lassen. Ich bin durch die Güte des Hrn. Varnhagen von Ense in den Stand gesetzt, auch noch zwei Briefe an denselben hier mittheilen zu können. Aus wenigen Schriften des Dichters dürfte sein offener, liebenswürdiger Charakter uns deutlicher und klarer ansprechen, als aus diesen Briefen, welche ein Erguß seines schönen Gemüths sind. Um so willkommener möchten diese Briefe meines verstorbenen Freundes aufzunehmen sein, als Arnim gewöhnlich nur in seinen Phantasiegebilden zu leben pflegte und daher selten seine Ansichten über Religion, Staat und Staatsverhältnisse aussprach, wie es hier öfters geschehen; auch die Charakter-Schilderungen seiner Freunde wird man mit Theilnahme und Freude lesen; besonders für die Dargestellten selbst wird es eine wehmüthige Rückerinnerung an den so früh dahingeschiedenen Freund sein!

An Wilhelm Dorow in Königsberg in Preußen.

Berlin den 3. Februar 1809.

Sie hatten einmal die Gefälligkeit, lieber Dorow, mir in Königsberg ein Buch von Tauler zu bringen, woran

Briefe liebender Seelen*), so hieß es, wenn ich nicht irre, angehängt waren, ist das Buch vielleicht zu kaufen? Ich möchte es gern besitzen. Wissen Sie vielleicht einen vollständigen Hans Sachs, alle fünf Bände? Ueberhaupt würde ich sehr dankbar sein, wenn Sie Ihre Bekanntschaft mit den Büchern und Alterthümern Ihrer Stadt mir zuweilen durch Mittheilung einiger Notizen nützlich machen wollten; ich sammle altdeutsche Sachen, besonders ältere Romane und Comödien, aber beides vor 1750. Meine Adresse ist hier Viereck Nr. 4, aber ich bitte meine beiden Vornamen beizufügen, um Verwechselung zu vermeiden. Den Ihren viel herzliche Grüße; ich war durch einen Unfall gezwungen, beinahe vier Wochen in Kassel zu bleiben; ich war täglich bei Reichardts, die mir viele Empfehlungen an Ihre Schwester auftrugen; sie waren eigentlich nicht sehr vergnügt in Kassel; was kann auch Giebichenstein ersetzen! Reichardt ist noch in Wien und componirt zwei Opern; er ist allgemein beliebt dort. Ich hoffe, daß Ihre Sammlungen guten Fortgang haben, und wünsche, daß ich Ihnen die meinen einmal zeigen kann. Mit vieler Achtung

Ludwig Achim Arnim.

An denselben.

Berlin den 6. März 9.

Herzlichen Dank, lieber Dorow, für Ihre beyden Freundschaftlichen Briefe, Notizen, Abschriften und Anerbiethungen.

*) Arnim ließ diese Briefe später nach der ihm gesendeten Abschrift in seiner Gräfin Dolores abdrucken.

Sie werden aus der Anlage sehen, daß ich von einer dieser Erbietungen Gebrauch mache, um einen alten Coder zu vervollständigen, den mir ein guter Zufall kürzlich zuführte. Unter dem Mitgetheilten ist mir des Trompeters Jungferschaft sehr lieb, man sieht den Kerl gar prächtig darin mit aufgeblasenen Backen und dünnen Beinen; die beiden folgenden, die sehr schön sind, finden Sie das erste im II. Wunderhorn, das andere in der Trösteinsamkeit abgedruckt. Die Melodien-Sammlungen haben wegen der hohen Preise große Schwierigkeit, das lesende Deutschland ist jetzt sehr arm, auch gehört dazu ein tüchtiger Musiker, nicht zu den Albertischen, aber zu den frühern viel schöneren und eigenthümlicheren Melodien, sie in die heutige Musiksprache zu übersetzen. Reichardt, dessen ich mich bei der Musik immer zuerst erinnere, ist sehr munter in Wien; er hat sich von Kassel losgemacht, er paßte nicht in die französische Wirthschaft; seine Familie geht nach Halle zurück. Die Nachrichten von meiner Reise nach Königsberg sind meine Wünsche, aber auch nichts von Erfüllung ist darin oder Wahrscheinlichkeit. Sie sagen, daß sich vieles dort verändert hat, es thut mir leid, denn was mir da lieb war, das war es so, wie es damals war; so thue ich wohl gar recht gut und klug daran, wann ich nicht wiederkomme. Viele Empfehlungen allen Ihrigen.

Ludwig Achim von Arnim.

An denſelben.

Berlin den 11. October 1809.

Verzeihen Sie, lieber Dorow, daß ich ſo ſpät für die überſandten Abſchriften*) danke, ſie ſind meinem Manuſcripte ſchon beigefügt: neuen Dank entrichte ich zugleich für die literariſchen Notizen. Den Ayrer möchte ich gern kaufen und beſitzen, ungeachtet ich ihn von einem Freunde leicht geliehen erhalte. Auch des Herſt luſtiger Spaziergang wäre mir ſehr willkommen, ich kenne es gar nicht, aber es ſcheint zu der guten Gattung zu gehören. Der Rollenhagen iſt mir gleichgültig, die Kreuzzüge des Philologen beſitze ich ſchon. Auf ein Paar Bücher möchte ich Sie noch aufmerkſam machen, vielleicht ſtoßen Sie zufällig darauf, 1) Angeli ſeraphiſcher Wandersmann, 2) engliſche Komödien, 3) Taulers verſchiedene Schriften, 4) Oettingers Werke. Wenn Sie etwas davon finden, wird es Sie für alles ſchlechte Wetter in der Welt entſchädigen. Der Ueberbringer dieſes Blattes, Hr. Graf von Brühl, den ich im Schwinkſchen Hauſe noch zu empfehlen gedenke, wenn es meine Zeit irgend zuläßt, kann Ihnen beſcheinigen, daß wir uns eines ſteten guten Wetters erfreut haben: kommen Sie einmal hierher, Sie finden bei mir manches gute Buch und ein Paar Freunde, die mehr als manches Buch werth ſind. Brentano und Grimm, den Sie vielleicht aus ein Paar trefflichen Rezenſionen in den Heidelberger Jahrbüchern, aus einem trefflichen

*) Briefe liebender Seelen. (Siehe Gräfin Dolores.)

Aufsätze über die Nibelungen in den Studien kennen. Grüßen Sie herzlich alle werthe Freunde im Schwinkschen und Ihrem Hause und verzeihen Sie es der Zeit, die mein Schreiben abbricht.

Achim Arnim.

An denselben.

Berlin den 23. November 1809.

Lieber Dorow! Vielen, vielen Dank für den Avrer, es ist ein Hauptbuch, das zwar hier in der Stadt bei Bekannten zu finden, das ich aber schon lange selbst zu besitzen wünschte, auch ist der Preis von acht Florenen sehr billig; ich habe in den beigefügten alten Holzschnitten und Kupferstichen ihn zu ersetzen gesucht, ich wünsche, daß Sie damit zufrieden, die Unterschriften werden Ihnen das Nähere darüber sagen, sollten Sie aber einige davon schon besitzen, so wäre es leicht, sie gegen andere auszutauschen. Wenn Sie irgend eine sichere Gelegenheit finden, das Buch hieher zu senden, so wäre es mir lieber als die Post, die wirklich sehr theuer ist; ich dächte, daß bei der wahrscheinlichen Abreise des Königs viel Frachtwagen hieher abgesendet werden müßten, auf denen es wohl angebracht werden könnte: dem Meere möchte ich es aus Furcht vor den Engländern nicht anvertrauen, selbst wenn sich dazu Gelegenheit fände: die Post bleibt immer als letztes Mittel übrig. Eine mächtige Liebhaberei hat mich jetzt und schon seit einiger Zeit zu allen Selbstbiographien geführt, ich habe deren eine große Zahl gesammelt, vielleicht giebt es aber in Königsberg, wo sich manches Eigen-

thümliche gesammelt und gebildet hatte, noch einige, die weniger bekannt geworden. Die Hippelsche im Schlichtegroll kenne ich, von Hamann soll ein Anfang seiner Selbstbiographie in Jacobi's Händen sein, so wie auch viel merkwürdige ungedruckte Schriften und Briefe; der Mann scheint aber selbst die kleine Mühe zu scheuen, sie abdrucken zu lassen: giebt es nichts der Art von Kant, Scheffner, den ich wirklich darum anflehen möchte, sein Leben zu beschreiben, da er mit so manchem Merkwürdigen in so langen Jahren in Berührung gewesen, nichts von Dach, Lousen? Hat es nie einen Kaufmann gegeben, der etwa sein merkwürdiges Leben beschrieben? Ist unter den neueröffneten Manuscripten kein merkwürdiges Ritterleben gefunden? Sie sehen ich frage viel auf einmal, nicht um Sie mit der Beantwortung aller dieser Fragen zu belästigen, nur um Sie an mich zu erinnern, wenn einmal zufällig Notizen über einen dieser Gegenstände Ihnen zu Ohren kommen, vielleicht belohnen sich Ihnen auch selbst Nachforschungen der Art; so glaube ich gewißlich, daß es wenige so angenehme Bücher giebt, als Xaver Bronners Leben (des Verfassers der Fischer-Idyllen) 3 Bde. Zürich 1797, so reich an lebendigen einzelnen Zügen, so darstellend für das Klosterleben, in so fern eine Zeit, die gar nicht mehr darin paßte, sich ihm fügen mußte. Ein anderes fast noch herrlicheres Buch der Art ist Thomas Platers Leben, Marburg, Pavrhoffer 1793; es kostet nicht viel, ist aber nach meiner Ueberzeugung eins der merkwürdigsten Denkmale aus der Reformazionszeit. Auch die Lebensgeschichte des armen Mannes in Ladenburg, Zürich 1789, hat viel Gutes. Ferner möchte ich Sie auf die Robinsone

und Aventuriers aufmerksam machen, es hat der Verfasser der grauen Mappe leider sehr schlechte Auszüge daraus geliefert, sie selbst sind aber viel reicher an Darstellung und Laune. Giebt es wohl in Königsberg eine Buchhandlung, die noch vieles ganz altes Sortiment hat vor 1760: ich vermied, als ich dort anwesend war, allzusehr das Bücheransehn, um mich nicht in so ungewisser Zeit allzuschwer zu befrachten.

Viel herzliche Grüße den Ihren, dem Schwinkschen Hause, an Schulz und M. Barkley, deren Verlobung mir erzählt worden. Ihr ergebener

Lud. Achim von Arnim.

N. S. Fast hätte ich Ihre Anfrage über die Reisebeschreibungen vergessen. Ein solches Werk, das die Sagen enthält, vermisse ich eben so sehr wie Sie, auch ist dies keine Arbeit für Reisende, es erfordert ein langes Einwohnen im Lande. Was Sie in der Art wünschen, müssen Sie aus vielen Büchern zusammenlesen, z. B. Melissantes Bergschlösser, Frankfurt und Leipzig bei Spiessens in Erfurt 1721. Bredenmeyer Antiquarius. Hamburg, Herold 1752. Grundmanns Geschichtsschule, Görlitz 1677. Prätorii Blocksberg. Ottmars Volkssagen u. s. w. Ein guter Freund von mir, H. Grimm, der ein Paar Monate bei mir kürzlich zugebracht, hat sich ganz eigends der Sammlung solcher Sagen gewidmet, er hat sehr viel beysammen, er wird aber sobald noch nichts bekannt machen, weil er die umfassendste Vollständigkeit zu erreichen sucht.

An denſelben.

Berlin den 30. Januar 1810.

Lieber Dorow! Sie erhalten beiliegendes dramatiſches Werk zum neuen Jahre mit dem Wunſche, daß Sie meiner auch künftig gedenken. Dringen die hieſigen Abendblätter wohl bis zu Ihnen? Ich vermuthe, da Schreſſner etwas hineingeliefert hat. Haben Sie es geleſen? Ich kann es nicht loben, denn mir iſt es durchaus verhaßt, einen im Augenblicke jetziger Staatsverhältniſſe ſo durchaus ernſten Gegenſtand wie das leichtſinnige Umwälzen der älteſten inneren Staatsverhältniſſe einer Theorie zu Gefallen, blos mit Perſönlichkeiten gegen Adam Müller, der ſie in keiner Art verdient, beantwortet zu ſehen. Schon jetzt ſehen die Schüler von Smith-Krauſe, daß dieſes Staatsverbeſſern, wenn es ſo aus der Willkühr einiger Einzelnen ausgeht, ſehr bald in den Händen Anderer zu einem Druck, zu einem Zwange wird, der wohl ſchwerlich in ihrer Abſicht war. Dieſen Druck, der insbeſondere alles Schreiben über Landesangelegenheiten unterdrückt, hat Kleiſt bei ſeinen Abendblättern ſehr läſtig gefühlt; über die Hälfte der Aufſätze wurden von der Cenſur der Polizei unterdrückt, häufig mußte er ſich mit Lückenbüßern behelfen. Ueber das Theater ward gar keine freie Aeußerung erlaubt: Iffland und Hardenberg hängen wie Rad und Wagenſchmiere zuſammen. Ein gewöhnliches Lachen über eine ſchlechte Sängerin, M. Herbſt, die eine Hauptrolle bekommen hatte, auf die drei Andere nähere Anſprüche machten, hat die Verbannung von fünf jungen Leuten nach ſich

gezogen; nun soll mir doch Niemand von englischer Verfassung und Freiheit reden, der zu gleicher Zeit alle äußere Freiheit in ihren bedeutenden und unbedeutenden Aeußerungen aufhebt. Doch genug von unserer jetzigen Staatsverwaltung, die sich schon jetzt mit unüberlegten Gesetzen so verfahren hat, daß sie endlich doch schon nöthig finden soll, an eine Art Konstitution zu denken.

Von unsern Reisenden *) in Frankreich habe ich zweimal Nachricht erhalten, alle sind wohl und entzückt über die Schönheit der Länder; ich habe ihnen geschrieben, was wir hier haben, sie werden sich wohl nicht sobald zurücksehnen. Schwink **) habe ich hier wenig gesehen, er lebte in einem zahlreichen Kreise neuer und alter Bekannten; ich lebe eingezogen meinen Büchern und wenigen Bekannten, wir erwarten ihn dieser Tage aus Hamburg zurück. Es ist eine der kurioseſten Handelsconjunkturen jetzt, unsre Stadt ist voll fremder Kaufleute aus allen Gegenden der Welt, die auf Neuigkeiten lauern.

Ich wünsche, daß Sie die Weihnachtszeit fröhlich verlebt haben: mir war sie sehr heiter, über zwanzig verschiedenartige Austeilungen ergötzten die Stadt, die beste war der Brenner, die Landschaft von Pr. Lütke gemalt, über sechshundert Tyroler und Bayern als Puppen mit einander im Gefecht, um einen Paß zu gewinnen. — Reichardt ist wohl,

*) Die Familien des Kaufmanns Schwink und Präsident v. Wißmann in Königsberg in Pr.

**) Der Kaufmann und Commerzienrath Schwink aus Königsberg in Pr., Schwager des Geheimen Staatsraths v. Stägemann.

aber durch die Nachläſſigkeit von Iſland rückt es mit der Aufführung ſeiner Oper nicht vor.

Meine Empfehlung den Ihren; mit vieler Achtung Ihr

Achim Arnim.

An denſelben.

Berlin den 8. Februar 1810.

Lieber Dorow! Sowohl den Ayrer durch Graf Brühl, wie auch Ihr ſpäterer an literariſchen Notizen ſo reichhaltiger Brief ſind in meinen Händen, für beide ſage ich Ihnen meinen Dank; da ich Ihnen ein Paar Holzſchnitte geſendet habe, die Sie doppelt erhalten, ſo werde ich Ihnen nächſtens einige andere nachſenden, daß Sie für Ihre gütige Beſorgung nicht am Ende gar noch Schaden haben. Da jetzt Stägemann hier iſt, ſo kann ich Ihnen alle baare Auslagen leicht übermachen und ſo erſtlich Sie wieder bemühen. Iſt Opitzens Leben von Lindner 1748, von dem Sie mir ſchreiben, die Biographie des bekannten Dichters oder eines Sachſen dieſes Namens, der ſehr wunderliche Reiſen unter den Tataren gemacht, wäre es die letztere, ſo würde ſie mir ſehr lieb ſein und ich erbitte ſie mir durch die Poſt, wenn keine andere Gelegenheit vorhanden; wäre es die Biographie von jenem, ſo erwarte ich nicht viel davon wegen der Zeit, worin ſie verfaßt. Von Roſſens Biographie habe ich nie gehört, wer war der Mann? Das Böhmiſche Manuſcript iſt nichts für mich, ich ziehe mich immer mehr zuſammen auf gewiſſe Kreiſe von Büchern, die ich ganz über-

sehen kann. Bei den Buchhändlern würde ich Sie auf ein Paar Bücher für mich noch aufmerksam machen: die alte Uebersetzung des Robinson, ein vollständig Exemplar der Insel Felsenburg, Geschichte einiger Studenten auf der alten Burg Pleße, auf Robinsone, insbesondre den maldivischen Robinson, die Jungfer Robinschen, die verschiedenen Bücher von Weiß und andere, die mit dem Beworte politisch begleitet sind, besonders der politische Maulaffe, der ein gar trefflich Buch ist. Ferner die Weißbäckerin und ähnliche Bücher von einem eigenthümlichen Geschmacke, die leicht zu erkennen, aber schwer zu beschreiben sind. Der Wilibald interessirt mich noch immer vor allen am meisten, sparen Sie ja keine Mühe, ihn auf der Schloßbibliothek zu entdecken, nach der Beschreibung muß er reichlich Ihre Bemühungen lohnen; ich bedaure den armen blinden Bazko, daß ihm ein so herrliches und dabei sehr seltenes Buch so unter den Händen weggenommen worden. Es ist von Wickram, der viel andre schöne Bücher, wie den Irrereitenden Pilger, den Goldfaden geschrieben: seine Liebhaberei war es, fremde Gegenden sich zum Schauplatze zu wählen, sonst glaube ich nicht, daß dieses Büchlein eine andere Beziehung auf Preußen hat.

Dem Schwinkschen und Wißmannschen Hause viel herzliche Grüße, aber von den verschiedenen Höfen weiß ich wenig zu sagen, da ich außer Radziwills niemand gesprochen. In Königsberg, wo man Abends in Stiefeln von einem Hofe zum andern lief, da war ich auch ein Hofmann, hier, wo täglich neue Ceremonienmeister geschaffen werden, ist es mir etwas zu langweilig, für die bloße Möglichkeit einer Unterhaltung soviel Anstalten voraus zu machen. Der Ein-

zug des Königs und der Königin steht in großer Vollständigkeit in der Berliner Zeitung beschrieben und ich kann die Richtigkeit des ganzen Vorganges unterschreiben, da ich, im raschen Mitlaufen von einer halben Meile, durchaus alles mit angesehen habe. Vom Ordensfeste ist auch wenig mehr zu berichten: niemand als die Ordensritter waren gegenwärtig: General Direke stammerte eine Rede. Humboldt ist von seiner Erbschaftsreise endlich zurück, er scheint wirklich ernsthafte Anstalten zur Universität zu machen, leider sind nur die Finanzen jetzt mit dem Innern in großen Differenzen. Stägemann und seine Frau und seine Kinder sind wohl auf; sie haben mir viel Grüße an alle ihre Verwandte aufgetragen; ich brachte vor einigen Tagen einen vergnügten Abend dort zu, wo Adam Müller ein Stück von Göthe vorlas. Die Geh. Räthin Stägemann ist Müllers aufmerksame Zuhörerin in den Vorlesungen über Friedrich II., die zum Theil mit unsern jetzigen Verhältnissen in naher Berührung stehen. Da ich sehe, daß die inneren Verhältnisse in einem bequemen Stillstande sich befinden, so lese ich die Vorlesungen, wenn sie gedruckt erscheinen. Das Laufen in Vorlesungen ist unbequem. Reichardts Briefe über Wien werden Sie gelesen haben, er ist wohl, aber noch nicht wieder angestellt. Viele Grüße den Ihrigen. Herzlich der Ihrige

Achim Arnim.

Ihren Wunsch, daß ich selbst an Scheffner wegen seiner Selbstbiographie schreiben möchte, habe ich erfüllt, grüßen Sie jedoch noch mündlich von mir. Ich sehe, daß ich einen Hauptpunkt in meiner Antwort vergessen. Zuerst meinen

Dank für das angenehme Dachische Gedicht, Sie erhalten es bald zurück. Es hat mir große Lust zu der Sammlung gemacht, ich könnte die 5 Thlr. sogleich H. Stägemann übergeben. Giebts Bildnisse von Simon Dach?

An denselben.

Berlin den 14. März 1810.

Sie erwerben sich um mich das höchste Verdienst, lieber Dorow, ich erwarte mit Ungeduld Ihre Sendungen, sie sind mir beide recht lieb, das Geld werde ich noch heute durch den Geh. Rath Stägemann Ihnen besorgen, er hat sichre Gelegenheit zur Auszahlung in Königsberg. Sie wünschen eine Beschreibung von Brentano, er ist aber mein vertrauter Freund und so würde meine Schilderung mehr sein Verhältniß zu mir, als ihn selbst angehen; was man übrigens von seinem Gesange gesagt hat, ist durchaus wahr, er hat einen kleinen aber sehr schönen Kreis von Liedern in der Kehle und in den Fingern, die ihm so leicht niemand besser singt, auch die Art seines Anstandes erhöht die Wirkung, sein Gesicht ist mehr bedeutend als schön und das wirkt in aller Kunstübung das Meiste; ein ganz schöner Kopf ist ohne Bewegung auch das höchste Kunstwerk. Stägemanns scheinen viel Gefallen an seinem Umgange zu finden, aus seinen Schriften, unter denen ich Ihnen den Ponce de Leon besonders empfehle, werden Sie die Gewandtheit und den Witz seiner Sprache kennen lernen. Von Tieck weiß ich nichts weiter, als daß er noch immer an der Gicht leidet und in München

lebt. Vielleicht lockt auch ihn die neuzuerrichtende hieſige Univerſität hieher, wozu tüchtige Männer berufen ſind, es wird hier ganz munter werden. Himmel, der Ihnen fatal geweſen, iſt hier noch nicht liebenswürdiger geworden, er beſſert ſich indeſſen, da die Leute wenig Nachſicht gegen ihn haben. Reichardt iſt jetzt zu den Prinzenhochzeiten nach Weimar und Hildburghauſen gereiſt, dann kommt er hieher. Sie verwundern ſich über manche anzügliche und thörigte Rezenſionen in hieſigen Zeitungen? Ich verwundre mich, wenn ich eine kluge leſe, und darum leſe ich meiſt gar keine, ſchreibe was mir Spas macht und laſſe drucken, was die Buchhändler haben wollen. Ein Paar Bücher, die von mir in nächſter Meſſe erſcheinen, ſollen mit dem letzten fertigen Bogen zu Ihnen wandern, Sie werden mich drin finden und ich rechne auf Ihre Freundſchaft, daß ſie Ihnen in dieſer Hinſicht nicht gleichgültig ſein werden.

Manche Geſchäfte, die durch den Tod meiner verehrten Großmutter, die mich auferzogen, auf mir laſten, verhindern mich heute, in das Literariſche unſres Briefwechſels fortzuſchreiten, nur eins fällt mir ein: hab ich Sie je auf den abentheuerlichen Jean Rebhen aufmerkſam gemacht, das Buch hat viel Prächtiges, ein andres Buch, was zum Theil in Preußen ſpielt: der ſcheinheilige Betrüger in den Begebenheiten Herrn Tartüfs Wanderungen Frankf. u. Leipz. 1765 enthält viel ſchöne Novellen, es iſt ein Menſch wie der alte Voß. Scheffner fragt mich nach meinem Streite mit dem alten Schurken Voß; ſagen Sie ihm, daß nach meiner zweiten Antwort nichts weiter von ihm erfolgt ſey, was

mir ſehr lieb, denn die ganze miſerable Verhandlung machte mir entſetzlichen Ekel. Leben Sie recht wohl.

Achim Arnim.

An denſelben.

Berlin den 28. Mai 1810.

Lieber Dorow! Ich habe Ihnen Tiecks poetiſches Journal meinem Romane beigelegt, daß er Ihnen dadurch angenehmer werde, theilen Sie ihn der Mad. Schwink gelegentlich mit, ſo wie ich die Einlage an ſie zu beſtellen bitte. Ihre Briefe an Reichardt habe ich ſämmtlich prompt beſorgt, er ſah hier recht wohl aus, war recht vergnügt, ob er etwas in ſeinen Abſichten erreicht hat, weiß ich nicht. Sie haben ſeinen Wiener Briefen einige Nachrichten über Zellers Erziehungsanſtalt beygefügt, Sie tadeln wohl manches mit Recht, doch glaube ich, daß der Tadel eigentlich mehr die wohlhabendern Aeltern trifft, die ihre Kinder aus dem gewohnten Kreiſe ihres Lebens herausreißen, zu dem ſie doch gar bald wieder zurückkehren müſſen, um ſie in einer Erziehungsanſtalt zu verſuchen, die doch eigentlich nur für die ärmſte Klaſſe berechnet zu ſeyn ſcheint, in denen es ein Vortheil iſt, ſie manchem böſen Beyſpiele unter den Ihren zu entziehen. So erſcheints in der Ferne, doch leugne ich nicht, daß ſolche Familien wie eben Schwinks, wo ein Knabe unter lauter Mädchen aufgezogen wird, was niemals gut thut, beſonders wo der Vater wenig Zeit hat, ſich mit ihm abzugeben, auch nähere Gründe haben, ein ſolches Inſtitut zu wählen.

Von verſchiednen neuen literariſchen Merkwürdigkeiten wüſte ich Ihnen keine angenehmere zu ſchreiben, als daß Hundeshagen, ein junger Architekt, der den Pallaſt des Barbaroſſa zu Gelnhauſen herausgiebt, ein Heldengedicht von Alphart, das in den Kreis des Heldenbuches gehört, in der Wetterau entdeckt hat; ich habe eine Probe davon geleſen, die recht ſchön iſt. Den Tod des armen Girard, den ich nur von Anſehen kannte, habe ich bedauert, ſicher fehlte ihm ein Freund, zu dem er vertraulich reden konnte, da häuft ſich in der Seele, mehr als ſie tragen kann; unbegreiflich bleibt es ſonſt, wie er ſich um ein ſo leichtſinnig Mädchen wie Lottchen — — ſo ernſthaft erſchieſſen konnte. Königsberg hat bei manchem Guten eine ſehr fatale kritiſche Seite, ein Auflauern auf andre und eine gewiſſe kalte Schärfe in der Beurtheilung, die einen Verliebten, insbeſondre einen verliebten Offizier leicht zur Verzweiflung bringen kann; ich denke hiebey beſonders an Antoinette — —, doch ſagen Sie ihr nichts davon, ich meine aber, daß ſie den armen Girard leicht zum Todtſchieſſen hätte veranlaſſen können. Antoinette wird nach hieſigen Gerüchten, ich weiß nicht an welchen Leutenant verſprochen. In dieſer Woche reiſe ich nach Böhmen, doch bin ich Ende Juny wieder zurück.

Viele Empfehlungen allen Ihren Verwandten, leben Sie recht wohl.

Achim Arnim.

An denſelben.

Berlin den 20. Sept. 1810.

Lieber Dorow! Nicht die Todtenfeier, ſondern mancherley Beſchäftigungen mit Lebenden haben mich ſaumſelig in der Beantwortung Ihres Briefes gemacht, zum Gedichte ſelbſt wurden mir nicht mehr Stunden als die eines Vormittags eingeräumt, freilich machte die Beſorgung der Sänger und die Verzierung mehr Umſtände, indeſſen war das auch bald überwunden. Ich freue mich, Ihnen in gleicher Beſchäftigung begegnet zu ſeyn *), doch kann ich Ihnen nicht verhelen, daß ich den Tadel der Königsberger, daß Sie dies Feſt in der katholiſchen Kirche veranſtaltet haben, in etwas theile. Mir iſt die Volksreligion etwas ſehr ehrwürdiges und ich glaube nicht, wo noch ein beſtimmter Unterſchied, wie bey uns, zwiſchen katholiſch und evangeliſch gefühlt wird, daß man mit einer bloßen hiſtoriſchen Deduktion, daß dieſe doch aus jener ſtamme, durchkommen kann, die Juden würden ſonſt mit gleichem Rechte ihre Lehre und das Chriſtenthum für einerley erklären. Nun kann ich mir recht wohl denken, was Sie dazu beſtimmte, es war das Ehrwürdige einer Todtenmeſſe, was freilich durch keine Rede in den

*) Der Herausgeber veranſtaltete mit ſeinem Freunde Max von Schenckendorff eine Todtenfeier für die ſo tief und innig betrauerte Königin Luiſe von Preußen. Man glaubte die katholiſche Kirche dazu wählen zu müſſen, weil Mozarts Requiem aufgeführt werden ſollte: Reichardt hatte zu dieſem Trauerakt eigends Klopſtocks „todte Klage“ komponirt, die den Beſchluß der Feier machte, und von deren Beſchreibung die damaligen Blätter zur Genüge geſprochen haben.

proteſtantiſchen Kirchen erſetzt werden kann, aber ich weiß nicht ob es für das Auffallende der Erſcheinung, für alle die Mißdeutungen entſchädigt, die ſie eben dadurch in dem andersgläubigen Volke erfahren muß. Wäre es nicht möglich geweſen, etwas Aehnliches, doch unter anderm Namen, wie eine Meſſe, in proteſtantiſcher Kirche aufzuführen und einzuführen, ich beſchäftigte mich ſchon oft mit dieſem Gedanken und ich fand bei unſrer Geiſtlichkeit nirgends viel Widerſpruch. Dieſe religiöſen Rückſichten abgerechnet, wo das Volk indem es ſeine Gebildeten in andern Kirchen, als zu denen ſie ſich bekennen, zu einem Volksfeſte vereinigt ſieht, dieſe eine Rückſicht abgerechnet, finde ich alles übrige ſehr ſchön angeordnet, die Anordnung der Marſchälle, der Blumen u. ſ. w. muß viel mehr Wirkung gethan haben, als hier in der katholiſchen Kirche der bloße Sarkophag in der Mitte der Kirche. Ich ſende Ihnen beyliegend meine Nachtfeier, manches Religiöſe, was jetzt in der zweyten Auflage, die blos zum Leſen beſtimmt, beybehalten, hatte ich für die Aufführung weggelaſſen, weil ſie für ein Haus weltlicher Freude, für den Opernſaal geſchrieben, der nur ernſt, aber keineswegs kirchlich verziert war, die Beſchreibung dieſer Verzierung enthält der Prolog, auch haben ein Paar Zeitungsmänner umſtändlich darüber berichtet. Ich lege ein Exemplar für Schwinks bei, denen ich mich beſtens empfehle. Die Krankheit der armen Wiſſmann thut mir recht leid, ſie ſchien ſonſt ſo unzerſtörbar geſund, ſchreiben Sie mir doch gelegentlich von ihr. Auch Schefſner verſichern Sie meiner Hochachtung, ich bin recht begierig ſein Urtheil über meine Dolores zu hören. — Was iſt denn an Faber's preußiſchem

Archive, ſind das Auszüge aus der neueröffneten Ritterbibliothek? Iſt niemand in Königsberg der dieſe Bibliothek hiſtoriſch benutzt: Kotzebue bleibt noch immer der Einzige. Es iſt ein unzemeines Unglück in unſrer Zeit, daß faſt alle Gelehrten in alles hineinarbeiten und in kein Einzelnes vollſtändig und erſchöpfend, insbeſondre, daß der hiſtoriſche Fleiß jezt, wo aus den Quellen nicht mehr ein Geheimniß gemacht wird, ſo ſehr verſchwunden und die wenigen, die noch etwas der Art haben, quälen ſich mit Kleinigkeiten aus der älteſten fremden Geſchichte herum, und verſäumen die Geſchichte ihres eigenen Volks, deſſen Denkmale rings um ihnen vermodern. Sehr herrlich iſt es von Ihrem Vater, wie er ſo manches gute Bild vom Untergange gerettet hat, in ihm iſt noch guter alter Sammlergeiſt, jezt hört man häufig von Dürer und alter Malerey mit Begeiſterung reden und kommt man in die Kirchen des Orts, ſo werden alte herrliche Bilder zu Fenſterladen verſchnitten.

Reichardt kommt im Oktober hieher, er komponirt eine ſehr ſchöne Kantate auf die Königin von Brentano, die mit Luſt geſchrieben und ausgearbeitet, ſicher alles andre hinter ſich läßt. Der Ihre

Achim Arnim

An denſelben.

Berlin den 13. April 1811.

Vielen Dank von Clemens (Brentano) und von mir für den trefflichen Caviar, beynahe der letzte gute, den wir hier gegeſſen haben. Die Urſach meiner verzögerten Dankabſtattung wird

Ihnen, lieber Dorow, unser Schwink mitgetheilt haben, von dem ich sogar eben aus diesem Grunde nicht Zeit hatte Abschied zu nehmen. Ich bin seit dem 11ten März verheirathet mit der Schwester Brentanos; theils die neuen Verhältniße, in welche ich als ein alter Junggeselle eingetreten, theils die Einrichtung meiner Wohnung und Familienangelegenheiten hielten mich von aller freyen Schreiberey ab. Nun setzt sich allmälig alles und das Ungestüme und das Unruhige macht der bewußteren Freude Platz, alles kehrt in seine alten Rechte und Ansprüche zurück und ich knüpfe mit aller Welt wieder in Briefen an. — Unter den Theater-Stücken, die Sie mir aufgezeichnet haben, ist sehr viel Merkwürdiges und beynahe lauter Dinge, die ich nicht besitze und auch sonst in keiner bekannten Bibliothek vorhanden weiß, vieles wünschte ich mir zu Kauf, wenigstens geliehen, z. B. die vier ersten Comedien von Georg Mancino Leipzig 1606. ferner die Dina und das somnium vitae humanae. Sie glauben nicht wie viel seltener sich alte Comödien gegen jede andre Gattung der Literatur gemacht haben. Die herrliche Schrift meines lieben Freundes Jacob Grimm über altteutschen Meistergesang, Göttingen Dieterich 1811, müssen Sie sich anschaffen, ungeachtet sie ursprünglich nur eine Streitschrift gegen Docen war, so enthält sie doch so ungemein viel Belehrendes über die Geschichte unserer Poesie, was nur durch ein sehr allgemeines, fleißiges Quellenstudium erlangt werden kann, daß man dabey das größte Verlangen fühlt, die gesammte Geschichte unsrer Poesie von ihm bearbeitet zu lesen. Von seinem Bruder Wilhelm Grimm, der ihm in Darstellung sehr überlegen ist, erscheint eine höchst

interessante Sammlung übersetzter dänischer Romanzen mit einem geschichtlichen Anhange, ich weiß kein Buch, dessen Erscheinen ich mehr erwarte. Beyde Brüder arbeiten mit seltener Eintracht und gegenseitig über einander wachender Treue, der ältere hat mehr Neigung für eigentliche Gelehrsamkeit und Kritik, dem jüngeren sind diese nur Mittel und so nutzen beyde einander gegenseitig und sind dabey die gutmüthigsten liebenswürdigsten jungen Gelehrten, die mir auf Erden vorgekommen sind. Von Tieck erscheint endlich in dieser Messe der lang versprochene Band des altenglischen Theaters, der ungemein schöne und launige Werke enthalten soll, er ist jezt wieder in Ziebingen und seine Gichtkrankheit mindert sich. Sie wünschen viel von Reichardts Oper *) zu hören, und ich wünsche so wenig wie möglich davon schreiben zu können, er hat das Stück mit unverzeihlichem Leichtsinne gewählt, mit noch größerem in Verbindung mit Ifland es in den Hauptscenen durch Wegstreichen total verdorben, es ist zweymal aufgeführt worden, jezt wird gesagt, es werde nicht mehr gegeben werden; die Musik hat viel Gegner gefunden, ich habe mich an vielem darin erfreut, wenn ich es gleich im Ganzen seinen früheren Werken nicht vergleichbar finde. Was Ihnen Freude wird machen ist die Versicherung Hardenbergs an Reichardt, daß ihm die alte versprochene Pension von achthundert Thaler wieder versichert werden sollte. Ich wünsche, daß dies erst bestimmt und ausgemacht wäre, denn Reichardt hat am Hofe und in dessen Umgebungen so wie überall unzählige Feinde. — Empfehlen Sie mich

*) Der Taucher, Reichardts letzte Oper, die er componirt hat.

den Ihren und allen Königsberger Bekannten, Barklays vor allen und vergeſſen Sie nicht Ihren

Ludw. Achim Arnim.

An Varnhagen von Enſe in Berlin.

Wiepersdorf den 26. October 1826.

Herzlichen Dank für Brief und Einlage. So fühlt man ſich von der Welt zuweilen vergeſſen und verlaſſen, während wohlwollende Freunde uns mit der Welt verbinden und mehr Gutes von einem ſagen, als man ſelbſt weiß. Ihre Anzeige in der Wiener Zeitſchrift war mir unbekannt, Ihre Anzeige im Geſellſchafter iſt mir noch nicht erſchienen, da der Geſellſchafter hier keine Geſellſchaft findet, doch hoffe ich bei naher Anweſenheit in Berlin mich daran zu erfreuen und über die kritiſchen Ausſtellungen mich zu rechtfertigen oder mich daran zu beſſern. Der getadelte Korrektor hat mir zuweilen das Rouſſeauſche Gefühl erweckt, als ob ich ſelbſt in Schneeberg geheime Feinde hätte, die mir zu ſchaden ſuchten, denn ſeltſam war es, daß es keinen Unterſchied machte, wo ich meine allerdings nicht ganz deutliche Handſchrift durch einen vortrefflichen Abſchreiber bis zur Schönheit einer Vorſchrift hatte erhöhen laſſen, ſondern regelmäßig war jeder einigermaßen gute Einfall durch eine ſolche Verdruckung und Verdrehung ſo verſtümmelt, daß nur dem Einſichtigen das Verſtändniß bleiben konnte. Der Verleger ließ die ſchlimmſten Blätter umdrucken, aber auf dieſen Cartons waren neue Druckfehler zu entdecken, ſo daß ich erkannte, in Schneeberg müſſe jetzt Rübezahl herrſchen, der vielleicht die Novelliſten

ſo wenig wie die Botaniker leiden kann, wie dies in deſſen Hiſtorien nachzuleſen.

Die Gemäldeausſtellung hoffe ich bei meiner Anweſenheit im November noch zu ſehen. Einige Kritiken in der Voſſiſchen Zeitung haben mich in die größte Verwunderung geſetzt. Dabey gedachte ich, daß die Maler doch noch meiſt ein ſchlimmeres Schickſal haben in kritiſcher Hinſicht als die Poeten, denn die Anſchauung ihrer Werke wird nur den Nächſten zu Theil und dies ſind ſelten die Nächſten aus der Bibel, die da lieben ihre Nächſten als ſich ſelbſt, dann aber fordert gerade jetzt die Beurtheilung eines Kunſtwerks, daß dieſer Nächſte auch das Entfernteſte geſehen habe, ſowohl um das Verdienſt wie das Scheinverdienſt einer Arbeit zu erkennen. Der letztere Mangel war mir an den Kunſtkritikern in Weimar gar oft recht auffallend, ſie hatten keine Vorſtellung, daß ihnen recht weſentliche Anſchauungen fehlten und daß ſelbſt das Geſehene ſich bei längerer Entfernung verlöſcht. Seit Meyer und Goethe in Italien waren, iſt ſelbſt dort ſehr viel entdeckt worden, die Schätze andrer Länder, beſonders England, Frankreich kennen ſie gar nicht als aus Kupferſtichen. Doch ich muß ſchließen, mein Wagen fährt ab.

Hochachtungsvoll

Ihr ergebenſter

Ludwig Achim von Arnim.

An denſelben.

Wiepersdorf den 19. October 1827.

Geehrteſter Freund!

Eben las ich blätternd in Grumdmanns Uckermärkiſcher Adelshiſtorie, um meinem Kinde einen Namen zu ſuchen, und fand mich von dem Leben des aus dem dreißigjährigen Kriege bekannten General Arnim ſeltſam angezogen. Die meiſten Schriftſteller der Zeit waren leidenſchaftliche Proteſtanten, die nur dieſe eine Anſicht der Welt kannten, den Mann verläumdeten, weil er wirklich ein wenig über ſeiner Zeit ſtand. Ich möchte Sie zum Geſchichtſchreiber des Mannes anwerben, er gehört zu denen, die wie Schulenburg unſerm Vaterlande in der Fremde wirklich Ehre erwarben. Auch ließe ſich für die hiſtoriſche Forſchung manches Empfehlende ſagen, da Förſter gerade jetzt den Briefwechſel Arnims mit Wallenſtein aus Karrigs Sammlung herausgiebt, wovon Proben im Berliner Conv.-Blatte. Karrig kann dieſe Briefe nur dem Grafen Arnim von Boitzenburg verdanken, wo ſich noch ſehr viel mehr von ihm, unter andern eine Sammlung geiſtlicher Betrachtungen in Proſa und Verſen befindet. Boitzenburg war das Stammhaus jenes Arnim, aber ſeine Linie iſt erloſchen und die jetzigen Beſitzer ſind nur durch Lehnsfolge Beſitzer des Gutes und der Papiere geworden.

Um Sie zu der Arbeit zu beſtimmen, hier eine kurze Ueberſicht, worin auch meine Anſicht ſich ausſpricht, daß er außer der Religionsfreiheit auch den andern Pol der

deutſchen Nation, innere Einheit und inneren Frieden, ſobald jene geſichert, und, als Erfolg von beiden, Erledigung von aller fremden Herrſchaft, ſehr wohl begriffen und dem mit ſeltener Energie und Verachtung äußerer Vortheile nachgeſtrebt habe. Seine Jugend brachte er am brandenburgiſchen und ſächſiſchen Hofe zu, der Adel in Deutſchland rechnete ſich damals noch zum Ganzen und war keineswegs provinciel beſchränkt. Er ſuchte nach damaliger Sitte Soldatenleben und zwar unter Guſtav Adolph im Kriege gegen Rußland, zeichnete ſich aus, wurde Oberſt, ſollte ein deutſches Regiment errichten, den Schweden fehlte Geld, der Krieg endete, er wurde zur Liebesaffaire zwiſchen Guſtav Adolph und der Prinzeſſin Eliſabeth gebraucht. Als das beendet, warb er ein deutſches Regiment für König Sigismund von Polen gegen die Türken und diente dort mit Lob. Als dort nichts mehr zu thun, ging er in Kaiſer Ferdinands Dienſte, wurde Feldmarſchall unter Wallenſtein (Feldmarſchall war damals weniger als Generallieutenant) und ſcheint ſein Vertrauen in hohem Grade erworben zu haben; ſo ſollte er ihm unter andern Guſtav Adolphs Conſtellation verſchaffen. Dadurch erhielt er wohl Einſicht in das Gefährliche der kaiſerlichen Pläne, er trat aus dem Kreiſe der gewöhnlichen Soldaten heraus und wollte politiſch für ſich wirkſam ſein, den Frieden vermitteln. Das ſcheint Wallenſtein beleidigt zu haben, er ſendet ihn mit 10,000 Mann nach Polen, ein Hülfscorps gegen ſeinen Lehrer Guſtav Adolph. Er ſchlägt Guſtav bei Marienwerder, erbeutet ſogar ſeinen verlornen Hut, aber Uneinigkeit mit den Polen, Mangel an Geld, um die deutſchen Lanzknechte zu bezahlen, zerſtörte

alle Erfolge; auch iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß Guſtav Adolph von ſeinen Planen für Religionsfreiheit in Deutſchland zu wirken ihn etwas durchblicken laſſen. Er nimmt ſeinen Abſchied aus kaiſerlichen Dienſten; geht nach Boitzenburg, dann als Feldmarſchall in ſächſiſche Dienſte, um den Kurfürſten mit Guſtav Adolph in Verbindung zu ſetzen. Er trägt zum Erfolg der Leipziger Schlacht entſchieden bei, obgleich ſein Flügel, meiſt neugeworbene Soldaten, gegen die Tilly mit großer Einſicht die ganze Stärke ſeiner alten ſieggewohnten Truppen wandte, mit großem Verluſte (2000 Mann Todte) geſchlagen wurde. Dann eroberte er einen großen Theil von Böhmen. Jetzt erſt entwickelten ſich die Lüſten Schwedens, ſich ein Reich im deutſchen Reiche zu gewinnen, denn es wäre jetzt möglich geweſen, den Krieg zu enden und Religionsfreiheit zu erhalten. Da arbeitete er an dem Frieden und erregte dadurch den Haß der ſchwediſchen Miniſter. Sie breiteten aus, er ſuche beim Kaiſer die fürſtliche Würde, nachdem er die gräfliche bei ihnen abgelehnt. Treulich und einſichtsvoll bei vieler Uneinigkeit mit den Schweden diente er als Führer ſächſiſcher Hülfsvölker, ununterbrochen mit dem Frieden beſchäftigt. Als dieſer nicht erfolgt, nimmt er ſeinen Abſchied, geht auf ſeine zerſtörten Güter nach der Uckermark. Man will ihn von verſchiedenen Seiten in Dienſte nehmen, unter andern von franzöſiſcher; das mehrt den Verdacht der Schweden; ſie nehmen ihn in Boitzenburg gefangen und führen ihn nach Stockholm. Der Kurfürſt von Sachſen und der König von Polen verwenden ſich vergebens um ſeine Befreiung, da rettet er ſich ſelbſt durch Liſt und Muth. Er eilt nach Dresden, wo er ſchon

im voraus den Kurfürsten bestimmt hatte, die Fremden vom deutschen Boden zu vertreiben, nachdem die Kaiserlichen gegen die Protestanten mildere Gesinnungen gezeigt. Er fördert diesen Plan durch Reisen, soll als Generalissimus eine Armee von Kaiserlichen und Sachsen kommandiren, setzt alle seine Habe an die Werkung und stirbt nahe dem Ziele seiner Wünsche mitten unter den Zurüstungen zu Dresden, wo er auch in der Kreuzkirche begraben. Das Unternehmen kommt in ungeschickte Hände, er hinterläßt nichts als zerstörte Lehngüter und die bösartige Nachrede der schwedischen Eiferer. Die Lage Brandenburgs in dieser Zeit verdient Berücksichtigung, sie trug nicht wenig zu seinen Entschlüssen bei.

Nun ich meine, das wäre ein guter Stoff für den Historiker, gerade weil er in die größten Streitfragen jener Zeit eingeht.

Hochachtungsvoll der Ihrige

Ludwig Achim von Arnim.

Franz von Baader.

Geboren 1765.
Gestorben 23. Mai 1841.

Franz von Baaders Briefe, welche hier mitgetheilt werden, mögen einen neuen Antrieb geben, daß dessen vollständige Korrespondenz recht bald erscheine: gerade für unsere Zeit sind sie sowohl in politischer als religiöser Hinsicht von großem Interesse und Bedeutung.

Die beiden letzten Briefe ließ ich gleich nach Baaders Tode als Aufforderung: seine sämmtlichen Briefe zu sammeln und herauszugeben, durch die A. A. Z. bekannt machen, welches hier zu erwähnen ich nicht unterlassen will.

An Frau von Varnhagen.

Schwabing bei München den 14. März 1822.

So eben war ich, hochverehrte Freundin! willens, meine beiliegende kleine Schrift Ihnen und Ihrem hochverehrten Herrn Gemahl zu übersenden, als Baron von Uxkull mir willkommene Kunde von Ihnen brachte, nach dessen gemachter Bekanntschaft und nun wieder erfolgter Abreise dieses Paquet abgeht.

Alle deutschen Philosopheme sind diesem liebenswürdigen Manne zu Kopfe gestiegen, aber das kalte Gift der Hoffart, welches in so manchen derselben wuchert, hat seinem Herzen nicht das geringste anhaben können. Seine Bekannt-

ſchaft mit mir war wie meine mit Ihnen und Ihrem Herrn Gemahl zwar nur flüchtig und vorübergehend, aber das iſt ja die Andeutung der räumlichen Berührung, daß dieſe wie in ſympathetiſchen, organiſchen und Geſtirnconjunktionen nur die Trennung aufhebt, die Negation negirt, und die nur verhüllt geweſene Gemeinſchaft und Einheit offenbart. Aber freylich iſt es nur ein gemeinſchaftlich Thun, was dieſe Einigung bewährt und bewahrt, es genügt nicht, daß der innere Menſch eins ſey, auch die ſchaffenden Hände müſſen den Bund ſchließen, nicht nur innerlich verbunden, auch äußerlich (aber durch freie That) gebunden müſſen die Menſchen einander ſeyn. Und ich hoffe, wenn anders der Feind der Ehe, der Teufel, mir keinen Streich ſpielt, auch zu ſeiner Zeit Ihnen und Ihrem Herrn Gemahl das, was ich hier ſchier myſtiſch nur andeuten kann, deutlich machen zu können, in welch letzter Hinſicht mir es lieb wäre, zu erfahren, ob Sie heuer wieder nach Töplitz kommen, wohin ich wieder gehen werde? Auch Merkull denkt dahin zu gehen, und ſo könnten wir einen kleinen Töplitzer Kongreß erwirken, jenem doch auch — nicht großen Karlsbader Kongreß zur Seite!

Ueber unſere Ständeverſammlung (bekanntlich fiel es den Leuten ein, die Stände zu repräſentiren, nachdem ſie keine mehr hatten, aber auch dieſe Revenants erregen Manchem Grauen!) ziemt es mir nicht, Ihnen zu ſchreiben. Das Radikalübel derſelben iſt wohl, daß ſie, wie der Nürnberger Korreſpondent nur von und für Nürnberg ſchreibt, auch nur eine Standſchaft von und für Beamte iſt. Offenkundiger wird allerdings die Noth, das Gäßchen, wie Wieland ſagt, immer enger, die Naſe (die Steuerliſte) immer länger.

Ueber beiliegende Schrift muß ich mir vorbehalten, den nöthigen Kommentar mündlich zu geben, ſo wie über die Veranlaſſung zu ihrer gegenwärtigen Form. Ich arbeitete dieſen Winter über an einem bei einige 20 Bogen ſtark werdenden Werke: über das Opfer und das Blutopfer inſonderheit, und wenn Ihr Herr Gemahl vielleicht einen Verleger für dieſe Schrift in Berlin fände, würde mir eine Anzeige hierüber in Bälde ſehr willkommen ſeyn. Das dritte Exemplar meiner Schrift bitte ich Herrn Geh. Rath von Koreff zu geben, mit der doppelten Bitte: mir zu jener empfohlenen Abhandlung Seebeks über Oerſteds Verſuch behilflich zu ſeyn, und dann das Rezept gegen Bl. für meine Tochter zu ſenden, welche es Ihrem Bruder übel nimmt, daß er ſie vergaß. Meiner beiliegenden Schrift habe ich zwar aus Maiſtre ein Motto gegeben, aber das eigentliche Motto dieſer Schrift, wie all meiner übrigen, inſofern ſie gegen den Dünkel unſerer Philoſophen gerichtet ſind, hätte wohl jene Erklärung Pabſt Gregors des ſiebenten ſeyn können: nous avons soin, avec l'assistance divine, de fournir aux empereurs, aux rois et aux autres souverains, les armes spirituelles dont ils ont besoin pour apaiser chez eux les tempêtes furieuses de l'orgueil.

Der zugleich die Erſchlaffung ſtärkende, die Verhärtung erweichende, das Leben mit ſich und mit allem verſöhnende Geiſt ſey in und mit Ihnen und Ihrem Herrn Gemahl! Dieſes wünſcht Ihnen

Ihr Sie verehrender Freund

F. v. Baader.

An Varnhagen von Enſe.

Schnaditz bei München den 30. April 1822.

Ew. Hochwohlgeboren und Hochdero Frau Gemahlin melde, daß ich meine Reiſe nach Böhmen (über Prag) bis die erſte Woche Juni feſtgeſetzt habe, und bitte Sie alſo, mir, falls H. G. R. von Koreff das erbetene wird gegeben haben, ſolches bald mir hierher zu ſchicken. Ich beziehe mich nämlich auf meinen Brief mit meiner Schrift, den Ihre Frau Gemahlin hoffentlich erhalten hat.

Dieſer Tage war Schubert hier aus Erlangen, und wies mir von ſeinem ſo eben fertig werdenden Werk: Ueber die Urwelt ein mir willkommenes, obſchon längſt erwartetes Reſultat ſeines fleißigen aſtronomiſchen Kalkuls, welches darin beſteht, daß die Fixſterne noch unermeßlich dünner als unſere dünnſte Bergluft ſind. — Daß nun alſo dieſe Himmelskörper uns nur ſichtbar, nicht irdiſch greifbar ſind, und wenn wir auch mit der Naſe daran ſtießen, daß überhaupt unſere irdiſche Greifbarkeit ſo wenig (wie die neuern Aſtronomen als alleinſeligmachendes Dogma aufſtellen) durch den Weltraum allverbreitet, daß ſelbe vielmehr nur bis auf eine geringe Nähe über unſerer Erde beſchränkt iſt — daß alſo Himmel und Erde nicht Eins, ſondern Zwei ſind, und daß alſo jene (wie der ſentimentale Herder ſagte) nicht ein Stern unter Sternen ſey! — Das alles däucht der Menge als Mährlein zu klingen. Jakob Böhm (es macht mir wahre Luſt, unſere weltweiſen Narren recht oft mit dieſem Schuſter zu ärgern) nannte die Sternenkrone das Gleichniß jener ewigen Jungfrau, welche auch nur ſichtlich, nicht faßlich

(die klare Gottheit iſt weder das Eine noch das Andere) die Wunder im heiligen Element (der Terre vierge) ſubſtanziellich (faßlich) eröffnet, wie die Sterne die Wunder dieſer Erde! Das heißt: die Idee jedem Begriff zwar als ihrer organiſchen Arche und Lade inwohnend, wird doch ſelbſt nie Begriff, und eben dieſe ihre ewige Unbegreiflichkeit und Unfaßlichkeit beurkundet und ſichert ihr die ewige Jungfrauſchaft. Ja, könnte man per hypothesin ein Erdenzelt einem Geſtirn nähern, ſo würde dieſes ſofort wieder höher über jenes ſich erheben! out of reach!

Hier zeigt ſich alſo wieder (denn jeder Autor citirt ſich ſelber) jener Ternar, den ich in meiner Schrift S. 25. bemerklich machte, denn unter dem blos in der Vorſtellung erſcheinenden und nichtfaßlichen verſtehe ich eben die Idee oder das Situs jeder Region!

Die Alten im Beſitze „einer criminellen Aſtronomie" (von der, wie Sie wiſſen, St. Martin bisweilen ſpricht (und ohne deren Kunde man in jener der Abgötterei ſo ſtumm und dumm bleibt, als unſere berühmteſten Mythologen) dachten freylich nicht ſo ſtupid und geiſtlos von den Sternen, als unſere Aſtronomen. Dieſe Wiſſenſchaft, die ſelbſt Verbrechen war, iſt nun zwar untergangen mit den Titans- und Enacksſöhnen, die ſie trieben, aber Trümmer derſelben ſind noch vorhanden und zu finden, ſei es auch unterm Auskehricht des dümmſten Aberglaubens. Mit Hülfe der Ausſagen magnetiſcher Clairvoyants möchten wohl einige, wenn ſie von der Natur der Geſtirne nach obigen Angaben etwas wahres errathen, auf den Einfall kommen, jenes Verbrechen zu wiederholen. Schon Meſmer z. B. war feſt überzeugt von der magiſchen d. i. der

Imagination des Menſchen offnen Natur der Geſtirne, und dieſe Imagination könnte gefährlicher als eine andere der Magnetiſeurs werden!

Und doch wollen die einfältigen Menſchen, daß man ihnen nichts verſchweigen ſoll! Vorlügen ſoll man ihnen freylich nichts!

Hochachtung und Ergebenheit

F. v. Baader.

An denſelben.

Berlin den 25. Mai 1824.

Ew. Hochwohlgeboren empfangen hiermit mit vielem Dank die mir gelehnten Bücher, zugleich mit meinem ſchriftlichen Abſchied, oder vielmehr mit keinem, denn im Geiſte und Gemüthe bleibe ich doch mit Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin ungeſchieden.

Letzter wünſche ich die Ruhe der Geſundheit, und Ihnen die Ihrem Talent und Kraft entſprechende Unruhe öffentlichen Wirkens. Ich habe meinen Studiencurſus hier mit Erfolg beendet, und reiſe nun in die Vakanz! Hören und leſen aber werden Sie von mir, denn nicht umſonſt hat meinen Geiſt der Norden, wenn auch unfreundlich berührt. Unter anderm macht es mir Vergnügen, daß ich hier (obſchon von Geburt Katholik) zur Fortificirung des Proteſtantismus, als des großen Unterhauſes (Chambre des communes) der Kirche nicht unweſentlich (höchſten Orts) gewirkt habe. Denn aus dieſem Geſichtspunkte iſt der Proteſtantism (kirchlich-politiſch) zu faſſen, und eben ſo ſehr gegen Deſpotie, als gegen Sans-

culotisme zu bewahren. Denn das allein wollte der Himmel (nicht die Menschen) mit der Reformation: daß die Kirche damit sich konstituiren sollte.

Hochachtung und Ergebenheit

Franz v. Baader.

An Dr. — — in Berlin.

Leipzig den 10. Juli 1824.

Eben indem ich das reinliche und in mancher Hinsicht kleinliche Leipzig wieder verlassen, gebe ich mir das Vergnügen, Ew. Wohlgeboren Kunde von mir zu geben. Die bei weitem wichtigste Erscheinung ist die neue Albert'sche Bewirthschaftsweise, worüber das erste Heft der Verhandlungen über den Albert'schen Wirthschaftsplan von Adam Müller, so wie dessen: die Gewerbpolizei in Beziehung auf den Landbau, vorläufige Nachricht giebt. Ich habe mich mit den Sachen und den Personen bekannt gemacht und bin überzeugt, daß hier der Heiland gegen Juden- und Geldnoth geboren ist, was auch Thaer und alle seine englischen Vorfahren und Nachfolger dagegen schimpfen mögen. Und hierin hat Adam Müller einen glänzenden Sieg erlangt. Noch muß ich bemerken, daß dieselbe Naturalbezahlung schon auf Administrationen angewendet ist, und sodin die alte Hörigkeit nun frei und mit dem Reiz und Ehrgefühl des Mitantheils am Grunde u. s. w. wieder zurückkehrt. Eine zweite Sache von großer Bedeutung ist die Homöopathie, wenn gleich die rationelle Theorie des Verfassers noch sehr irrationell und nicht viel besser ist, als jene rationelle Landwirthschaft. Hahnemann, bekanntlich von den Leipziger

Aerzten verjagt, lebt und praktizirt in Köthen. Dr. Koreff macht mit ſeiner Methode in Paris viel Glück und Lärm. Auch hier iſt übrigens bei den Beſſergeſinnten und Nichtklachen die Beſorgniß wegen des wieder erneuten Kampfes des Proteſtantismus und Katholizismus rege. Letzter hat dermalen die franzöſiſche, die öſterreichiſche und die ruſſiſche Regierung (hier eigentlich nur den Regenten) zu Patronen, denn ſie meinen Alle, daß für das democratiſche Princip im Chriſtenthum kein ſicheres Correktiv als die römiſch-katholiſche Confeſſion zu finden, und daß es hohe Zeit ſei, dieſes Correktiv zu appliciren. Leicht könnte man aber, indem man auf ſolche Weiſe das democratiſche Element erſticken wollte, daſſelbe zu einem Religionskrieg entzünden! Sollte dieſe Conſtellation nicht zu einer engern Verbindung Preußens mit England die Hand bieten? Die im Miniſterium des Cultus ſeit meiner Abreiſe von Berlin vorgegangenen Veränderungen hatte ich noch eine Stunde vor meiner Abreiſe erfahren. Wenn hiermit das Unterhaus der Kirche von Sansculotism gereinigt und alſo befeſtigt wird, ſo ſoll es mir lieb ſein, und geſchieht hiermit, was ich wünſchte.

Mit größter Hochachtung

Ihr

Fr. v. Baader.

Un denſelben.

Schwabing bei München den 4. Sept. 1824

Meine letzte bei Tauchnitz erſchienene Schrift (die ſich zwar unter den dicken Syſtemen unſerer deutſchen Schriftſteller kaum ſehen, noch weniger als Makulatur wiegen läßt) bezeichnet denn doch, nach meinem unmaßgeblichen Dafürhalten in Verbindung meines ſechſten Heftes der Fermenta *), einen Wendepunkt der deutſchen irreligiöſen Philoſophie zur religiöſen hinüber; es wird ſeinen Zweck nicht verfehlen. Zwar bei dem großen Haufen, der ſich in die zwei Heerden der frommen Schaafe und der nicht frommen Böcke trennt, kann ein Unternehmen, welches auf Religioſität der Wiſſenſchaft und Wiſſenſchaftlichkeit der Religion hinwirkt, keinen Beifall erwarten. Und da es einmal mein Beruf iſt, als Frère du glaive der Schlange immer und überall auf den Schwanz zu treten (auf den Kopf trat ihr längſt der Meiſter), ſo iſt es kein Wunder, wenn von dieſen Böcken einer um den andern gegen mich ſtößig, und wenn beſonders jene Rotte gegen mich ſich ergrimmt zeigt, welcher ich den ſchlimmen Dienſt leiſtete, ihr revolutionaires Gaxutmachen alles Poſitiven, d. h. Begründenden in der Religion, als identiſch mit dem politiſchen Revolutioniren nachzuweiſen, worüber beſonders das ſechſte Heft ſich vernehmlich ausſprechen wird. Dieſe Buben irren ſich indeſſen, wenn ſie glauben, daß es durch ihre kritiſchen und exegeſirenden (im Staat mit ihren organiſirenden) Bemühungen um dieſes Poſitive (in Kirche, Wiſſenſchaft, Kunſt und

*) Leipzig, Hinrichsſche Buchhandlung.

Staat) geſchehen ſei, und daß wir uns folglich nur über die Geſchichte all dieſer Dinge von ihnen unterrichten laſſen werden — da es vielmehr nur mit ihnen geſchehen iſt, und da eben die gewaltigen Convulſionen, in denen ſie liegen, beweiſen, daß der Teufel im Ausfahren begriffen iſt. Die europäiſchen Staaten ſind chriſtliche Inſtitute, und da ſie keine Heidniſchen mehr ſein können, ſo würden ſie gar nichts mehr ſein, falls ſie nach dem Project einiger irreredender Philoſophen und einiger liederlicher Theologen dechriſtianiſirbar wären. Auch wollen wir ſelber Chriſten bleiben (oder vielmehr wieder werden) und jene Schwätzer ſollen uns das nicht wehren. Sollen wir darum in Deutſchland wieder zu dem gelangen, was die Franzoſen bonnes lettres nennen, ſo müſſen vor Allem die Gebrechen und Verbrechen der öffentlichen Doktrin eingeſtellt werden, und dies zu fodern hat jeder einzelne Bundesſtaat das Recht von allen andern. Der Proteſtantismus ſoll ſeinen status quo herſtellen, die Evangeliſchen ſollen — Ein Evangelium haben. Kann aber der Proteſtantismus dieſen status quo nicht herſtellen — Pereat! Die Sprache, die ich hier führe, wird vielleicht bald auf officiellem Wege geführt werden. Darum wundert es mich, daß wir noch in keinem Zeitungsblatt ein ähnliches Manifeſt gegen die Antichriſtianer von Berlin aus datirt laſen, als ſolches neulich in Baden (wahrſcheinlich an den edlen Paulus gerichtet) erſchien!

Hochachtung und Ergebenheit.

Fr. v. Baader.

Katharina Elisabetha Goethe.

Geboren 1731.
Gestorben 1805.

Durch den Briefwechsel Goethes mit dem „Kinde" und jetzt durch ein beabsichtigtes bereits viel besprochenes Werk: „das Buch für den König" hat die Frau Rath Goethe ein neues großes Interesse für das deutsche Publikum gewonnen, und man wird gewiß mit Vergnügen eine Folge von Briefen dieser interessanten Frau lesen, worin sich ihr origineller Geist, ihr liebend fühlendes Herz klar aussprechen, und wir zugleich dadurch auch den Maasstab zur Beurtheilung erhalten, ob andere von ihr bekannt gemachte und noch zu erwartende Briefe nicht ein Spiel der Phantasie sind. Der Brief an die treffliche Fürstin Amalia von Sachsen-Weimar ist ein unschätzbares Blatt zur Charakteristik der Mutter unsers Goethe, und man wird die mächtige Einwirkung nicht verkennen, welche eine solche Mutter auf den Sohn gehabt haben muß.

Die folgenden Briefe 2 bis 29 sind an den Schauspieler Karl Wilhelm Ferdinand Unzelmann (geb. 1753. gest. 1832.) welcher mehr als ein halbes Jahrhundert hindurch die Freude, die Lust des deutschen Publikums war, gerichtet und lassen wohl auf ein sehr inniges Freundschaftsverhältniß mit Recht schließen, wie es denn auch überhaupt bekannt ist, daß die Frau Rath Goethe eine enthusiastische Liebhaberin des Schauspiels war. — Zur Beurtheilung dieses Verhältnisses und der Personen selbst findet sich noch ein Blatt an Unzelmann aus dieser Zeit, unterschrieben Hans; es war nach einer, in der Familie erhaltenen Tradition, eine junge schöne Johanna — Tochter einer dem Goetheschen Hause be-

freunderen Familie, welche mit Unzelmann im Liebeeverhältniß ſtand. Der Brief iſt unter No. 30. mitgetheilt.

Um das Bild dieſer außerordentlichen Frau vollſtändig zu machen, mögen hier noch acht Briefe (31 — 38.) derſelben folgen, welche Hr. Dr. Nicolovius in den, außer Königsberg wohl wenig bekannt gewordenen Preußiſchen Oſtſeeblättern (No. 85. 9. April 1832.) der Oeffentlichkeit übergab. Die Briefe ſind an Joh. Georg Schloſſers Kinder gerichtet, welcher mit der in Goethes Leben ſo vielfach erwähnten Cornelia (Goethes einziger Schweſter) verheirathet war. Luiſe und Juliette waren die Kinder aus dieſer Ehe; Eduard und Henriette dagegen aus Schloſſers zweiter Ehe.

1.

An die Herzogin Amalia von Sachſen-Weimar.

Frankfurt a. M. den 11. April 1779.

Durchlauchtigſte Fürſtinn! Nach dem Appetit meiner Samſtagsmädel zu rechnen, müſſen die kleine Bisquittiger längſt alle ſeyn — Ich nehme mir hier die große Freiheit, Ew. Durchlaucht noch eine kleine Proviſion zu überſenden, nehmen Sie, beſte Fürſtin, meine Freiheit ja nicht ungnädig. Bei uns iſt's Meſſe!!! Weltmäuligte Laffen, Feilſchen und gaffen, Gaffen und kaufen, Beſtienhaufen, Kinder und Frazen, Affen und Katzen u. ſ. w. — Doch mit Reſpekt geredt, Frau Aja! Madame La Roche iſt auch da!!!! Theuerſte Fürſtin! Könnte Dokter Wolf*) den Tochtermann ſehen, dem die Verfaſſerin der Sternheim ihre zweite Tochter aufhängen will.

*) Goethe.

ſo würde er nach ſeiner ſonſt löblichen Gewohnheit mit den Zähnen knirſchen, und ganz gottlos fluchen. Geſtern ſtellte ſie mir das Ungeheuer vor — großer Gott!!! wenn mich der zur Königin der Erden (Amerika miteingeſchloſſen) machen wollte; ſo — ja ſo — gebe ich ihm einen Korb. Er ſieht aus — wie der Teufel in der 7te Bitte in Luthers kleinem Katechismus — iſt ſo dumm wie ein Heurferd und zu allem ſeinem Unglück iſt er Hofrath. Wenn ich von all dem Zeug was begreife, ſo will ich zur Auſter werden. Eine Frau wie die La Roche, von einem gewiß nicht gemeinen Verſtand, von ziemlichen Glücksgütern, von Anſehn, Rang u. ſ. w. die es recht drauf anfängt, ihre Töchter unglücklich zu machen — und doch Sternheime und Frauenzimmerbriefe ſchreibt — mit Einem Wort, mein Kopf iſt wie in einer Mühle. Verzeihen Ihre Durchlaucht, daß ich Ihnen ſo was vorerzähle, ich habe aber eben das Ungeheuer vor Augen — und die Thränen der guten Luiſe kann ich nicht ausſtehen — Der 3te Feyertag iſt doch glücklich vorbeigegangen, ich hoffe auch etwas davon zu vernehmen? Die Fräulein Thusnelde*) hat eine gar ſchöne Gabe ſolche Feſtivitäten zu beſchreiben und ich glaube ſie wird ihren Ruhm behaupten, und Frau Aja was davon zukommen laſſen, denn das Jahrmarktsfeſt hat ſie ganz herrlich beſchrieben — thut ſie's — ſo haben Ew. Durchlaucht die Gnade, ihr von den Victuallien auch ihren Antheil zu überreichen. Der Vater empfiehlt ſich zu ferneren hohen Gnaden, und Frau Aja, der es nie ſo wohl iſt, als wenn ſie an die vortrefflichſte, größte, liebenswürdigſte, beſte Fürſtin denkt, küßt in Anbetung

*) Fräulein von Gleichhauſen.

und Demuth die Hand ihrer theuerſten Fürſtin und bleibt bis ins Grab

Ihre Durchlaucht

unterthänige Dienerin

C. E. Goethe.

(„Das Unthier heißt Möhr, und iſt wirklicher Hofrath vom Kurfürſten von Trier“.)

2.

An den Schauſpieler K. Wilh. Ferd. Unzelmann.

Den 13ten Februar 1788.

Lieber Freund!

Schließen Sie nicht aus dieſen wenigen Zeilen — auf etwanigen mangel an meiner Freundſchaft, ſondern ſchreiben Sies dem Wirr Warr zu mit dem ich heute umgeben bin. Sie wiſſen, daß alljährig es die Mode bey mir iſt alle meine Freunde und Bekannten zu regaliren Dieſes Feſtein iſt heute — Denken Sie Sich alſo die Geſchäftigkeit der Frau Aja, 40 Menſchen mit Speiß und Trank zu bewirthen! Leben Sie wohl! Amen. Es muß ſich in Wichs ſetzen

Ihre Freundin

Eliſabeth.

N. S. Stegmann wollte mich vorgeſtern beſuchen — ich war aber in der Montags-Geſellſchaft — es that mir leid, ihn nicht geſehen zu haben.

3.

An denſelben.

Den 16. Merz 1788

O! Täuſchen Sie mich nicht wieder! O! Blaſen Sie nicht den todten Funken wieder an — überlaſſen Sie mich lieber meinem Gram der eine ſolche Höhe erſtiegen hat wo ſchwerlich was drüber geht. — Bey einem Gewitter verkündigt doch der Donner die annäherung des Blitzes — aber die war Blitz und ſchlag ſo eins, daß michs ewig wundern wird — daß mich meine Lebensgeiſter nicht den Augenblick alle verließen. Ich weiß warrlich nicht, ob ich nach ſo vielen vorhergegangenen Täuſchungen, fehlgeſchlagenen Erwartungen, mein Herz der Hoffnung die mich ſo offte, ſo unendlich offte hintergangen hat, ob ich dieſer Betrügerin es je wieder öffnen ſoll: oder ob es nicht beſſer iſt ſie ganz zurück zu weißen, keinen ſtrahl davon mehr in die Seele kommen laſſen — und mein voriges Pflanzenleben wieder anzufangen — ich ſage es noch einmahl — ich weiß es nicht. Die Qual die ich jezt leide, iſt unausſprechlich — da begegnen mir auf allen Ecken von dem verwünſchten Volk, und machen jede Rückerinnerung neu, reißen durch ihren Baſilisken Blick jede Wunde auf — ſuchen und ſpähen ob in meinen Augen Traurigkeit wahrzunehmen iſt — um vielleicht daran ein gaudium zu haben — und wenn ich an die Meſſe denke auf die ich mich ſonſt ſo kindiſch freute, wie das großmaul die St. mit Schadenfreude auf mich bliken wird — und ich mich in dem punct ſo wenig verſtellen kan; ſo weiß ich nicht was ich thun oder laſſen ſoll. — Aber eins weiß ich — das Ottern-

gezüchte ſoll aus meinem Hauß verbant ſeyn, kein Tropfen Tyrannenblut ſoll über ihre Zungen kommen — keine Hand will ich ihnen zur Ehre, oder zur Ermunterung rühren — kurz allen Schabernak den ich ihnen anthun kann — will ich mit Freuden thun — räsonniren will ich, Bürgers Frau Schuze ſoll ein Kind gegen mir ſeyn — denn Luft muß ich haben ſonſt erſticke ich — unterſtehen Sie Sich nicht noch einmahl die F. meine Freundin zu nennen — das iſt proſtution vor mich — ſie war es nie wird nie werden — ich bin mit meiner Freundſchaft nicht ſo freygebig es haben ganz andre Leute als ſolch eine darum gebuhlt und ſind in gnaden fortgeſchickt worden. Das mir ſo gütigſt mitgetheilte Geheimniß werde wie einen koſtbahren anvertrauten Schaz bewahren — kein Menſch auch ſelbſt der Teufel nicht ſoll es erfahren — vor mich ſoll es nicht ſowohl Hofnung (den mit der bin ich entzwey) ſondern eine art von Luſter ſeyn. Vor Ihrem herkommen fürchte ich mich — Sie können leicht begreifen warum!!! Morgen laſſe ich Brandbriefe an all meine ſaumſelige Schuldner ergehen — und dann wird Ihrer gedenken

Ihre

Eliſabeth.

N. S. An die Frau Gevatterin meinen freundlichen Gruß.

4.

An denſelben.

Den 21. Merz 1788.

Müſſen mir denn beynahe immer die wenigen vergnügten Augenblicke ſo ich in Ihrer Geſellſchaft genüße ſo ſchrecklich verbittert werden! Denken Sie wie weh es mir thun

muß daß mein beſter Wille beſtändig vereitelt wird — jezt fehlt zu meinem Unglück nur noch der letzte Schlag — daß Sie die von ihren Schuldleuten proſtituirt würden. Ich bitte Ihnen um alles was Ihnen lieb und theuer iſt — kommen Sie ja nicht biß die Sachen auf eine oder die andre Weiße rangirt ſind — es würde mein Tod ſeyn. Ziehen Sie den vortrefflichen Graf Szaar zu rathe — laſſen Sie von Ihrer und der Frau Gevatterin Ihrer Garderobe unter aufſicht des grafen in ſicherer Verwahrung — hier ſpielen Sie nicht mehr — alle wiſſen die Leute und ſehen den Defect nicht — in Berlin noch weniger — denn ſie ſagten ja mir ſelbſt — daß ſie dort nicht nöthig hätten vor zu ſorgen — was nuzt Ihnen alſo all das Zeuz mitzunehmen — Es ſoll Ihnen ja unverlohren ſeyn und in dieſem critiſchen Moment — gäbe es doch ein Hülfsmittel ab. — Ihre beide Freunde, der Graf und ich gewinnen Zeit zum beſinnen — den vor den jezigen Augenblick iſts mirs ohnmöglich — Ueberlegens Tiers mit der Frau Gevatterin — **Mein** Gott, Es iſt ja ihrer Ehre mehr dran gelegen — als ein ehrlicher Mann wegzuzehn — als ein paar goldne Röcke mehr zu haben — nur laſſen Sie Sich die Juden nicht prellen, und ziehen bei allem was Sie vornehmen Ihren großmüthigen Freund zu rathe. Ich bin überzeugt Er gibt Ihnen den beſten rath — Sie wiſſen ja — daß wer Zeit gewint alles gewint. Schreiben Sie mir ob und wies geht. Kommen aber (ich ſage es noch einmahl) bei Strafe meiner Ungnade nicht ehnder her — als biß ich ruhig ſeyn kan. Wollen der Herr Graf über dieſe ſache mit mir Correſpondiren — ſo wird mirs eine Ehre ſeyn — den vier Augen ſehen mehr wie zwey. Meine Freundſchaft

gegen Sie wird *nie* wanken — nur muß mann mittel und Wege erſinnen — daß alle theile zufrieden ſeyn können — und der eine nicht zuviel gedrückt wird — Prüfen Sie alles weißlich, und laſſen mich bald beßre nachrichten hören — das wird auserordentlich freuen und aufrichten

Ihre würklich bekümterte Freundin

Eliſabeth.

N. S. Grüßen Sie die Frau Gevatterin in meinem Nahmen und ich ließe Sie bitten — alles mit anzuwenden — damit Ihre Feinde nicht Triumpfiren mögten.

Koch iſt noch nicht hie mann iſt in einer großen unruhe — kein Menſch weiß, was den Dienſtag geſpielt werden ſoll.

5.

An denſelben.

Leßen Sie dieſes vor ſich ganz allein —

Mann iſt an dem Ort wo Sie aus ungegründeter Furcht nicht noch einmahl hinginzen wie Sie doch verſprochen hatten ſehr über Ihnen erzörnt — Es wird von Ihnen Satiſfaction begehrt werden, worinn ſie beſtehen ſoll weiß ich nicht — geben Sie dieſelbe, ſo iſt alles verzichen und Sie kommen um die Zeit (die Sie wiſſen) mit Ehren zurück — Thun Sie aber das Gegentheil; ſo werden Sie in die Zeitungen geſetzt öffentlich beſchimpft und iſt an keine Rückkehr zu dencken — Hoffentlich werden Sie Ihr beſtes in acht nehmen, und nicht ſich und Ihre Freunde in Schande und Unglück bringen. Mann hat ein wachſames Auge auf Ihrer Freunde Coreſpondenz — Die

Briefe werden alſo ſo lange biß alles ausgeglichen und in ordnung iſt unter anderer Adreſſe auf die Poſt gegeben — Wenn Sie daher an die zwey Freunde die Sie in dieſiger Gegend haben ſchreiben wollen; ſo Adreſſiren Sie die Briefe an unſern treuen Löffel — bezeichenen aber die Straße wo er wohnt, denn er hat der Nahmens Verwandten mehr — Was aber übrigens Ihre dieſige Freunde die Zeit über gelitten haben das laße Ihnen das Schickſahl nie in ähnlichem Fall erfahren! Wir erſuchen Ihnen machen Sie die ſachen dadurch wieder gut, daß ſie thun was von dem bewußten Ort an Ihnen gefordert wird — ſonſt ſind wir vor Sie und Sie vor uns auf immer verlohren. Alles andre auf ein andermahl — jetzt iſt der Zeitpunct nicht mehr zu ſagen und zu ſchreiben. An dem Ort wo Sie jetzt ſind — müßen Sie kein Wort weder von dieſem Brief noch von allen möglichen Briefen die da kommen ſollen und deſſen Inhalt ſagen — Leben Sie wohl! Den 22ten Aprill 1788.

N. S. Laßen Sie die Aufſchrieſt an den Löffel von Ihrer Friedericke machen daß mann Ihre Hand nicht ſieht.

Inliegendes ſchicken Sie mir ſobald Sie es geleßen wieder zurück.

Dieſe Coreſpondents fängt nicht ſonderlich an — Gott gebe daß ſie in der Folge beßer wird!

6.

An denſelben.

Den 8ten April 1790.

Lieber Freund!

Ihren Brief aus Leipzig und den aus Berlin habe mit Vergnügen geleſen den aus Berlin iſt klahr zu erſehen, daß Sie unſere gute Stadt und Ihre Freunde noch nicht vergeßen haben — es würde aber auch ungerecht von Ihnen ſeyn, denn das Glück mag Ihnen in andern Zonen noch ſo freundlich lächlen; ſo werden Sie doch nie bereuen vier Jahre bey uns gelebt und geweßen zu ſeyn. Den Tag Ihrer Abreiße ſchickte ich die dicke Iris mit einem warmen prächtigen Kuchen, etwas Tyrannen Blut — einem ſehr wohl ſtilisirten Abſchiedsſchreiben in Ihr Logie — aber eine mitleidige Dreade rief aus der Bretternen Wand (den es gab da keine Felſen) Er iſt auf ewig dir entflohn! Was machte aber Ariadne? das ſollen Sie gleich hören — So wild und ungeberdig ſtellte ſie ſich nun eben nicht — die Eumeniden — die Furien wurden nicht incommodirt — und die ganze Hölle erfuhr von der ganzen Geſchichte kein Wort — hätte die arme Naxoſer Ariadne in unſerm aufgeklärten Zeitalter gelebt — wo alle Leiden und Freuden alles Gefühl von Schmerz und Luſt in Syſteme gezwängt ſind — wo die Leidenſchafften wenn ſie in honetter Compagnie erſcheinen wollen ſteife Schnürbrüſte anhaben müßen — Wo Lachen und Weinen nur bis auf einen gewißen Grad ſteigen darf — ſie hätte Zuverläßig ihre ſachen anders eingerichtet. Freylich iſt es etwas beſchwerlich

immer eine Maske zu tragen — und immer anders zu ſcheinen als mann iſt — Doch Gott Lob bey Ihnen braucht ich das nun nicht — Ihnen kan ich ſagen daß mir Ihr Wegziehen leid ſehr leid gethan hat, daß mein Steckenpferd total ruinirt iſt — daß mir beim Eßen die Zeit unausſtehlich lang wird mit einem Wort, daß mein Mährgen im Brunen liegt, und wohl ſchwerlich wieder heraus gezogen werden wird. Auch ſey Ihnen obnverholen daß ich öfters bitter böße auf Ihnen bin, daß Ihr Ehrgeitz, Ihre falſche Chimären Sie von hie weggetrieben haben da mann jezt gantz das Gegentheil von allem ſieht, ſieht, daß Koch ein guter Mann iſt — der alle ſo liebreich behandelt der ſo wenig Neid hat, daß wenn einer gut ſpielt er ihm um den Hals fällt ihn küßt und vor aller Welt ſagt, das war brav — der dem Organ nichts zu gefallen thut wenn den Schauſpielern nicht recht iſt z. B. das Organ wolte die Leute wieder in ſeinen langen Wagen packen und nach Maintz ſpetiren — Stegmann und Walters ſetzten ſich darwieder — Koch gab Ihnen recht und das Organ mußte Kuſchen derken ſchaffen. Geſtern trat ein Subject nahmens Meyer im Clavigo als Beaumarchais auf machte aber ſeine Rolle ſo erbärmlich daß die Leute fortzingen ohne das Ende abzuwarten — Morgen tritt er als Lügner auf, O weh!!! Aber Herrn Chiky muß mann ſehen, wenn mann Verſtopfung im Unterleib hat — den Willibald in der Heurath durch ein Wochenblat, hat er Meiſterhaft geſpielt — es wurde ſo lange aplaudirt biß er den Auftritt noch einmahl machte. — Die Coſa Rara hat in der Fraskatanerin debitirt hat aber ihrer unmanierlichen Grimaßen wegen wenig Beyfall gehabt. Das ſind vor diß-

mahl meine Neuigkeiten alle — Unſer guter lieber Freund Heinrich hat glaube ich die Sache mit unſerm Briefwechſel etwas zu gefährlich gemacht — durch Herrn Lanz werden Sie meinen erſten Erhalten haben — melden Sie mir doch wo Sie wohnen daß die Briefe nicht nöthig haben, durch einen Dritten beſtelt zu werden. Wie ſtehn denn die Sachen in Mainz — ſind denn die Perſonen bald wieder verſöhnt? Unſer dortiger Freund beobachtet ein tiefes Stillſchweigen. Leben Sie wohl! und gedenken ferner an Ihre zurückgelaßnen Freunde — und an diejenige die biß in Carons Nachen iſt

Ihre Freundin

Eliſabeth.

N. S. An die Frau Gevatterin meine beſte Empfehlung.

7.

An denſelben.

Den 8ten May 1788.

Lieber Freund

So iſt es denn beſchloßen, daß Sie durch Ihren falſchen ganz am unrechten Ort angebrachten Stolz und Ehrgeiz ſich um die Liebe Ihrer bewährten Freunde bringen, ſich ins Unglück ſtürzen wollen. Hat Ihnen Ihr hitziges aufbrauſendes, ſprudelndes Weßen noch nicht Kummer genung gemacht — wollen Sie nie dem Rath wahrer erprobter Freunde folgen — Freunden denen Sie viel viel Dank ſchuldig ſind — wollen Sie abermahl Ihrem Kopf der Ihnen ſchon ſo oft

ſchlimme Dinſte gethan hat auch in der Mainzer Sache fol-
gen! In Gottes Nahmen! Thun Sie was Sie wollen.
Aber bringen Sie den Erlen Grafen mit ins Spiel — miß-
brauchen ſein großmüthiges Vertrauen ſo abſcheulich; ſo iſt
dieſes der lezte Brief, den Sie in Ihrem Leben von mir zu
ſehen kriegen — den ein Mann der die größten Wohlthaten
ſo bald nicht allein vergißt, ſondern ſogar bundbrüchig an
dem Freund wird — der kan mein Freund nicht ſeyn. Sie
halten das Ihrer Ehre nachtheilig wenn Sie Dahlberg um
Vergebung bitten — um Vergebung bitten thut an der
Ehre nicht den geringſten Abbruch — den fehlen iſt ja ſo
menſchlich — und welcher vernünftige Mann wird ſich denn
ſchämen zu ſagen, ich habe gefehlt — paſirt denn das nicht
Täglich? iſt denn das was? In dem punct iſt alſo Ihre
Ehre ſehr kizlich — aber Ihre Freunde die Ihnen aus Todes-
ängſten geholfen — die Urſach waren daß Sie als ehrlicher
Mann fortreißen konnten (denn da da ſtund Ihre Ehre auf
dem Spiel) dieſe Freunde zu beleidigen das verträgt ſich mit
Ihrer Ehre! Mit einem Mann der freylich ſo ſonderbahre
Grundſäze hat — läßt ſich nicht gut disputiren — Wie
wenig aber Ihnen auch meine Freundſchaft werth iſt — das
ſehe ich nun auch ſo klahr daß mich die Nazen beißen. Gott
laße es Ihnen in Berlin wohl gehn, Er ſchenke Ihnen
Freunde wie die die Sie hier zurückgelaßen haben — aber
es gehört auch eine vierjährig probe dazu — und Auftritte
wie die waren in denen ich Ihnen hie mehr wie einmahl
ſah — wollens abwarten, es wird ſich wohl am Ende fin-
den. Unzelmann! Noch einmahl ich bitte Ihnen überlegen
Sie die Sache reiflich ehe Sie den gefährlichen Schritt wagen

— Denn tretten Sie öffentlich auf — fechten gegen Dahlberg, so sind Sie, Sie mögen gewinnen oder verliehren vor uns auf ewig verlohren — und ein kluger Generahl hält sich doch immer gern den Rücken frey. Sie werden nun zwey Briefe von mir empfangen haben — die an Herrn Inspector Lanz adreßirt waren — auch einen vom Grafen an mich — schicken Sie mir ihn doch gefälligst zurück — Da ich auf meine zwey Briefe noch keine Zeile Antwort erhalten habe, so wäre dieser gewiß nicht fortgeschickt worden — denn in gewißen Dingen bin ich auch Stolz — aber ich that es um des Grafen willen — von dem ich ein gar Herzerschüttertes Briefelein erhalten hatte. Den 12ten May sind es drey Jahre da Sie uns auch verließen und nach Cassel gingen — aber da! War die Hoffnung das große Loßungswort — aber jetzt!!! genüßen andre die Früchte, die wir so sorgfältig gepflegt und gewartet haben und das thut gar zu weh! Ich hoffe und glaube nicht daß Sie in der kurtzen Abweßenheit — alle Freundschafftliche Gefühle werden verlohren haben, eine solche undankbare Seele traue ich Ihnen nicht zu — Stellen Sie Sich also einen Augenblick an Ihrer Freunde Platz — Einen Freund den mann liebt und schätzt — an dem mann alles alles vor jetzt und in Zukunft gethann hat — um Ihm glückliche und frohe Taze zu machen — und dieser zerstöhrt um einer Grille wegen plane, Hofnung und Glück — verspert sich selbst den Weg uns jemahls wieder zu sehen — Wer über gewiße Dinge seinen Verstand nicht verliehrt — der hat keinen zu verliehren. Damit Sie aber nicht denken — ich hätte dieses alles aus einer Weiblichen Laune geschrieben; so leßen Sie beykommenden Brief (welchen ich mir zurück

erbitte) und urtheilen ſelbſt. So weit war ich, als Ihr Brief vom 2ten May ankam — Ich danke Ihnen dafür, den er gab mir doch einigen Troſt — aber ſo lange die Sache mit Mainz nicht ganz ausgeglichen iſt: ſo gebe ich vor alle Hofnungen keine taube Nuß. Koch war bey mir und mit Thränen in den Augen ſagte er wie beſtürzt ihn Ihre plötzliche Abreiße gemacht hätte ſie wären noch beyſammen bey Tabor geweßt, hätten zuſammen geſpeißt — er hätte Ihnen nach Hauße begleitet — hätte Ihnen gebeten wenn Sie von Mainz zurück kämen einen Contrakt auf künftige Oſtern zu unterſchreiben alles wäre ſo ſchön eingerichtet geweßen — Der Tod hätte ihn nicht mehr erſchrecken können als Ihre plötzliche Abreiße — und fuhr er fort wenn ich Ihn und ſeine Gattin auch nicht ſo ſchätzte, wie ich doch wirklich thue; ſo brauchten wir Sie — Wir hätten uns bisher keine neue Leute wenigſtens nicht auf lange Zeit angenommen u. ſ. w. Gott verzeihe es denen Verläumdern, die Ihm Dinge von mir in Kopf geſetzt haben, woran keine Silbe wahr iſt — ich ſpiele von ſeinen Rollen das iſt wahr, aber da ſein Rollenfach ſo mannigfaltig iſt: ſo wird er überall auf Leute ſtoßen da es das nehmliche iſt. Fleck ſpielt ja die Rollen auch — und wenn ich bedenke was die meiſten Stücke (die wir jetzt gar nicht geben können) gewonnen hätten — ſo iſt mir der Vorgang noch empfindlicher z. E. Minna von Barnhelm ich den Tellheim, Er den Paul Werner u. ſ. w. ſo redete er zwey ganze Stunden — und war ſehr brav. Nun habe ich genug von Ihnen geſchwatzt nun noch ein Wort von mir. Mein Schauſpiel-ſchuß iſt ſeinem Ende nahe — weder an meinem ſonſt ſo lieben Fenſter im

Schauſpiel Hauß weder unter den Spielenden noch unter den Stummen ſehe ich was ich ſonſt ſahe und wenn mir einfält daß es auf immer und ewig ſo bleibt und wenig Wahrſcheinlichkeit vors Gegentheil iſt: ſo packts mich's bey der Bruſt, daß ich denke der Odem bleibt mir aus und dann fält mir immer der Brief (O! Eliſabeth was habe ich gethan) aufs neue ein — Ja wohl hätten Sie doch ein klein bißgen Rückſicht auf Ihre Freundin und auf die Zukunft nehmen ſollen. Mein einziger Troſt iſt noch, daß es Ihnen dort wohlgeht — und daß Sie diejenige doch nie ganz vergeßen werden — die Ihnen ſo viele Proben gegeben hat — daß ſie war, und iſt, und bleibt

Ihre Freundin

Eliſabeth.

N. S. An die Frau Gevatterin meine Empfehlung. Jude Goldſchmidt bittet ihn nicht ganz zu vergeßen — ſondern in Gnaden an ihn zu denken.

8.

An denſelben.

Geſchrieben am 4ten Pfingſttag
krank an Leib und Seele.
fortgeſchickt den 13ten May 1780

Lieber Freund!

Ich ſoll mich nicht beunruhigen — nicht ängſtigen — ſoll auf die Zukunft bauen! Ich! die ſo klahr und deutlich ſieht, daß alles darauf angelegt iſt, Sie auf ewig von uns zu entfernen — ſo oft mir eine Zeitung zu Geſichte kommt

zittern mir alle Glieder Ihren Nahmen auf eine ſchimpfliche Weiße drinnen zu finden — und iſt nur die kleinſte Trohung — der minſteſte troz in dem Schreiben der dortigen Commiſſion enthalten; ſo iſt das Unglück gewiß, und Sie ſind vor uns auf immer verlohren — Ein Haußareſt wäre Ihnen lange lange nicht ſo ſchimpflich geweßen — wie wenig Menſchen hätten das erfahren — aber Zeitungen die in alle Welt laufen — vom großen und kleinen Pöbel geleßen werden, in Gegenden, wo Ihnen jedes Kind kent; ſo was geht über alles! und nun das Gerede in allen Geſellſchafften — und Ihre Freundin mitten drunter — was ſoll die nun machen oder welche Rolle ſoll ſie ſpielen! Habe ich nicht ſchon genung um Ihrent willen gedultet — vergeben, getragen, gelitten, und nun noch dieſes ſchreckliche alles ſchrecklichen — O! Schickſahl womit habe ich das verdient! Meine Meinung war ſo gut, ſo bieder — ich wollte das Glück eines Menſchen machen — und that gerade das Gegentheil — hätte ich Ihn gelaßen wie und wer Er war — Er wäre noch bey uns das bin ſo feſt überzeugt als von meinem eigenen Daſeyn — Verzeihen Sie Lieber Freund! daß meine Briefe keines beßern und vergnügerns Inhalts ſind, gegen Ihnen kan und mag ich mich nicht verſtellen — Sie müßen mir vergönnen mein Hertz auszuſchütten — Dieſe Freundſchaftsprobe verdiene ich doch — nicht wahr? Drey Tage war ich beklägrig heute ſtunde ich mit dem Troſt auf einen Brief von Ihnen zu erhalten — aber es kam keiner — Es iſt zweyter Feyertag, alles fährt und läuft — ich ſize einſam in meiner Wohnſtube — und weiß meine Zeit nicht beſſer anzuwenden als an Ihnen zu ſchreiben — Wären Sie hie ſo wüßte

ich wohl — daß ein klein Bouteilligen Tyrannen Blut würde genoßen werden Aber die Zeiten ſind vorbey! Dieſe berühmte Wohnſtube hat Ihnen doch machen gram von der Stirne gewiſcht — es war ſo ein Aſylum wenn die Winde tobeten und der Donner in den Lüften rollte — Es war gar ein ſicherer Haven wenn das Schifflein von den Wellen um und um getrieben wurde — Erinnern Sie Sich noch der Dose die ich Ihnen vor 3 Jahren nach Caſſel ſchickte wo ein Mann mitten im Schiefbruch einen Fels erkliemte, und die Worte die ich dabey ſchrieb? nun ſind Sie wieder zur See geganzen — Gott laſſe Ihnen immer einen ſichern port finden wo Sie Anker werfen können. Die Geſellſchaft bleibt den ganzen Sommer hie!!! und wird die Woche dreymahl ſpielen — Koch hat den Fallſtaf in Heinrich dem Vierten recht brav geſpiel — aber das Stück iſt kein Gericht vor Frankfurth — Am Donnerſtag war der doppelte Liebhaber der Vorhang hob ſich und Koch erſchiene und ſagte Madam Fiala wäre plötzlich kranck geworden um aber das Stück doch geben zu können hätte Madam Steigmann die Rolle noch in der geſchwindigkeit gelernt es wäre ſeine Schuldigkeit ein verehrungswürdiges publicum davon zu benachrichtigen — ſo treibt er es in den geringſten kleinigkeiten — und das ſtolze publicum dem das kitzeln iſt ſehr mit ihm zufrieden — Er verſteht wie mann Vögel fängt — Auch mit den Schauſpielern macht Er's ſo neulich war Lilla — Er bate ſeine Gelehrten um Erlaubnüß keinen Statiſten machen zu dürfen, weil er Lilla noch nie geſehen hätte und alſo das Stück gern ganz in Ruhe ſehen möchte u. ſ. w.

Aber als ich meinen Jäger nicht ſah! Da war mirs

alleins was ſie trillerten und wie ſie trillerten — Doch muß ich zu ſteuer der Wahrheit ſagen, daß die Cosa Rara keine grißmaßen ſchniede und das Duet mit Stegmann ſo vortreflich ſang daß es 3 mahl wiederholt werden muße — und das terzet mit der Königin 2 mahl. Es iſt ſonderbahr daß ich Herrn Ghike der jezt meiſt Ihre Rollen ſpilt noch in keiner geſehen habe — Der Ring war an einem Montag Baltian war an einem ditto — Am Sonabend im Brandegen war ich krank — Aber ſchlecht machts ers das habe ich gehört — er ſpielt alles im ganz nidrig Commiſchen Z. B. als Rath Brand hatte er ſchwarz Engliſchpflaſter auf die obern Zähne gekleb't! Es iſt doch eine herliche Sache um das ſchreiben — Zumahl an einen Freund — nur iſts ein unglück daß ſo ein Brief ſiebentage braucht um an ort und ſtelle zu kommen — ſo weit haben Sie Sich noch nicht von mir verlaufen gehabt wie jezt und Ihre Zurückkunft konte mann doch mit ſtrichen ausrechnen — Lieber Freund! Nur eins mögte ich wißen — haben Sie denn gar nicht an mich gedacht — da Sie den Contrakt von dort unterſchrieben? auch gar nicht an die folgen und an die Wirkung die ſo was auf mich nothwendig machen müßte — Sie mußten doch bei Gott alles! Das iſt mir immer das unbegreiflichſte bey der ganzen Sache geweßen und iſt es noch — denn ich geſtehe Ihnen, ſo ein Schritt wäre mir nicht im Schlaf eingefallen — Stock und ſein Weib grüßen Ihnen aufs beſte — Deßgleichen Elise Bethmann ob Sie ihr ſchon zwey paar Strümpfe von Ihrem Mann mitgenommen haben auch Freund Iburneißen — Sagen Sie ja an Freund Heinrich nicht daß ich Ihnen von ſeinen Briefen ſchicke — Er

mögte mir sonst nicht mehr schreiben — Grüßen Sie die Frau Gevatterin — von

Ihrer Freundin

Elisabeth.

9.

An denselben.

Dinstags den 27ten May 1788.

Lieber Freund!

Es ist ein großer Fehler an mir, daß ich mehr an die Vergangne Zeit als an die gegenwärtige denke, und daß ich mir die Ideen, Träume und Mährgen die ich mir mit Ihnen in Kopf gesezt hatte, noch nicht ganz aus dem Gedächtnüß tilgen kan — aus dieser trüben Quelle sind auch noch meine zwey lezten Briefe geflossen — aber ich verspreche Ihnen hiemit feyerlich ins künftige alle Jeremiaden aus meinen Briefen zu verbannen zumahl da Ihnen Ihre Feinde anstatt böses, gutes gethan, und Sie ins Glück hinein getrieben haben — Eine solche Ehre hätten Sie und die Frau Gevatterin hir nicht erlebt, und wenn ihr wie die Engel gespielt hättet — das Königliche Hauß ließe sich bedanken! Das hätte hir der Burgemeister nicht gethan — überhaupt scheint mirs daß Berlin der Ort ist wo Sie endlich einmahl glücklich seyn werden — Ich bitte Ihnen daher um alles was Sie lieben und Ihnen werth ist, stoßen Sie dieses Glück nicht wieder von sich — Das Schicksahl ist nicht immer so aut gelaunt, daß wenn eine Thür sich schließt, es gleich wieder eine aufthut — mein Trost wird dann doch immer

ſeyn — daß ich doch den Grundſtein gelegt habe — worauf nun andre, größre, und geſchickterre Baumeiſter fortbauen mögen — Dieſe kleine Eitelkeit werden Sie mir nicht übel nehmen — denn ſie macht mich glücklich. Mit den überſchickten Rechnungen hat es dieſe Bewandnüß — den Tag nach Ihrer Abreiße ſchickte mir Ihr Haußherr Boot dieſelben zu, mit Bitte ſie Ihnen nach zu ſenden — In Ihrem Abſchieds Schreiben erſuchten Sie mich einiges zu bezahlen — alſo ſchickte ich in die Engelapoteke 12 fl. dem Schußter Brabant 11 fl. und ein paar Stiefel — Dem Schußter Lehr vor ein paar atlaßne Schu vor die Frau Gevatterin 2 fl. 24. Herrn Scheidel vor Band vor ebendieſelbe 1 fl. 40 kr. Dieſes habe nun bey den Rechnungen mit dem Ausdruck bezahlt ſagen wollen — Die Handſchrieſt iſt vermuthlich von Herrn Boot — Die Apoteker Rechnung iſt deßwegen nicht angemerkt, weil ich ſie ſchon früh Morgens bezahlen ließ — und er alſo nicht nöthig hatte in Ihr Quartier zuſchicken. Lieber Freund! Sie haben vermuthlich vergeſſen daß ich auf Bitten und gleichſam auf Caution von Freund Heinrich meinen Credit verwendet habe um 76 Louidor zu Ihrer Reiſe aufzutreiben, dieſe müßen im Julius bezahlt ſeyn — den meine Ehre und gegebenes Wort geht mir über alles — ich kan und werde mich alſo in nichts neues von der art einlaßen. Mit den Strümpfen der Bethmann war es ſpaß, ich habe ſogleich zwey paar neue davor hingeſchickt — von der möchte ich nun eben nichts geſchenkt haben. Viermahl haben wir hier die Woche Schauſpiel es geht wies kan — mir iſts jezt ſo gleichviel ob ſie den Hanßwurſt im Schlafrock oder den Don Carlos ſpielen — aber

ich muß auch nicht unbillig ſeyn wenn mann 12 Jahr ein Steckpferd geritten hat ſo kan auch einmahl ein anders ſeinen plaz einnehmen — in der Welt bleibt ja nichts ewig an ſeinem fleck. Wir ſollen ja das Glück haben Ihren guten König zu ſehen — den muß ich mir doch auch beſchauen — das verdient doch eine Fahrt nach Hanau! Grüßen Sie die Frau Gevatterin und ſagen Ihr, Sie ſey eine pliz Hexe im Verdrängen — Die armen Theaterdamen! Doch können ſie ſich damit tröſten — daß dieſes Mißgeſchick ihnen nicht allein wiederfahren iſt, ſondern daß ſie Geſellſchaft haben, an gewiſſen Perſohnen, die das nehmliche erfahren und ſich auch drein ergeben müßen. Leben Sie wohl, vergnügt und glücklich! Vergeſſen aber in Der Prächtigen Königs Stadt das arme Frankfurth nicht ganz und gar — ſondern denken zuweilen an Ihre Freunde beſonders an diejenige die ſich nent

Eliſabeth.

10.

An denſelben.

Den 24ten Juni 1788.

Lieber Freund!

Krank bin ich nun eben im eigentlichen Verſtand des Worts nicht — aber traurig — mißmüthig — Hoffnungslos — niedergeſchlagen das iſt vor jezt mein Looß — und die Urſach meines nicht ſchreibens. Wenn Orſina recht hat, daß die unglücklichen ſich gern aneinander ketten, ſo iſt der Gegenſatz eben ſo wahr, daß der Glückliche die Gefühle des unglücklichen ſelbſt mit dem beſten Herzen und Willen doch

nicht mitempfinden kann — Ein Armer wird den Druck der Armuth nie ſtärker fühlen, nie unzufriedener mit ſeinem Schickſahl ſeyn, als in Geſellſchaft der Reichen — da, da erniedriget, da beugt ihn ſein Mangel doppelt — und jedes Wort ſey es noch ſo unſchuldig — noch ſo unbedeutend wird ihm als Spott als Satire auf ſeine Armuth vorkommen — jedes lächeln wird ihm Hohn über ſein Elend dünken — denn nie iſt der unglückliche gerecht — ſieht alles durch ein gefärbtes Glaß — beurtheilt alles ſchief. Meine eigne Erfahrung meine getzige Gefühle leiſten mir die Gewähr daß vorſtehendes Gleichnüß überaus paſſend und treffendent iſt: denn lieber Freund! Können Sie wohl glauben daß einige Ihrer Briefe mich ſo niedergedrückt ſo traurig gemacht haben, daß ich Mühe hatte wieder empor zu kommen — und ob ich ſchon feſt überzeugt war, daß es Ihre Meinung ganz gewiß nicht geweſen iſt mich zu kränken; ſo thuts mir doch in der Seele weh daß ein Umgang von vier Jahren Ihnen noch nicht gelernt hat die Nerfe unberührt zu laßen, wo ich (mit Don Carlos zu reden) immer Richter ſpühre, und in Ewigkeit ſpühren werde. Hieraus können Sie ſehen wie übel geſtimt die Saiten meines Gemüths ſind — und daß ich deßwegen nicht ſchriebe, um Ihren Humor nicht zu trüben — um Ihr Glück nicht zu ſtöhren. Mit dem Maintzer Theater (ich kann nicht mehr ſagen mit dem biſſigen) geht auf Oſtern allerdings eine große Veränderung vor — der Sage nach, hat Herr von Dahlberg alles übernommen und Labor hat gar nichts mehr zu ſagen oder zu thun ſein Regiment hat in Maintz ein Ende — Wie es aber nun uns ergehen wird, weiß ich nicht — kümmer mich auch nicht drum — meine

Schauſpiel-Freude iſt vorüber und alles iſt vorbey! Herr Wiedemann wird jetzt bey Ihnen ſein, und Herr Frankenberg wird ehestens zu Ihnen kommen — von denen können Sie die Sache gründlicher und am beſten erfahren — Auch was ſeit Ihrer Abreiſe neues an Opern und Schauſpielen gegeben worden iſt — Vor Zeiten hätte mir ſo eine Dramaturgi großen Spaß gemacht — aber dazu gehört gute Laune — Vergnügtes Herz — Hoffnung die Leib und Seele erfreut — Weben des Geiſtes der den todten Buchſtaben Leben gibt — Dieſes iſt aber einem Todten (und Moraliſch iſt das jetzt mein Fall) ohnmöglich. Die Commedien Zettel habe ich alle richtig erhalten — Danke aufs beſte vor Ihre gütige Aufmerkſamkeit — Zum ewigen Andenken wie vergänglich alles in dieſer Wankeltags iſt, werden ſie wohl aufgehoben — denn wer mir 1785 prophezeiht hätte von Ihnen dergleichen zu erhalten — dem hätte ich das Propheten Weßen auf eine garſtige Art legen wollen. Leben Sie vergnügt und glücklich — Diß iſt mein innigſter und ſehnlichſte Wunſch — denken zuweilen an diejenige, die zwar allen Wünſchen vor ſich auf immer entſagt hat, aber doch iſt

Ihre Freundin

Eliſabeth.

11.

An denſelben.

Den 15ten Juli 1788.

Lieber Freund!

Iſt möglich daß ich ſo in kurzer Zeit vergeſſen bin, wie man einen Todten vergißt! Iſt möglich daß eine Abweſenheit von 3 Monathen mein Andenken ſo völlig auslöſcht hat als eine Schrift in Sand geſchrieben! Iſt es denn wohlgethan ſeine bewährten Freunde im Glück ſo ganz hintenan zu ſetzen — die mann in Wiederwärtigkeitten doch ſo wohl erprüft hat! Dieſes einzige hat noch gefehlt das bißen frohen Sinn — Das Fünkgen guter Laune zu unterdrücken — und völlig auszulöſchen. Verzeihen Sie daß Ihnen villeicht dieſe paar Zeilen beſchwerlich ſind — aber mann nimbts ja einem der ertrinken will nicht übel wen er ſich an einem Strohhalm anhält — Ich könte Ihnen noch mancherley ſagen — aber ich fürchte, daß da Sie die Correſpontens (allem anſchein nach) gern entübrigt ſeyn wollen, durch dießes ſchon zu viel geſagt zu haben — nur das noch! Ich bin nicht ſo wandelbahr — ſondern (thun Sie an Ihrer Seite — was Ihnen gut deucht) noch immer

Ihre Freundin

Eliſabeth.

12.

An denſelben.

Den 18. Juli 1788.

Endlich nach Verlauf von 4 langen der Ewigkeit gleichen Wochen einmahl einen Brief — So wäre ich doch noch nicht ganz vergeſſen — ſo wäre doch mein Andenken noch nicht ganz verlöſcht — Ich will mich dann ſo viel als möglich zu beruhigen ſuchen — aber verſprechen kan ichs nicht — auch würde das ein ſchlechtes Zeichen ſeyn — Den eine Freundſchaft die ſich ſo leicht in Ruhe verſetzen kan — mit der iſts ſo gut als — vorbey. Laßen Sie mich alſo nie wieder ſo unausſtehlich lang auf Nachrichten von Ihnen warten — ſondern bedenken, daß es ja das einzige iſt — und daß alle meine ehemahlige Hoffnungen Erwartungen Mährgen u. ſ. w. ſich ja leider nur auf das kleinſte und geringſte auf — tote Buchſtaben einſchränken müſſen — und ſolche Broſämlein werden ſie doch einer an allem übrigen ſo verarmten Freundin nicht verſagen. Sie bezeugten in einem Ihrer Briefe ein Verlangen Nachrichten von der hieſigen Bühne zu erhalten — Von mir würden ſie ſehr unvollſtändig ſeyn — Den ich gehe ofte in der mitte des Stücks auf und davon — ſo machte ich es vorige Woche in der glücklichen Jagt — den wer konte Große Ihre Rolle ſpielen ſehn — und nicht vor ärger das Gallenfieber kriegen — Freylich wars ein Scandal vor das organ, der nebſt dem Meſes mutterſeelen allein auf dem parterre ſaß — daß die Frau Rath anſtatt auf Theater zu ſchauen — die paar Juden im dritten Rang lornigirte — und dann mitten im

Stück nach ein paar dem, dems auf und davon lief. Da ich mir aber die Hoffnung nicht nehmen laße, Sie, ehe ich den Schauplatz dieser Welt verlaße doch noch hir wieder bei uns zu sehn — und zu dem Ende gerne wolte, daß Sie in Conexion mit dem hiesigen Theater so viel als möglich blieben: so schicke ich Ihnen hirmit drey Blätter daraus vieles und mancherley zu ersehen ist — Wöchentlich erhalten Sie ins künftige ein Stück — und der Vortheil vor Sie ist nach meiner Einsich doppelt — Dann erstlich — bekommen Sie bey der Gelegenheit — auch immer ein paar Zeilen von mir mit in kauf und ich bin so eitel zu glauben, daß Ihnen das lieb seyn wird. — Zweytens erfahren Sie auch alsdann Neuigkeiten wen die Truppe in Maintz ist, den in dem Fall könte ich Ihnen nun gar nicht dienen. Ich lebe der Zuversicht, daß Sie Sich hübsch bei mir bedancken werden daß ich Ihnen Mittel an die Hand gebe das steigen und fallen unserer Truppe recht abzuwägen. Die Ehre, die Ihnen der Monarch erzeigt hat — freut mich so, daß ich Deckenbock springen möchte — Sie wissen daß ich keine politica bin — und der Kayser und die Türken, und die Türken und der Kayser mich so vill Interessiren, als der Mann im Mond — Aber jetzt leße ich die Zeitung — aber nichts als den Artikel Berlin — und da freuts mich wen der König wohlauf ist, wen die Prinzeßin Friederike in Pyrmont gesund wird, wen die Königin den Grundstein legt u. s. w. Uebermorgen nehme ich die Zettel mit bey Strocks da wird sich alles freuen Mann und Weib auch die Kintleins (den die Ricke und Käthgen fragen imer nach Ihnen) auch demoiselle Marianne — Herr Graf mit einem Wort die ganze Paßete. Auch habe ich so viele grüße an Ihnen von

allen Ihren Freunden die mich imer plagen um neuigkeiten von Ihnen — besonders Freund Thurneißen — wen ich dan so vier Wochen keinen Brief habe — da stehe ich dann wie Kind beym D. Führen Sie Sich ins künftige musterhafter auf — O! Lieber Freund! Specktackel über Specktackel könte ich Ihnen noch schreiben — Der arme Franckenberg! War in der Woche — Alle Schauspieler besonders Stegmann stunden gegen das Organ auf — hätte Stegmann meine Wuth und Muth im Leibe gehabt; so wäre jetzt unsere Bühne geschloßen — und es konte kein einzig Stück gegeben werden — Ja! das wäre ein Triumpf vor Frau Elisabeth geweßen — Laßen Sies sichs von Franckenberg alles erzählen — den die Galle steigt mir wen ichs erzählen solte. Leben Sie wohl! Grüßen die Frau Gevatterin — den kleinen Carl — gratuliren dem Friederich zum gewinn von 8 fl. geben dem Plumpspiel einen Knochen in meinem Nahmen — und vergeßen nicht

Ihre Freundin

Elisabeth.

N. S. Graf Spaur ist in Italien. Goldschmidt will ichs sagen laßen.

13.

An denselben.

Abgegangen Freytags den 1. August.

Lieber Freund!

Hier schicke ich Ihnen den 5ten Band von Goethens Schriften. Herr Göschen hat sich mächtig mit schönem Einband angegriefen — nur schade daß die vier ersten Bände nicht

auch ſo Elegant ſind. Ich hoffe Sie werden eine kleine Freude über die wieder neu geordnete Doſe haben — mir hat ſie wenigſtens ganz artig geſchienen — Brauchen Sie dieſelbe mit heiterem und vergnügten Sinn und Muth — und denken zuweilen an die überſender und Stöpſerin derſelben. Das Organ (den ich wie die Sünde haße) hat ſich bewegen laßen ein Abonnement ſuſpendú wegen dem Licht der Welt Herrn Lur als Apoteker Stößel anzukündigen — Ehe hätte ich meinen gulden dem erſten Bettler gegeben als auf Frankenberg (dem keiner beykommen wird die Herrn in Us und Es ſo Meiſterhaft zu produciren) einen andern zu hören — grüßen Sie Ihn von mir — und laßen Sich die Teufeley und den Unfug von Ihm erzählen. Ich bewundre nichts mehr, als das gute Beſtandhaben meiner Geſundheit, die muß von Stahl und Eißen ſeyn — Vorigen Sonnabend vermuthete ich wenigſtens daß ein gallenfieber im anmarſch ſeye — aber dank ſeys meiner guten Natur, es verwandelte ſich in etwas minder gefährliches — Und die Urſach? Fragen Sie — ja denken Sie nur meinen Hans Zenger die Rolle in die ich ſo verliebt bin, ſpielt Herr Ehike!!! So geht mirs nun tagtäglich! Ach! Mein armes Steckenpferd! Es war ſo ein gutes wohlthätiges niemand beleidigendes Thiergen — und wird nun aus mangel der nahrung ſo klapper dür wie der Papá im Baßler Todentanz. Ihr Brief vom 22. Juli hat meinen Glauben wieder geſtärkt — meine Hoffnung auf neue belebt — So weit Ihre Entfernung — ſo wenig Wahrſcheinlichkeit bey der Sache iſt daß ich Ihnen je in meinem Leben wieder ſehe; ſo iſt das einzige worann ich mich noch halte, daß das Andenken an Ihre Freundin doch nicht gänzlich verlöſchen wird — und wie

mann ein Gemälde von Zeit zu Zeit durch Firniß erfrischen muß, daß die Farben nicht ganz verbleichen; so muß unser Briefwechsel der Firniß sein, daß die Freundschaft nicht verbleicht — oder gar erbleicht. Ich begreife gar wohl, daß Sie viel zu thun haben — und true auf lange Briefe gern Verzicht — aber ein paar Zeilen — so einen kleinen Fischer — das können — das werden Sie gewiß Ihrer Freundin nicht versagen. Daß die Geschwister so wohl in Berlin gefallen haben — hat mich sehr gefreut — Es ist ein klein Stück aber eben deßwegen gehört von seiten der Schauspieler mehr Kunst dazu jeden Caracter ins rechte Licht zu setzen und mit Wärme und Wahrheit darzustellen — als in einem großen Prachtstück mit Trommlen und Pfeifen — Aber Leute wie sie — sie auf dem mir überschickten Zettel stehn — heben das Stück und machen dem Autor Ehre. Bei der erstaunlichen Hitze, die wir auch hier gehabt haben habe ich Ihnen 100 mahl unsern Mann in Ihre verlangten Gegenden gewünscht — die Ihnen so benannten Baadhäuser waren von früh um 5 bis abend 9 nie leer — und im Mann habe es aus, wie bey der Auferstehung der Todten. Aber das gibt auch ein Wein!! Wenn Sie 1798 wieder kommen — und der Tod die Höflichkeit hat mich bis dahin da zu lassen: so sollen Sie in meinen Haus, aus einem schön verschlossenen Glas meine Gesundheit in diesem Anno Domini trinken — auch sollen Sie auf Ihrem Stuhl mit dem verguldten Füßen sitzen — Summa Summarum es soll gehen wie ehemahls — und ich will wenn mir bis dahin der Stimmhammer nicht fällt eben so laut (als da Sie 1785 den 6ten September von Cassel kamen) rufen — Ja Er da! Vorige Woche habe ich meinen Keller wieder in Ordnung gebracht — so stehen

mir bey den alten Herrn von 1706. 1719. allerley Gedanken ein — Sie werdens leicht errathen können was ich alles dachte — denn sie kennen zur gnüge meine Schwärmerische Einbildungs Kraft. Jetzt ists hohe Zeit daß ich aufhöre — den die Feinde meiner Glückseligkeit und Ruhe sind im Anmarsch — Leben Sie wohl! Grüßen die Frau Gevatterin, und schicken bald wieder einen Tuscher

Ihrer Freundin

Elisabeth.

N. S. Alles grüßt Ihnen besonders die Stocks — Marianna — Bethmann — Graf — Thurneißen

14.

An denselben.

Den 12ten September 1788.

Lieber Freund!

Freylich ists sonderbahr daß ich die ehedem so schreibseelig war — die keinen Postag versäumte — die ehnder alles, als so was unterlaßen hätte — jetzt in 4 Wochen keine Feder ansetzt — Aber Lieber Freund! Was kan eine Frau ter in der Welt alles gleichgültig geworden ist — die keine Gefühle vor nichts mehr hat — die in allen ihren Hoffnungen auf das schrecklichste getäuscht worden ist — die den Glauben an Menschen verlohren hat — Was soll die schreiben? soll ich andern mit meinem Kummer beschwerlich fallen — Was nuzt das! soll ich immer noch Schlösser in die Luft bauen — dem Irlicht Hoffnung auf neue trauen um aufs neue betrogen zu werden? Nein Mein trauter Freund! Vor mich ist alles vorbey — mit

mir ist aus — daß es Ihnen wohl geht, daß Sie auch zu Ihren andern anerkandten Verdinsten noch in kommischen Opern brilliren freut mich — den so tief bin ich noch nicht gefallen — daß mich das Glück meines Freundes nicht vergnügen solte — aber es ist eine bitter süße Freude — andre die nicht gesät haben erndten — und die den Saamen ausstreute leidet Hunger — den Baum den ich pflantzte von dem eßen andre die nun reife Früchte — Aber ums Himmels Willen! Wozu all das — laß gut seyn — es hat ja so viel ein Ende genommen — mit dir wirds doch auch nicht ewig werden. Lieber Freund! Sie sagten mir bey Ihrem hirseyn, daß der Band vom Mercur den Sie noch von mir haben — nebst denen zwey Flinten bey Graf Spaur in verwahrung legen da ich nun glaubte Sie auf Ostern wieder zu sehen — so dachte ich hätte das alles keine Eile — da aber auch dieser Strahl von Hoffnung (wie all die andern) dahin ist; so schriebe an den Grafen — der mir antwortete — daß Er von gar nichts wüßte — haben Sie doch die Güte mir zu schreiben — ob diese sachen noch in Maintz sich befinden, und bey wem — Stegmann soll mirs dann besorgen. Lachen Sie nicht — daß ich mit diesen kleinigkeiten Ihnen belästige — meine gantze Sammlung Mercure wäre mir eben defect — und in meinem Gewährschrank zwey lüken — Ihnen nutzts ja nichts. Graf Spaur ist etwas ungehalten — Weil Er in langer Zeit keinen Brief von Ihnen erhalten hat — Er ist zwar noch in Italien — aber ich schicke nach seiner Order meine Briefe nach Maintz — da werden Sie ihm sicher übermacht, und ich bekomme auch richtig Antwort. Blanchard ist in Berlin! vor drey Jahren war er hir! Muß ich denn alles mahnen:

ſagt Eliſabeth im Carlos — Das war die glücklichſte Zeit, in meinem ganzen Leben — Aber dahin iſt ſie geflohen die goldne Zeit. Nach dem Kupferſtich will ich mich erkundigen. Herr Kriegsrath Bertram wird Ihnen einen freundlichen Gruß von mir überbringen. So eine menge Fremden als dieſe Meße hie ſind erinnre ich mich nie geſehn zu haben — und wäre ich noch was ich ehemahls war: ſo würde mir das viel Spaß machen. Nun leben Sie wohl Lieber Freund! Möge Ihr Glück in Berlin recht groß und glänzend und von feſter Dauer ſeyn. Erfreuen Sie mich von Zeit zu Zeit mit guten Nachrichten, und glauben, daß weder Entfernung noch Zeit Ihr Andenken erlöſchen wird bei

Ihrer Freundin

Eliſabeth.

N. S. An die Frau Gevatterin und den kleinen Carl meinen Gruß und Kuß. Den 25. September wird in Berlin eine große Oper gegeben und Abens gibt die Königin einen Ball — Auch wird Herr Blanchard an eben dem Tag in die Luft ſteigen. Der Coadjutor von Mainz, und der Herzog von Braunſchweig — komen auch hin — 2 Opernten werden neu einſtudirt — um in Potsdam aufgeführt zu werden — ob ich mich wohl um Berlin bekümmere??????

15.

An denselben.

Den 11ten November 1788 Abend 10 Uhr

Lieber Freund!

Es iſt ein gutes Zeichen der Freundſchaft wenn man auf Briefe hofft und harret — mir gings eben ſo — hundertmahl bekuckte ich den Datum ihres vorletzen Briefes — iſt möglich! Den 3ten October! und ſeit der Zeit keine Zeile — Endlich erſchiene am 13. November Ihr Lieber mir ſo angenehmer Brief — und tröſtete mich und erfreute mich gar ſehr — nur die Nachricht von dem Tod Ihrer Lieben Frau Mutter dämpfte mein Vergnügen in etwas. Gott ſetze Ihnen die Jahre zu, die die Selige noch hätte leben können — und mache ſie ſo glücklich in Ihrer noch zu laufenden Bahn — als Ihre Freundin es wünſcht — dann werden Sie ein beneidungs würdiger Sterblicher ſeyn und bleiben Amen. Morgen ein mehreres. Den 14. Abend 5 Uhr — Diese Nacht träumte ich von Fetten Hämlen, großen Kufen mit alten Wein — Die dicke Iris als eine große Traumterin prezezeibt großes Glück — vor der Hand iſts gerade das Gezentheil — ich habe in dieser Nacht, ein ſo entſetzlich geſchwollenes Geſicht gekriegt — und ſehe ſo fürchterlich aus wie Azor — Schlucke Arzeney die wie der Teufel und ſeine Großmutter ſchmeckt. Den 16. ich bin noch nicht ſo ganz wiederherſtelt — ſize einſam in meiner Krankenſtube — will verſuchen ob das Schreiben an Ihnen mir wohlmacht. Da alles was das Mainzer und hieſige Theater angeht Ihnen Intreſſirt ſo ſollen Sie von groß und kleinen Begebenheiten

von Zeit zu Zeit genaue Nachricht erhalten. Kov der wegen der Gevatterschaft etliche mahl bei mir war, lag mir außerordentlich an Ihm doch ja nur einen Wink zu geben — wenn es Ihnen etwann nicht mehr in Berlin gefiehle — Wie ich nun keinem traue, sagte ich dauer wirds gute Nase haben — Sie sind beyde so beliebt daß der Fall der sie wieder verbrächte sich kaum denken läßt — Er schine verblüfft — Er glaubte da meine Freundschaft vor Ihnen ihm bekannt ist — ich würde vielleicht mit großen Exclamationen heraus platzen — und mit Freuden und Begeisterung alles sagen was ich auf dem Herzen hätte — aber dazu bin ich zu klug — daß die jetzige Entreprise nicht Bestand hat, das glaubt jedermann — Wenn Sie und die Frau Gevatterin mir in Ihrem ersten Brief an mich feyerlich angeloben meine gutgemeinte Nachrichten bloß vor sich zu behalten — und keiner Seele auch ihren Feinden nicht das geringste davon merken zu laßen — sondern es nur dazu brauchen und nicht wie ehemals in Mainz geschehen Schlangen zu nähren, die Ihnen stechen: so sollen Sie erfahren wer der ist, den das Organ in seinem Brief meint. Aber noch einmal seye es gesagt — keinen andern als obig Benannten gebrauch davon zu machen: denn da mir das Theater keine Freude mehr gewährt — so verbitte ich mir auch alles Unangenehme — Die Willmans werden nun bey Ihnen seyn — Das Mädel ist gut — das gibt ihr das ganze Theater Zeugniß aber der Papa der Papa, das ist ein sehr böser Mann — vor dem hüten Sie Sich so viel es in Ihrer Macht steht. Ich warte sehnlich auf die Ankunft von G. Spaur — habe aber noch nicht erfahren, ob Er wieder in Mainz ist — Sie sollen es sogleich erfahren — Die dicke Zeis war in allen Buchlä-

den — und die Buckläden wollen ſehen daß Sie ſchaffen können — vor der Hand iſt es aber noch nicht da. Don Carlos! Ey ey! Aber die Rollen? Mein ſchöner Mandel ſpielt der auch mit?? Daß die Frau Gevatterin bei der Königin ſo in gnaden ſteht freut mich — Ihro Majeſtät ſollen auch eine große Freundin vom deutſchen Theater ſein — Hier gabs ehemahls auch ſo eine Frau die zwar freylich keine Monarchin aber doch ſonſt eine gute Art von Frau war — und die ſich ergötzte wenn die Frau Gevatterin bey ihr am kleinen klimper kleinen Tiſch ſaße und die trinne den Reißauflauf oder die Gelee Paßtete wohl und ſchmackhaft zu bereitet hatte. Hier ſchicke ich des Organ ſeinen Brief zurück. Ihnen ſage ich kein ſterbens Wörtgen drüber — aber der Frau Gevatterin will ich meine Gedanken eröffnen — aber unterſtehen Sie Sich nicht dieſe Epiſtel nur anzurühren — geſchweige ſolche zu leßen — Wagen Sie ſo was nicht, bei meinem Zorn u. ſ. w. Doch den Anfang könne Sie hören: er fängt an wie die aſiatiſche Baniſe — Blitz, Donner und der Hagel — Was aber hernach kommt — brauchen Sie nicht zu wiſſen — denn ich wills nicht haben, und damit punctum. Mein Steckenpferd wollen Sie wiſſen — Ey warum nicht gar! Es iſt ein Braves Thier das bei einem ſteift, und nicht 60 meilen auf und davon läuft — Das man auch in Krankheit und übler Laune haben kann — Geſtern hätte ich Ihnen (voraus geſetzt Sie wären noch in Mainz geweſen) einen Gilboten geſchickt, und Sie höflichſt erſucht mich heute in meinem jammer zu beſuchen — ja es hat ſich was zu ſchicken! Alle 4. 5. Wochen einen Brief — Das iſt mir eine ſaubre Wirthſchaft! Da ſitze ich und trinke Waſſer wie der Seneca und morgen ſteht mir eine Laxirung zu Dienſten —

Da kan mann sich ja freuen. Aber dem seye nun wie ihm wolle, so sticht mich der kitzel Ihnen aber im höchsten Vertrauen (der Frau Gevatterin können Sies sagen) einen spaß zu erzählen der dem Schauspieler Eike geariviert ist. Dieser Mensch hat nun einmahl das Unglück daß ihn beynahe kein Mensch mag — besonders wenden die Damen alle ihre holden Augliper weg, so bald er auftritt — warum ich nun einen ganz besondern pick auf ihn geworfen habe kommt daher weil er meist alle Ihre Rollen spielt — welches dann nun nicht wohl anzusehn ist. In dem Mannegtißmus machte er den Vendius — Der Dramaturgen schreiber fensterte ihn gewaltiglich aus wie Sie in den Blättern selbst leßen können. Darob ergrimte das Männlein so, daß er dem Professor Schreiber ins Hauß läuft und ihn bemaulschelt — Der klagt bei der hißigen Obrigkeit — und ihm wird auferlegt — Erstlich dem Professor in dem Römer öffentliche Abbitte zu thun. Zweytens alle Kosten der Advokaten zu bezahlen und drittens 8 Tage auf die Hauptwache ins Gefängniß. Nun mußt er den Abend im Felicks spielen (er machte den Baron Jachtbels) so bald er sich auf der Bühne blicken ließ, erthönten von oben unten in der mitte an die 20 pfeifen, die waren Euch so hell als wärens Canarien Vögel — nun mußte er eine arie singen — da gingen nun all die pfeifen mit und machten ein Concert zum erstaunen des ganzen Publikums. Gott mag mir meine Sünde verzeihn! Jeteandre sogar der geringste hätte mich gedauert, aber der gewiß nicht — Das hat er am Wachtmeister am Brandzen — am kriebler und am Wolf im Otto verdient. Ich hoffe wir sehn ihn hir nicht wieder — Die Kaufleuthe und die Gelehrten sind so gegen ihn aufgebracht — daß er wohl-

thut wenn er geht. Die Gräfin von der Lippe drehte sich während dem Spektakel zu mir — und sagte ach unser Amour! daß Gott erbarm! Die Bethmann die den Koch schon um alles gebethen hat ihr den Menschen wegzuthun — lachte (das sonst ihre Sache nicht viel ist) aus Leibeskräften. Ihnen kans nicht so viel Intereßiren weil Sie das Monstrum nicht kennen — aber allen Anhängern von Ihnen thats in der Seele wohl. Thurneißen kam zu mir und sagte — gelt da hat Sie einmahl eine Freude gehabt. Eine Feder ist rund abgeschrieben — Diesen langen Brief haben Sie meinem Affengesicht zu danken — das Schreiben thut mir heute wohl. Von St. habe noch nichts erhalten — so bald ich was bekomme sollen Sie theil dran haben. Diesen Morgen leße ich die Berliner Annalen, die mich einestheils vergnügten, weil von der Frau Gevatterin und von Ihnen so viel Gutes gesagt war — Aber eins ärgerte mich — wer in aller Welt mag das seyn, der den Wollschofski als jürge in den beyden Billiet gesehen hat, und ihn loben mag — Nein das ist zu toll — dem Verfaßer glaube ich nun kein Wort mehr — Die Leute sind herausgelaufen — wie im Jurist und Bauer — und beyde Stücke waren sonst dem hisigen Publicum so lieb. Wenn die Journalisten anfangen so partheiisch denn gute Nacht Literatur. Laßen Sie doch auch einmahl etwas von dem alten Döbelin hören — was hat er denn zu Ihnen gesagt? Hat er sich nicht gefreut Ihnen so Musterhaft wieder zu sehn? Schreiben Sie mir doch auch von Ihren neuen Bekandtschaften — wie überhaupt alles was Ihnen dort Freude macht — Das ist wahrhaftig ein Brief nach dem alten stiel — als wenn es nach Caßel sollte. Alles grüßt Ihnen — und die Frau Gevatte-

rin — das thue ich nun auch und zwar mit der Versicherung daß ich mit Wahrheit bin

Ihre Freundin

Elisabeth.

N. S. Jetzt ists 1 uhr da will ich meine Suppe eßen dann schlafen gehn und Morgen als den 17. November dieses fortschicken. Laßen Sie einem nicht wieder 5 Wochen warten, sonst gibts ein Unglück.

16.

An denselben.

Den 19ten December 1788.

Lieber Freund!

Ihr Lieber Brief hat mich aus mehr als einer ursache sehr erfreut — den schon stieg der Gedanke wie aus einer schwarzen Gewitterwolke in mir auf — du und dein Name sind rein vergeßen! Desto angenehmer wurde ich überrascht. Wenn man etwas vor verlohren hält, und es findet sich unvermuthet wieder; so fühlt die Seele eine Art von Behaglichkeit — die ihr unaussprechlich wohl macht — Nur das Ganze Ihres Briefs hat mich ordentlicher Weiße erschreckt — Sie werden doch den sonderbahren Gedanken nicht wirklich ausführen — und in dieses entsetzlichen Jahres Zeit 60 meilen reißen! Das würde vor Ihnen, und vor mich keine gute Folgen haben. Ihnen würde kein Mensch weder in Berlin, noch hie glauben, daß Sie bloß die Reiße meinetwegen angetretten und unternommen hätten; sondern alle Welt müßte

denken, es gefiehle Ihnen nicht mehr dort, und Sie wolten Sich hir wieder antragen, und wenn Sie wieder fortzögen, so hieße es hernach die Direktion hätte Ihnen nicht haben wollen — und da würden Mährgen ohne Zahl gefabrizirt — Selbst in Berlin könte mann dergleichen denken — so viel Nachtheil hätte so ein Schritt auf Ihrer Seite. Und nun nicht einmahl zu gedenken was mann alles auf meine Rechnung erzählen würde. Glauben Sie denn daß so ein abermahliges Abschied nehmen Balsam vor mich seyn dürfte?? Nein Lieber Freund! So einen Auftritt mag ich nicht wieder! Will es das Schicksahl daß ich Ihnen wieder sehen soll: so muß es auf die alte Art und Weise geschehen — sonst danke ich unterthänig davor. In der Angst meines Herzens schicke ich diesen Brief mit umlaufender Post — und bitte Ihnen inständig mich nur durch die zwey Worte (Ich bleibe wo ich bin) zu beruhigen. Alles was zum Theater weßen gehört, schicke ich Ihnen die künftige Woche. Daß die Frau Gevatterin über die Willmann den Sieg davon getragen hat, das war mir nichts unerwartetes das glaubte hir das Publicum und die Schauspieler ebendrein — Ich fragte Stegmann, ob wohl die W. in Berlin gefallen würde — Sie wird ausgepfiffen sagte er — Ihr hießiges Publicum war Herr Arbauer, der sich in jeden Weiberrock verschamarirt, und einige von unserer Noblesse, wo die älte W. Clavier Informationen gibt — und dann der Noble Papa der im Parket herum schlich um ablaudirer zu sammlen — und was ist denn außer ihrem Ha, Ha, Ha — und Hi, Hi, Hi an ihr — sie sieht aus wie eine Jüdin, spricht deutsch wie der Casperle in Wien — aber das plus ultra das die Berliner versäumt haben, und

deßwegen sehr zu beklagen sind ist der Töffel in der Operette Töffel und Dorgen — den in Hoßen muß mann sie sehen — kein Hintergestell! Keine Waden! sie gleicht dem kranken Löwen in der Fabel — der war vom Kopf biß auf den Schwanz — so mager wie der Paßi im Baaßler Todtentanz. Oy, Oy wie ist mein Mandel zu so großen Ohren gelangt! Gar die Schultern und Lenden eines Kayſers zu schmücken — was doch aus den sachen werden kann, wenn sie in die rechten Hände gerathen — bey mir wäre er in der Dunkelheit geblieben, da ihn hingegen sein jetziger Beſitzer zu Ruhm und Ehren gebracht hat. Sie und die Frau Gevatterin haben mir Verschwiegenheit angelobt, ich verlaße mich drauf — Frankenberg hat die Dinge die nicht sonderlich klangen, an Stegmann geschrieben — St. der mir nun um alles so was nicht gesagt hätte, referirte es der Stockin — die mirs den wieder erzählte — und weil es das Organ weiß, so muß es doch weiter herum gekommen sein, trauen Sie ihm also nicht. Wenn Ihr kleiner Sohn in Maintz davon komt, so ists ein Wunder — er hat die Blattern so erstaunlich, daß das ganze Kind eine Blaße ist — er hat aber auf meinen Befehl einen Doctor und alle nur mögliche pflege — Sie können also darüber ruhig seyn — Mit meiner Gesundheit gehts wieder Berg auf — nur wegen der Siberischen Kälte hat mir mein Arzt das ausgehen noch untersagt. Leben Sie wohl! und antworten mir flink — daß Sie guten Rath annehmen — und bleiben wollen wo Sie sind. Noch einmahl Dank vor Ihren guten Brief von

Ihrer Freundin

Elisabeth.

N. S. Die Frau Gevatterin zu grüßen, verſteht ſich von ſelbſt.

Dem kleinen Karl geben Sie von mir einen Schmaz — und lernen ihn hübſch meinen Nahmen — damit wenn er wieder herkommt — ihm derſelbe nicht Fremmd iſt.

17.

An denſelben.

Den 19ten Jenner 1789.

Lieber Freund!

Ich habe die beyden Ringe richtig erhalten — nach dem Werth des einen werde mich nun bey verſchiedenen Jukelieren erkundigen, Ihnen aber ehe ich loßſchlage doch allemahl noch erſt ſchreiben — den verſchleutern muß mann doch ſo was nicht. Da dieſer Brief ökonomiſch anfängt ſo will etliche Dinge bey Ihnen in erinnerung bringen — worauf ich mir gefälligſte Antwort erbitte. Bey Ihrem Wegzehn ſagten Sie mir, daß der Schrank worinnen Ihre Kleider gelegen und den ich Ihnen zelieben, nebſt einer Comode in Mainz beym Hofſattler in Verwahrung legen — jezt hätte ich die ſchönſte Gelegenheit es mit dem Markſchif herauf kommen zu laßen. Sie müßten mir ein paar Zeilen ſchicken — wogezen der Mann die Sachen an dem dem ichs auftrage auslieferte — Auch erſuche Ihnen meinen Band Mercur doch mit dem Poſtwagen mir zuzuſchicken — Ich habe noch Verſchiedenes zu erinnern, aber da muß Graf Spaur wieder in loco ſein, und vor der Hand, iſt Er in Tyrol und zwar in Inſpruk. Vor heut iſt

mir meine Zeit theuer — nur muß ich Ihnen noch vor das schöne Geschenk danken — das Ringelein hat mich sehr gefreut, und soll zu Ihrem Andenken getragen werden — auch vor den Neujahrwunsch danke ich — Herr und Frau Steck thun deßgleichen — und die guten Seelen glauben daß Sie doch manchmal noch mit Vergnügen an die Zeiten denken würden — wo Ihnen gesellschaftliche Freude im Circul Ihrer wahren Freunde so manchmahl ergötzt und froh gemacht hat. Leben Sie in dem neuen Creiß Ihrer jetzigen Freunde immer vergnügt und glücklich — diß ist der aufrichtige Wunsch

Ihrer Freundin

Elisabeth.

18.

An denselben.

Den 3ten Februar 80.

Lieber Freund!

Nachdem ich den Ring von getauften und beschnittenen Juden habe beschauen laßen; so ist das größte Gebot 130 f. Ich erwarte nun Antwort von Ihnen, ob ich ihn dafür hingeben — oder ob Sie ihn zurück haben wollen. Glauben Sie wohl daß mir St. noch eine Zeile geschrieben hat — Oy bewahre — ich habe nichts gehört noch gesehen! Gestern besuchte mich Herr Koch und sagte mir zum unaussprechlichen Trost, daß der verhaßte Cicke nicht wieder mit her käme sondern auf Ostern fortginge — deßgleichen die Günders — daß aber andre brave Leute unter andern auch eine gute Sängerin angenommen worden wären — Ferner daß Walters das Glück gehabt hätten als Hof Sänger an-

gestelt zu werden und im fall Krankheit oder alter sie untüchtig machten, solte jedes eine pension von 400 f. also zusammen 800 f. biß an ihr Lebens Ende gereicht werden. Wenn die Zeiten der Schreibseligkeit nicht bey mir vorbey wären; so könte ich Ihnen von der Koberweinischen Gesellschaft die jetzt 3 mahl die Woche hir spielt mancherley erzählen — Aber mein neues Steckenpferd ist ein abgesagter Feind von allem was Tinte Feder und Papier ähnlich sieht. Leben Sie also wohl! Grüßen die Frau Gevatterin und sagen Ihr, daß, da ich in der Zeitung von dem Benefiz Concert die prächtige Einnahme gelesen, ich im stillen meine Gratulation bey Ihr angebracht hätte — das wäre alles nicht geschehen, wenn Sie beyderseits in unsern Gegenden geblieben wären. Es bleibt dabey — das von hir Weggehn ist und bleibt ein Meisterstreich — das glaubt ganz gewiß

Ihre Freundin

Elisabeth.

N. S. Der kleine junge in Mainz ist wieder ganz wohl und hat zwey Zähne. Meinen Gruß ans Carlgen.

19.

An denselben.

fortgeschickt den 9ten Merz 1799.

Lieber Freund!

Wenn Sie Ihre Briefe geschrieben, gesiegelt und fortgeschickt haben; so ists eben als hätten Sie aus dem Fluß

Liebe getrunken, alles iſt aus Ihrem Gedächtnüß ſo rein verwiſcht, daß nicht eine ſpur davon übrig bleibt — den wie wäre es ſonſt möglich daß Sie den Ausdruck Meiſterſtreich kränkend gefunden, der doch nichts anders ſagt und Ausdruckt als was Sie ſelbſt in allen Ihren Briefen geſagt und ausgedruckt haben. Soll ich Ihnen etwann Condoliren daß Sie und die Frau Gevatterin den größten Beyfall haben — daß die letzte der Liebling einer der größten Königinnen iſt, daß Sie alles verdrängt — daß der König ſelbſt geſagt hat, Sie ſänge beßer als die W. und dieſe mit Schande abziehen und den Kampfplatz verlaßen mußte — daß als in Potzdamm geſpielt wurde der König 900 rth. in die Caße verehrt (N. B. mir und der Gevatterin ſchreiben Sie) daß Sie ein Benefiz Concert gehalten wo (laut den Nachrichten aus den Zeitungen) der König 40 Friederich'dor die Königin 10 — und übrigens das Hauß gepropft voll war — daß Sie werther Freund im Fiesko und andern Rollen vom König ſind ablaudirt worden u. d. m. Dieſes alles verdient doch warlich keine Jeremiaden! Auch die Frau Gevatterin ſchrieb (nicht an mich den was ſolte Sie dazu bewegen) ſondern an St. daß Sie auf den Händen getragen würde daß das der Erſaz vor die Leiden der 3 letzten hir zugebrachten Jahre wäre u. ſ. w. O! wie froh dachte ich bey allen dieſen herrlichen Nachrichten) müßen jetzt dieſe gute Menſchen ſeyn — mit Schaudern müßen Sie an Ihren hieſigen Aufenthalt zurück denken — wo Neid, Cabale, Zurückſetzung, Ihre Tage verbitterte. Da dieſe ſo eben erzählte Begebenheiten nicht etwa wiſchi waſchi von andern, ſondern Reelle Facta aus ſelbſt geſchriebenen Briefen ſind; ſo kan

ich mein Urtheil ohnmöglich zurück nehmen, sondern behaupte gegen jeden wer es auch sein mag, daß das von hir weg, und nach Berlin geben — ein —— Meisterstreich war. Daß Sie Sich über meine arme Briefe geärgert haben — das begreife ich nun vollends gar nicht — ich werde doch ohne Aergernüß zu geben nach Dingen die mein sind fragen dürfen? Zumahl da sie Ihnen nichts nutzen — Was dient Ihnen 1 theil vom deutschen Mercur? und mir machts meine ganze Sammlung defect — und was soll der Mainzer Sattler mit meinen Möbeln machen, was gehn die ihn an? Haben Sie die Güte (aber ärgern Sie Sich nicht) und schicken mir den Mercur — und geben mir Anweißung nach Maintz dieweil die Truppe noch dort ist — Das müßen nun wohl freylich seltsame Dinge seyn — die Ihnen das Recht gäben Ihren Contrak nicht zu halten — da ich nun in dieses Geheimnüß nicht eindringen kann; so bin ich auch außer Stand davon zu urtheilen, nur aus alter Freundschaft bitte und ersuche ich Ihnen thun Sie keinen unüberlegten Schritt, den Reue nach der That nutzt zu nichts, und ist das peinlichste Gefühl von allen Gefühlen. Hierher wollen Sie kommen? warum? zu was Zweck? ist denn Ihr engagement in Mainz schon so gewiß, daß Sie nur zu kommen brauchen? und wenn das auch wäre — hat sich denn die Truppe in dem Jahr so umgeändert? meines Wißens sind alle die odiosen Menschen die Ihnen von hir wegtrieben noch da und bleiben auch da — Was in aller Welt kommt Ihnen den auf einmahl an? aus dem Paradieß wieder ins Fegfeuer — da mache mir einer einen Vers draus! Nun nun, das war einmahl eine üble Laune die wird sich schon

legen — nicht wahr, ich habe es errathen? Es werden ſchon wieder Muſterhafte Briefe kommen die den bißherigen entſprechen und worüber ſich Ihre Freunde freuen können. Göſchen iſt ein L.....d da ſchickt er den 8ten Band wieder in Papier gebunden wie die 4 erſten theile — was ihn nur vor ein Narr geſtochen hat den 5ten theil ſo prächtig einbinden zu laßen? Aber er ſoll ſein Fett kriegen, ich habe eine Epiſtel an ort und ſtelle geſchickt, und mich gegen dieſes unmuſterhafte Betragen höchlich beſchwert. Ich hoffe daß Ihnen dieſer theil einige vergnügte Stündger verſchafen wird. Wie iſt denn die Teufels Oper mein großes Leibſtück aufgenommen worden? Das wäre wahrhaftig ein großes Unglück geweßen wenn Sie dem Herrn C. das Auge ausgeſtochen hätten — Er ſoll ein ſehr ſchöner Mann ſeyn — und eine paſſionirte Liebhaberin haben — die würde es Ihnen ſauber und hübſch gelohnt haben — Mit dem Ring bin ich noch ſehr unſchlüßig was ich mit thun ſoll — den innern Werth hat ein hieſiger Juvelirer auf 20 Carolin geſchätzt — aber davor ihn behalten — das will er doch nicht, und das Gebotb von einem andern Herrn von ſeinen Colegen nehmlich 130 f. iſt doch gegen den innern gehalt zu gering — Ich will mir noch mehr Mühe drum geben, villeicht bringe ich ihn höher an — wo nicht, ſo ſchicke ich ihn zurück — doch nicht ehnder als biß ich wieder Nachricht von Ihnen habe. Am Friederichstag iſt die Stockin mit einem Sohn niedergekommen der auch Fritz getauft wurde — Sie und ihr braver Mann, laßen es Ihnen und der Frau Gevatterin Notificiren. Ich wünſche daß Sie von dem neulich gethanen Fall bald völlig wieder hergeſtelt ſeyn mögten — laßen Sie

Sich ſo etwas zur Warnung dienen, und nehmen Sich in Zukunft in acht. Das war wieder einmahl eine lange Sermon — auch ſage nur noch, viele Grüße an die Frau Gevatterin und den kleinen Carl — nach dem treuen plumpſpiel muß ich mich doch auch erkundigen — iſt er noch ſo ein Freund von Kalbsknochen — ſie haben ihm bey mir oft ſehr wohl geſchmeckt. Leben Sie wohl! Dieß wünſcht

Ihre Freundin

Eliſabeth.

20.

An denſelben.

Den 12ten März 1790

Lieber Freund!

Hier ſchicke ich Ihnen ein Theater product, das ſo eben die Preße verlaßen — und noch gantz warm und neu iſt. Der Verfaßer ließ die Erbſchaft — da das Werklein noch ungedruckt war hir aufführen — es wurde mit dem größten Beyfall aufgenommen — da wir an guten Nachſpielen über Reichthum eben nicht klagen dürfen; ſo werden hoffentlich dieſe kleine Stückger brauchbar ſein. Da Sie einen ſehr langen Brief bereits von mir in Händen haben müßen; ſo iſt dieſer nur ein kleiner Beweiß — wie bereitwillig ich bin die bereits erworbene Lorbern von Ihnen und der Frau Gevatterin (an welche mein höflichſt Compliment erbitte) die Sie beyderſeits in dieſen Stücken zuverläßig erhalten werden

auch an meinem theil zu vermehren — und verſichert zu ſeyn daß auch in der Entfernung ich jederzeit bin

Ihre Freundin

Eliſabeth.

21.

An denſelben.

Den 2ten May 89.

Lieber Freund!

Hier ſchicke ich Ihnen einen Wechſel auf 75 Reichsthaler ich habe wie Sie ſehen alſo noch etwas mehr vor den Ring bekommen — Seyn Sie froh daß Ihre hieſige Schuldner nichts davon inne geworden ſind — kein Heller wäre in Ihre Hände gekommen — beſonders Ihr ehemaliger Schneider hat ſchon viele Klaglieder angeſtimt. Von unſern neuen Leuten gefallen die meiſten ſehr — beſonders die Operette geht herrlich. Stegmann iſt der Liebling hir und in Maintz und hat ſich aufs neue auf 12 Jahr anwerben laßen — Koch und Fiala auch jedes auf 12 Jahr — das iſt das neuſte. Ich habe heute viel eile — Leben Sie wohl! und berichten mir ſogleich den empfang dieſes Briefes —

E.

N. S. Schicken Sie mir doch den ſchon 10000 mahl geforderten Mercur.

22.

An denſelben.

Den 18ten May 1789.

Mein Brief vom 2ten May hat Ihnen nicht ſonderlich behagt — Sie geſtehen alſo doch daß Sie ihn empfahnen haben — War denn in dieſem Schreiben nicht auch ein Wechſel (vor den Ring von 75 Reichsthaler an Herrn Engel von Herr Wilmen ausgeſtelt)??? und von dieſer mir ſo wichtigen übermachung ſchreiben Sie kein ſterbens wort — ſagen mit keiner Sielbe ob Sie das Geld erhoben haben u. d. m. Auf alles andre in Ihrem Brief befindliche werde nicht ehnder Antworten biß ich nachricht über obiges erhalten habe — und ich erbitte mir Antwort mit umlaufender Poſt.

F.

23.

An Friedericke Unzelmann.

Den 1ten September 1789.

Liebe Frau Gevatterin!

Aus Inliegendem Schreiben werden Sie erſehen, daß der kleine Felix allem ſeinem Leiden entrückt iſt — Gott erhalte Ihnen Ihre zwey noch lebende Kinder, zu Ihrem Troſt und Vergnügen. Nun eine kleine Bitte an Ihnen — die ich zwar ſchon verſchiedne mahl an Herrn Unzelmann habe ergehen laßen, der es aber wahrſcheinlich wegen vieler an-

rern Beſchäftigungen vergeßen hat. Ein Theil des deutſchen Mercurs iſt noch in ſeinen Händen, der Ihm zu nichts dient, und deßen Entbehrung mir meine ganze Sammlung defect macht — Haben Sie demnach die Güte mir ihn mit der fahrenden Poſt zuzuſchicken — Sie werden dadurch überaus verbinden

Dero

Dienerin und Gevatterin

E. Goethe.

24.

An Unzelmann.

Den 27ten December 1789

Lieber Freund!

Meinen beſten Dank vor Ihr gütiges Andenken und vor das mir ſo angenehme Geſchenk — Es war meine Feyertags Beluſtigung das Leben dieſer großen Frau und ihren Carakter recht zu ſtudiren. Die letzten Tage ihres Lebens waren ſchauderhaft ſchrecklich! Das Bild des blutenden Eſſers verdrängte alles vom dem guten und großen was ſie in dem Laufe ihres ſo glorreichen Lebens gethan hatte — ſie ſahe nichts als ihren ermordeten Liebling — Arme Eliſabeth! Du kanteſt dein Herz nicht! Ehrgeiz und Eitelkeit ſind immer ſchlechte Rathgeber aber beſonders fiel ihr Rath zu kurz, bey einer Leidenſchaft die übers Grab hinaus ging. Daß ich meinen Mercur wieder habe deß bin ich ſehr froh — Vielen Dank vor deſſen überſchickung. Sie bekommen hie-

bey vielerley zu leßen — die noch ungebundne Blätter gehören zu denen die Sie schon beßtzen — Sie können doch so ohngefähr unsere jetzige Lage daraus ersehen. Ohne Zweifel wird Ihnen schon bewußt seyn, daß das Organ mit der Sache gar nichts mehr zu thun hat, sondern daß v. D. auch bey uns hir vor alles steht. Obs beßer oder schlechter in Zukunft geht muß die Zeit lehren. Was macht denn die Liebe Frau Gevatterin? Sagen Sie Ihr daß es doch nicht hübsch wäre nicht einmahl ein paar Zeilen an mich zu schreiben nicht einmahl zu antworten, da ich Ihr den Tod des Kindes verkündigte. Ich weiß wohl daß Sie viele Geschäfte hat, weiß wohl daß Sie viele neue Freunde bekommen hat — aber die alten ganz zu vergeßen das ist doch auch nicht so ganz an seinem platz. Was macht Carlgen und die kleine Fritze? Carl muß jetzt schon ein Tapferer Ritter seyn. Herr und Frau Stock empfehlen sich Ihnen und der Frau Gevatterin aufs beste, und freuen sich daß es Ihnen dort so wohl geht. Leben Sie wohl! und denken jezuweilen an Ihre hiesige Freunde, mitunter auch an diejenige, die sich unterschreibt

Dero wahre Freundin

Elisabeth.

25.

An denſelben.

Werthgeſchätzter Herr Gevatter!

Da ich aus Erfahrung weiß, daß das ſo Ihre Medote Art und Weiße iſt, die Haut feil zu bieten, ehe Sie den Bären haben; ſo halte ich mich aus Freundſchaft verpflichtet Ihnen unſere hieſige Lage ſo klar und deutlich vor Augen zu legen, damit Sie im Stande ſind die Sache reiflich zu überlegen um Sich nicht auf Neue in Schaden, Verdruß und Unluſt zu bringen. Koch bleibt von dem heutigen Dato an noch 11 ſage Eilf Jahre — junge Rollen ſpielt er nicht mehr ſondern hat ſie an Porſch und Ziegler abgegeben in Väter, Vetanten, Helden die gerade nicht jung zu ſeyn bedürfen gefält er — und ſteht (welches das Beſte iſt) bey Herrn von Dahlberg in Gnaden — wird alſo wohl ſchwerlich wegkomen. An ein Nationahl Theater iſt hir nicht zu denken — ſo lange von der Obrigkeit die Advents und Faſtenzeit das Schauſpiel unterſagt, iſt ſo was ein frommer Wunſch — der nicht in Erfüllung gehen kan. Das gröſte Hindernüß (alle die eben erzählten abgerechnet) Ihnen jemahls wieder hir zu ſehen, iſt wohl, daß Dahlberg immer noch ſehr über Ihnen aufgebracht iſt — und ich weiß von ſicherer Hand daß Sie mögten wieder kommen über lang oder kurz Ihnen die Strafe noch bevor ſteht — Wie iſt es alſo glaublich, daß Er Ihnen wieder herberufen wird! Setzen Sie Sich alſo nicht wieder zwiſchen zwey Stüle, und fangen doch einmahl an zu überlegen, ehe Sie handlen. Aber in aller Welt ſagen Sie nur wies zugeht daß Sie wieder weg wollen? Ihre erſten

Briefe, auch die von der Frau Gevatterin, waren ja alle so voll Entzücken, Jubel, Freudengeschrei, Königlicher Gnade u. ſ. w. Wir arme Schelmen kommen ja mit all unſerer erwißenen Freundſchaft, Dienſtleiſtungen und gutem Willen; als ganz unbedeutende Figuren in den Hintergrund, daß das beſte Auge uns nicht gewahr werden konte! Sie hätten wenigſten aus Delicateße Ihr Paradieß nicht ſo Vortreflich ausmahlen ſollen — und die Entſchädigung vor die 3 Jahre Elend (wie ſich die Frau Gevatterin in einem Brief ausdruckte) lieber verſchweigen ſollen. Glauben Sie, daß dieſer Poſaunen-thon Ihre Freunde recht gekränkt hat — Nun das alles bey ſeite — Gott ſchenke Ihnen noch viele glückliche Tage, iſts gleich nicht bey uns, ſo iſt die Welt groß und Gottes Himmel überall und Ihre beyderſeitige Talente machen überall ihr Glück. Grüßen Sie Ihre Liebe Frau — den kleinen Sänger Carl — das kleine Mätelein von

Ihrer

es aufrichtig meinenden Gevatterin

Eliſabeth.

Den 11ten May 1790.

N. S. Das arme organ hat gerade zur Unzeit die Antrittsreiße an D. abgegeben — Die Krönung hätte ihn aus aller Noth heraus reißen können — Im Juli iſt die erſte Auffahrt zur Wahl — das gibt ein groß Spectakel — Mein Hauß wird von oben bis unten voll gepreßt.

26.

An denſelben.

Den 25ten May 1781.

Werthgeſchäzter Herr Gevatter!

Mit unſerm Nationahl Theater hat es in ſo weit ſeine Richtigkeit, daß der Magiſtrath ſeine Einwilligung dazu gegeben hat — nun muß das Colegium der Herrn 61zer noch mit einſtimen, woran wir den auch nicht zweiflen — Das iſt aber auch alles was ich von der Sache weiß. Daß mann ſchon an Ihnen gedacht haben ſolte iſt möglich aber als Director — das iſt ein bißgen unwahrſcheinlich. Nehmen Sie Sich in acht, daß Sie das gewiße nicht verliehren, und nach dem Ungewißen greifen — So lange die Unternehmer nicht ſelbſt an Ihnen ſchreiben; ſo iſt alles andre geſchwäz wiſchi waſchi. Zudem kan ich mir nicht vorſtellen daß Ihr jetziger Aufenthalt Ihnen nicht mehr behagte — Wo Sie ſo viel Glück zurück laſſen müßten daß Sie hir ſchwerlich finden würden — denn die Zeit hat *viel viel* verändert — das können Sie mir auf mein Wort glauben!! Rathen was Sie thun ſollen, das kan ich auf keine Weiße, da ich ja wegen Ihrer dortigen Verhältniße ganz unwißend bin — und eben ſo unwißend bin ich was das hieſige neue Theater Weßen anbelangt. Ich bekümmre mich jezt Gott ſey Lob und Dank!!! um all des Zeugs nichts mehr — denn Niemand weiß beßer als Sie wie ich vor meine Müh Sorgen und Wohlthaten hin belohnt worden — Ein gebrandes Kind ſcheut das Feuer — Da haben Sie meine jetzige Geſinnungen und Gelehrten iſt gut predigen. Vor die Ueberſchickte Vollmacht danke ich Ihnen — ich habe die

Sachen alle erhalten — Die Liebe Frau Gevatterin grüßen Sie vielmahls und ſagen Ihr Madame Stegmann hätte mir alle Rechnungen und Quittungen zugeſtellt — woraus mann erſehen könte, daß Sie Ihnen nichts heraus zu geben hätte — Ich habe ſie in meiner Verwahrung, und kan ſie Ihnen auf Verlangen überſchicken — Auch würde ich der Frau Gevatterin auf Ihren lieben Brief geantwortet, und Ihr meine Freude über die ſchöne Einnahme bezeigt haben — aber Tauſend Verhinderungen und dann eine Krankheit die mann Tintenſcheu nent hat mich von Zeit zu Zeit abgehalten — Sie muß es mir verzeihen und dem ohngeachtet verſichert ſeyn daß ich Ihr und Ihnen werthgeſchäzter Herr Gevatter alles mögliche gute von gantzem Hertzen wünſche — und mich mit Wahrheit unterzeichne

Ihre

Freundin und Gevatterin
Eliſabetha.

27.

An denſelben.

Den 22ſten Jenner 1780.

Werthgeſchäzter Herr Gevatter!

Meine Freundin und ich danken Ihnen vor das niedliche Neujahrs Andenken — nur hätten wir gewünſcht etwas mehr von Ihrem Wohlſeyn und Wohlbefinden zu erfahren — Da wir überzeugt ſind, daß Sie jezt in der glücklichſten periode Ihres Lebens ſich befinden; ſo vermehre auch dieſes Jahr (wens anders möglich iſt) noch Ihre Glückſeligkeit, dieſes iſt der

aufrichtigſte Wunſch von uns beiden. Aus den Zeitungen werden Sie unſere Lage wißen — Preußen und Heßen halten bey uns Winterquartire — Ihro Preußiſche Majeſtätt befinden ſich in Höchſtem Wohlſeyn — Ich habe die Freude Höchſt dieſelben alle Taze im Schauſpiel zu ſehen, da meine Loge gerade gegen Ihm über iſt. Daß die Maintzer Truppe ganz auseinander gegangen iſt, werden Sie wißen — Der ältre Walther und ſeine Frau nebſt der Fiale ſind zu Großmann — der junge Walther nach Mannheim — Vorſch und Hübſch zu uns — Koch und die übrigen haben noch kein Angazement — Unſer Theater hat gerade gute Zeiten erlebt — Die Krönung — jezt die vielen Prinzen — Generale — Officire — und vor allen den König von Preußen — Am Sontag da Hocus Pocus von Ditterſdorf war, mußten über 200 Menſchen zurück gehn — und ſowas geſchieht ſehr ofte. Empfehlen Sie mich der Frau Liebſte — Leben Sie wohl und glücklich — deß wird ſich immer freuen

Dero Gevatterin

Eg.

28.

An denſelben.

Gott ſey Dank! daß Sie mein launiger Herr heute keine Rolle gehabt haben — Was wäre das vor ein Elend geworden, wenn es Ihnen wie Conſtanze und Belmonth ergangen wäre! Keine Hand hat ſich beynahe gerührt — nicht einmahl Vivat Bachus hat ſein altes Recht erhalten —

O Jemine das hätte bey Ihnen alles der Weſter in die

Schue gekriegt — Sehen Sie daß man ſich irren kann — Aber ich habe mich nicht geirret — Sie waren beym Schluß unſichtbar — das war eben nicht freundſchaftlich — ſo eine kleine Freude hätten Sie doch wohl gönnen können

Ihrer Freundin

Eliſabeth.

N. S. Das Geſicht ſpielt immer ſeine Rolle im letzten Act — worauf ich vergebens gehofft habe.

29.

An denſelben.

Lieber Freund!

Unſere geſtrige Unterredung war zu kurz abgebrochen und zu unbeſtimmt als daß Sie einen ordentlichen Bericht davon an Herrn Graffen von Spaur machen könnten — ich will Ihnen alſo hirmit meine Meinung klahr und deutlich vor Augen legen. Vors erſte muß ich die Summe genau wiſſen — Zweytens muß ich mit dem Herrn Graffen ſelbſt in unterhandlung tretten — damit ich weiß wie die Sache zu unſer aller Befriedigung anzefanzen und beendigt werden ſoll — denn ich weiß Sie denken zu gut und edel als daß Sie mir zumuthen ſollten — Dinge zu verſprechen ohne vorher zu wißen — ob ich ſie auch halten kan — Richten Sie alſo auf dieſes Begehren Ihren Brief an Spaur ein mündlich ein mehreres von

Ihrer Freundin

Eliſabeth.

Den 29. Merz in großer eil und mit einer ſtummen Feder.

Danke vor den Thoringer — das publicum war Brav — Morgen ein mehreres — Gott befohlen —

30.

Johanna — — an denſelben.

Ohne Datum, geſchr. von 1789.

Du wirſt dich wundern ſchon ein Brief von mir zu bekomen, da du kaum weg biſt aber du weiſt mein Lieber das ich dir verſprochen habe, wenn ich was hörte, das dir nur im geringſten nachtheilig wäre, dir es ſo gleich zu benachrichtigen. Du wirſt heut einen Brief von der Goethe bekommen haben — ſie war geſtern bey mir, ich erinerte, ſie ſolle dich doch nicht wieder ſo lang auf einen Brief warten laßen. ich kan aber nicht helfen ſagte Sie ſchreib ich ihm ſo bekomt er einen wiſch — ich fragte um die urſach — den du mußt wißen mein beſter, das es mir imer nahe geht wenn dir etwas unangenehmes wieder fährt. Sie erzählte mir dann was die urſach war das Sie dich ſo kalt empfing — die urſach des wiſchen den Sie dir geben wolte — da ich nun weiß das Sie Stark in verblümten redens und ſchreibarten iſt, und du villeicht ſelbſt nicht weiſt was du armer Carl begangen haſt, ſo höre die Bücher, die du gekauft haſt, und den Conto den Fleiſcher geſchickt hat brachte ſie ſo außer Faſſung, ſie ſagte was du mit den vielen Büchern machen wolteſt, da du doch von einem orte zum andern reißen müſteſt — und was Sie noch alle einzubinden koſten würden u. ſ. w. — wenn du nun kanſt mein Lieber, ſo ſuch ihr ſolches aus zu reden, du wirſt

ſchon ihre ſchwache ſeite wißen, und ſchreib ihr von Sparſamkeit und was dir mein Lieber noch ſonſt deine Feder dictirt — bis Samſtag iſt Elisabeht — vergiß ja nicht ihr Glück zu wünſchen, den du weist ſie ſieht drauf —

Nun von meinen angelegenheiten es that mir wieder recht leyd — als du fort gingst, und o wie gern hätte ich den lieben obriſt auf dem kanape ſo recht herzlich geküſt und gedrückt — auch mitunter ein wenig gequält — aber es durfte und konte nicht ſeyn — und ſo ging ich zu bette, und puzte mir den mund ab — und freute mich auf den morgen deinen lieben brief zu leßen es war ein recht lieber brief — ich leße ihn noch alle morgen und den erſten dazu, und freue mich meines daſeins — denn es war eine zeit mein beſter wo mich gar nichts freute und wenn ich jezt auch noch allerhand verdrüßlichkeiten habe — ich habe ihrer auch mein beſter glaub nicht das dus allein biſt, ſo denk ich an dich, und trag das übrige mit geduld und ſo machs auch — gelänzen alle unſere wünſche wir feſelten uns noch mehr an die erde, und es thäte uns gar zu leyd uns einſtens wenn unſer Stundenglaß abgelaufen iſt, ſich von ihr los zureißen — geſchieht aber ſo dann und wann ein queer Strich — ſo fühlen wir die unvollkommenheit der welt, und was Sie an geht und freuen uns einer beſſern zukunft.

Hier ſchicke ich dir mein beſter den ring, trag ihn, der wird nicht verbrechen, und gewiß, wenn er nicht verlohren geht — dich und mich überleben — ſolte das lezte geſchen ſo erinere dich einer Freundin, die bis an ihren lezten odem zug ſein und bleiben wird, dein dich über alles liebender treuer

Hans.

Ich konte keine kuckstaben in den ring machen laßen, findst du jemand so laß hinein setzen was dir dein herz eingibt, das ist das meinige zufrieden. ich küß dich tausmahl.

31.

An Joh. Georg Schloſſers Kinder in Emmedingen.

Den 13ten Jenner 1786.

Liebe Enkeleins!

Es freut mich, daß Euch mein Chriſtgeſchenk Vergnügen gemacht hat — ich höre aber auch das ganze Jahr von Eurer lieben Mutter, daß ihr geſchickte und gute Mädels ſeyd — bleibt ſo — ja werdet alle Tage noch beſſer, ſo wie ihr größer werdet — Folgt euren lieben Eltern, die es gewiß gut mit euch meinen; ſo macht ihr uns allen Freude — und das iſt denn gar hübſch, wenn vor alle Müde die eure Erziehung koſtet — eure Eltern, Groß Mutter und übrigen Freunde — Freude an euch haben — Auf den Strickbeutel freue ich mich was rechts, den nehme ich dann in alle Geſellſchaften mit, und erzähle von der Geſchicklichkeit und dem Fleiß meiner Louiſe! Ihr müßt den Bruder Eduard jetzt hübſch laufen lernen — damit wenn das Frühjahr kommt, er mit euch im Garten herum ſpringen kann — das wird ein Spaß werden. Wenn ich bei euch wäre lernte ich euch allerley Spiele, als Vögel verkaufen — Tuchdieb — Potz ſchimper potz ſchemper und noch viele andre — aber die G** müßten das alles ja auch kennen — es iſt vor Kinder gar luſtig, und ihr wißt ja, daß die Großmutter gern luſtig iſt, und gerne luſtig macht.

Nun Gott erhalte euch auch in diesem Jahre gesund, vergnügt und munter, das wird von Hertzen freuen

Eure

treue euch liebende Großmutter

Goethe.

32.

An dieselben.

Den 28ten Februar 1759.

Liebe, liebe, gute, brave Enkeleins!

O! was habt Ihr mir vor Freude gemacht! und das alles kam so gantz unerwartet. Liebe Louise! Es war ja als wenn Du es gewußt hättest, daß ich in großer Strickbeutels Noth mich befände — mein allerbester ist 9 Jahr alt, und so unmusterhaft als nur möglich — und da es doch sehr oft der Fall ist, daß ich in Gesellschaften gehe wo gearbeitet wird: so war es höchst nöthig einen neuen anzuschaffen — und da kommt mir so gantz von ohngefähr ein schöner, prächtiger von meinem lieben Enkel selbst verfertigter — so lieb wäre mir doch kein andrer geweßt — Aber den will ich auch in Ehren halten — allen meinen Bekannten sagen von wem er ist — und stolz auf mein geschicktes und fleißiges Enkel sein — Habe also meinen besten Dank davor. Meine liebe Julia' auch Dir danke ich vor Dein schön gearbeitetes Angebinde — auch zu Deinem Andenken soll es Parade machen — damit jedermann siehe, daß auch Du liebe Juliette an die Großmutter denkst. Und mein liebes Jettchen! mit seinem schönen Körbgen — so zierlich als man's nur machen kann — potz

ſickerment! Jetzt muß die Großmutter fleißig ſeyn und N. B. auch ſchöne Arbeit machen wie es ſich zu ſo einem eleganten Körbgen ſchickt — ich will wenigſtens mein möglichſtes thun, um ihm keine Schande zu machen — Danke Dir hiermit herzlich vor Deine Liebe zur Großmutter. Treuer, biederer Ritter Eduard! auch Du denkſt an mich — Ha aus dem Glas da ſchmeckts — habe ſogleich meines lieben Ritters Geſundheit getrunken, und werde das oft thun, danke danke danke lieber Eduard. Die dicke Catharine fragt alle Tage ob Eduard und Jettzen recht bald wieder kämen — ſie möchte gar zu gern mit ihnen die Wachtparade aufziehen ſehn — und die Eliſabeth möchte gern wieder gebrannte Mehlſuppen machen — Kommt doch ja bald wieder — Hörſt Du!

Nun liebe Enkelein! Nochmahls meinen Dank — Fahrt ferner fort Euren lieben Eltern und mir Freude zu machen — und glaubt, daß ich allzeit von gantzem Hertzen bin

Eure

Euch zärtlich liebende Großmutter
Eliſabethe Goethe.

37.

An dieſelben.

Den 14ten October 1789.

Liebe Louiſe!

Daß Dir das überſchickte Buch Freude gemacht hat iſt mir ſehr lieb und ich wünſche nichts ſo ſehr, als Dir und Deinen lieben Geſchwiſtern immer ein kleines Vergnügen verſchaffen zu können. Die Fräulein Bl** ſind gar liebe Kin-

der — aber ich habe ſie zu kurtze Zeit geſehen, zu wenig Umgang mit ihnen gehabt, um zu beſtimmen, welche mir am beſten gefallen hätte. Sie erinnerten ſich mit vielem Vergnügen an ihren Aufenthalt bei Euch — und ſagten mir ſo viel liebes und gutes von Euch allen, welches mir denn ſehr erfreulich war. An Tante B** meinen beſten und ſchönſten Gruß und das verlangte Buch wollte ich ſehen, obs zu bekommen wäre — und es alsdann überſchicken. Daß Du meine gutgemeinten aber ſehr gekritzelten Briefe ſo werth hälſt, daß Du ſie ſo wohl aufhebſt freut mich gar ſehr — denn Schreiben iſt eben ſo eigentlich meine Sache nicht — und meine Briefe haben wenn ich nicht gantz beſonders dazu aufgelegt bin — gar oft weder Muſter noch Geſchick — Deſto mehr ſchmeichelt es mir, daß Du ſie ſo viel werth hälſt um ſie aufzuheben. Ja wenn ich ſo ſchön ſchriebe wie meine Louiſe! Potz Fiſcher! Da ſollte die gantze Chriſtenheit Briefe von mir erhalten nun nun jeder hat ſo ſeine eigne Gabe — und wenn ich in den langen Winter Abenden bei Euch wäre wollte ich mein Licht ſchon leuchten laſſen und Euch durch anmuthige Geſchichten und ſchöne Mährlein die Zeit ſo vertreiben — daß es eine Art und Schick haben ſolte. Jetzt muß ich noch an die liebe Julie ſchreiben. Lebe alſo vordießmahl wohl und behalte lieb

Deine treue Großmutter

Eliſabethe Goethe.

34.

An dieſelben.

Den 1ten Mai 1791

Liebe, gute, brave Louiſe!

Tauſend Dank vor Dein ſchönes, geſchmackvolles — und zugleich prächtiges Arbeittiſchgen — So iſt keins in Frankfurth — Es wird aber auch deßwegen von Hauß zu Hauß zum Beſchauen herumgetragen — heute iſts bei Frau St**, und ich freue mich auf den Nachmittag wie meine geſchickte Louiſe von alt und jung in meiner Gegenwart wird gelobt und geprießen werden. Sobald es ausgepackt war trug ich es zu meiner Frau Gräfin, die bei mir wohnt — ich mußte es den ganzen Tag oben laſſen, damit Sie es denen Herrſchaften, die Sie beſuchen kämen, zeigen könnte — Sämptlich verliebten Sie ſich hinein — und jede hätte gern ſo ein ſchön Möbel in ihr Prunkzimmer gehabt — und ich wurde um ſo eines geſchickten Enkels Willen von allen beneidet — welches mir denn ſehr wohl that. Nimm alſo nochmahls meinen beſten Dank dafür an. Die andre Woche ſoll eine Schachtel voll klein Brod und ſonſtiges bon bon Eure Herzen erlaben — Sage Deinem lieben Vater, daß er künftige Woche die Rechnung erhalten ſoll — die liebe Mutter grüße hertzlich — wie auch alle Deine Geſchwiſter — Lebe wohl! Behalte diejenige lieb und in gutem Andenken die iſt und bleibt

Deine treue Großmutter

Eliſabethe Goethe.

35.

An Diefelden.

Den 8ten Jenner 1792.

Liebe Louiſe!

Das freut mich ja recht ſehr, daß ich zu deinem Vergnügen etwas beigetragen habe — mein Wunſch iſt es immer Euch meine Lieben, Freude zu machen — und wenn dieſer Zweck erreicht wird, fühle ich mich ſehr glücklich. Aus eben dem Grunde iſt mir es aber auch unbehaglich, wenn ich dein Verlangen, meine liebe Louiſe, nicht befriedigen kann. Ich habe mir alle erſinnliche Mühe gegeben, alle Muſik Kenner und Liebhaber angegangen — und keiner kann mir über die Ariadne wie du ſie verlangſt Auskunft geben. Solte ich noch ſo glücklich ſein das opus ausfindig zu machen; ſo ſolſt du es gewiß gleich haben. Mich freuts, daß das liebe Klärchen und du einander ſo lieb haben — bewahrt dieſe Freundſchaft in eurem Hertzen — denn es iſt eine köſtliche Sache mit einer erprobten Freundin ſo durch das Erdeleben zu wandeln! In meiner Jugend war mirs auch eine große Freude das neue Jahr anſingen — antrommeln — anſchießen zu hören — aber jetzt iſt mir mein Bett lieber — um halb 10 Uhr ſchlief ich dieß mal ſchon ſo feſt, daß weder der Nachtwächter mit ſeiner holden Stimme, noch Pfeifen und Trommeln mich in meinen ſieben Kißen incommodirten. Wenn ich nun ſchon bei Euch mit dem Leibe nicht gegenwärtig war; ſo wünſchte ich Euch allen doch die Fortdauer Eures Wohlſeyns — nebſt Glück — Heil und Segen —

und dieſes ſey denn hiermit nochmals wiederholt. Lebe wohl! behalte lieb

Deine

Dich liebende Großmutter
Eliſabethe Goethe.

36.

An dieſelben.

Den 13ten Februar 1792

Liebe Louiſe!

Daß Dir die Ariadne ſo viel Vergnügen gemacht hat, hat mich herzlich gefreut — es war mir nur leid, daß ich es nicht ehender habe bekommen können, und daß Du gutes Mägdelein ſo lange haſt warten müſſen — aber vorſpielen mußt du mir ſie, das verſteht ſich — mache nur und komme bald einmahl wieder her, da wollen wir frölich und guter Dinge ſeyn. Hier ſchicke ich dir und deinen Geſchwiſtern ein ganz nagelneues Spiel, vorausgeſetzt daß Ihr keine Ariſtokraten ſeyd — uns machts vielen Spaß — .....

37.

An dieſelben.

Den letzten Tag im Jahre 1792

Liebe Enkelein!

An Euch alle iſt dieſer Brief gerichtet — wollte ich jedem von Euch ſein liebes Schreiben einzeln beantworten;

ſo mögte mir die Zeit mangeln, und Ihr müßtet lange auf meine Dankſagung vor die Freude, ſo Ihr mir durch Eure lieben und hertzlichen Briefe gemacht habt, warten. Liebe Kinder! das Chriſtgeſchenk kann Euch ohnmöglich mehr Freude gemacht haben, als mir Eure Briefe. Sagt ſelbſt — was mir tröſtlicher und erquickender ſeyn könnte, als Enkel zu haben, die ſo dankbahr gegen mich ſich betragen — die ſo liebevoll meiner gedenken — die mit warmem Gefühl trotz der Entfernung mich ſo lieben und ehren. Liebe Enkelein! Machet mir in dem kommenden Jahr eben ſo viel Freude wie im zu Ende gehenden — behaltet mich in gutem Andenken — nehmet auch in dieſem Jahr, ſo wie an Alter — alſo auch an allem was Eure lieben Eltern, mich und alle guten Menſchen erfreuen kann, immer mehr und mehr zu; ſo wird Euch Gott ſegnen und alle die Euch kennen werden Euch lieben und hochſchätzen — beſonders aber diejenige die beſtändig war, iſt und bleibt Eure

Euch

Hertzlich liebende Großmutter

Eliſabethe Goethe.

38.

An dieſelben.

Den 25ten September 1791

Liebe Louiſe!

Dießmahl ein paar Zeilen an Dich liebes Mägdelein — Wie ſehr mich Dein Fleiß, deine Aufmerkſamkeit vor mich gefreut hat, kann ich Dir nicht genug ſagen — meinen hertz-

lichen Dank vor die ſchönen, warmen Strümpfe, die ſollen mir wohlthun — das hilft mir mehr als die ganze Apotheke ſammt allen ihren Büchſen und Schachteln — auch ſind ſie ſo ſchön gerathen, denn ich habe ſie ſogleich anprobirt — Ich ſchicke Dir hier ein kleines Gegengeſchenk — nimm mit dem guten Willen der Großmutter vorlieb — grüße Deinen lieben Vater und ich danke ihm vor die überſchickten Quittungen — jetzt iſt alles wie ich es wünſchte in der ſchönſten Ordnung — nur in meinem Hauſe iſt unſauber und unordentlich — das thut einem ſehr leid, wenn man das Gegentheil gewohnt war! Gott! gebe bald Frieden, daß man wieder Ruhe in ſeinem Eigenthum genießt. Amen.

Heute habe ich viel und mancherlei zu ſchaffen — darum nur ſo viel vor dießmahl — Grüße auch Deine liebe Mutter — Henriette und Eduard von

Deiner treuen Großmutter

Goethe.

Friederike Bethmann

verehlicht gewesene Unzelmann geb. Flittner genannt Großmann.

Geboren den 24. Januar 1771.
Gestorben den 16. August 1815.

Den Briefen der Frau Rath Goethe an Unzelmann mögen einige Briefe der liebreizenden, wahrhaft großen, bis jetzt unerreicht dastehenden mimischen Künstlerin Friederike Unzelmann, nachmaligen Bethmann folgen, welche zur Charakteristik dieser ausgezeichneten Frau einen interessanten Beitrag geben. Um so mehr gerechtfertigt erscheint diese Bekanntmachung als schon früher Briefe der Mde. Händel-Schütz und Mde. Crelinger von mir mitgetheilt worden sind. Wenn die Orthographie in diesen Briefen, die mit Absicht beibehalten ist, auch nicht lobenswerth erscheint, so sprechen Geist, Naivität, Wahrheit und Natur uns so freundlich daraus an, daß man jene wohl gern übersehen wird. Ueberdem ist die stete Verwechselung des t mit d und umgekehrt in den schriftlichen Mittheilungen auffallend, während Madame Bethmann doch sehr richtig und wohltönend sprach.

Den Briefen a. h. c. ist nichts weiter zuzufügen; sie sind an ihren Vater und an ihren ersten Mann Unzelmann geschrieben; der Brief d ist aus dem Jahre 1808 und an den nachmaligen Regierungssekretair, Hofrath Römer; derselbe war damals bei dem Grafen Hahn. Das Testament e. schrieb Madame Bethmann, als eine heftige Krankheit sie befallen hatte; man wird abermals eine große Abneigung gegen alles Theater Personal darin finden. Der Brief ist nicht beendigt, der Tod ereilte die treffliche Frau. Ueber ihre Krankheit und Tod giebt der Brief g. des unvergeßlichen und auch noch unersetzten Geh. Rathes Dr. Rudolphi Nachricht.

Das Wort eines ſolchen Mannes iſt ein ehrendes Zeugniß für die Künſtlerin.

---

a.

An den Schauſpieldirektor Großmann in Aachen.

Düſſeldorf Mondag den 12 Merz 1787.

Beſter Vater!

Ich glaube das die ganze Sache eine abgeretete ſache von der Fiala iſt ſie hatt filleicht nicht gerne wollen mitreiſen und mir und Ihnen keine abſchlägliche andword zu geben hatt ſie dieſe Liſt erſonnen es Soll deswegen aber noch kein Querſtrich in unſer Vergnügen ſein wenn Ihnen an mir und Wollchwoſſky etwas gelegen iſt kommen wir gantz gewis. Donnerstag Mittag ſind wier dort und bleiben bis Samſtag abend nach der Cometie. Kömmt hierauf keine Antwort ſo reiſe ich Donnerstag früh um 4 Uhr hier weg. Grüſen Sie mir Ihre liebe Sara und Ihre Kleine wie ſie heiſt weis ich noch nicht nehmen ſie beſſer in acht als das erſte. ich freue mich die Lotte zu ſehn. Sie können ja anſtatt Emilie Galotti eine andere Oper wählen. Doch das hatt Zeit bis ich tort bin. Ihre Sie liebende Tochter

Friderike Unzelmann.

---

b.

An ihren Mann den Schauspieler Unzelmann in Berlin.

Carlsbad den 20. Juny 1794

Du haſt Dir es ſelbſt zuzuſchreiben daß Du ſo ſpät Nachricht von mir erhälſt, denn hätteſtu mir meinen Brief ehr beantwortet, ſo hätte ich Dir wieder ehr geſchrieben, aber ſo wuſte ich nicht ob Du meinen Erſten Brief erhalten hatteſt oder nicht. Ich gratulire Dir zu Deinem Geburtstag und wünſche das Du künftiges Jahr ein beſſerer Wirth geworden biſt als dieſes Jahr, denn da Du jezt die ganze Gage die doch warhaftig keine Kleinigkeit iſt haſt, ſo bekreiſe ich nicht wie Du nicht auskommen kannſt, es iſt mir ohnmöglich dir nur einen zu ſchicken denn ich habe in meinem ganzen Vermögen hundert und 70 Thaler, nun kanſtu denken daß ich die gewis brauche denn es iſt hier alles entſezlich theuer, ich habe Dir heute etwas zu deinen Geburtstag gekauft, was dir hoffentlich gefallen wird, ich hätte es dir geſchickt allein es darf nicht herein weil es conterbande iſt, ich bringe es alſo ſelbſt. Ich bedaure recht ſehr daß Du krank geworden biſt, vermuthlich haſtu viel zu arbeiten, und es war eine bloße Mattigkeit die ſich zu ſehr Deiner bemächtigte, ich hoffe daß Du nun ganz wieder hergeſtellt biſt.

Ich glaube ich werde ſo ziemlich ganz geſund wieder zurückkommen, denn es geht ſehr viel beſſer mit mir, wenigſtens kann ich doch gewis ſpielen wenn es auch mit dem Singen nicht gleich gehn ſollte.

Du wirſt dich ſehr wundern wenn ich Dir ſage das ich

den Minerich aus Dresden bei mir habe, ich habe sie mir kommen lassen um nicht ganz allein zu sein, und bei meiner Durch Reise setze ich sie wieder ab, sie lest sich Dir Tausendmal empfehlen. Gestern habe ich hier die Zauberflöthe gesehn, so etwas Infames habe ich so lange die Welt steth noch nicht gesehn, die Papagena ausgenommen war besser und noch Schöner als bei uns, das wird Dir sonderbar scheinen aber ich kann dir versichern ich habe auf dem Theather nie ein Schöneres Weib gesehn, sie heist Madame Leiser. Der Papageno sagte als ihm die Papagena sagte sie sei 18 Jahr und 6 Minuten, da kann man wohl en nullerl transeza, o du junger Engel mit dem alten überzug, auch sprach er von die Götter im dritten Stockwerk, von die Himmlischen Gingeweiten, und mehr solch schrecklich dummes Zeug.

Die Rechnung von Pelitz ist recht, sage ihm er müste warten bis zu meiner Zurücklunft. Aber der Stickern gieb nicht einen Heller mehr als 22 Thaler ich habe nur 20 mit ihr ausgemacht, also schenke ich ihr schon 2, mehr wird aber nicht gereicht. Die Dorthe läßt sich Dir empfehlen und den Carl wie auch der Pirrwitz, grüße sie auch von mir recht sehr, den Carl küsse tausendmal wie auch die beiden Mädchen, wenn sie artig sind werde ich allen etwas mitbringen, den Chako *) küsse auch und mein säsgen **). Moloch ***) läßt sich Dir und Ali ***) empfehlen, und bittet um deine fernere Freundschaft. Lebe recht wohl und gesund, und grüße alle die sich im Guten meiner erinnern.

Deine **Friderique.**

*) Der Papagei. **) Dompfaffe. ***) Hunde.

Ich hoffe Carl wird mir bei meiner Ankunft ein klein Concert vorſpielen können? In 10 Tagen gehe ich nach Töplitz alſo atreſſire Deine Briefe, an Madam Unzelmann wohnt im goltenen Schiff bei Mademoiſell Tannikotel. Laß doch die Seiferden fragen ob ſie an ſchwarzen Blenden etwas wolle mitgebracht haben oder anweiſen, ſie ſind in Dresden ſehr wohlfeil und gut.

---

c.

An denſelben.

Carlsbad den 27 Juny 1794.

Es thut mir recht leit mein lieber Unzelmann das Du ſoviel Unglück haſt, es iſt ja als wenn ſeit meiner Abreiſe alles Glück und Heil von Dir gewichen wehre, doch freut es mich das Du ſo weit wieder hergeſtellt biſt das keine übeln Folgen weiter zu befürchten ſind, wie oft aber habe ich Dir geſagt, das Du das fatale ſchneiden laſſen ſolſt, denn ſo viel ich mich beſinne haſtu ſchon einigemal Fatalitäten darum gehabt. Was Lippert anbetrift der ſich Dein Unglück, ſo ſehr hatt zu Nutze machen wollen, das wundert mich gar nicht, er iſt ein Cometiante und das iſt mir gnug weil ich von dießen Eingefleiſchten Lumpen Geſintel nie etwas gutes erwarde, und mich daher nichts übeles mehr wundern laſſe, ich bin zwar leider beſtimmt unter dieſen Menſchen zu leben, ich werde mich gewiß hüten jemals mit ihnen zu leben, denn man hatt nichts als ſchimpf und ſchande von ihnen, Du kannſt ihm dießes allenfals ſelbſt vorleſen wenn Du wilſt. Ich bringe ein recht hübſches

Stück mit wo ich zuerſt drinnen ſpielen werde und wo Du auch eine vortreffliche Rolle haſt, es heiſt, — doch das wirſtu ſchon erfahren, ich fürchte mich vor Czechlitzkys Argus Augen darum nenne ich es nicht, um mir nicht zuvor kommen zu laſſen. M — — iſt ein Schmarotzer und denen Menſchen iſt ja alles um eine Malzeit feil Ehre und Reputation, wenn ſie nehmlich beides noch haben, da nun daß bei M. nicht der Fall iſt ſo wundert es mich um ſo weniger. Ich danke Dir vor Deine übrigen Neuigkeiten allein ich kann ſie nicht durch ähnliche erwiedern, denn hier giebts nichts. Ich werde hier ſehr gut behandelt beſonders von einer Geſellſchaft Hamburger, ſie heißen Schlüter, Cube, Linau, Faber, Schulten, alle mit ihren Weibern, die recht artig ſind, und mich recht lieb haben. Den 6ten gehe ich nach Töplitz, ich befinde mich ſo ziemlich wohl, und werde auch vielleicht wenn es ſo fort geth wieder ſingen können.

Unſer Theather in Berlin wird ja immer zahlreicher an ſchlechten Menſchen und ſkantalöſen Anekdoten, den letzten Beweis davon giebt Herr M — — ab, der dem Andenken ſeines Vaters eben keine Ehre macht. Ich habe geſtern hier die Zauber Zitter geſehn, das ganze Stück iſt eine Zote, mit ſchlechter Muſik verbunden, die nicht ein bißgen meinen Beyfall hatt. Mit dem dicken Spenaler ſpielten ſie Schindluter und ich ſah dem Augenblick entgegen wo ſein dicker Bauch aufplatzen würde. Kurz es war Schändlich, und für das Berliner Theather unaufführbar, doch ſoll noch eine beſſere Ausgabe davon da ſein die aber nicht unter die Muſik laſſen ſoll, ich werde es mitbringen. Ich freue mich recht ſehr das alles ſo in Ordnung iſt in Unſerem Hauße. Grüße

alles, ich werde euch auch dafür recht lieb haben und etwas mitbringen. Dorte läſt Dich und alle grüßen, und läſt Carln ſagen er wehre ein ausgelaßener Bengel und würde Stramme Hoſen bekommen. Chako ſchwebt mir immer vor Augen mit ſeinem Allerliebſten Schnäbelgen, halte ihn ja recht gut. Lebe recht wohl und nimm Dich vor Meſſer, Schären und beſonders vor Comedianten in acht.

Deine **Friderique.**

d.

An den Hofrath Römer.

(wohl aus dem Jahr 1808.)

Endlich mein lieber Freund und Hofrath, kann ich es nicht länger übers Herz bringen, ich muß Ihnen mein Gemüth ausſchütten. Warum ſind Sie nicht mit dem Grafen Hahn hier hergekommen, ſtatt des herzloſen Herrn v. L., der wie ich glaube es mit wenig Menſchen gut meint. Sie ſelbſt haben mich auf ihn aufmerkſam gemacht, und ich habe gefunden das alles was Sie mir von ihm geſagt haben, gegründet iſt. Kurtz er iſt ein ganz ordinairer, L., und um alles in der Welt möchte ich nicht mit ihm Singen biſt du mein Ludewig. Sie ſagten er ſei falſch — Sie haben recht. Er wäre Selbſtſüchtig — Sie haben recht, eins haben Sie aber nicht geſagt, was ich ſage, er verdient glaube ich nicht des guten Grafen Freund zu ſein, doch genug davon. Die letzten Tage von des Grafen Anweſenheit, bemerkte ich eine Veränderung in ſeinen Betragen, auf die mich mein Mann

zuerſt Aufmerkſam machte, allein ich ſchob ſie blos auf die gewöhnliche Laune vornehmer Herrn, bis es mir aber ganz auffallent ward, ich konnte ſolange der Graf hier war unter keiner Bedingung dahinter kommen, was die Uhrſache ſey, bis ich denn vor einigen Tagen, O Wunder die wahre Uhrſache erfahren habe. Nehmlich der Graf hatt einer ganz gemeinen Theather Klatſcherey ſein Ohr geliehen, und ich weis nicht was ich mehr bewundern ſoll, des Grafen Langmuth, der Gleichen anzuhören oder die Verwegenheit desjenigen der den Muth gehabt ihn dergleichen ins Geſicht zu ſagen, auf jeden Fall muß es ein Menſch ſein dem der Graf Vieles über ſich eingeräumt hatt, ein anderer könnte es nicht wagen.

Ich geſtehe das ich einige meinungen die ich in Hamburg, und Nemplin vom Grafen gehört, auf eine theilnehmende Arth an Herrn v. L. in Gegenwarth meines Mannes wieder geäuſert habe, es betraf nehmlich die allzugroße Liberalität des Grafen, das man nehmlich fürchtete er möchte ſein großes Vermögen, nicht lange erhalten, wenn ſein Hang zum Spiel und Theather ihn zu weit führte, das alles habe ich vom Hörenſagen, auf die theilnehmſte Art an L. geſagt, mir iſt es nie aber eingefallen irgend eine Perſönlichkeit gegen den Grafen, den ich würklich ſchätze über meine Lippen gehn zu laſſen, und es iſt ihm geſagt worden ich habe mich auf die aller Pöbelhafſten Arth Luſtig über ihn gemacht, Dinge von ihm geſagt woran ich nie gedacht.

Wenn mich der Graf beſſer kennte ſo würde er die Sache für das genommen haben was ſie iſt, für eine Klatſcherey von Perſonen die mich vleicht um das Vergnügen beneidet haben

was ich durch ſeine gute Aufnahme in Remplin gehabt. Der Graf iſt fort gereiſt ohne Abſchied von mir zu nehmen, und hatt mir 2 Tage nach ſeiner Abreiße durch Herr Jakobi 40 Frid'dor geſchickt *), ohne eine Zeile dabey zu ſchreiben, oder ſagen zu laßen. Ich überlaße es Ihrem feinen Gefühl hierüber ſelbſt zu urtheilen — — — — — es verſteth ſich von ſelbſt das ich ſie nicht angenommen, ſondern mit einem Höflichen Brief an den Herrn Grafen, in Jakobis Hände zurückgegeben habe. Was mir bei der Sache unendlich leit iſt, iſt das ich dadurch des Vergnügens vom fernern Umgang der Gräfin, die ich wirklich in der Seele liebe beraubt werde. Und Ihre und Ihrer kleinen Frau Freundſchaft für mich verloren geih, die mich ſo unendlich erfreut hatt. Es iſt zu weitläuftig Ihnen alles zu ſchreiben, was ich ſoll vom Grafen geſagt haben, auch ſchickt ſich es nicht in einem Brief. Allein wenn wir uns ſprechen, ſollen Sie es erfahren, und mir aufrichtig ſagen ob Sie mir dergleichen Gemeinheiten wohl zutraun. Bis dahin will ich die Sache ruhen laſſen und Ihnen nur noch ſagen das Sie eigentlich an allem Schuld ſind weil Sie nicht mitkamen. Empfehlen Sie mich Ihrer kleinen hübſchen Frau und leben Sie recht vergnügt mit ihr. Mit Hochachtung nenne ich mich

Ihre Freundin

Friderike Bethmann.

P. S. Küſſen Sie Ihre Mutter recht herzlich von mir, ſie wird Ihnen ſagen können was ich mit ihr über den

*) Madame Bethmann war auf der Gräfinn Hahn Einladung nach Remplin gekommen, um die Hanchen zu ſingen.

Grafen geſprochen. Das nehmliche habe ich auch an L. im Beiſein eines einzigen Menſchen geäuſert, wie ich es in Hamburg gehört. Für jedes Nachtheilige Wort bürge ich mit meiner Ehre, denn ich habe nie eins vom Grafen gehört, noch geſagt.

---

e.

Berlin den 1. Februar 1815

Da ich die volle Ueberzeugung habe das mein guter Mann nach meinem Tote alles ſo einrichten wird, das von dem wenigen was ich hinterlaſſe für meine Kinter der beſte Gebrauch gemacht wird, ſo halte ich es für unnöthig ein Gerichtliches Teſtament zu machen, und ernenne ihn hiermit als einzigen Vormund meiner noch minorennen Kinter. Da Unzelmann — — — — — — — —, ſo ſoll Bethmann allein die Sorge für Fritz und Eduard übernehmen, da ich ihm im Tode noch das Zeugniß geben muß, das er mehr als väterlich an ihnen gehandelt hatt. Was ich übrigens noch wünſche iſt folgendes.

Das kein Artzt nach meinem Tote die Hand an meinen Körper legt, und ihn durch einen Schnitt entſtellt.

Ich wünſche einen ſchwarzen Sarg, und wenn es nicht zu theuer iſt ein ſo gemauertes Grab wie die Schick hatt, unter der Erde, und zwar ſo groß, das mein Mann nach ſeinem Tote auch hinein geſetzt werden kann, eben ſo ſein Sohn Carl wenn er das Unglück haben ſollte ihn zu verlieren, das Gott verhüthen wolle.

Meinen treuen Hund *) bekömmt die Limann, nebst meiner kleinen goldenen Uhr nebst Kette und allem was daran hängt, von meinen Ringen kannst Du ihr geben was Du willst, auch die Armbänder die ich immer trug. Meine sämmtlichen Kleiter und Leibwäsche, nicht Tisch- und Bettzeug so wie alle meine Kleiter und Putzsachen, werden in drei Theile getheilt, ein Theil für die Herbst **), ein Theil für die Korntheur **), und der tritte Theil für die Limann. Etwas davon soll Luise ***) bekommen, auch einen Ring, so wie jedes von meinen Kintern einen, und Carls Frau ****) in Weimar.

Ich wünsche in einem Kleit von weisem Atlas begraben zu werden, nebst einer Haube von Kanten, deren ich genug besitze, weise Schuh und Handschuhe.

Alles was ich schuldig bin findest Du mit Rechnungen belegt, und darauf abgeschrieben, was schon darauf bezalt ist. Wer nach meinem Tote noch Rechnungen bringt den weise ab, sie sind falsch.

Was ich ohne Rechnungen zu bezahlen habe ist folgendes,

An Paulis Erben was Du weist.

An Israel Joseph 100 Thlr.

An Louise — 100 Thlr. Courand, die ich ihr richtig mit 6 prozent allemal im September verzinst habe. Ich habe

---

*) Der Hund hieß Häppi; siehe A. W. v. Schlegels Gedichte „das Feenkind."

**) verheirathete Töchter der Bethmann.

***) ihre Kammerjungfer.

****) ihre Schwiegertochter.

mir das Geld von ihr geliehen als wir in das Haus in der Leipzigerstraße zogen, wo mich die Einrichtung gar zu viel kostete. Das ist alles was ich ohne Rechnungen schuldig bin, verkaufe sogleich meine Schnur Juwelen von 6 bis 38 Steinen, und Du wirst alles bezahlen können.

Mit meinen übrigen Sachen schalte nach Deinem Willen, es ist alles in den besten Händen, wenn Du die Sorge dafür übernimst.

Meinen Schako *) kannst Du, wenn Du ihn nicht selbst behalten willst, der Liman oder der Hofräthin Wolf schenken. Die drei kleinen Vögel vertheile nach Belieben, einen kann Unzelmann bekommen nebst einen Ring von mir **), oder was Du sonst willst. Sollte meiner Leiche auch kein Mensch folgen, als meine Familie, so bitte ich Dich ja niemand vom Theater aufzufordern, auser Unzelmann ihr zu folgen; wer es unaufgefordert thun will dem kann es natürlich nicht verweigert werden. Ich empfehle Dir die schwerste Sorge die mein Herz drückt, meine Kinter, sey nicht zu strenge gegen Gatte das er die Mutter nicht zu sehr vermist, um des Kintes willen bleibe mit der Limann zusammen wohnen, setze Dich über das kleinliche Vorurtheil hinweg was vielleicht Schaale Menschen darüber urtheilen könn-

*) der Papagei: siehe A. W. v. Schlegels Gedicht: „Das Incognito."

**) Unzelmann — ihr geschiedener Mann — erhielt den Ring von Herrn Bethmann und quittirte den Empfang mit folgenden Worten: „Einen Ring von der Erbschaft der Einzigen die ich geliebt habe, der verstorbenen Madame Bethmann, erhalten zu haben, bescheinigt hiermit Unzelmann."

net, bedenke das Sie meine einzige Freundin war, und die Deinige iſt. Nun ſage ich Dir mein letztes Lebewohl, ich habe Dich mit meinem Willen nie betrübt, ich habe Dich mit aller Liebe die ein Weibliches Herz faſſen kann geliebt, und bitte Gott in meinem letzten Augenblick das er Dir es bis ans Ende Deines Lebens wohl gehen laſſe, das er Dir ein langes Leben ſchenke, das Dir Gott Deine volle Geſundheit wieder gebe, damit Du die Erele Sorge für unſere Kinter, denen ich zu früh entriſſen wurde, übernehmen kannſt. Gott ſtärke Dich dabey. Amen.

Friderike Bethmann
geweſene Unzelmann
gebohrne Flittner. in Gotha
anno 1771 am 24. Februar *).
(L. S.)

Berlin den 1. Februar 1815.

An Heinrich Bethmann.

Nach meinem Tote zu erbrechen. Aber ſpätſtens eine Stunde nach meinem Hinſcheiden.

---

f.

An Heinrich Bethmann in Töplitz.

Berlin den 12. Auguſt 1815.

Lieber guter Bethmann!

Wie freue ich mich das Du nun ſchon 3 Bäder genommen haben wirſt, und hoffentlich Deinen fatalen Huſten

*) iſt falſch, ſie iſt den 24. Januar geboren.

und Schnupfen ſchon los biſt. Laß es nur ja nicht auf ein par Tage länger dort zu bleiben ankommen, wenn es Dir gut bekömmt, ſo iſt nichts zu koſtbar, ſelbſt eine Woche Gaze nicht, wenn Du dafür ſleicht ganz geſund zurück kömmſt, dann ſoll uns aber auch nichts mehr trennen, als der Tot, ich gehe ohne Dich nie mehr aus Berlin, und wenn Du künftiges Jahr noch einmahl nach Teplitz muſt, ſo gehe ich mit Dir.

Morgen iſt der Tag wo meine Plaze wieder anfängt, noch dazu hatt der Graf recht marktſchreieriſch in die Zeitung, und aufs Reyertoir ſetzen laſſen Madame Bethmann wird nach ihrer Reiße Morgen zum erſtenmahl wieder erſcheinen, ich bin wie ein begoſſener Hund, und man hat nun Urſache ſich dopvelt zu ſchämen, wenn man nicht empfangen wird, nach ſo einer dummen Ankündigung. Ich habe in Erfahrung gebracht, das eine gewiße Frau *), die ihren Mann in Wien gelaſſen hatt, mit einem gewißen Mann **) der ſeine Frau ins Bad geſchickt hatte recht luſtig gelebt haben ſoll, die Frau die nun zurück iſt empfindet einige Unruhe darüber, kannſt Du mir nicht ſagen, ob ſie wohl Urſache dazu hatt?

Das hübſche Mädchen die Iffland mit von Reinerts gebracht hatt, und die Madame Iffland ſo lobte iſt Schwanger, von Maurers, und bereits aus dem Dienſt. Gatte ***) iſt recht wohl und küſt die Hand, auch Häppi ****). Ich habe

*) die Sängerinn Madame Milder.
**) ihr eigener Mann Heinrich Bethmann.
***) ihr Sohn Karl.
****) ihr Hund.

einen Brief von der Minna erhalten worinnen sie einen Schmuck und Geld von mir verlangt, beides aber nicht erhält. Carl in Weimar, bleibt in Weimar, denn der Graf hatt mir durch Tzenke sagen lassen, er hätte dem Carl im Fall er gleich hier bleiben könne 900 Thlr. geboten, von seiner Frau sey gar keine Rede gewesen, indem Carl gesagt habe sie hätte noch 1 und $^1/_2$ Jahr Contract. Dies habe ich ihm nun geschrieben, und er mag seine Sache selbst ausmachen. Meine Meinung darüber sage ich Dir mündlich.

6.

An Heinrich Bethmann in Töplitz.

Berlin August 16. 1815.

Mein theuerster Bethmann!

Ich weiß nicht, wo ich beginnen soll, um Ihnen das schrecklichste zu melden, das Sie treffen konnte. Das herrlichste Weib so früh Ihnen entrissen! Noch am Sonnabend (den 13.) Mittag war ich mit Minna *) bei Ihrer Gattin im Garten, und sie scherzte ganz heiter, am Sonnabend Abend klagt sie über Ohrenschmerz, schon am Montag war sie betäubt, heute Morgen, ein viertel Uhr nach Mitternacht entschlief sie. Das alte Uebel, woron wir oft sprachen, noch am Tage vor Ihrer Abreise nach Töplitz, scheint früher den Weg zum Gehirn gefunden zu haben, als wir ahndeten. Heim, Meyer, Welf haben das ihrige redlich gethan, die

*) des Geheimraths Dr. Natorp Gattin.

Limann hat wie Mutter und Schweſter geſorgt, und der raſtloſeſte Eifer von allen Seiten zeigte, mit welcher Liebe alles an Ihrer Gattin hing. Sie ſind mir jetzt durch daſſelbe herbe Schickſal noch näher verwandt. Auch ich ließ einſt ein liebliches Weib (von 22 Jahren) daheim, trat froh eine Reiſe an, und nach ein Paar Wochen war ſie todt, und ich ſah ſie nicht wieder. Auch Sie werden die Ihrige hier nicht mehr finden, wenn Sie noch ſo ſehr eilten, denn bei Gehirnaffectionen geht die Verweſung in ungeheurer Schnelligkeit fort, und kaum geſtorben, iſt der Körper ſchon zerſtört.

Bei der Heftigkeit der Krankheit, mußte ſie ſich ſchnell entſcheiden, daher hielten wir die Limann zurück, welche Ihnen ſchon geſtern Morgen eine Eſtafette ſenden ſollte, und nur mit großer Mühe davon abzubringen war, denn auch ſo hätten Sie nicht mehr Ihre Hülle gefunden, und entſchied ſich in der Nacht die Krankheit günſtig, ſo hätten wir Ihnen einen ungeheuren Schmerz erſpart.

Ihr Karl iſt ſeit geſtern Morgen bei mir, und ſoll bei mir bleiben, bis wir die Sache näher zuſammen beſprochen haben. Er ſchläft ſo ruhig und ahndet ſeinen Verluſt nicht. Er iſt gern bei unſerm Karl, und wir haben Ihren Jungen ſehr lieb, es iſt ein gutes, folgſames Kind.

Sie haben verloren, was dem Mann nach der Ehre das Theuerſte iſt, allein Sie ſind Mann, und ich bin daher überzeugt, Sie werden jetzt ſtrenge der Vernunft folgen. Brechen Sie nicht Ihr Baden ab, woferne Ihr Arzt das verbietet: Sie haben theure Pflichten zu erfüllen, und müſſen ſich für dieſe erhalten: denn durch nichts können Sie mehr

Ihre Liebe zu dem trefflichen Weibe bewähren. Reiſen Sie gleich, ſo nehmen Sie ſich ja in Acht, und wenn es irgend geht, ſo ſuchen Sie einen Begleiter zu bekommen, der Ihre Thränen ehrt, und mit Ihnen klagt.

Hier iſt alles voll Jammer. Minna grüßt Sie mit vielen Thränen.

Mit herzlicher Freundſchaft

Ihr

D. Rudolphi.

Eduard Gans.

Geboren 22. März 1798.
Gestorben 5. Mai 1839.

Die nachfolgenden Briefe unseres unvergeßlichen Gans sind aus sehr früher Zeit, und schwerlich wird sich Früheres von ihm noch auffinden lassen: er war 18—21 Jahr alt, als diese Briefen an seinen genauen Freund den 17jährigen Dr. Witte geschrieben wurden. Wir lernen Gans darin von einer Seite kennen, die neu ist: nemlich das Ueberschwengliche in der Freundschaft und seine Eifersucht, welche ihn in derselben gewaltig peinigte. Doch welche edle Gesinnung, welch herrliches Streben und welche Gutmüthigkeit! Wahrlich das deutsche Publikum wird mit mir Herrn Professor Witte den besten Dank zollen für diese Mittheilung, die er mir so gütig auf meinen Wunsch gemacht hat. Doch nicht allein in Worten bewies Gans dem Professor Witte seine Freundschaft, sondern auch durch die That: denn als Hindernisse mancher Art der Habilitirung des Dr. Witte in Berlin entgegentraten, ließ Gans eine Vertheidigung und Beleuchtung dieser Angelegenheit drucken, die schon damals den kühnen und rüstigen Kämpen gegen Alles, was ihm Unrecht schien ahnen ließ. Das Büchelchen erschien im Mai 1817 und man freut sich jetzt noch über den Muth, mit welchem der 19jährige Gans gegen mächtige Lehrer — von denen doch auch sein Schicksal mit abhing, für seinen Freund in die Schranken trat.

Gans entbehrt noch immer einer Biographie und Darlegung seiner Verdienste um die Wissenschaft. Mögen sie bald in würdiger und befriedigender Art erfolgen!

Das Interessanteste, was über seine wissenschaftliche Richtung, über seine in dieser Beziehung geführten Streitigkeiten

mit der historischen Schule und über seine politischen Meinungen bekannt geworden, verdanken wir dem trefflichen Dr. Moritz Kind in Leipzig, welcher mit Gans befreundet, von ihm selbst darüber interessante Mittheilungen erhielt und diese in die Hallischen Jahrbücher No. 113. 11. Mai 1840 abdrucken ließ.

8.

An den Dr. Karl Witte.

Trotz meines Hanges zum Vergessen schreine ich doch der Freitage mehr eingedenk zu sein als Sie der Donnerstage, denn könnte ich nur entfernt vermuthen, daß nicht das Gedächtniß sondern der Wille Ihr gestriges Ausbleiben bewirkte — ich würde Ihnen eine längere Epistel lesen, als alle horazischen zusammengenommen. Wir sind alle gegen Sie herzlich aufgebracht, und das mit Recht. Hätte ich Augustus Macht, ich würde Sie wegen Ihrer Kunst nicht zu lieben straks nach dem Pontus oder was wohl dasselbe sein wird nach Spandau verweisen, und schickten Sie mir alsdann so eine Art von Tristium, ich würde mich wahrlich nicht erweichen, sondern mir (wenn es einige hundert Exemplare sind) eine warme Stube davon machen lassen. Einliegend finden Sie den versprochenen Aufsatz. Dünkt er Ihnen so recht, so brauchen Sie nur die lateinischen Sprachfehler zu streichen, die Sie darin finden.

Der Ihrige

Eduard Gans.

---

b.

An denselben.

Ich habe zwar in Uebereilung Dich bloß vor Deiner Mutter einen Windbeutel genannt und Dich übrigens freigesprochen. Nach reiflicher Ueberlegung sehe ich mich indessen genöthigt diese Freisprechung zurückzunehmen, und hiermit feierlichst zu erklären, daß ich mich für so beleidigt halte, daß eine solche Injurie durchaus nicht wieder gut gemacht werden kann. Ich rufe also den Styx zu Zeuge, — daß wenn Du nicht auf eine unerhörte Weise diese Injurie wieder gut machst, ich nie wieder die limina Deines Hauses betrete.

Ed. Gans.

c.

An denselben.

Berlin den 28. Juny 1817.

Den 27. Juny.

Theurer innigst geliebter Freund.

Um halb 10 ungefähr bin ich nach Hause gekommen, nachdem ich mich eine starke halbe Stunde bei Deiner Mutter aufgehalten, wo wir noch recht viel und recht herzlich von Dir geplaudert haben. Zu Hause aber habe ich mich zuerst durch einen kleinen Schlaf erquickt, dann sogleich diesen Brief angefangen, dessen Geburtsstunde also in die 4te unserer Trennung fällt. Auf dem Heimwege von Steglitz war mir das Weinen immer näher als das Lachen, und der traurige Ge-

danke wollte mir nie aus dem Kopf, daß ich ganzer 10 Tage von dir entfernt wäre, der du dich, wie ein unzertrennlicher Theil meiner selbst, in meine Seele einzuschleichen gewußt hast. Ich bin wahrlich kein Schwärmer, aber daß man ganz in einem Anderen leben könne, habe ich erst jetzt in aller Bedeutung gefühlt, als ich gleichsam verwittwet, nach dem einsamen Berlin zurückwanderte. Einige Ueberkluge halten es für weibisch wenn man seine Gefühle laut werden läßt, ich meine aber es sei recht für den Mann, in Worten auszudrücken, was er für den Freund empfinde, wenn er diese Gefühle noch nicht durch Thaten zu bestätigen Gelegenheit hatte. Und so mußt du mich denn nehmen wie ich bin, schlecht und recht aber ohne falsch im Herzen und gern sprechend wie ich denke. Du entfernst dich bei jedem Worte das ich schreibe immer mehr und mehr von mir, aber unsre Gedanken werden wohl manche Minuten des Tages zusammentreffen, und sich berühren in dem wechselseitigen Andenken der froh mit einander verlebten Stunden. Du brauchst nur eine Minute des Tages an mich zu denken (und eine Spanne Zeit wirst du doch wohl dem abwesenden Freunde schenken) so begegnen wir uns bestimmt. Dieser Brief kömmt in Leipzig grade an deinem Geburtstage an. Wie sehr ich gewünscht hätte ihn mit dir verleben zu können, brauche ich dir hier nicht erst zu wiederholen. Aber wenn brüderliche Besorgnisse und Ermahnungen überall diesem Tage zu geziemen scheinen, so verzeihe mir die Bitte, du möchtest auf dieser deiner ersten Fußreise für deine Gesundheit so besorgt sein, als es dem zusteht, den die Erwartungen des Vaterlandes, die Liebe seiner Eltern und seiner Freunde dazu verpflichten. Dieser Bitte gebt aber als Vor-

läufer das Anliegen voran, ja ſobald als möglich wiederzukommen, und nicht unnütz deinem Freunde deine Gegenwart zu entziehen. „Den 28ſten Juny. Geſtern Abend machte ich mit dem Zimmern allein einen Spaziergang nach den Zelten. Du fehlteſt mir faſt immer, doch habe ich denſelben Abend den Genuß gehabt dich gegen mehrere Angriffe vertheidigen zu können. Du wirſt einliegend einen Brief von deiner Mutter finden, den ich mir heute von ihr abgeholt habe. Ich habe mir auch dein Freibillet geben laſſen, und werde wahrſcheinlich das neue Stück von Henſel, das Montag gegeben wird, darauf ſehen. Ich möchte daß du mir in Leipzig weiter nichts kaufteſt als die Diſſert. die Haubold in ſeinen Inſtit. über die Infamie angegeben hat. Wenn du aber zu einem wohlfeilen Preiſe folgende Diſſert. auftreiben kannſt, als:

Strecker de non ente civili infamia facti. Erfurt 1736.

C. G. Einert. exerc. qua praeter unam mediatam juris-infamiam nullam existere famae speciem defenditur. Lips. 1777.

ſo thue es ja. Vielleicht kannſt du die Letztere von dem Senator Einert, dem du opponirteſt, erhalten. Mache wenn du die Güte haben willſt, Haubold mit meiner Arbeit bekannt, laſſe dir einige Litteratur und, wenn du kannſt, und er es will, mehrere Ideen von ihm mittheilen. Sage ihm zugleich, daß ich mich ſchon unendlich darauf freuen würde wenn es mir einmal vergönnt wäre ſeine Bekanntſchaft machen zu dürfen. Kaufe auch die beiden dir genannten Diſſertationen nicht eher bis du von Haubold erfahren haſt wes Geiſtes Kinder ſie ſind. Obgleich ich nun glaube daß alles dir zu

kaufen Aufgetragene kaum Rthlr. 2. kosten wird, so wirst du doch hier einliegend eine Anweisung von Rthlr. 5. auf Leipzig finden, die ich gleich auf deinen Namen stellen ließ. Solltest du aber nichts für mich erstehen, so ersuche ich dich inständigst die Anweisung in natura zurückzubringen, da ich dem Friedländer nicht gern etwas schuldig sein will. Bringe mir übrigens ein Verzeichniß von wohlfeilen Büchern mit, die dort etwa bei Antiquaren zu haben sind, damit ich mir etwas kommen lassen kann, wenn ich wieder bei Gelde bin. Zimmern hat heute Mittag bei uns gegessen, blieb bis gegen 6 Uhr da und hat mich mittelbar am Schreiben gehindert, da ich dir gern noch so vieles sagen möchte. Ich möchte dir gleich auf der Stelle nach, so lieb habe ich dich; wenn ich aber bedenke daß du wie Rochus Pumpernickel mit einem Regenschirm durchs Land ziehst, so kann ich mich eines kleinen Lächelns nicht erwehren. Es ist 2 auf 7. der Brief muß auf die Post. Ein Gedicht an dich oder deinen Geburtstag hast du bei deiner Rückkehr zu erwarten. Trinke durchaus keinen Wein, denke an deine Gelübde, und an das mir speciell Gelobte, und kehre vor Allem recht bald zurück in die Arme deines treuen dich bis in den Tod liebenden Freundes

Eduard Gans.

Schreibe mir noch am Dienstag Abend, ich rechne darauf.

d.

An denſelben in Leipzig.

Berlin den 1ten July 1817.
Am Geburtstage meines Vaters.

Theurer innigſt geliebter Freund!

Du kannſt dir denken wie ſehr es mich freute, als ich heute von einem Wege zu deiner Mutter (die ich aber nicht getroffen habe) kurz vor Abgang der Poſt nach Hauſe kam und deinen Brief aus Wittenberg fand. Ich mag ihn wohl dreimal durchgeleſen haben, und habe ihn noch nicht genug geleſen, obwohl unter uns geſagt, du deinem Freunde wohl ein bischen weitläuftiger hätteſt ſchreiben können. Daß du tüchtig marſchiren kannſt habe ich aus deinem Standquartier erſehen, obgleich ich bald nach deiner Abfahrt ſchon vermuthete du werdeſt weiter wie Belitz kommen. Heute habe ich einige Hexameter zu deinem Geburtstage geſchrieben, den ganzen Tag aber an weiter nichts als an dich gedacht. Die Infamie war mir heute eine infame Arbeit. Ich war heute 3 mal bei deiner Mutter, habe ſie aber kein einziges Mal zu Hauſe getroffen. Ich werde wohl noch einmal hingehen. Den Glückſchen Brief gab ich dir in Zimmerns Zimmer den Dienſtag Abend zurück. Da deine Mutter nicht zu Hauſe iſt ſo kann ich ihn dir nicht nachſchicken. Den Brief an Jago hat mir deine Mutter zur Beſorgung übergeben und er wird heute überbracht. Meinen Brief mit den Rthlr. 5. wirſt du erhalten und alles nach deiner Einſicht beſorgen. Dein Schmerz am Knie beunruhigt mich. Sei nur ja auf deine Geſundheit wachſam und vor allem trinke keinen Wein. Die Poſt will

eben fortgeben, darum muß ich ſchließen. Lebe recht wohl, Hoffentlich ſeh ich dich den Sonntag wieder.

Dein

dich innigſt liebender Freund

Eduard Gans.

Die Meinigen grüßen!

Zimmern tritt eben ins Zimmer, er wird ein P. S. machen

und da er gerade zum Thorſchluß kommt dir nur einen herzlichen Gruß biethen, nebſt dem Glückwunſche, daß du auch im Talente zu laufen, Wunder zu verrichten im Stande biſt.

Ganſens bekanntes Drängen erlaubt mir nicht mehr zu ſchreiben, und ſeine bekannten ſchlechten Federn nicht, beſſer zu ſchreiben. Alſo vale, grüße Haubold und vergeſſe nicht die culpa.

Dein Dich liebender **Zimmern.**

Grüße Haubold und denke an die Infamie denn der Gedanke infamirt nicht.

Gans.

Wenn du dir in Beſorgung der Infamie eine culpa zu Laſt fallen läßt, trift dich die Strafe kulpoſer omissio diligentiae, und umgekehrt bleibſt du nicht in bona fama. wenn du ein Gleiches in Beſorgung der culpa verſchuldeſt.

Zimmern.

Witz c. Man ſieht aber gleich daß Zimmern mein Syſtem noch nicht inne hat ſonſt würde er nicht infamia und bona fama entgegenſtellen, nur als Witz mag es gelten.

Gans.

Mehr ſollte es auch nicht ſein, ich wollte nur das Wort infamis vermeiden. Deine Mutter hat mich durch Mittheilung mehrerer Notizen aus deines Vaters Briefen erfreut. Ich bin noch ohne Brief.

Zimmern.

---

c.

An denſelben in Salzwedel.

Göttingen den 16. November 1817.

Theurer Witte, Freund meines Herzens!

Dein Brief aus Braunſchweig theurer Karl, hat mich in einer ſo trüben Stimmung angetroffen: daß er dieſelbe wie ich glaube faſt nur noch zu vermehren im Stande war. Ich ſehe mich plötzlich des Umganges mit einem Freunde beraubt, der mir über Alles werth war. Ich ſehe mich auf mich ſelbſt zurückgewieſen, allein mit meiner Furcht, meinen Hoffnungen, meinen Freuden. Ach ich bin früher zu glücklich geweſen; daß mein jetziges Unglück gleichſam als rächende Nemeſis auftritt, um mich nicht zu übermüthig zu machen. Wenn ich nach geſchehener Tagesarbeit oft um 10 noch auf ein Stündchen zu dir kam, um es mit dir zu verplaudern; da war mir ſo heiter und wohl: Meine Abſpannung hatte ſich gegeben und war in einen ſanften Accord aufgelöſt. Jetzt muß ich zu den Büchern und wieder zu den Büchern zurück. Abſpannung und Anſpannung muß ich zugleich in ihnen ſuchen. Ach ich habe viele Freunde hier, aber mein Freund iſt nicht mehr um mich. Zu keinem kann ich reden wie ich zu dir ſprach: ich reiße mich ſelbſt von ihnen los: ich weiß nicht

warum; ſie waren mir weit näher als du noch hier warſt. Warum biſt du ohne Abſchied von mir gegangen theurer Freund: warum geſtatteteſt du mir nicht dir den Trennungskuß zu geben: Es hat mir unendlich wehe gethan dich ſo plötzlich zu verlieren: es war mir als ich deine Flucht hörte als riſſen alle Fibern, als verlöre ich alle Spannkraft des Geiſtes. Da kam mir Gervaſt entgegen: ich bat ihn Himmel hoch mich mit aufs Pferd zu nehmen: aber er war ſo grauſam nicht zu wollen. So mußte ich denn allein und von meinem Liebling getrennt nach Göttingen zurückgehen: wo ich mich immer noch ohne dich noch nicht finden kann. Daß du dir in Seeſen einen Wagen nahmſt, das war ſehr geſcheut, noch ſchöner aber daß du uns von Braunſchweig aus ſogleich geſchrieben haſt und wenn ich auch einigermaßen ſchmollen ſollte, daß du mir ein mir gewiß überaus theures Miteigenthum abgeſprochen haſt, ſo hat jedoch deine liebreiche Sorgfalt, mich aus einer Bekümmerniß und Angſt um dich, der ich mich nicht entwehren konnte, zu reißen, alles tauſendfach wieder gut gemacht. Du hätteſt mich nicht zu erſuchen brauchen dir nach Salzwedel zu ſchreiben: ich liebe mich ſelbſt zu ſehr um mir eine Lieblingsbeſchäftigung zu entziehen. Vergiß du nur nicht theurer Witte mir entweder von Salzwedel oder von Stendal aus, zuſchreiben. Wenn du wüßteſt wie mich jede Nachricht von dir erfreut, wie ſie mir Labſal in meiner Einſamkeit wird, ſo würde deine Gutmüthigkeit bald deine Faulheit im Schreiben überwinden. Rube dich nur recht bei deinen Verwandten aus, damit du geſtärkter vor deiner Mutter erſcheinſt: die feſte Ueberzeugung daß du jetzt völlig wohl biſt, die ich, ich weiß nicht woher habe, be-

ruhigt mich gänzlich in dieſer Hinſicht. Sei keuſch und brav und werde ein herrlicher kräftiger Mann wie du ein liebenswürdiger Jüngling biſt. Habe immer ein höheres Ziel vor Augen als der gewöhnliche Menſch, und ſollteſt du weit vom dir ſelbſt geſteckten Ideale bleiben: du mußt ſtets zu einem hohen Punkte gelangen. — Hier giebt es wenig Neues, wenigſtens mir: denn ich lebe einförmig entweder im Collegium oder auf der Stube. Ehe du deine große Reiſe unternimmſt theurer Freund muß ich dich noch einmal ſprechen, ſey es wo es wolle. Ich kann dich nicht (ohne Abſchied) auf mehrere Jahre weggehen ſehen, ohne dich nicht noch einmal geſchaut zu haben. Das kannſt du einem fühlenden Freundesherzen ſchwerlich verargen. Wo wir uns ſprechen, das ſoll in ferneren Briefen beſtimmt werden. Das dir verſprochene Gedicht nebſt dem reſtaurirten Eiſenachſchen ſollſt du bald nach Berlin erhalten: Ich hoffe du wirſt manchmal auf deiner Reiſe den Tacitus angeblickt und dabei an mich gedacht haben. Grüße mir Fräulein Jani herzlich: Ich denke jetzt an ſie und an die Partie nach Pankow recht oft. Sie wird ſich bald deiner Gegenwart erfreuen und ich — ich muß ſie entbehren. Lebe wohl Liebling meines Herzens, antworte mir bald und gedenke ſo oft mein als ich dein gedenke.

Dein treuer

Eduard Gans.

f.

An denſelben in Berlin.

Göttingen den 11ten December 1817.

Mein theurer innigſt geliebter Freund!

Ich hoffte ſo ſicherlich einen Brief von dir aus der Altmark zu erhalten und bin wiederum einmal getäuſcht worden, theurer Witte: ich hoffte auf dieſen Brief wie der Kranke ſich nach dem Palliativ ſehnt, das ihm auf einen Augenblick den Schmerz raubt, der dennoch unaufhaltſam wiederkehrt: es ſollten mir dieſe Zeilen, es ſollten mir deine darin ausgeſprochenen Gedanken dich ſelbſt auf eine kurze Zeit wieder geben und mir ſowohl während des Leſens als im Nachhall des Geleſenen einen Troſt bieten wie ihn der feſtſtehende unbewegliche Buchſtabe, für den lebendiger mir gegenüberſtehenden Liebling meines Herzens zu geben vermöchte. Ich kannte deine Schreibeſcheu und erwartete dennoch einen Brief — Doch ſieh dieſen Eingang ja nicht alſo an als wollte ich nach gewohnter unausſtehlicher Weiſe mit dir hadern und rechten. Die Zeiten jener Kinderpoſſen ſind vorüber, doch mit ihnen auch viele ſchöne Augenblicke, die ich durch meine Schuld wohl auf immer verloren habe. So möchte der Menſch immer beſſern und ändern, wenn ihm der Augenblick des Gutmachens auf ewig benommen iſt. Eine reine und warme Anhänglichkeit iſt mir zu dir mein Theurer geblieben, die mich niemals ſo lange ich lebe verlaſſen wird, die ſich von dem Jüngling übertragen ſoll auf den Mann, daß ſie für uns Beide beglückend werde, ſollte es uns einſt gewährt werden in traulichem Verhältniß unſerer Jugendbande gedenkend bei einander zu leben. Meine Lebens-

art iſt ſeitdem du weg biſt (und es iſt heute gerade der Monatstag deines Scheidens) ziemlich düſter und einſam geworden. Ich ziehe mich allmählig immer mehr in mich ſelbſt und zu meinen Arbeiten zurück. Ich meide Keinen, mag mich aber auch an Keinen enger und herzlicher anſchließen. Zimmern und Breidenbach helfe ich dreimal wöchentlich ein wenig im Leſen des Taſſo nach, das ſind meine einzigen Zerſtreuungen. So wie ich aber, und das geſchieht wohl ſtündlich, an die Heimath denke, da iſt wohl der Gedanke an dich theurer Freund auch nicht fern und ich kann mich oft ſtundenlang in das Bild vertiefen: wie wenn er jetzt plötzlich vor dir ſtände, wenn du ihn in Berlin überraſchteſt? Oft raffinire ich darauf, wie dies wohl alles möglich werden könne, und gefalle mich ſo in dem Gemälde, daß ich es recht oft zu wiederholen ſuche ohne je über Mangel an Colorit klagen zu können: denn es thut ſeine vollkommne Wirkung. So habe ich mich denn nie getäuſcht mein Theurer über mein Verhältniß zu dir: und dies kann mich am meiſten tröſten. In meiner Bearbeitung der Preisfrage von Rhodus bin ich ſchon ziemlich weit vorgerückt ich bekomme immer mehr Luſt zur Sache, je mehr ich mich in dieſelbe vertiefe. Sollte ſie zu einem erfreulichen Ende gedeihen, den Preis über Mitcompetenten davon tragen und demnächſt im folgenden Jahre gedruckt werden: ſo bin ich nicht zweifelhaft wem ich ſie widmen will. Die Erſtlinge meiner litterariſchen Arbeiten und meiner Jugend überhaupt, ſollen auch dem Freunde meiner Jugend geweiht ſein. Was ich mit Liebe gearbeitet, ſoll vor Allem meinem Liebling gehören. Syrich indeſſen noch nichts von dieſer Arbeit und vor allem nichts in meiner Mutter Hauſe. Ich möchte keine Hoffnun-

gen erregen, die ſpäterhin vielleicht unerfüllt blieben. Den Rhodiſchen Geſetzen habe ich einen ausführlichen Abſchnitt beſtimmt. Ich werde auseinanderſetzen, was rein davon in die Pandekten gekommen, und was verändert oder umgearbeitet worden. Jede Belehrung, jede Auskunft die zu meinem Zwecke gehörig mir von dir, mein Theurer kommen würde, hätte doppeltes Intereſſe für mich wie du leicht denken kannſt. Mache dich einmal an den Pandekten Titel; jede noch ſo geringfügige Notiz, die du mir geben könnteſt wird mich ungemein freuen. Mir iſt es ordentlich jetzt ein angenehmes Bedürfniß geworden, da du nicht mehr hier biſt für dich thätig ſein zu können. Ich habe dem Gervaſi die kleinen Inſtitutionen für dich abgeſchwatzt: weil ich mich erinnerte, daß du ſie gern haben möchteſt. Wüßte ich einen Weg, ich möchte ſie dir zukommen laſſen; vor 14 Tagen war ich bei Heeren zu einem brillanten Thee eingeladen, wo es ziemlich vornehm und ſteif hergegangen iſt. Dort ſuchte ich, da ich faſt den ganzen Abend mich mit Heeren und einem Präſidenten von Stralenheim zu unterhalten Gelegenheit hatte, das Geſpräch auf dich zu leiten, und entledigte mich zuvörderſt deines Auftrages: ſetzte ihnen beiden auch ſpäterhin das Benehmen Savigny's und der Facultät überhaupt auseinander. Heeren tadelte es ungemein; er ſcheint es ſehr gut mit dir zu meinen, denn er ſagte mir, er hätte dich immer für einen guten lieben Knaben gehalten, was mir, wie Du glauben kannſt, ungemein wohl that. Deinen Aufſatz über Griechenland den du mir zurückließeſt, habe ich deswegen noch nicht nach Berlin geſchickt: weil ich mehreres ſelbſt gearbeitetes (zugleich etwas für deine liebe Mutter) mitſchicken wollte, aber

noch nie dazu habe kommen können an Symanski zu ſchreiben. Da ſich von Probeblättern weder etwas ſehen noch hören läßt, da mich Symanski keiner Antwort gewürdigt hat, ſo kam ich auf die Vermuthung die ganze Sache ſei vielleicht eingegangen und wollte das Porto erſparen. Zürnen magſt du darüber: werde nur aber in demſelben Augenblick wieder gut. Gram kannſt du mir nun einmal einer Kleinigkeit wegen nicht werden: dafür bürgt du und die gütige mir angebotene Vermittelung deiner Mutter. Sobald du mir nur irgend einen Wink über das helle Auflodern der Leuchte*) gegeben haſt, werde ich mit der fahrenden Poſt einen Convolut Schriften nach Berlin ſchicken, wobei auch die beiden dir verſprochenen Gedichte ſein ſollen. Auch ein Aufſatz von Gervaſi. So hätte ich denn alles, was ich zu ſagen habe ausgeſchrieben: nur nicht die wiederholte Verſicherung meiner unbegränzten Freundſchaft. Werde mir ein ordentlicher wackerer und thätiger Mann: zeichne dich in den ferneren Abſchnitten des Lebens aus, wie du es in den früheren gethan haſt, und vor Allem bewahre deine Reinheit und Unſchuld, deine Offenheit und Herzensgüte. Laſſe mir die heitere himmliſche Ausſicht einſt auf deine Freundſchaft ſtolz ſein zu können. Du wirſt mir den Wunſch nicht verargen, dich noch einmal vor deiner Abreiſe ſehen zu wollen. Ich kann es nicht ertragen dich auf viele Jahre ziehen zu ſehen, ohne dich vorher umarmt zu haben, um ſo mehr da du aus Nörten ohne Abſchied von mir geſchieden biſt: und ich keinen Schlußſtein habe an den ich mich halten könnte. Ob ich Oſtern nach

*) Ein damals von Symanski herausgegebenes Journal.

Berlin zurückkehre iſt ungewiß. Da ich mich in eine Arbeit eingelaſſen habe, deren Früchte erſt den 4ten Juni reifen können, ſo glaube ich es ſchwerlich. Doch iſt es nichts unerreichbares dich wieder zu ſehen. Ich mache dahin eine Ferien Reiſe wo du durchkommen mußt, oder komme wohl auch zum Beſuch nach Berlin, da die Ferien ſehr früh fallen. Schreibe mir darüber das Nähere. Daß du mich nicht lange nach einen Brief ſchmachten laſſen wirſt hoffe ich ſicherlich. Ich bitte dich dringend ſchreibe mir umgehend eine Antwort: beſiege deine Schreibſcheu mir zu Liebe. Lebe wohl mein Theurer, denke zuweilen an den, der immer deiner gedenkt in Liebe und Freundſchaft. Wir wollen Beide wackere Männer werden: und unſer geiſtiges Band möge der Bürge ſein.

Dein

Dich innigſt liebender **Gans.**

Werthe Frau Doktorin! Ihre lieben und herzlichen Worte haben mich unendlich erfreut. Sie geben mir die ſchöne Verſicherung, daß ich nicht ganz von Ihnen vergeſſen worden bin. Völlig ſtimme ich mit Ihnen überein, daß nur gute und reine Menſchen ſich gut und rein lieben können: nur zwiſchen ihnen kann Freundſchaft beſtehen und wirken. Daß Sie als freundliche Vermittlerin zwiſchen mir und Karl treten wollen, ſollten Mißlaute zwiſchen uns entſtehen, erkenne ich mit größtem Dank. Wo Sie ſchützen wird wohl ein ewiger Frühling herrſchen müſſen, denn Zehren ſind da unmöglich. Leben Sie wohl werthe Frau, und beglücken Sie mich von Zeit zu Zeit mit den balſamiſchen Worten der Ermahnung und Liebe.

Der Ihrige **Gans.**

6.

An denſelben in Berlin.

Hömingen den 21 December 1817.

Theurer Freund!

Es iſt mir dein Brief an Zimmern vom 16. d. M. zur Anſicht und Durchleſung inſinuirt worden: ich habe ihn auch gehörig und wie es ſich geziemet dem wohlbeſtallten Gizenthümer wieder zurückgeliefert. Die Antwort auf meine herzlichen an dich gerichteten Zuſchriften habe ich auch nebenbei und nachdem ich lange geſucht hatte gefunden. Wir haben uns lange genug ſo oft wir bei und miteinander waren geſtritten und gezankt, warum uns noch in Briefen erbittern? Wie ich gegen dich geacht und gehandelt, das kannſt du unmöglich vergeſſen haben: wie ich jezt für dich fühle habe ich dir genugſam erklärt. Dies ſey aber auch das einzige das ich der Art entgegenſetzen will, mit der du ſtets einen Menſchen behandelteſt, der dir herzlich entgegenkam wie keinem, der dir Alles bot was er zu geben hat, ſeine ungeheuchelte und ungetheilte Freundſchaft. Ich hätte dir nicht wieder geſchrieben wenn ich nicht deinen Aufſatz zugleich mit hätte überſenden wollen. Erſt mit der künftigen fahrenden Poſt die Freitag abgeht werde ich Symanski Packetchen ſchicken und du kannteſt deine Arbeit ja nicht ſo lange entbehren. Es wäre übrigens albern von mir dir freundſchaftliche Gefühle gegen mich zumuthen oder abnöthigen zu wollen, die dir nun einmal von ſelbſt oder gar nicht kommen müſſen. Nur kannſt du es mir auch nicht verargen wenn ich lieber aus aller Verbindung mit dir zu kommen wünſche, als daß ich den liebloſ und herzlos gegen

mich sehe, mit dem ich vor allem in einem traulichen lieben Verhältniß stehen möchte. Wenn sich in deiner Antwort das argumentum e contrario mit Erfolg anwenden läßt, oder wenn Nichtbeachtung ein Beweis von Nichtachtung ist, so könnte ich aus dem völligen unbeantwortet Lassen meines Briefes sehen, wie sehr dir ein Freund werth blieb der dich über alles liebt. Doch gleich viel wie du über mich denken magst: Ich werde dein Freund bleiben so lange — ich lebe. Das fühle ich alle Tage stärker: wenn ich auch zugleich die Bemerkung machen muß, daß nirgend das damus petimusque vicissim erwünschter ist als in der Freundschaft. Du bist in den langweilig-breiten Zeitschwingen, die den Schwung der Zeit ziemlich deutlich angeben von einem Berliner Beflissenen der Quacksalberey jetzt hier Kenntniß einschwitzenden (um mich recht deutsch auszudrücken) Namens Casper, der mit Recht den Vornahmen Hans führt, angegriffen worden. Du wirst unter dem Charakter eines Pennals, der sich Carl Wittemann nennt, einem Buchhändler schreibend eingeführt: bietest ihm deine Werke an und hoffst gleich nach beendigten Schuljahren aus purem Beruf zum akademischen Lehrer die Professur der Eloquenz auf der tippelskircher Universität zu bekommen. Zugleich mit dir werden Müller und Frau v. Wollzogen von demselben Schuster Pasquino heruntergemacht (Augustheft). Wer dich mein Theurer beleidigt, hat mich ipso jure beleidigt, und soll dafür per exceptionem so tüchtig gerüffelt werden, daß er an keine replicatio mehr denken soll. Unter den Freitag an Symanski zu schickenden Sachen soll auch eine solche Satyre auf besagten Hans Casper sein, auf die ich dich im Voraus aufmerksam mache, und

dir die Entzückung mandire. Ich habe hier die Probeblätter der Leuchte noch nicht erhalten können, und erwarte von dir umgehend einige nähere Berichte über dieses Blatt. Ob du Mitredakteur bist oder nicht (denn ich sehe dich in der Anzeige der Hamburger Zeitung nicht genannt) u. s. w. Ich bin diese Woche zum grand diner bei Heise eingeladen gewesen, wo ich, da Heise die Rede auf dich brachte, das mir liebe Geschäft deines Vertheidigers gegen mancherlei Anklagen übernehmen mußte. Es geht übrigens bei Heise freier als sonst wo in Göttingen zu. Mit meiner Arbeit geht es rasch vorwärts, ich leide nur seit mehreren Tagen wiederum an meinem heftigen Zahnschmerz. Ich will deine Freundschaft einmal auf die Probe stellen, indem ich dir schreibescheuen Menschen auf die Seele binde, mir Sonnabend nach Empfang dieses Briefes eine recht dickleibige Antwort zu geben: es wäre die erste mir zuzehörende seit deiner Abreise. An den anderen habe ich nur einen kurzen usus fructus gehabt: und du kannst mir die Freude nicht versagen wollen deine Briefe öfter als einmal lesen zu dürfen. Daß du meiner Mutter vorerzähltest, ich stünde in keinem guten Vernehmen mit Zimmern, ist um so mehr Unrecht als es unwahr ist. Wir harmonizen jetzt sehr gut und vielleicht besser als je. Den Dank dem du den Gerval wegen der Inst. ertheilst gebührt mir: denn ich hatte sie mir von ihm schenken lassen, um sie wiederum dir zu geben. Wie soll ich sie dir zukommen lassen? Schreibe mir auch ehrlich und offen was man zu meinem Aufsatze im Correctionsblatte, der diese Woche wol aufgenommen sein wird, spricht. Sollte ich im Anfange des Briefes hitzig und aufgebracht gewesen sein, so hat sich der Sturm gegen das Ende

dieſer Zeilen gelegt. Ich fühle wie werth du mir biſt und ſchwer hält es, wie Göthe ſagt einer tauſendwurzlichten Jugendfreundſchaft etwas anzuhaken. Lebe wohl mein theurer innigſt geliebter Freund. Wenn du berächteſt daß ein Brief von dir zu meinen einzigen Zerſtreuungen gehört, ſo würdeſt du mich nicht lange warten laſſen. Deiner Mutter die ich ſtets lieben und achten werde danke ich für ihre Zeilen. Möchte ich recht oft erfahren daß ſie mich nicht vergeſſen hat.

Dein treuer **Gans.**

---

b.

An denſelben in Berlin.

Göttingen den 12ten Januar 1818

Theurer geliebter Freund!

Dein Brief vom 26. December hat mir eine unendliche Freude verurſacht: und ich beantworte ihn jetzt erſt, nicht etwa, weil ich jetzt weniger als vorher mich mit meinem Freunde zu unterhalten wünſchte, ſondern weil von einer Maſſe von Arbeiten und unangenehmen Hin- und Herſchreiben bedrängt der erſehnte Augenblick dir theurer Witte einige Nachricht von mir zu geben erſt die lange vorenthaltene Erholung nach einer Menge von Anſtrengungen ſein ſollte. Daß Du meiner in Liebe gedenkſt kann mir, der ich dich ſo treu und brüderlich warm liebe, ſchwerlich gleichgültig ſein. Die Entfernung von dir mein Theurer wird und darf dieſer Anhänglichkeit niemals Eintrag thun. Trotz deiner Interpretation mein Guter wollte ſich Zimmern des Eigenthums deines Briefes nicht entäußern: indem er meint, andere, nicht der

Donater habe nach geſchehener Schenkung die Worte deſſelben zu interpretiren, der Schenker ſei nicht authentiſcher Interpretater: er könne den Sinn geändert haben und er mag wohl juriſtiſch nicht zu widerlegen ſein. Jetzt da ich wenigſtens etwas von deiner Hand beſitze habe ich ihm das Eigenthum des vorigen Briefes in Frieden gönnen wollen, und mich meiner rei vindicatio entſchlagen. Titmar iſt hier in Göttingen geweſen ohne daß ich ihn kennen lernte. Er hat bei allen ſeinen Freunden die Nachricht verbreitet: Thibaut habe dir vor längerer Zeit einen Brief nach Berlin voll väterlicher Ermahnungen geſchrieben: hätte aber von dir keine Antwort erhalten. Auch ſollſt du dich gegen ihn eines dir nicht angehörigen juriſtiſchen Fundes gerühmt haben. Ich mag ſolchen Verläumdungen, mein Theurer nicht glauben, um ſo mehr, da du ſonſt doch wohl nicht gar zu zurückhaltend und heimlich gegen mich thateſt. Schreibe mir recht bald was daran iſt. Daß du mit deiner lieben Mutter ein angenehmes Leben in Berlin führſt, hat mich herzlich gefreut. Vielleicht iſt dir jetzt der Aufenthalt daſelbſt weniger verhaßt. Schreibe mir über Alles was du thuſt und treibeſt einen recht genauen Bericht: wie du mit den juriſtiſchen Profeſſoren ſtehſt u. ſ. w. Mein Leben hier iſt gänzlich dem Studium gewidmet und wenn in dieſer Hinſicht ungemein vielſeitig, in jeder anderen Rückſicht das einſeitigſte von der Welt. Heiſe geht von Göttingen nächſte Oſtern ab und in das praktiſche Leben nach Hannover. Er wird Vicepräſident. Wann trittſt du deine Reiſe an? Soll ich meinen Liebling nicht mehr ſchauen ehe er ſich ins Weite begiebt? Wo könnten wir uns nach Oſtern ſprechen? Ich ſehne mich nach dir mein guter Witte mit unendli-

chem Verlangen: Der Augenblick, mein Theurer, der mich dir zuführt wird mir der liebste meines Lebens sein. — Eben als ich recht im Begriff war mich noch gegen dich zu ergießen kömmt ein Näckel von Student ins Zimmer, der während ich dieses schreibe noch gegenwärtig ist. Er nöthigt mich diesen Brief, da die Post bald abgehen möchte, zu schließen: und weil der Schlingel sich durchaus nicht entfernen will dich mit einem nichtssagenden Schreiben abzufertigen. Dafür soll denn das nächstens zu erfolgende gehaltreicher und besser werden. Ich erwarte umgehend, mit großer Sehnsucht einen Brief von dir: Grüße mir deine liebe Mutter und versichere sie meiner beständigen Liebe und Achtung.

Dein treuer **Gans.**

---

i.

An denselben in Berlin.

Elmingen den 12. Februar 1810.

Theurer Freund!

Nachdem ich lange Zeit sehnlichst auf einen Brief von dir geharrt hatte, erhalte ich von meiner lieben Mutter die Nachricht du lägst an den Masern krank darnieder. Wie sehr mich die Nachricht niederschlug und betrübt, kannst du dir denken und ich hätte es wahrlich nicht ausgehalten wäre nicht zugleich ein Milderungswort dabei gewesen du seyest außer Gefahr. Wie gern hätte ich dich in deiner Krankheit gepflegt: wie gern bei dir gewacht mein Theurer: doch fern von dir

konnte ich nur für dich beten und zum Himmel flehen, daß du die Krankheit glücklich überſtehen möchteſt. Hoffentlich iſt deine Geſundheit jetzt völlig wieder hergeſtellt, und ich darf um ſo gewiſſer einen Brief von dir erwarten, als es Pflicht von deiner Seite geworden mich einer tödtenden Unruhe zu entreißen. Daher dem geſunden Freunde! Wie geht es dir? Was weißt du? und vor Allem wann denkſt du deine Reiſe anzutreten? Sollte ich dich denn keinen Augenblick mehr ſehen dürfen — ehe du in die weite Welt hinausgehſt? Du kannſt gar nicht glauben wie ſehr ich mich nach dir ſehne: wie gern ich dich wieder einmal umarmen und ſprechen möchte. Andere mögen dich leichter vergeſſen und mit geringerer Wehmuth von dir ſcheiden. So lange du gut und redlich biſt, werde ich nie aufhören dich weniger den Meinigen zu nennen, als in der erſten Morgenröthe unſerer reinen Freundſchaft und Seelenverbrüderung. Bewahre mir deine Freundſchaft und Liebe, gutes kindliches Gemüth ſo werde ich wenigſtens in der Entfernung von dir einen lichten Punkt haben, der mich bei mancher Lebensbeſchwerlichkeit leichteren und freieren Muthes ſein ließe. Ich kann mir nun einmal nichts ſchöneres denken auf dieſer Erde als das Sympathiſiren zweier ſich durch Gemüth verwandter Jünglinge: und wenn in dem lebendigen Hingeben des Einen gegen den Anderen, nicht der Himmel auf Erden iſt, ſo iſt er hienieden nirgends zu finden. — Mein Leben hier iſt äußerſt einförmig und eintönig. Mit meiner Arbeit geht es raſch vorwärts, ſie wird einige 30 geſchriebene Bogen ſtark. Je mehr man ſich den Wiſſenſchaften nähert, deſto inniger bereut man eitlen Beſtrebungen früher gehuldigt zu haben: deſto heftiger regt

sich in uns der Wunsch allem Scheingolde und Flitterstaate zu entsagen. Ich fühle dieses im ganzen Umfange des Wortes, ich bedaure alle frühere Anmaaßung, alles Großthun und die Aufgeblasenheit, die auf nichts sich gründen, dem Fliegenstolze auf dem Ochsenrücken gleich: Ich bin zurückgekommen von dem hohen Gedanken der frühen unreifen Schriftstellerei. Ich will erst lernen ehe ich andere belehre. Hätte ich meine Arbeit nicht bereits fertig vor mir liegen, ich würde auch von dieser gegangen sein. Auch dir ging es so mein Theurer: Auch du wirst hoffentlich von vielem zurückkommen. Durch die Labyrinthwege und Irrgänge der Eitelkeit wird dich der Ariadnefaden deiner gesunden Vernunft und deines richtigen Gefühls zu dem hellen Tageslichte eines klaren Bewußtseins zurückführen. Es thut mir äußerst leid daß deine Reise so unzeitig früh für dich kömmt: Du hast mich zur Freimüthigkeit gegen dich ermuntert, die ich ohnedies stets geübt habe: Du hättest erst bedeutender sammeln sollen: noch einige Jahre einem ruhigen zwanglosen Studium ohne Ueberladung dich hingeben sollen: Du wärest dann schön zu deiner Reife herangereift. Was hilft das Angaffen und Anschauen: das Herumtummeln in fremden Ländern, das Aufnehmen fremder Gestaltungen sobald uns noch der Maaßstab fehlt nach dem wir etwas äußeres würdigen und beurtheilen können. — An einer Kenntniß fehlt es dir ganz die für den Reisenden in den klassischen Ländern des Alterthums, wie ich glaube die unentbehrlichste ist, an der Kenntniß der Geschichte. Du hast sie zwar einmal in meiner Gegenwart gegen Luden als eine trockene Gedächtnißwissenschaft verschrieen: ich halte sie aber für eine der geistigsten

und poetischen. Wohl wirst du gethan haben, hast du dich während der zwei Monate in Berlin viel mit derselben beschäftigt. — Zimmern ist eine herzensgute Seele, den ich jeden Tag mehr achte und liebgewinne. Er hat seine Idee noch ein halb Jahr in Göttingen zu bleiben geändert und wird wohl schon im Anfang März nach Heidelberg abreisen, auch schon im nächsten Kurs, wenn er Zuhörer kriegt dort Vorlesungen halten. Ich hatte erst den Gedanken gefaßt diesen Sommer in Heidelberg zuzubringen, habe ihn aber geändert und werde, weil ich hier geringeren Zerstreuungen ausgesetzt bin noch bis Michaeli in Göttingen bleiben. Dann aber nach Berlin zurückgehen. Gieb für jetzt mein Theurer deine Reise nach Griechenland auf und begnüge dich mit den italischen Gefilden: oder warte lieber bis du bei größerer Vollendung einst Griechenland besuchen kannst. Gelehrte Forschungen können dir bei geringer Kunde der Sprache und Geschichte nicht gelingen: und zum amusiren und besehen ist das heutige Griechenland nicht gemacht. — Daß ich Symansky nichts zuschicke ist natürlich, er hat mir nicht einmal geantwortet, mir nicht einmal ein Exemplar geschickt u. s. w. — Ich erwarte umgehend einen Brief von dir der mich aus einer ziemlichen Unruhe wegen deiner Krankheit wie ich hoffe reißen soll. Laß mich alles wißen was dich und deine Reise betrifft, welchen Weg du einschlägst, u. s. w. Bedenke daß dem liebenden Freunde kein Wort ein müssiges ist. Lebe indessen so wohl mein Theurer wie es wünscht

Dein

Dich liebender treuer **Gans.**

Deiner lieben von mir stets hochgeschätzten Mutter bitte ich mich auf das freundschaftlichste zu empfehlen.

I.

An denselben in Berlin.

Göttingen den 9. März 1819.

Mein theurer Witte!

Eine so schleunige Beantwortung deines Briefes, wie diese muß dir dem säumigsten Schreiber von der Welt um so mehr als ein achtes Welt-Wunder erscheinen, wenn ich dir zugleich versichern kann daß mich eine zahllose Menge von Arbeiten fast erdrücken und kaum zu mir selbst kommen lassen. Die Nachricht von deiner Genesung hat mich nicht überrascht, denn ich hatte sie schon weit früher von meiner Mutter als du mir sie zu geben beliebtest: doch wie ich mich freute die gewissere Bestätigung von deiner Hand zu haben, das wirst du dir niemals denken können, weil du mich niemals so lieben wirst, wie ich dich liebe. Unsern Zimmern hat dieser Brief nicht mehr hier getroffen. Er ist am Donnerstag Morgen nach seinem freundlichen Neckarthale abgegangen: und hat mich wehmüthiger als je gestimmt zurückgelassen. Er ist der letzte den ich vorzüglich in der jüngst verflossenen Zeit recht innig meinen Freund hier nennen konnte, und so sehe ich denn für künftigen Sommer einer im wahren Sinn des Worts freudelosen Existenz entgegen. Wir harmonirten in den letzten Monaten sowohl im wissenschaftlichen als im gewöhnlichen Leben ungemein zusammen: und ich bin zu der festen Ueberzeugung gelangt, daß Zimmern in jeder Hinsicht

ein trefflicher Mensch iſt. Ehe er wegreiste waren wir übereingekommen, daß ich deine Briefe an ihn erbrechen sollte weil ich 1) nicht wissen konnte ob du alle Briefe nicht an ihn adressirest 2) ob du keine Besorgungen für Göttingen haben würdest. Es war diese Uebereinkunft nach langer Ueberlegung von Seiten Zimmerns erfolgt, nachdem er vermuthet hatte du würdest gegen ihn keine Geheimnisse haben, die ich nicht wißen könnte. Du wirst dich daher nicht wundern, wenn ich deinen Brief an ihn erbrochen habe. Hätte ich ahnden können daß dieses der eigentliche lettre de cachet, der allgemeine aber (wie du ihn nennst) nur ein sogenannter Abfertigungsbrief sei: ich würde ihn um in meiner Liebe zu dir nicht wankend zu werden, gewiß ungelesen weggeschickt haben. Alles was du mir vorzuwerfen hattest kam in jenes Sendschreiben, etwa weil du selbst es mir nicht verrücken wolltest, oder weil du einen Gesandten haben mußtest um zu deinem Freunde zu sprechen; oder —? Du wirst mir wieder vorwerfen ich eifersüchtle: ich kann dir aber zum Voraus bei allen Heiligen versichern, daß ich von jedem Fieber der Art völlig frei und heil bin. Ich würde dich verachten, könntest du je aufhören Zimmern mit der wärmsten Freundschaft von ganzer Seele zu lieben. Aber ich kann auch die Sprache des Herzens unterscheiden von der Sprache eines kühlen Gefühls das man nicht verstummen lassen will weil man es für indecent hielte. Ich glaube es ist die einfache Rede der Freundschaft so spezifisch anders als der Moderon der Bekanntschaft, daß selbst ein ganz ähnliches Farbenspiel sie um so besser erkennen läßt. Du schreibst mir folgendes: „Ich reise mit meiner Mutter nach Dresden.

Daß es mir sehr lieb sein würde dich dort zu finden versteht sich von selbst." Da ertappest du dich auf einer Lüge und (wofür ich dir danke) da du mir so viel Freundschaft wohl zumuthetest setzest du gleich als Gegengift hinzu: „Auf keine Weise will ich dich indessen zu einer Reise bereden, die dir vielleicht nachher unlieb werden könnte." Das spätere doch noch eins soll mich vom erstern abbringen u. s. w. Wozu die Umstände? Warum nicht die freimüthige Sprache der Wahrheit? Genug der Vorwürfe wo man Vorwürfe so ungern macht. Du wirst sie leicht hinnehmen, mich selbst aber verwunden sie unendlich. Es ist ein eigenes Ding um wahre warme Freundschaft wenigstens mir. Es ist schon das zweitemal daß ich gegen dich bitter satyrisch sein will, und was mir sonst über die Maaßen gelingt, scheint hier im innerlichen Widerspruche mit sich selbst zu stehen. Es lösen sich die Worte als wären sie magnetisch, in das Gegentheil auf, und die Feder läuft mit dem Herzen davon, wobei alsdann der Verstand wie ein vom Bocke heruntergeschmissener Kutscher das leidige Zusehen hat. Verzeihe mir das Bild, es ist treffend. Ich kann weder nach Dresden noch nach Berlin kommen und so glücklich ich mich fühlte einen theuren unvergeßlichen Freund vor seiner Reise zu umarmen, so gewiß mir dies der süßeste Lohn nach einem mühevollen zerstreuungslosen Winter wäre, so sehr spricht das Schicksal, einem echten Volkstribun gleich, sein rauhes veto aus. Ich bin bis zum 1. April an Göttingen wie mit Ketten gebunden, muß den 13. wieder hier sein und kann bis dahin keine Reise nach Berlin unternehmen. Es schmerzt mich der Gedanke tief, dich nun in so vielen Jahren entbeh-

ren zu müſſen, und das ohne Unterbrechung, nur durch den Weg eines Blatt Papiers eine Verbindung unterhalten zu können: aber es ſollte ſo ſein und ich muß mich finden. Allenfalls will ich ein Panegyricum auf das Poſtweſen ſchreiben, wenn du mir häufig Briefe ſchickſt. Als negotiorum gestor, da ich nicht würdig gehalten wurde dein Mandatar zu ſein, ſchicke ich dir einliegend die Nr. 75 der Göttg. gel. Anz. und den verlangten Kupferſtich. Die Vorrede aus Gells Argolis werde ich dir excerpiren und zugleich mit den Inſtitutionen durch den Sohn des J. Commiſſ. Martini, der Sonnabend von hier nach Berlin reiſt, überſenden. Du kannſt ſie dir von demſelben ſpäteſtens den 20. März heilige Geiſtſtraße Nr. 23. abfordern. Gervaſy hat mir einen Reiſeplan verſprochen. Auch der ſoll Sonnabend mitgeſchickt werden. Schreibe mir wohin ich dir die Empfehlungsbriefe, die er mir auf meine Bitten für dich geben wird, ohne vieles Porto überſenden kann. Weder Gervaſy noch Breidenbach ſind ſehr gut auf dich zu ſprechen. Ich und Gervaſy ſtehen auf gutem Fuße. Zwiſchen Breidenbach und Gervaſy waltete ſchon ſeit der Sylveſter-Nacht eine Kälte und Geſpanntheit ob, die durch Steinberg veranlaßt wurde. Wir tranken nämlich alle vier, Ich, Zimmern, Breidenbach, Gervaſy auf Steinbergs Zimmer. Da erhob ſich zwiſchen letztern (Steinberg und Gervaſy) eine Controverſe, und da Gervaſy mit geſellſchaftlicher Artigkeit ein Duell zu vermeiden ſuchte, ſo ſind ihm Breidenbach und Steinberg, der auch nicht mehr hier iſt, gram geworden. Zimmern blieb neutral, zog ſich aber auch mehr von Gervaſy zurück. Was übrigens mein Geſchmäz wegen Dimar betrifft, ſo freue ich mich Deiner-

wegen (was ich ſtets ſtandhaft gegen alle behauptete) daß der Brief nie angekommen. Dich hat übrigens nicht mein ſondern Ditmars Geſchwätz in aller Munde gebracht. Er erzählte es an alle Liefländer und an Gervayx: dieſe wiederum weiter, und ſo weiß es am Ende jedermann. Ditmars Angriff auf Hugo in der Leuchte und Savigny's Antwort, ſind hier Stadtgeſpräch. Ditmar hat ſich ſo gemein als möglich genommen, darüber iſt bei jedem rechtlichen nur eine Stimme. Ihm gebührt die Züchtigung, die er empfangen. Kein Menſch indeſſen hat die Leuchte noch geſehen. Unſer Leſezirkel hat ſie auf meine Fürbitte beſtellt: ſie will aber nicht ankommen. So kenne ich Ditmars Geſchichte nur vom Hörenſagen. Daß ich nichts zur Leuchte einſchicke iſt ſo natürlich wie möglich. Symansky ſchreibt mir nicht, ſchickt mir nicht einmal ein Exemplar ſo daß ich nichts davon ſehe und höre, hält das nicht was er verſprochen: und du kannſt mich als Juriſt für gebunden halten? Nach Oſtern wenn ich der Arbeit weniger habe will ich ihm gern ſowohl fertiges als noch zu machendes ſchicken. Sage ihm nur er möchte doch ſein längſt beſtelltes Blatt hierher beſorgen. Deine Briefe, ſowohl eigentlicher als allgemeiner, nebſt Sonette habe ich Zimmern übermacht: ſieh wie prompt ich im Beſorgen bin. Ueber das Rhodiſche Geſetz gebe ich dir nächſtens Antwort, wenn dich ſolche Dinge intereſſiren. Deine Anſicht iſt im Ganzen gut. Auch meine verpfändete Ehre ſoll vor deiner Abreiſe ausgelöſt werden. Was hat dir Zimmern über mich geſchrieben, worin du dein Unrecht einſiehſt? Gieb mir darüber, theurer Witte, Auskunft. Daß mein Couſin

dich gepflegt in deiner Krankheit iſt ein Liebesdienſt den er auch mir erwieſen. Ich breche nie den Stab über Menſchen, und habe Anlage und Talent nie in ihm verkannt, nur eine Hinneigung zum Soliden bei ihm gewünſcht. Er iſt übrigens guten und leichtſinnigen Herzens. Wie kommen Zoten zu der Ehre die Antipoden des Briefes der Fräulein W. zu ſein.

Deiner trefflichen Mutter danke ich für ihr gütiges Andenken und wünſche nichts mehr, als daß ſie mir manchmal zu erkennen gebe daß es nicht verwiſcht ſei. Lebe wohl theurer Freund und ſchreibe bald, das heißt gleich deinem

Dich innigſt liebenden Freunde und Bruder

Eduard Gans.

Neulich ſchrieb ich den Baron v. Meyendorf folgende Worte auf ein Stammblatt, nämlich auf dem Rücken von S.....'s Bildniß

Iſt Juriſterey von Leben
Und Gefühl der Gegenſatz:
Iſt der größte der Juriſten
Auch der trockenſte von Allen.
Drum nicht beſſer kann ich ſtellen
Worte, die Gefühl verkünden,
Wie auf des Juriſten Rücken
Als des trocknen Antipode
Und den Gegenſatz der Form:
„An der Neva fernem Strande
„Denk der Deine Freunde noch."

m.

An denſelben in Berlin.

Mein theurer Witte!

Ich kann nicht umhin zum Drittenmal einige wenige Zeilen wiederum an dich zu richten, indem ich hoffe daß dir dieſe auch etwas entlocken ſollen. Die Leuchte iſt hier angekommen, und gefällt auf dem Klubb. Ich habe ſie durchblättert. Mich hat dein matter Ausruf lächeln laſſen daß ich glücklicherweiſe nicht mein Stock geweſen ſei. Ich hätte wärmer geſprochen. Indeſſen macht dein Styl bedeutende Fortſchritte, wenn ich ihn gegen den deiner Enderklärung halte. Glaube mir theurer innigſt geliebter Freund, daß mir dein Bild jegliche Stunde vorſchwebt, daß ich dich lieber als je habe, und dich gegen jeden vertheidigen werde, der dich hier wie dort beleidigt und ſchmäht. Schreibe nur nicht zu viel halbes und unreifes. Lebe wohl mein Guter.

Dein Treuer bis in den Tod.

Gans.

n.

An denſelben in Berlin.

Göttingen den 12ten März 1818.

Lieblina meines Herzens!

Meinen ausführlicheren Brief vom vorigen Montag wirſt du erhalten haben. Einliegend erfolgt das verſprochene Heidelberger Schloß und die Göttinger gelehrten Anzeigen. Gervaſy hat mir noch nichts eingehändigt, ſchützt Huſten

vor, welcher ihn unbegreiflich am Schreiben verhindert. Ich spornе ihn alle Tage und werde die Reiseroute und die Empfehlungsbriefe nächstens überschicken. Gells Argolis habe ich noch nicht habhaft werden können. Sollte es Morgen geschehen, so gebe ich den Auszug an Martini noch mit. Wo nicht, so muß es auch bis auf das nächstemal bleiben. Ungeheure Arbeit hindert mich am Weiterschreiben: und ich muß die liebste Unterhaltung lassen mit dir durch Zeichen zu sprechen. Laß mich nicht lange auf einen Brief warten, disponire hier über mich soviel du willst. Grüße mir deine liebe Mutter.

Der Deine bis in den Tod.

Gans.

---

o.

An denselben in Rom.

Berlin den 11ten December 1819.

Mein lieber Karl!

Es ist nun mehr denn ein Jahr, daß wir keine Briefe mit einander gewechselt haben. Mein kann die Schuld nicht genannt werden, da ich dir ungefähr im Januar d. J. von Heidelberg aus nach Rom schrieb, dieser Brief aber unbeantwortet blieb, woraus ich geschlossen habe, daß du zur Zeit nicht in Rom warst. Erst bei meiner Ankunft in Berlin, die Ende October erfolgte erfuhr ich wieder von deinem Herrn Vater etwas Gewißes über deinen jetzigen Aufenthalt, und so säume ich denn nicht mit einem lieben Freunde äußerlich wieder anzuknüpfen, der innerlich meinen Herzen nie fremd gewesen ist.

Wie geht es dir mein lieber Karl? Hat die Reinheit deines Gemüths, deine Empfänglichkeit für Freundschaft und Liebe, und alles Hohe und Erle im Menschen, noch mehr Nahrung erhalten durch dein Verweilen unter dem freundlichen italischen Himmel, oder wirst du uns als ein Anderer zur Heimath wiederkehren, dem jene herrlichen Träume einer froh zusammen durchlebten Vergangenheit nur Luftgebilde einer überspannten Jugend noch heißen können? Ich kann das letzte nimmer glauben, und die Hoffnung auf eine meinen Worten entgegengesetzte Erscheinung eben ist es, die mir die Erwartung deiner einstigen glücklichen Wiederkehr zu den wenigen wahrhaft frohen Momenten macht, die wir in dieser irdischen Laufbahn zu haben pflegen.

Deine Studien, wie sie sich, während deiner Abwesenheit von einem festen Wohnsitz gestaltet haben, zu kennen, wäre mein sehnlichster Wunsch. Hängst du noch mit Leib und Seele wie sonst der Jurisprudenz an, oder haben schönere Musen den eben nicht gegen Schönheit unempfänglichen Karl mit ihren Sirenenstimmen einzulullen gewußt, und zum Ehebruch zu verleiten, gegen die alte ehrbare Hausfrau Themis, die noch im altmodischen Reifrocke auf Promenaden sich neben den neumodisch aufgestutzten Anderen ihres Geschlechts nicht zeigen darf. Welcher Wissenschaft du aber auch vorzugsweise angehören mögest, sondere dich, auf jeden Fall, von dem Vereine jener Aftergelehrten ab, die nichts als jämmerliche Metiermenschen, ihren mühsam angelernten Ameisenhaufen zum Hauptquartier ihrer Eitelkeit machen, und dem Leben fremd, abhold gegen Alles was nicht schmeicheln und streicheln will weit unnützere Subjekte sind, als der

niedrigſte Mann. Man braucht dieſen Leuten nicht zuzurufen: bleibt bei eurem Leiſten.

Laß uns bei deiner Rückkehr ins Vaterland in ein gemeinſames Bündniß treten, gegen den elenden Ton, der ſich nun ſchon ſeit 30 Jahren faſt unſerer Gelehrtenrepublik in Deutſchland bemächtigt hat: laß uns überhaupt in gemeinſamen edlen Beſtrebungen, unſere ſonſt ſo innige Freundſchaft werkthätiger machen.

Es iſt mir heute unmöglich mehr zu ſchreiben. Deſto häufiger habe ich aber bis heute deiner gedacht. In wenigen Tagen hoffe ich indeſſen ausführlicher mit dir ſprechen zu können. In dem nächſten Briefe ſoll dir ein Buch von mir „Ueber Römiſches Obligationenrecht", übermacht werden. Ich habe, wie du weißt gegen Anfang dieſes Jahrs in Heidelberg summa cum laude promovirt, und werde mich nun wahrſcheinlich in Bonn oder in Breslau habilitiren. Unſer guter Zimmern hat in ſeiner Docentenlaufbahn in Heidelberg leider kein Glück, und wird, wie ich befürchte am Ende Praktiker.

Lebe wohl mein Guter, theurer Freund meines Herzens.

Der Deine auf immer

Ed. Gans.

Zur Verſtändniſs der vorſtehenden Briefe von Ed. Gans.

Profeſſor Dr. Karl Witte in Halle an Dr. Torow.

Halle den 21. Auguſt 1842.

Sie ſenden mir, geehrter Herr Hofrath, die Briefe unſres verſtorbenen Freundes Gans, deren Einſicht Sie gewünſcht hatten, mit dem Ausdruck lebhaften Intereſſe's und mit dem Verlangen nach Aufſchluß über ſo manche darin enthaltene Andeutung zurück. Auch mich haben dieſe leidenſchaftlichen Grüſſe einer Jugendfreundſchaft, nun ich ſie wieder las, wunderbar ergriffen. Ein Vierteljahrhundert iſt ſeitdem an mir vorübergegangen, und Der dieſe Blätter als ein unbekannter, unruhig ſtrebſamer Jüngling geſchrieben, hat nun ſchon ſeit Jahren einen, durch ganz Europa gefeierten, Namen ins Grab getragen. Ein ſo weiter, ſo inhaltreicher Zeitraum iſt der dazwiſchenliegende, daß ebenſo wie Wenige, die Gans nur dem gedrängten Auditorium bewundernder Schüler gegenüber, oder inmitten eines ihm willig zuhörenden Salons geſehen haben, ihn in dieſen hingebenden, liebereichen Briefen wiedererkennen werden, ſo mir ſelber das Bild, das ſie von mir bieten, als ein fremdes, ſehr unähnliches erſcheint. Ich darf Ihnen nicht erſt ſagen, daß von den kleinen Begebenheiten jener Zeit gar manche meinem Gedächtniß entſchwunden ſind, und daß auch von den Perſonen einzelne für mich nur noch Namen, ohne beſtimmte Geſtalt bewahrt haben, während andre in unſicheren Umriſſen wieder mit andren zu verſchwimmen drohn.

Meine Bekanntſchaft mit Gans fiel in eine für mich unruhige und unerfreuliche Zeit. Außer mir liegende Im-

rath hatten mich veranlaßt, in überfrüher Jugend die Berufung nachzusuchen, an der Berliner Universität Vorlesungen zu halten. Die Hindernisse, auf die ich stieß, und die Art, wie sie mir entgegentraten, verwickelten mich in beklagenswerthen Streit und drängten nur allzubald mich in eine völlig schiefe Stellung. Neben mancher Lieblosigkeit und Kränkung, die mir damals widerfuhr, fehlte es aber auch nicht an entschiedenem Wohlwollen, noch weniger vielleicht an irreführender Ueberschätzung. In solcher Weise trat bei zufälliger Begegnung zu Anfang des Jahres 1817 Gans mir entgegen. Seine schon damals hervortretende Vielseitigkeit weckte schnell die buntesten Gespräche und Controversen, und nach wenig Wochen sahen wir uns fast täglich.

Zum Sommer kam Zimmern nach Berlin. Wir waren von Heidelberg, wo wir fast alle Vorlesungen zusammengehört hatten, genau befreundet, und auch Gans schloß sich bald eng an ihn an. Gemeinsame Arbeiten mancherlei Art verbanden uns für eine Anzahl von Stunden jedes Tages. Um Mittag trafen wir uns in F. A. Wolf's Vorlesung über die Sermonen des Horaz. Die Hitze war Wochen lang unleidlich, und der große Philolog schien sich auf seinem Katheder nichts weniger als behaglich zu fühlen. Die Zuhörer wurden lässig im Besuche und unaufmerksam. Auch wir nahmen an diesem Fehler Theil, und führten, wie wir selbdritt nebeneinander saßen, fast constant eine sehr eifrige Correspondenz, gewöhnlich über juristische Bedenken, die uns im Laufe des Morgens durch den Kopf gegangen waren. Das Blatt wurde rasch hin und hergeschoben und reichlich mit Sphinx und gegenseitigen Geißelhieben ausgestattet. —

Zu andren Tagesſtunden laſen wir Cicero's Briefe und manche juriſtiſche Schriften. Gans wollte über Infamia ſchreiben, Zimmern über Culpa. Mich beſchäftigten beſonders Capitis deminutio und gewiſſe Beſitzeslehren. Von dem Allen iſt nichts zur Reife gediehn! Abends gingen wir dann ſtundenlang ſpazieren, ſtets im eifrigſten Streit. Gans ſtritt leidenſchaftlich gern und in leidenſchaftlicher Weiſe. So war denn die Art, wie wir ſtritten, durchaus nicht immer zu loben. Gans liebte es, bevor er noch die poſitiven Grundlagen einer Lehre gehörig durchforſcht hatte, ſich durch eine Art von Divination eine Anſicht zu bilden, die meiſtens paradox, oft geiſtreich, aber ſo gut als niemals reif war. Dieſe vertheidigte er πᾶς καὶ λοῦς und wies die Angriffe, nicht ſelten mit Heftigkeit, zurück. Der Weiſe von Zimmern und mir war dieſe Keckheit fremd; wir glaubten ihn oft von der gänzlichen Grundloſigkeit ſeiner Vorausſetzungen überführen zu können, und thaten dies, ſchwerlich immer in den urbanſten Formen. Wir waren Beide aus derſelben Schule hervorgegangen: ſo waren uns die meiſten Daten in übereinſtimmender Weiſe bekannt geworden, und wir ſtanden im Streite faſt immer auf derſelben Seite. Oft mögen wir im Vertrauen auf die Untrüglichkeit des uns vom Katheder Ueberlieferten unſrem Freunde durch den gemeinſamen Widerſpruch Unrecht gethan haben: aber unſer übereinſtimmendes Nein! vermochte doch, nachdem unſer Gedächtniß ſich mehrfach als treu bewährt hatte, auch Gans nicht ſelten niederzureden.

Dieſe täglich wiederkehrenden Kämpfe erzeugten mitunter einige Verſtimmung, und zwar bei Zimmerns geſetzter

und unwandelbar freundlicher Weise, weit seltener zwischen Gans und Zimmern, als zwischen Gans und mir, der ich gleichfalls streitsüchtig, auffahrend und empfindlich war. Es kam dazu, daß Gans wahrzunehmen glaubte und schmerzlich empfand, Zimmern stehe mir innerlich näher als er. Dann fehlte es von beiden Seiten wol nicht an herben Worten, wie das Ungestüm der Jugend sie entschuldigen mochte, und mehr als einmal schieden wir erbittert. Aber solch eine Fülle von Gutmüthigkeit trug er in sich, so reich war er an Liebe, daß er die Sonne gewiß nie zum zweiten Mal über unsrem Zorn untergehn ließ, sondern stürmisch aufgeregt, und unter überschwänglichen Erklärungen, oft unter Thränen, fast immer zuerst die Hand bot. Eben dieses Uebermaas seiner Freundschaft gestattete ihm auch nicht, mich von Dem, was in meinem Streben und Treiben Verkehrtes liegen mochte, abzumahnen; vielmehr nahm er so lebhaft in allen Stücken für mich Partei, daß ein damals erschienener öffentlicher Angriff gegen mich, seine erste Druckschrift, freilich nur von 24 Seiten, hervorrief.

Im August traten wir drei eine fünfwöchentliche Reise über Dresden, durch die sächsischen Herzogthümer und Hessen nach Göttingen an. Unser Zusammenleben mußte jetzt einen neuen Charakter gewinnen, der Wissenschaft vorläufig mehr abgelenkt, dem Schönen in Natur und Kunst, der edleren Bildung, dem Leben überhaupt zugewandt werden. So mannigfache Reisen ich seit jener Zeit gemacht habe, so vielerlei und zum Theil hocherfreuliche Gesellschaft mir zu Theil geworden ist, so denke ich noch immer mit besondrer Vorliebe jener Zeit, wo wir mit äußerst beschränkten Mitteln, oft in strömendem Regen, schweres Gepäck auf eigenem Rücken

tragend, nach langen Tagereisen in unheimlichen Dorfschenken kümmerlich übernachteten, dann aber auch wieder zutraulich mit den gefeiertsten Männern der Zeit an einem Tische saßen. Große Interessen bewegten die Gemüther. Die gewaltigen Kriegesjahre klangen nach. Der Streit um die Constitutionen regte sich. Das Reformationsjubiläum mit der Begeisterung und den Leidenschaften, die es weckte, stand in wenig Wochen bevor. In Jena, wo mir in bedeutenden Verbindungen einige Tage verblieben, trat die Burschenschaft grade ins Leben. Man berichtete sich, zum Wartburgfest wieder zusammenzutreffen. Auch die Kämpfe um die bürgerliche Stellung der Juden bewegten die Zeit, und waren durch die Abstammung meiner Kriegsgefährten mir nahe gerückt. Aber auch abgesehn von so bedeutenden äußeren Anregungen, verstrichen die Stunden ungetrübter Einigkeit und in herzlicher und dankbarer Anerkennung Dessen, was wir einander waren. Leider wurden sie nicht selten unterbrochen.

Auch die Vielen, welche Gans in späteren Jahren gekannt haben, werden sich der wunderlichen Formlosigkeit seiner äußeren Erscheinung erinnern. Nicht allein fehlte es an jener Sorgfalt für den Leib und dessen Bekleidung, die wir zu fordern gewohnt sind, sondern das ganze gesellige Auftreten hatte ein eigenthümliches Gepräge von Rücksichtslosigkeit, das einen um so befremdenderen Eindruck machte, als es keineswegs mit dem Cynismus und der Absicht Derer gepaart war, die das Leben in der Welt möglichst zu meiden bestrebt, und deren Urtheil verachtend das Zusammentreffen mit Anderen nur als ein nothwendiges Uebel mitwillig ertragen. Diese Eigenthümlichkeiten, die ein langjähriges Leben in vielen

der erlesenen Cirkel seiner Zeit nicht völlig zu verwischen vermochte hatte, sie traten unendlich viel schroffer hervor, als Gans der Universität noch nicht entwachsen, und in seiner äußeren Bildung auf den engen Kreis der Bekannten beschränkt war. Dem Manne von anerkanntem, europäischem Rufe verzieh man solche Nonchalance, ja man wußte sich bewußt, daß sie ein untrennbarer Theil dieser, durchaus nicht unter ein allgemeines Maaß zu bringenden, Persönlichkeit sei; von dem noch namenlosen Studenten verletzte sie, und wurde Denen peinlich, die mit ihm verkehrten in die Gesellschaft getreten waren. Zimmern und ich, wir mochten wenig Recht haben, solche Gaukeleien wie wir sie zu nennen liebten, an Gans zu rügen; denn gewiß ließen auch wir es an Extravaganzen nicht fehlen; indeß wir thaten es, thaten es weit öfter, als zu wünschen gewesen wäre, und so bildete sich in solchen Angelegenheiten auf der einen Seite eine Art Hofmeisterstolz, auf der andren eine allmälig geschärfte Empfindlichkeit.

Ich weiß es mir selber nicht zu erklären, wie es gekommen sein, daß unter diesen kleinen Neckereien und Belehrungen, die Gans von uns Beiden zu erdulden hatte, sein Verhältniß zu Zimmern um Vieles mehr litt, als das zu mir. Inzwischen waren es nicht nur seine äußeren geselligen Formen, an denen wir zu mäkeln hatten; auch durch die sonstige Weise seines Umgangs mit uns fühlten wir uns gar häufig verletzt. Bald hatte ihn die Heftigkeit des Urtheils unbedachte Worte entlockt, bald wollte er sich gemeinsam beschlossenen Neckereien nicht fügen, bald mußten wir unter einem Anfall von übler Laune leiden. In wiederholten Malen kam es so weit, daß er sich von uns Beiden, wenigstens doch von Zimmern, trennen wollte; einmal (von Berka nach Eisenach) reiste

er wirklich allein, während wir Beide den Thüringer Wald durchstreiften; immer aber trug seine unbegränzte Herzensgüte und seine treue Liebe zu uns den Sieg davon, und wenn wir ihn aus dem Gasthaus, in dem wir eben weilten, zornig davon gegangen glaubten, war er zur Hinterthür schon wieder eingetreten, und lag weinend in unsren Armen. Leider muß ich die Anklage selbst gegen mich aussprechen, daß so leidenschaftliches Hin- und wieder Schwanken, wie es meiner Natur in der Freundschaft fremd war, mich zu dem Glauben, er sey, wie durch Zauber, an uns gebunden, und durch diesen gelegentlich zu tadelnswerthem Uebermuth verleitete.

Endlich kamen wir nach Göttingen, wo ich mit den Freunden noch sechs Wochen verlebte. Einige Andre gesellten sich zu uns. Am erinnerlichsten sind mir geblieben: Breidenbach, irre ich nicht aus Offenbach, und später mit Zimmern verschwägert, und Gervasy von Schomburg, aus dem italienischen Tirol, eine kräftige, alpinische Natur, nicht frei von den Eigenthümlichkeiten, die man den südlichen Anwohnern der Alpen beilegt, willensstark und schnell geneigt, ihm Mißbehagendes zu verdammen, mir jedenfalls lieber, als ich ihm es war. — Wir führten ein seltsames Leben. Bis in den späten Tag hinein, bis 10 Uhr und noch länger wurde geschlafen. Vor Tische sah man sich unter einander, oder besuchte ein Lese-Cabinet, am Nachmittag wurden die petrarchischen Diskussionen in der Berliner Weise wieder aufgenommen, bis die trübe Dunkelheit wieder ins Haus trieb. Zu später Stunde kam man gemüthlich noch einmal auf eine Tasse Thee zusammen. Dann aber begann erst die rechte Arbeit, und währte bis gegen den Morgen. — Ich wohnte im Hause des bejahrten und exzentrischen

Universitätstanzmeisters, meine beiden Zimmer stießen an den Tanzsaal. Hier wurden nun allsonnabendlich Bänke zusammengerückt, ein Tisch und ein Stuhl, die einen Katheder vorstellen sollten, darauf halsbrechend genug in die Schwebe gebracht. Bänke, Stühle, Schemmel füllten den übrigen Raum. Wir hielten Reihe herum Vorlesungen, und so viel wir auch von unsren Bekannten einluden, immer blieb die große Mehrzahl der Plätze unsres Auditorium unbesetzt. So lange der Docent auf seinem sogenannten Katheder saß, erlaubte das conventionelle Decorum keinen Einwurf; desto wilder ging es aber nachher zu. Es war ein Kinderspiel; aber es gab uns die Zuversicht, daß der Lehrstuhl unser Beruf sey, und manches hier gesprochene Wort ist uns später fruchtbringend geworden.

Als ich um die Mitte des November die Freunde verließ, um zunächst meine Verwandten in der Altmark zu sehn, und dann nach Berlin zurückzukehren, gaben Gans und Zimmern mir das Geleit bis Nörten in das Gasthaus der weiland berühmten dicken Mama. Hier entzog ich mich, wie die Briefe darüber Klage enthalten, dem peinlichen Abschied und eilte meiner Bestimmung entgegen. Gans sollte ich erst nach 4 Jahren, Zimmern nie wiedersehn.

Den, meiner Reise nach Italien vorausgehenden, Winter verlebte ich in Berlin großentheils in Krankheit und unter mancherlei Verstimmungen. Einiges von diesen Zuständen muß ich zur Erläuterung der Briefe erwähnen: Herr Symansky begann mit dem Neujahr 1818 eine Zeitschrift unter dem Titel *die Leuchte*. Den Sommer zuvor hatte er mit mir, und wenn ich nicht irre, auch mit Gans einen Contract geschlossen, daß wir, wenigstens dem Namen nach, an der Redaction Theil nehmen sollten. Wir wurden indeß

nicht als Mitredactoren genannt, und die Zeitschrift mag sich dabei ganz wohl befunden haben; denn, soviel ich mich erinnere, hat sie ein ganzes Jahr lang, oder gar noch länger bestanden. Auch Gans verschmerzte, gleich mir, gar bald diese Zurücksetzung: er hatte sich mit großem Eifer über die Preisaufgabe der philosophischen Facultät, die Geschichte und Verfassung der Rhodier betreffend, hergemacht, und erhielt demnächst auch das Accessit.

Mein theurer, verehrter Lehrer Thibaut hatte im Sommer 1817 einen Brief voll väterlicher Ahnahnungen über mein Verhältniß zur Berliner Universität an mich ergehn lassen. Der Brief war durch eine Anzahl falscher Hände gegangen, und ist erst, als ich in Italien war, in meiner Wohnung abgegeben, später sogar gedruckt worden. In Heidelberg war der Verdacht erwachsen, ich hätte den Brief zwar erhalten, aber weder beantworten, noch berücksichtigen wollen. Dieser war es, gegen den Gans mich, auch ohne bei mir angefragt zu haben, wie er mich zu kennen glaubte, in Schutz nahm, und er hatte das vollste Recht, es zu thun.

Durch ein unvorsichtiges Herumzeigen von Briefen hatte Gans in Göttingen verdrießliche Klatschereien veranlaßt. Um Aehnlichem vorzubeugen, schrieb ich, Zimmern möge meine Briefe an sich behalten, und, wie Gans sich dadurch verletzt fühlte, haben Sie gelesen.

Dies ungefähr sind die Reminiscenzen, die mir beim Lesen des alten Briefwechsels wieder vor die Seele traten. Finden Sie dieselben geeignet, Ihnen den Eindruck jener verzilbten Blätter lebendiger zu machen, und in besseren Zusammenhang zu setzen, so haben sie ihre Bestimmung erreicht ꝛc.

Karl Witte.

Geſchichtliche Aufzeichnungen

und

Denkſchriften.

Friedrich August
Herzog von Braunschweig-Lüneburg.

Geboren den 29. October 1740.
Gestorben den 8. October 1805.

Friedrich August Herzog von Braunschweig-Lüneburg, wie auch seit 1792 regierender Herzog zu Oels, worauf er durch seine Verheirathung mit der Tochter des Herzogs von Würtemberg-Oels Ansprüche erhielt, und welche den 6 September 1768 in Breslau erfolgte, war am 29. October 1740 zu Braunschweig geboren, ein Sohn des regierenden Herzogs Karl von Braunschweig und der Prinzessin Philippine Charlotte von Preußen, also ein Enkel Friedrich Wilhelm I. Im Jahr 1763 trat der Herzog in Preußische Dienste; er kam den 1. October 1763 nach Potsdam und erhielt als General-Lieutenant das Regiment Markgraf Karl, welches wenige Monate den General v. Tettenborn zum Chef hatte.

Der Prinz war der stete Begleiter des großen Königs, welcher in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges sehr ehrenvoll von den Talenten des Prinzen spricht. König Friedrich Wilhelm II. ernannte ihn 1787 zum General der Infanterie. Der Herzog starb in Weimar am 8. October 1805; er war ein sehr unterrichteter Fürst, durch seinen scharfen Witz und seine bons mots bekannt und berühmt. Die Akademie der Wissenschaften nahm ihn im Jahr 1764 schon zu ihrem Ehrenmitgliede auf, und Merian las in der öffentlichen Sitzung am 7. August 1806 eine Lobrede auf denselben. Der Herzog hat mehrere Werke verfaßt, die meisten kamen jedoch nicht in den Buchhandel, unter denen eine militairische Geschichte seiner

militairischen Laufbahn", interessante und wichtige Mittheilungen enthält.

In dem Berliner Militair-Wochenblatt Nr. 21. und 22. vom Jahre 1838 giebt uns Herr Major Hahnke einen gedrängten Lebensabriß von diesem interessanten Fürsten.

An König Friedrich II.

Berlin le 20 Aout 1771.

Sire.

Le devoir et les bontés que Votre Majesté ma toujours temoigné, m'obligent de Lui faire rapport d'une aventure qui m'est arrivée, à laquelle je n'aurois dû m'attendre dans aucun pays du monde et encore moins dans celui de Votre Majesté. Je detaillerai exactement le fait et le parti que j'ai eté forcé de prendre, pour faire taire le public, et pour prendre Satisfaction de l'offense que l'on m'a fait. J'ose me flatter, que Votre Majesté ne sauroit qu'être content de ce parti, connoissant son equité et Sa juste façon de penser sur les principes d'honneur d'un officier et d'un homme de mon état.

Factum.

Pendant que j'eus le bonheur de faire ma cour à V. Maj. à Sans Souci, le Gouverneur General de Bamin, pretend avoir reçu par ecrit ou de bouche de nouvelles qui lui ont marques: que j'avois dit: que la Garnison de Potsdam etoit en meilleur ordre et manoeuvroit avec plus de facilité que j'y celle de Berlin. que j'avois ajoute, que

tous les officiers de l'Etat Major et d'autres officiers de la Garnison de Berlin étoient en termes allemands des Dumme Teufels. C'est le terme dont lui doit s'être servi. Ayant reçu ce soi-disant avis, le jour qu'il avoit rassemble les Bataillons de Lottum, de Fréderic, de Rentzel et de Bulow qui se trouvèrent au parc, il leur fit faire quelques petits manoeuvres. Après l'exercice il rassembla les officiers de ces Regiments de même que tous les autres officiers spectateurs des autres Regiments tant d'Infanterie que de Cavallerie, Husards et d'artillerie, et leur conta à haute voix le prétendu discours que j'avois tenu, me nommant à haute voix, et faisant sous entendre malicieusement, que j'en avois parlé à Votre Majesté. Pour achever son incongruité, il fait mettre la plus part de mes officiers de mon Regiment aux arrêts, en disant publiquement, que c'étoit par rancune contre moi. Cette Scène publique pour la Garnison fut sue de toute la ville, de la Cour, des Ministres étrangers mêmes. Tout le monde en fut etonné et surpris. Il en transpira quelque chose jusqu'à moi, quand j'étois à Sans Souci. Je ne le crus pas, ne pouvant m'imaginer qu'on eût la hardiesse de parler publiquement sur mon compte et sans ma volonté à toute une garnison et à l'animer contre moi pendant que je me trouvois sous la protection directe de Votre Majesté. Mais quel fut mon étonnement lorsqu'à mon retour à Berlin ce fut la première chose que j'entendis et c'étoit l'Histoire du jour. Non content de ce bruit général, j'examinois l'affaire de plus près et je la trouvois tel que je l'ai marqué à Votre Majesté sans y ajouter du plus ou du moins.

Me trouvant par la insulté et blessé de toute façon, je pris le parti d'en tirer une satisfaction publique. J'attendois pour cet effet le moment que toute la garnison se trouveroit rassemblée. Ce fut le 22 d'août que les Bataillons de Koschenbahr, de Ramin, de Steinkeller et de Bulow sortirent de la porte d'Orangebourg. Je sortis, j'assistois à l'exercice. Le manoeuvre étant fini, et l'ordre devant être donné et tous les officiers rassemblés, je m'approche du Général de Ramin et lui dis ce qui suit:

„Vous ne serez pas étonné Monsieur de ce que je choisis „ce moment pour Vous parler. Quand Vous penserez à „l'audace que Vous avez eu, de parler derrière mon dos „de moi, et d'animer par Vos discours la garnison contre „moi. Je Vous dirai en 1 lieu, que celui qui Vous a „dit, que j'ai mal parlé de la garnison, est un J... F... „et celui qui le croit est un J... F... aussi."

„J'apuyois plus directement encore sur lui et lui dis:

„Je suis fort étonné de ce qu'un homme comme Vous „aye l'insolence et l'audace de répéter mes paroles sans „ma volonté, de me calomnier en même tems et de publier „des discours que Vous prétendez, que j'ai tenu au Roi „notre maitre. Je tiens tout serviteur d'un etc., qui sans „la volonté de son maitre répète ses paroles et encore „plus qu'il les publie. Comment pouvez Vous donc être „assez impudent de le faire? Vous avez manqué en toute „façon au Roi et à moi. Je suis Son Général comme „Vous. Je suis vôtre ancien, je suis le neveu du Maitre „que Vous servez et que je sers par attachement et par „honneur. Vous qui étes placé ici pour tenir l'ordre, la

..tranquillité et de repos dans la ville. Vous avez eu la ..bêtise de la troubler en attaquant publiquement une des ..premières personnes de l'Armée et un Prince dont la ..naissance aurait du servir déjà de rempart à ne se trouver ..pas exposé à des méchancetés et à des insultes de pa..reille façon."

Le Général interdit et confus s'excusa et s'accusa tour a tour. Enfin je terminois mon discours en lui disant, que je lui defendois, de révénir à ces tours, parce qu'il se pourroit, que je n'eus pas alors assez d'indulgence, et que cette aventure lui serviroit d'exemple pour se ménager dans ses discours, et pour respecter les personnes selon leur rang et leur mérite. Je fis la réverence et retournois en ville. C'est à ce point que l'affaire est restée. En me recommandant dans Sa précieuse bienveillance, j'ai l'honneur de me nommer avec tout le respec immaginable

Sire

de Votre Majesté

Le très humble et très obéissant
serviteur et neveu
Fréderic Auguste Pr. de Br.

Berichtigung. Seite 264 letzte Zeile ist zu lesen: que celle de Berlin, que j'y avois ajouté.

Theodor Gottlob von Hippel.

Geboren den 31. Januar 1741.

Gestorben den 23. April 1797.

Meinem hochverehrten Freunde, dem Regierungs-Chef-Präsidenten v. Hippel, verdanke ich die Mittheilung der nachfolgenden Aufsätze, welche aus der Feder seines Oheims geflossen sind. Th. Gottl. v. Hippel, eine der reichbegabtesten Naturen, wirkte neben Kant, Hamann und Andern von Königsberg aus auf ganz Deutschland höchst einflußreich. Sein großes Verdienst, Ideen aus dem Kreise Kantscher Philosophie durch seine allgemein gelesenen Schriften ins Leben eingeführt zu haben, kann nicht dankbar genug anerkannt werden. Hippels Sprache ist pikant und genial. Unter den Widersprüchen, die sich in seinem Leben dargestellt haben, ist der wohl merkwürdig und eigenthümlich, daß ein Mann, der nie verheirathet war, das beste und originellste Buch über die Ehe geschrieben hat. Es ist wohl nicht zu verkennen, daß Hippel einen mächtigen Einfluß, — namentlich auf Jean Paul ausgeübt hat.

Der Präsident v. Hippel fügt bei Uebersendung dieser merkwürdigen Papiere folgende Erklärung bei.

An den Dr. Dorow in Berlin.

Bromberg den 5ten April 1842.

Ihrem Wunsche, Briefe meines verstorbenen Oheims in Ihre Sammlung zu nehmen, hoffe ich heute entgegen zu kommen. Ob ich ihm dadurch genüge?!

Sie erhalten zwei Stücke:

1) Ein Gespräch mit der geistreichen Elisa von der Recke, der bekannten Gönnerin und Freundin Tiedge's, von meinem Oheim noch an dem nämlichen Tage — am 16. December 1788 — niedergeschrieben und seinem Freunde Scheffner mitgetheilt.

2) Ein an den damaligen Ober-Präsidenten (nachmaligen Minister) von Preußen, Freiherrn von Schrötter, auf dessen Verlangen gerichtetes Memoire über die bürgerliche Verbesserung der Juden, vom 22. October 1791.

Wenn Sie durch Ihre werthvollen Mittheilungen die Darstellung merkwürdiger Personen und Zeitzustände bezwecken, so ist es Ihren Lesern angenehm, in dem ersten Stücke die Ansicht zweier zu ihrer Zeit berühmter Menschen

über die damalige Erscheinung des Wöllner'schen Religions-Ediktes *) und über die Auswüchse der Freimaurerei jener Zeit

zu erfahren. Es bestätigt sich darin auch die Aufnahme Elisens v. d. Recke bei den Freimaurern. Unstreitig ist sie in Mitau dazu gekommen, als der bekannte Cagliostro (Joseph Balsamo) dort eine seiner (späterhin entlarvten) ägyptischen Logen stiftete.

Der zweite Aufsatz giebt Zeugniß von den Vorurtheilen und Urtheilen eines, als Denker und praktischen Geschäfts-

*) Wer sich über dies Religionsedict näher unterrichten will, lese: Das preußische Religionsedict. Leipzig, Hinrichs'sche Buchhandlung 1842. Eine gründliche geschichtliche Prüfung!

mann bekannten, Schriftstellers über das Judenthum seiner Zeit.

Ihren Lesern wird es dabei nicht entgehen, daß dieser Mitarbeiter an dem Entwurfe zum Allgemeinen Landrecht, hätte er den, gleichsam mit Dampfkraft getriebenen, Fortschritt der seit dem Juden-Memoire eben verflossenen fünfzig Jahre erleben können, einer andern Inspiration über die Verbesserung der Juden gefolgt wäre, als der nach dem Standpunkte jener Zeit ausgesprochenen.

Um diesen noch richtiger zu würdigen, übergebe ich Ihnen zu beliebigem Gebrauch ferner die Antwort des Ober-Präsidenten nachmaligen Staats-Ministers v. Schrötter, eines bekanntlich hellen Staatsmannes, der den meisten seiner Kollegen und dem General-Direktorium mit Kant- und Krausschen Ideen weit vorausgeschritten war.

Ich habe mir bei der Abschrift nicht die mindeste Aenderung erlaubt, höchstens einige Kommata hinzugefügt, mit denen der Verfasser sehr sparsam zu sein pflegte. Meine Jugend gehört zu sehr den Eindrücken jener Zeit, als daß ich nicht jedem modernen Ausputz es vorzöge, die mir theuren Menschen so erscheinen zu lassen, wie sie sich gaben. Auch Frau v. d. Recke und Minister v. Schrötter darf ich zu solchen zählen. Noch muß ich bemerken, daß mein Oheim sich niemals von Hippel schrieb.

Ihre Meinung, ob Sie mehr der Art gebrauchen können, — theilen Sie ja recht bald freundlichst mit

Ihrem

treuergebensten

Hippel.

A.

Unterredung

mit Frau von der Recke gebornen Gräfin von Medem.

Am 16ten December 1798.

Lieber Johannes. (Johann Georg Scheffner.)

Ich glaube faſt, daß Ihnen die Unterredung mit Frau v. Recke und der Geiſt aus den Briefen und dem Schloſſerſchen Werke nicht gleichgültig ſein, ſondern vielmehr ſehr intereſſiren werde. Ich habe beides zunächſt für Sie in scriptis verfaßt. — Die Gräfin Keyſerling[1] ſagte mir sub rosa: „Eine treffliche Frau, wenn Sie nur nicht zu ſehr an Dinge ſich hienge, die man gehen laſſen muß, wie ſie gehen.“ Ich glaube, ihr Herr Gemahl hätte darüber eine Abhandlung heraus deducirt, in wie weit Standesperſonen ſich mit der Literatur und, was noch mehr oder weniger iſt, mit dem Reiche Gottes abgeben können, und in wie weit es unter ihrem Stande iſt. Nicht viel Hohe, nicht viel Aerle — heißt's zwar und das mit Recht — deſto mehr gilt es an, wenn man doch hie und da eine Paſſionsblume unter dieſer Tauſendſchönewelt erblickt. Ich will nun noch dieſes Weſen mit ein paar Bemerkungen für meinen Schooß-Freund beſchließen. Mit Recht ſage ich, beſchließen, da ich dieſen Anfang, wie die Autoren es faſt mit ihren Vorreden zu halten pflegen, zum Schluß und da alles fertig iſt, hinzufüge. Wie wenig übrigens in dieſem allen, was nämlich von mir kommt, Autorgeiſt wohnt, verſteht ſich von ſelbſt.

1. Es iſt doch gut, daß ich Welt unbekannt und Gott bekannt als Autor walle. Was hätte ich ſonſt für Bücklinge zu machen — wie mich zu krümmen und gerad zu halten. O ſeliges Incognito, aus dem mich Johannes anfänglich ſo oft herausphiloſophiren wollte.

2. Was ſind die Autoren für Menſchen!

3. Jede gute Seele denkt an's Reich Gottes und trachtet dem nach, wenn gleich ſie ſich darüber nicht erklären kann. Die Frau v. d. Recke gehört unſtreitig zu den guten Engeln, die Gott den Herrn loben.

4. Was ſoll man von Schloſſer denken,

a) der über ſeinen witzigen Entwurf ſo viel Lärm ſchlägt, als ob er das perpetuum mobile erfunden hätte oder die Quadratur des Zirkels, und doch ſind dieſe und alle andre Abhandlungen nichts mehr, nichts weniger als ein Witzklumpen. Sein Zweck iſt wie der Geſchmack nur fingerlang;

b) der mit Todfeindſchaft gegen die Berliner behaftet iſt und in dieſer fallenden Sucht ſich ſchrecklich gebehrdet. Solch ein unverſöhnlicher Mann nimmt ſich des Glaubens an! — (Bone Deus!) und

c) ſchreibt, ohne daß er die mindeſte Kenntniß weder von Caglioſtro noch von Stark hat — nicht haben kann und

d) darum iſt's gut, Freimaurer zu ſein. Es iſt eine Welt in der Welt, man ſage was man will.

Und du guter Lavater! aus dir ſpricht Schloſſer geiſthaftig und Jacobi.

Nun ich ſchließe und hoffe gewiß, Sie am Feſte zu umarmen. Wenn ich dieſen Brief cum annexis nicht ab-

senden kann, so sollen Sie ihn finden, wenn Sie kommen, und lesen und sehen, wie sehr ich an Sie denke und Sie lieb habe! Wir wollen nicht müde werden, zu thun was wir können, um die Welt von ihrem Pharisäismus zu Christo und seiner Muttermilch zu bekehren! Ja, Ja! Amen, Amen! Von ganzem Herzen bin ich

Ihr

Theodor, (Hippel.)

Den 17ten December 1788.

Actum den 16ten December 1788.

Wenn ich die Personen, welche die Tafel ausmachten, zuvor benamen sollte, so würde ein shakspearesches Verzeichniß die erste Seite füllen, das ich gemeinhin überschlage, weil ich zu mir das Zutrauen zu fassen geneigt bin, ich werde Herren und Damen schon im Handeln kennen lernen. Sie kennen ohnehin die Personen im ganzen Umfange, die ihre Gegenwart auch nur oft sehr beiläufig durch Zeichen, Wort und Berührung zu erkennen zu geben für gut fanden.

Vor der Tafel die gewöhnlichen Fragen und Antworten vom Befinden und Nichtbefinden, die, weil die Heldin des Stücks aus dem Bade kommt, natürlich mehr Bestandtheile und Nachdruck zeigen, als gewöhnlich.

Gräfin v. Keiserlingk zu mir: Sie müssen uns theilen, so unzertrennlich wir gleich bis jetzt gewesen.

ich: Desto mehr Vorzug für mich.

Frau v. d. Recke. Es war mir außerordentlich angenehm, Ihnen bei meiner Abreise noch zu begegnen.

ich: Ich konnte auf dieſes Glück nicht rechnen, da Ew. Gnaden früher abreiſen wollten.

Frau v. d. Recke. Der erſte Buchſtabe, den ich Ihnen angab, ſoll jetzt zum Wort kommen.

ich: Ich habe mich oft ſelbſt befragt, was es wohl wäre, das Ew. Gnaden intereſſiren könnte; allein ich habe hier ſo wie ſonſt gefunden, daß ich weder zu den großen noch kleinen Propheten und Deutern gehöre.

v. d. Recke. Nach Tiſche thun Sie mir wohl die Ehre, mich in meinem Zimmer zu beſuchen.

ich: Wann und wo Ew. Gnaden befehlen.

v. d. R. Sie waren der erſte, der mir die Beförderung des Herrn v. Wöllner zum Miniſter anſagte. — Sie haben doch die Geſchichte von dem Schwerte des Glaubens gehört?

ich: Ja, man ſieht daraus, daß der Kronprinz mit dem Religionsedikt nicht ſo ganz zufrieden ſei.

v. d. R. Auf keine Weiſe, und eben ſo wenig wird der Prinz und jeder denkende Menſch mit dem Cenſur-Edikt zufrieden ſein, das unter der Preſſe iſt.

ich: Der junge Carmer hat mir die Richtigkeit dieſes Umſtandes verſichert; nur von dem Inhalt wußte er nichts.

v. d. R. Der Hauptinhalt iſt, es ſoll nichts wider die Augsburg'ſche Confeſſion, nichts wider den Staat —

ich einfallend. Und überhaupt Nichts geſchrieben werden oder über Nichts.

v. d. R. Man will, die Proteſtanten ſollen einen todten Papſt haben, ſo wie die Katholiken einen lebendigen.

ich: Und doch war Luther ſo wenig ſelbſt mit Seiner

Päpſtlichkeit zufrieden, daß er durchaus verlangte, man ſollte weiter gehen.

v. d. M. ich verſichere Ihnen ehrlich, daß ich keine Zeile in den Berliniſchen Buchläden wider das Religionsedikt habe finden können.

ich: Alſo kennen Ew. Gnaden auch die Würzerſchen Bemerkungen nicht?

v. d. M. Nein, Sie wiſſen doch ſein Schickſal? Er iſt wirklich nach Spandau gebracht.

ich: ich habe es gehört, nur weiß ich nicht, wer dieſes Urtheil über ihn gebrochen.

Gräfin v. K. Der Groß-Kanzler.

ich: Der hat, wie man mir ſchreibt, die Unterſuchung wider ihn fallen laſſen.

v. d. M. Ganz recht, und der König hat ſich vorbehalten, ſelbſt über ihn zu ſprechen. Wiſſen Sie aber das Beſte dabei; er dedicirt das Buch dem Könige; der König antwortet ihm äußerſt gnädig, und ein paar Tage darauf wird er gefänglich eingezogen.

ich: Das iſt mir ganz neu.

Gräfin v. K. Unfehlbar iſt er auf Anſtiften des Prinzipal-Miniſters zur Inquiſition gekommen. Haben Sie dieſen Prinzipal-Miniſter kennen gelernt?

v. d. M. Nein, aber deſto mehr von ihm gehört.

Gräfin v. K. ich war eben in Berlin, als er ſeine Frau heirathete, und als Miniſter v. Finkenſtein darüber außer Athem kam. Ganz Berlin ſagte, daß er die Mutter geliebt und die Tochter geheirathet habe.

v. d. R. Dem geheimen Rath, liebe Tante, kann ich immerhin den Brief der Kaiſerin zeigen.

Gräfin v. K. Unbedenklich, der Brief muß aber geheim bleiben, da die Kaiſerin auf einen Fürſten anſpielt, der wohl nicht weit zu ſuchen ſein wird. Haben Sie denn den Würzer geleſen?

ich: Vorrede und Dedication an den König, und da finde ich zwar einen mittelmäßigen Autor, allein weiter nichts.

v. d. R. Man hat ihn inquirirt, mit wem er umgegangen ſei, und ſeine Antwort iſt geweſen: Mit dem Scharfrichter, mit 2 Juden, und vor drei Wochen, ſetzte er hinzu, bin ich bei Dr. Bieſter geweſen. Bieſter iſt vorgefordert und verhört worden. Wenn es ein Fehler iſt, hat Bieſter geſagt, daß ich von M. Würzer gehört habe, daß er ſein Buch ſchreiben wollte, wenn es ein Verbrechen iſt, ein mittelmäßiger Schriftſteller zu ſein; ſo iſt Herr Würzer und ich ſtrafbar. — Man hat Bieſter'n gleich freigelaſſen. — Gott!

Ein politiſcher Discours, wobei die Herren Offiziers ſehr thätig thaten. Herr Profeſſor Kant erklärte ſo wie meine Wenigkeit die Ruſſen für unſere Hauptfeinde.

Frau v. d. Recke und die Gräfin waren anderer Meinung und ſehr für die Ruſſen. Frau v. d. Recke verſicherte, daß der Kaiſer *) in ſeinem eigenen Lande gehaßt und verachtet würde, daß unſer Obriſt-Lieutenant Götze bei der türkiſchen Armee wäre und ſehr geliebt würde, daß es wahrſcheinlich nicht zum Kriege kommen würde.

*) Es kann wohl nur Kaiſer Joſeph II. geweſen ſein.

Ich wünschte Krieg und zog mir Krieg zu, der indessen doch bald beigelegt wurde, indem ich diesen Wunsch nur bloß gethan, um desto länger und solider Frieden zu haben. Die Mamsell Reichardt, eine Gesellschafterin der Frau v. d. Recke, fiel immer interveniendo ein, wenn die arme Elisa nach ihrem Appetit essen wollte, ich nahm mich des Appetits an, dem man doch wenigstens eine Stimme geben mußte, wenn auch Mamsell Reichardt Präsidentin dieses Tribunals bleiben sollte.

Von Aufklärung; von Luftschifferei u. s. w.

Prof. Holzhauer, als Freund des Freundes Göking: Es ist wohl nicht abzusehen, was das Religions-Edikt schaden könne. Jeder kluge Mann kann doch nicht stets mit seiner Kirche stimmen, und da mögen tausend Edikte kommen.

Frau v. d. Recke. Alles gut; allein die Heuchelei wird dadurch außerordentlich befördert, genährt und gepflegt werden. *Zu mir:* Sie werden doch den Brief der Kaiserin lesen.

Zu Kant: Ich bin eine Feindin von jeder Dogmatik, und denke, die Religion muß im Herzen sein.

Kant: Ja, aber auch die natürliche Religion hat ihre Dogmatik.

v. d. Recke. Nun, dann muß sie doch sehr begreiflich sein.

Ein kleiner Streit über die Naturlehre, von der ich behauptete, daß sie die Hauptfeindin des Aberglaubens wäre worüber Herr Professor Kant die Einwendung machte, daß sie doch von ganz anderen Principiis abhinge. Alles wahr

ſagte ich. Sie lehrt indeſſen, das Wunderbare natürlich erklären, zerſtreut die Furcht, das Götzenbild des Aberglaubens und da der Aberglaube auf Wunder fundirt iſt. Sehr viel von Blombard, der die Erlaubniß erhalten haben ſoll, nach Breslau und Königsberg zu gehen.

Gräfin v. Keyſerlingk: Was will er doch in Königsberg?

Freilich dacht' ich, da Ew. Excellenz bei 5000 Rthlr. jährlicher Einkünfte ſo genau ſind, daß kein einziges Haus in Königsberg exiſtirt u. ſ. w.

Von der Idee unſers Hofes, den Churfürſten von Sachſen zum Könige von Polen zu machen.

Die Schädlichkeit dieſes Planes in Beziehung unſeres Staats u. ſ. w.

Gräfin v. K. Wenn mein Mann noch lebte, der würde gewiß dem Könige in einer handgreiflichen Deduktion gezeigt haben, daß ſeine beſte Allianz mit Rußland ſei, und daß das Haus Oeſtreich ſein eigentlicher Feind ſei, der es auch bleiben würde immerdar.

Frau v. d. Recke. Die Sachſen, die den König umgeben. — Etwas von Sachſen, wobei Frau Obriſtin v. Heykingk mit Kant anband.

Gräfin v. K. Rußland hat kein Intereſſe, uns Etwas zu nehmen: Kurland iſt ja eine ſolche Scheidewand.

ich: Ich glaube doch, daß es nicht ohne Intereſſe ſei, in Rückſicht des Handels an der Oſtſee auf Oſtpreußen und in Rückſicht der Beſitzung im ehemaligen Polen u. ſ. w.

Die Frau Gräfin blieb bei ihrer Meinung, worin die

Frau v. d. Recke als eine recht tapfere Ruſſin ihr ie-cundirte.

Nach der Tafel.

Frau v. d. Recke und Kant.

Frau v. d. Recke. Was ſagen Sie zu meiner Starkſchen Fehde?

Kant: Ich bedaure Ew. Gnaden mit einem Manne im Streit zu ſein, der unermüdet, pfiffig und ſtolz iſt. Ew. Gnaden ſollten abbrechen und kein Wort von ſeinen Schriften leſen. —

Frau v. d. Recke. Das wäre doch aber auch zu kleinmüthig, ich habe einmal der Wahrheit ein Opfer angezündet, es mag ausbrennen. —

Kant. Aber könnte man nicht aus Frankreich Beweiſe herholen?

v. d. Recke. Ja, wie?

Kant. Es müſſen doch Leute bei der Bibliothek noch jetzt leben, die von Allem wüßten, und da ſo viele Kurländer dorthin reiſen, — auch durch Briefe.

v. d. Recke. Sie wiſſen, wie unſere jungen Herren reiſen. Bibliotheken ſind ihr letztes Kaffeehaus, wo ſie anſprechen. —

Die Geſellſchaft vertheilte ſich, ging oder eigentlicher trat ab und Frau von der Recke ließ mich bitten, doch nicht eher wegzugehen, bis ſie mich allein geſprochen. —

Auf einmal riß ſie ſich denn aus dem Damenzirkel, nahm mich bei der Hand, und ſo ging ich mit ihr in's Nebenhaus, wo ſie logirte. Nachdem wir uns ſehr nahe zuſammengeſetzt:

v. d. Recke. Ich habe Ihren Namen unter den 22 gesehen.

ich: Unter den 22? von welcher Verbindung? — Die Zahl ist mir völlig unbekannt.

v. d. Recke. Die Zahl 22?

ich: Auf Ehre!

v. d. Recke. Sie sind ein ehrlicher Mann, den ich wegen vieler guter Eigenschaften, vorzüglich aber wegen Ihres sehr geraden Denkens und Handelns und überhaupt ihrer Offenheit wegen ehre und liebe —

ich: Ich bemühe mich und suche meinen einzigen Vorzug darin, ein ehrlicher Mann zu sein. Was indessen die Offenheit betrifft, so bekenne ich einer Dame von Ew. Gnaden Art, daß ich gelernt habe und noch täglich lerne, dem Neide und der Bosheit nicht ohne Noth Blößen zu geben. Man würde sich mißbrauchen lassen, wenn man alle seine Thüren offen hielte. — Euer Gnaden sind als Freimaurer aufgenommen, und ich werde ohne Rückhalt mit Ihnen auch von dieser Seite sein können, ich —

Frau v. d. N. Nun, dann weiß ich nicht, wie das zugeht. Bei meinem Namen, just bei meinem Namen, hab' ich den Ihrigen mit diesen meinen Augen — als ein ehrliches Weib sag' ich's — gesehen; ich weiß nicht, wie Sie von geheimen Gesellschaften denken.

ich: Seitdem ich in der Litteratur-Zeitung die weitläufige und äußerst interessante Anzeige über la maçonnerie Ecossaise gelesen, muß ich bekennen, die Freimaurerei, der ich bis jetzt nicht untreu geworden, aus einem andern Gesichtspunkt zu nehmen. Das Buch selbst habe ich nicht gelesen

Frau v. d. N. Sie müſſen es deutſch leſen, Bodens Ueberſetzung — — ein merkwürdiges Buch.

ich: Sonſt glaub' ich, daß geheime Geſellſchaften nicht etwa blos unſchädlich, ſondern auch nützlich ſein können. Wenn das neue Geſangbuch aus kleinern Zirkeln ausgegangen wäre, würde es nicht geſcheitert ſein. So lange das menſchliche Geſchlecht Anführer und Lehrer gebraucht, und ſo lange weltliche Regenten Menſchen ſind (an die geiſtliche Obervormundſchaft mag ich nicht denken) ſo würden geheime Geſellſchaften, die nichts verſprächen, als was ſie hielten, die mehr thäten, als ſagten, dem menſchlichen Geſchlechte nützlich, faſt nöthig ſein. Ew. Gnaden Frau Schweſter iſt eine regierende Frau. Ew. Gnaden kennen mehr als einen Hof, kennen jetzt von dem Meinigen — und werden mich gewiß verſtehen, wenn ich auch wirklich über geheime Geſellſchaften noch zu geheim geredet hätte. Ich danke der Vorſehung, daß ich kein Illuminat bin; allein ich ehre dieſe Geſellſchaften, wenn ſie nach dem verbeſſerten Plane zu handeln im Stande geweſen, den Weishaupt nach der Zerſtörung dieſes Tempels herausgab.

Frau v. d. N. Freund! lieber und theurer Freund (Sie gab mir ihre Hand) Alles aus meiner Seele geſagt. So denk' ich auch von geheimen Geſellſchaften und ich muß Ihnen, da Sie die Illuminaten-Idee ſchützen, den Knigge empfehlen. Gedenken Sie meiner, wenn Sie ihn leſen. — Nun werden wir bald zuſammen kommen. Sie werden wenigſtens wiſſen, daß vor einem Jahr und länger ein gedrucktes Blatt herumging.

ich: Ja! ich hab's geleſen; allein mich nicht zu dieſer

Gesellschaft bekannt und bekennen wollen, weil mir ihr Gründer nicht gefiel.

Frau v. d. R. Und den wußten Sie —

ich: Ich wußt' ihn seit einem Jahre, und da ich den Plan zum erstenmale gelesen hatte, gleich.

Frau v. d. R. Wer konnte ihn Ihnen damals sagen?

ich: Ich mir selbst.

Frau v. d. R. Freund, das ist zum Erschrecken!

ich: Ich habe einen Freund, den Kriegsrath Scheffner, und diesen kann ich als Zeugen aufstellen, ob ich nicht gleich bei der ersten Plandurchlesung den Stifter genannt.

Frau v. d. R. Aber wir haben ihn beide noch nicht genannt.

ich: Ich will ihn, ohne den ersten Buchstaben zu fordern, nennen: Bahrdt.

Frau v. d. R. Wahr! ich hab' ihn indessen erst auf meiner jetzigen Reise erfahren. Der Plan gefiel mir, ich gab meinen Namen, allein ich bin andern Sinnes worden.

ich: Ich bin dieses Sinnes nie gewesen — und wenn dies die 22 sind, —

Frau v. d. R. Die eben — Sie stehen noch jetzt angeschrieben.

ich: Als ein ehrlicher Mann: ich bin nicht unter diesen 22.

Frau v. d. R. Nicolai und Biester haben mich sehr ausgelacht, daß ich meinen Namen hergegeben: indessen würd' ich darum gewiß nicht abgetreten sein, wenn ich nicht Creti und Pleti und auch Jesuiten oder jesuitisch denkende

Menſchen darunter namentlich gefunden. Wenn Sie nicht darunter ſind, darf ich Sie nicht warnen.

ich: Indeſſen würd' ich Ew. Gnaden bitten, wenn ich ſo frei ſein darf, meinen Namen dort löſchen zu laſſen, der, wenn man ehrlich wäre, nicht gelöſcht werden dürfte, denn er ſtände dort nicht —

Frau v. d. N. Und was haben Sie denn von dieſem Bahrdtſchen Inſtitut geleſen —

ich: Nichts, als den erſten Eingang.

Frau v. d. N. Ich habe noch einen Eingang und noch eine Schrift geleſen, die ich Ihnen geben würde, wenn nicht dies Alles zu tief verpackt wäre. Der 2. Eingang gefiel mir nicht, war unausſtehlich; die nachherige Schrift hatte gute Stellen.

ich: Leſen, das läugne ich nicht, möcht' ich dieſe Schriften, allein auch nicht mit unüberwindlicher Neugier; — beitreten dagegen nun und nimmermehr.

Frau v. d. N. Lieber Freund, wir wollen heute zuſammen den Bund machen, ſo lang wir leben, für Wahrheit zu leben.

ich: Und für Gerechtigkeit, ſowohl im bibliſchen als gemeinen Sinne.

Frau v. d. N. Eine herrliche Stunde!

ich: Die ich auch nur ſelten habe.

Frau v. d. N. Iſt etwa Holzhauer von dieſer Geſellſchaft. Profeſſor Mangelsdorf iſt einer. — Mir kamen da ein paar Worte, die er ſprach, ſo ſehr außerhalb ſeiner übrigen Exiſtenz vor —

ich: So wenig, wie Kant. Ersterer sucht, was zur Leibes Nahrung und Nothdurft gehört, Essen, Trinken, Kleider, Schuhe u. s. w. Hr. Kant speculirt sich viel Praxis weg. Das heißt, unbeschadet des äußerst ehrlichen Mannes, der er in seiner ganzen Würde ist. Seine speculative Kälte verträgt sich nicht mit dem Feuer der Uebung. Er ist ein Genie in der Theorie, so wie ich Weishaupt für eins in der Praxis halte. Die Herren Speculanten lehren so hübsch und fein, daß man das Mittel nicht für den Zweck halten müsse; allein sollten sie nicht auch zuweilen selbst in diesen Fehler fallen?

Frau v. d. N. Ich wollte Ihnen noch den Brief der Kaiserin zeigen.

ich — las ihn. Herrlich:

„Ich habe nichts dagegen, daß Sie meinen Brief in die Berliner Monatsschrift einrücken lassen, wenn anders dieser Umstand nützliche Folgen haben kann. Die jetzige kriegerische Zeit wird vielleicht den kleinen Geist mehr als gute Schriften von der Schwärmerei ableiten, ich werde fortfahren, Ihre sehr gut und schön geschriebenen Sachen mit Vergnügen zu lesen und recht gern sein

Ihre **Catharina.**"

ich: Herrlich! Eine große Frau! — Aber warum nimmt sie die Jesuiten in Schutz.

Frau v. d. N. Das thut nicht sie, sondern Potemkin, der ein Erzschwärmer ist.

Jetzt wurden wir von der Frau Obristin von Heykingk abgerufen, besahen noch die Bildergallerie und das Stück von der Gräfin v. K., das eine Apotheose des verstorbenen Gra-

ten vorſtellt, und recht hübſch gemalt iſt. Sie zeigte uns eine Wachsmalerei aus Rom und eine von ihrer Arbeit in enkauſtiſchen Farben. Noch habe ich vergeſſen zu bemerken, daß mir die Frau v. d. R. ihre Correſpondenz mit Lavater und Schloſſer anbot, wenn ich die erſtere in einer Stunde, die zweite in 4 Stunden zurückſchicken könnte! „Ja!“ —

Ich empfahl mich und ging ſehr zufrieden heim, worauf ich denn für meinen Freund Johannes die Beilagen auszog. Faſt glaub' ich, verſichern zu können, daß ſie den Geiſt der mir übergebenen Stücke enthalten.

Nach 4 kam ich zu Hauſe.

Um 6 ſchickte ich die Lavaterſche und um 8 die Schloſſerſche Correſpondenz zurück, ſchrieb noch die vorſtehende Unterredung nieder und ging um 11 Uhr zu Bette.

Die Schlußbitte an meinen Freund Johannes iſt der kleine Finger an dieſer Hand, und beſteht in dem Freundes-Geſuch, mir dieſes Geſchreibſel mit allen Att- und Pertinentien nach bewirkter treufleißiger Leſung zurückzuſenden, und ja nichts mit der vergänglichen Bleifeder hinzuzufügen, ſondern wenn es Ihnen gut dünkt, Anmerkungen machen zu wollen, ſo ſei es mit der Feder. Daß Sie doch ſo gern bleifedern! ſchreiben kann ich's nicht nennen. Ich haſſe die Bleifedern über alle Maßen, ſie ſind meinen Augen und meiner Seele zuwider. Wenn ich nun ein Autor von der Zunft wäre; ſo wär' ein Morgenbrod fertig und zehn Schelmſtücke in einem Frühſtück verübt!

Noch einmal ſeh' ich nach Ihnen heraus, und wenn es gleich wahr iſt, daß Einſamkeit über alle, auch ſelbſt Jonathaniſche Geſellſchaft gehe: ſo iſt's doch nicht gut,

daß der Mensch immer und immerdar allein sei. Sie werfen mir in Ihrem letzten Briefe zu große Anstrengung vor, und es ist wahr, daß ich mehr vegetiren könnte, mehr vegetiren sollte. Man verekelt sich den gewöhnlichen Umgang total; indessen muß man nicht wirken, so lang es Tag ist? Dem sei übrigens wie ihm wolle, so werde ich doch Ihren Rath befolgen.

Gott segne und behüte Sie. Amen!

Theodor,
den 16. Dec. 1788.

B.

Ueber

die bürgerliche Verbesserung der Juden.

Königsberg in Pr. den 20. Decbr. 1791.

Nachdem Hippel eine Kritik des von dem Kriegsrath (nachmaligen Kammerpräsidenten) Brosecovius, der den Juden christliche Rechte zu verleihen vorschlägt, verfaßten Gutachtens, beendigt hat, fährt er fort, wie folgt:

„Doch ich will mich von der Brosecovius'schen Schrift trennen und zu meinem nähern Sentiment, in Hinsicht der Verbesserung der Juden, übergehen.

1.

Ich glaube zum voraus setzen zu können, daß die Juden bei Gründung der Staaten, die gemeinhin das Recht der Eroberung bewirket, keine Rechte sich erworben haben. Streiten und siegen ist so wenig ihre Sache, daß selbst ihre eifrigsten Vertheidiger sich alle Mühe von der Welt geben,

sie von Uebernahme der Waffen zu befreien. Wenn sonach den Juden Etwas zugestanden wird, so ist die Triebfeder hiezu Menschenliebe und Wohlwollen, und kraft dieses Grundsatzes kann ihnen nichts zum Nachtheil des Staats, d. h. derjenigen Bürger desselben bewilligt werden, die es selbst oder in ihren Vorfahren eroberten, und die es mit ihrem Leben erhalten, beschützen und behaupten.

Man ist selten oder gar nicht von dieser Idee ausgegangen, allein mich dünkt, sie ist diejenige, welche die Juden, sobald sie billig denken, zufrieden stellen und in ihren Wünschen einschränken würde, wenn anders sie nicht Etwas durch Unverschämtheit erschleichen wollen, was ihnen von Rechtswegen nie gebührt hat und gebühren kann.

2.

Hiernächst ist und bleibt es eine wichtige Frage: ob und in wie weit der Staat dadurch schwächer werde, oder in der Folge der Zeit schwächer werden müsse oder könne, wenn er den Juden bürgerliche Rechte bewilligt. Hr. v. Dohm selbst, der gewiß ein Original-Vertheidiger des jüdischen Volks ist, kann sich nicht entziehen, einzuräumen, daß das jüdische Volk mehr Laster hätte und moralisch verderbener sei, als andere Europäer, und da es unter dem ärmern und verachteten Theil der Christen ohne Zweifel die bei weiten größere Anzahl edel- und gutdenkender Menschen giebt, so kann es nicht an der Noth liegen, welche die Juden unmoralischer macht, sondern in der Art des Volkes selbst und ihrer ihnen mit der Muttermilch eingeflößten Denkungsart. Es ist ein gewöhnlicher Einwand, den man auf unsere Ko-

ſten macht, daß wir nämlich durch unſere menſchen- oder judenfeindliche Einrichtungen, ſie von allen bürgerlichen Verdienſten und vorzüglich von allen Profeſſionen und Erwerben ausſchlöſſen, und daß die Noth ſie niederträchtig mache; allein außerdem, daß ſie ſich in den ihnen angewieſenen Grenzen äußerſt auszeichnen konnten; ſo bewirkt zwar der Luxus, nicht aber die Tugend, Wohlleben, und der reichere Theil der Juden, dem es an Nichts gebricht, hat er ſich denn ſchon gegen die Vorwürfe gerechtfertigt, die man dieſem Volke zur Laſt legt? Man berechne ſelbſt ihre Abgaben, auf welche doch die Hauptvorwürfe ſich einſchränken laſſen, werden nicht die chriſtlichen, alles genau abgerechnet, die jüdiſchen überſteigen, und ſind es nicht am Ende die Chriſten, denen die Juden dieſe Abgaben nehmen? — Wenn man dieſen Zirkel in Erwägung zieht, der um ſo auffallender iſt, als die Chriſten die producirende Klaſſe im Staat ausmachen; ſo erhandeln ſie von den Chriſten dieſes Geld, daß ſie dem Staat abgeben, und es iſt gewiß keine Menſchenklaſſe in der Welt, die ſo wenig zur producirenden gehört, als die jüdiſche, die ſo ſichtbarlich von der Mühe und Arbeit der Chriſten lebt — und dem Staat davon abgiebt, was des Staats iſt. Wer den Juden Verbrechen vorrückt, der erwäget nicht, daß ſie deßhalb und zwar salva fama beſtraft worden, wer aber von dieſer Nation behauptet, daß ſie auch ſelbſt keinen Begriff von Patriotismus, von Gemeingeiſt beſitze, der ſcheint dieſes Volk unparteiiſch zu kennen und beobachtet zu haben. Ihr Privatglück geht ihnen über Alles, und nie werden ſie etwas davon gern und ohne Zwang der allgemeinen Glückſeligkeit zum Opfer bringen.

Schon habe ich zu bemerken Gelegenheit genommen, daß der Handel als Handel Keinen zu veredeln im Stande sei, indem derselbe ohnehin eine Notorietät von Ehrlichkeit, welche die Kaufleute Credit nennen, zum Voraus setzet, mittelst dessen man nicht bloß an Ort und Stelle, sondern fast auf allen Handlungsplätzen in der Welt als ein bewährter ehrlicher Mann gelten muß. Die Juden legen in das Commerz, das sie treiben, den Geist des Betrugs und der Uebervortheilung, sie schaffen sich ein besonderes, ein jüdisches Commerz, welches sich fast von dem andern so unterscheidet, als ein Christ vom Juden in Hinsicht des Aeußern — und werden gewiß einen jeden andern Gegenstand, der ihnen angewiesen wird, eben so herabwürdigen, und aus demselben den ehrlichen Christen verdrängen, so daß mit der Zeit der ganze Staat seinen Credit (es giebt einen Staatscredit, der unendlich ins Größere geht, als der Credit des Commerzes, der indessen wegen der weitschweifigen Connexionen der Handelsleute mit dem Commerzcredit in keiner kleinen Verbindung steht) aufs Spiel setzen würde. —

Man könnte diesen Staatscredit die Sicherheit von innen nennen, wozu der Jude eben so wenig beiträgt, als zu der äußern Sicherheit. Alle auszuübenden Rechte schließen ihrer Natur nach auch den Begriff von zu erfordernden Pflichten in sich, und können wohl Leute auf die erste gerechten Anspruch machen, die unfähig sind, den letzten nachzukommen? Das Geld thut viel, allein bei weitem nicht Alles, es thut viel, wenn von dem die Rede ist, was nur Geldeswerth in sich schließt, allein es thut Nichts, wenn Geld und Menschen, ein paar sehr heterogene Dinge, gemessen, gewogen und ge-

gen einander geschätzt werden sollen. Bei persönlichen Pflichten, die so sehr vom Vermögen unabhängig, als sie über dasselbe erhaben sind, thut der Jude so wenig, kann so wenig thun, daß er vielmehr überall mit seinem Kleinmuth, mit seinem Eigennutz, mit seiner Liebe zur Verrätherei, wenn Vortheil dabei ist und mit seinem nadelspitzen Scharfsinn im Wege ist. Niemand kann zweien Herren dienen, und da die Juden, die einmal so nationalstolz sind, daß sie als das auserwählte Volk Gottes sich nicht zu Völkern, die auf Menschheit fundirt sind, herablassen können, so pflegen sie auch, sobald sie zu persönlichen Staatswürden und Ehren kommen, Alles, was unter ihren Befehlen steht, zum Schemel ihrer Füße zu machen. Wenn es wahr ist, was in den Schlözerschen 60 Staatsbesten XVI. S. 448 bemerkt wird, daß in Lothringen, wo 180 Familien seit 1751 vom philosophischen Könige Stanislas die Wohlthat der bürgerlichen Existenz erhielten, von diesen 180 seit dem bemerkten Jahre 51 kaum 5 oder 6 Familien ein honettes und offenes Commerz trieben, alle übrigen dagegen sich mit verborgenem Handel abgaben, den die Heimlichkeit allein schon verdächtig macht: wenn es wahr ist, daß auch nicht einer sich auf den Ackerbau gelegt, und im Schweiß des Angesichts sein Brod gesucht, nicht einer einst Gartenkultur getrieben, oder ein anderes nützliches Metier ergriffen hat, so müssen entweder die Netzer Juden *) alle ihre Glaubensgenossen so unendlich übertreffen, oder die von ihnen gefaßten Hoffnungen sind im weiten Felde. Diese Behauptungen indessen werden durch die

*) Es ist vom Netzdistrikt die Rede.

Antwort der Juden in der Provinz Lothringen, die uns der Berliner Jude Friedländer im October 1791 in der Berliner *) Schrift mitgetheilt, widerlegt. Immerhin, wir dürfen nicht data aus Lothringen holen, um die Untauglichkeit der jüdischen Nation zum Arbeiten, und ihren Hang zu einer ganz besondern Art Handel nachzuweisen. Werden wohl die Juden jene Lehrjahre, die der angehende Handwerker und Künstler gern übernimmt, wodurch er sich in eben dem Grade ausbildet, als er seine Redlichkeit hiedurch erproben läßt, werden wohl die verzärtelten Juden diese oft drückenden Lehrjahre übernehmen und überstehen? Ihr Handel besteht durch entgegengesetzte Mittel; beim Handwerk ist Geradheit und Fleiß zu sehr erforderlich. Schon seit so viel Jahrhunderten war Wucher und Schacher der Juden Beschäftigung, wie werden sie nun auf einmal, weil es ein paar Apologisten so wollen, sich umkehren! — Moses scheint dieses Volk zwar anfänglich darum zum Ackerbau bestimmt zu haben, damit demselben alle Gelegenheit benommen werde, sich vermöge des Handels mit andern Nationen in Verbindung zu setzen; allein sein Volk hat jetzt zu sehr diesen ihren Leibes- und Seelenfähigkeiten so angemessenen Nahrungszweig kennen gelernt, und nie werden sie zu jener edlen Kindheit der menschlichen Natur zurückkehren — und am wenigsten in Ländern, wo sie mit dem Klima unendlich mehr als in ihrem Kanaan zu kämpfen haben. Soll der Staat erst durch sie schwach werden, und alsdann dieser Metallveredlung geduldig entgegensehen? soll der Staat auf dieses Risico sich ei-

*) Es ist wohl die Berliner Monatsschrift gemeint.

nem Bankerott und einem ihn entehrenden Kriege aussetzen, oder werden die Staatsneider und Feinde so lange warten, bis man ganz sicher weiß, wie das Judenexperiment abgelaufen ist? Kann und wird sich der Staatscredit wieder finden, den der Staat durch die Juden einbüßte? Wo ist der Staat, der viele Juden ertragen hat und ertragen kann?

Der Naturalisation der Juden stehen indessen noch weit mehrere Hindernisse entgegen. Der feinere Jude war längst nicht Jude mehr, sondern Deist; allein hörte er auf Jude zu sein? Und wie kann man sich auf einen Menschen verlassen, der in einem so wichtigen Punkte heuchelt, und sich selbst erniedrigt. Diese feinern Juden interessiren sich insbesondere für die Naturalisation ihres Volkes, was kann davon die Ursache sein, da sie weder ihren Glauben, noch ihre Glaubensgenossen, als Glauben, als Juden schätzen, wenn es nicht ein geheimer Schleichhandel wäre, sich allmählig größer und mächtiger zu machen, und hiedurch hier oder da den Kleinmeister spielen zu können, bis, wenn das Glück gut ist, die Sache ins Größere gehe. Freilich ist es nicht abzusehen, daß die Juden je ohne Wunder zu diesem Ziele kommen können und werden; allein wenn dieses nicht die Absicht der aufgeklärten und besser denkenden Juden ist, so haben sie, und das ist noch schlimmer, gar keine. Die Juden denken noch immer nach Palästina zurückzukehren, oder sich vielleicht ein ander Kanaan zu errichten, und wie kann ein Volk, das durch solche Hoffnungen aufgeblasen ist, sich zu einem christlichen Dorfe herablassen, wo oft nicht Milch, nicht Honig fließt. — Gewiß, wenn ihre Anzahl stärker

würde, es könnte doch zur Aufwiegelung kommen, und warum sollte der Staat ohne alle Ursache sich dieser Befürchtung blos stellen. Leute, die mit Enthusiasmus und Hoffnungen gerüstet sind, können im thätigen Leben wenig oder gar nicht gebraucht werden — das heißt im kleinen Staatsdienst, was aber den großen Dienst betrifft, so könnten denn doch wohl fünf Millionen Juden, als so viel man auf Gottes Erdboden anzunehmen im Stande ist, wenn sie gehörig benutzt würden, auch dem ersten Staate zu schaffen machen. Ich bin kein Jesuitenjäger, allein in der That, das jetzige jüdische Volk hat mit Jesuiten eine auffallende Aehnlichkeit, und wird sie bei mehr Freiheit noch weit mehr erhalten. Die Jesuiten sind die Milita Christi, die Juden die Milita Dei, jene beabsichtigen eine Universal-Monarchie, diese hoffen auf einen König, der ihnen alle Nationen unterwürfig machen wird. — Jene fechten bei der allerfreisten Denkungsart für die katholische Religion, der sie sich blos als Mantel und Hieroglyphe bedienen, um sich desto besser zu verhüllen, diese sind, je deistischer sie denken, desto größere Vertheidiger der Glaubensrechte ihres Volks. Jene schleichen sich in die Häuser der Vornehmen, diese nicht minder, Jene erfinden Gewissensskrupel und eine Casuistik, damit sie nur desto mehr Gelegenheit haben, Seelenrath zu ertheilen; diese machen auch Bedürfnisse, sind zu deren Befriedigung gegen wucherliche Zinsen behülflich, und wissen sich nachher mit mörderischer Strenge bezahlt zu machen. Beide sind spinnwebenfein, besitzen eine Art von unzuverläugnendem Scharfsinn, binden sich nie an Mittel, wenn nur ihre Absicht erreicht wird, beide halten, wie man sagt, zu Betrügereien gegen

alle Welt ſich berechtigt, wenn nur ihr Zweck dabei nicht zu kurz kommt. Selbſt Moſes Mendelsſohn, der doch bis an ſein ſeliges Ende ein Jude blieb, behauptet, daß die Religion ſeiner Väter nichts poſitives habe, und doch blieb er ein Jude und zeigte ſich nie als einen reinen Deiſten?

Wem ſoll man denn alſo bürgerliche Rechte geben? den aufgeklärten Juden? Dieſe ſind nicht Juden, ſondern in Juden verkleidete Deiſten. Den wirklichen Stock-Juden? denen iſt damit einestheils nicht gedient, anderntheils iſt offenbar, daß jene Feinern Etwas mit ihnen beabſichtigen müſſen, da ſie ſich einer Art von Menſchen annehmen, die ſich durch Grundſätze und Wandel von jenen ſo auffallend unterſcheiden. Von jeher gebrauchte ein Ausſchuß kluger Menſchen einen Haufen Unwiſſender und Abergläubiger, um ihre Abſichten auszuführen. Ohne mit Eiſenmenger in „ſeinem entdeckten Judenthum" übereinzuſtimmen, iſt denn doch ſo viel unläugbar, daß in allen Religionen und Sekten die Menſchen dem Aberglauben mehr anhängen, als der geſunden Moral, welche die Religion vorträgt, und mehr auf Glaubenslehren, auch wenn ſie aus dem Talmud kommen, als auf Lebenspflichten halten, die ihnen ihr Gewiſſen vor Augen ſtellt. Wenn ein deiſtiſcher Jude, den man fragt, warum er kein Chriſt werde, zurückfragen ſollte: warum der fragende Chriſt denn kein Jude würde, ſo könnte man ihm erwiedern, weil der Chriſt nicht jüdiſche Rechte, ſondern der deiſtiſche Jude chriſtliche Rechte begehrt und erſchleichen will, die er auf dem geraden Wege der Ehrlichkeit ohne alle Umſtände erlangen könnte, wenn er die Hauptlaſt, die auf ihm liegt, abwälzen, und zur chriſtlichen Freiheit übergehen würde.

4.

Ist es die Absicht der Mosaischen Einrichtung, sein Volk von allen andern Menschen abzusondern, und auszuerwählen, und wie kann es denn je angehen, daß wir mit einem Volke uns einverstehen werden, welches es nicht gut findet, mit uns zu essen und zu trinken, wogegen wir mit ihm zu essen und zu trinken keinen Augenblick anstehen. Wer macht hier die Trennung, wir oder die Juden, wer vergißt die Rechte der Menschheit? Nicht die Juden?

5.

Die Juden vermehren sich ausnehmend, wozu die frühen Heirathen, Müßiggang, einige dazu treibende Speisen und die Verpflichtung der Eltern, ihre Kinder sobald als möglich zu verheirathen, viel beiträgt.

Wenn ich nun gleich nicht annehmen will, daß selbst ihre Natur einen größeren orientalischen Trieb zur Fortpflanzung erhalten habe, so ist doch soviel unläugbar, daß besonders, wenn es zum Kriege käme, die Juden außerordentlich auf dem platten Lande und in den Städten um sich greifen würden, und was hätte dann der Staat? Bürger gewiß nicht, sondern Juden. Juden, die zwar zu ihrer Zeit nicht ohne Tapferkeit gefochten, die indessen doch immer zum Muth durch allerlei Vorspiegelungen angefeuert werden mußten, und sodann war es auch nur immer ein Krieg für die Sache ihrer Nation, ein Krieg der Faulen, die ihn führten, um desto sicherer in den Hafen der stolzen Ruhe einzulanden? Was ist also bei diesen Umstän-

den von ihnen in christlichen Zeiten zu erwarten? Wenig oder nichts — vielmehr würde ihre Vermehrung gerades Weges die Verminderung der Christen bewirken. Wo würde man im Soldatenstaat Rekruten finden? Aus dem Auslande etwa? Gelten diese aber wohl ein Drittel so viel als Eingeborne? Haben die russischen Truppen nicht vorzüglich darum sich so thatenreich bewiesen, weil sie aus Einländern bestanden? Es kommt sonach bei der Frage über die bürgerliche Verbesserung der Juden sehr auf die Beschaffenheit des Staats an, den man hiedurch verschlimmern will. Ist dieser vollends ein Militairstaat, wie etwa der Preußische, der bei seinen 8 Millionen Menschen 250,000 Mann hält, und zu Kriegeszeiten gewiß noch einmal so viel braucht; so darf nicht bemerkt werden, was sich von selbst versteht, da so viel außer allem Zweifel ist, daß die jüdische Propagation 3 bis 4mal die unsrige übersteigt, die bei den Juden durch mehr Wohlleben ohne Zweifel noch mehr zunehmen würde.

6.

Fürsten, die ihren Beruf kennen und ehren, die es fühlen, was ihnen der Staat übertrug und was sie ihrem Volke schuldig sind, können auch nicht eher Menschenliebe beweisen, als bis sie die Pflichten gegen die Bürger des Staats geleistet haben, und eben so wenig wie ein Vater zum Nachtheil seiner leiblichen Kinder, fremde und dazu noch ungesittete fremde Kinder ohne schreiendes Unrecht adoptiren kann, eben so wenig kann sich auch der Fürst berechtigen, Bürgern, die ihn mit seinem göttlichen Amte

belehnten, die den Staat durch ihren Muth gründeten, und durch ihr Blut vertheidigten, dergleichen Staatsbrüder zu dem größten Nachtheil der staatsleiblichen Kinder beizuordnen. Der Fürst würde nichts gewinnen; und kann er je gewinnen, wenn der Staat im Verlust ist? Die christlichen Staatsbürger dagegen würden außerordentlich verlieren. Sie würden betrügerischer, fauler werden, und in Rücksicht der Menge die drei bis vier Generationen hindurch, wo wir doch auf die Verbesserung der Juden hoffen sollen, gewiß schlechter als jene auch bei einer für die Juden äußerst zum Vortheil angelegten Berechnung besser werden. Wenn indessen die Pluralität unmoralisch wird, was gilt da das Volk! — Wahrlich, es ist ein schrecklicher, schauderhafter Gedanke, sich mit einem lasterhaften Volke, das noch nach so viel Jahrhunderten orientalisch geblieben und von seinen Gewohnheiten auch nicht den kleinsten Buchstaben aufgegeben hat, in der Hoffnung zu verbinden, um dasselbe moralisch zu verbessern. Böse Gesellschaften verderben gute Sitten, und ein Volk uns näher bringen, das sich nicht ändern will und kann, wird selbst in Hinsicht dieser Hartnäckigkeit verführen, da besonders nichts so sehr als Faulheit und der aus ihr entstehende Betrug ansteckt.

Wer hat denn den Juden je verboten, bei Christen in Dienst zu treten? Sie wollen indessen ihre Moralität als Herren anfangen und als Befehlshaber debütiren, wenn dagegen so viele Christen in der tiefsten Armuth schmachten. Man erlaube reichen Juden das Commerz fortzusetzen, und Armen auf's Land zu gehen und als Knechte den Acker zu bestellen; so ist Alles geschehen, was man thun darf, und

ich ſtehe dafür, es wird Niemand das Land beſchweren, da ſie ihre Loſung: Graben mag ich nicht — ſchwerlich verläugnen werden.

Zugegeben, daß ſie vor der Zerſtörung Jeruſalems allerdings auch Künſte und Handwerke getrieben, und das Land beſtellt haben; ſo iſt doch dagegen in Erwägung zu ziehen, daß ſie jederzeit ein kleines unbedeutendes Volk waren, daß ſie ſich nach einem Klima ſehnten, welches ihnen ſo vorarbeitete, daß ſie nur wenig nachzuhelfen hatten, daß ſie nicht das mindeſte von jeher erfunden, und daß ſie eigentlich nie eine Nation geweſen, ſondern bloß einen Orden vorgeſtellt haben. Wenn dies die Fürſten erwägen, werden ſie noch dem Gedanken Raum geben, ein dergleichen Volk ihrer Nation gleich zu machen? Und was ich denn vorſchlagen würde? Ein einfaches Mittel: Entweder, wie ich bereits bemerkt, die reichen Juden beim Handel zu laſſen, die Armen aber anzuweiſen, Feldarbeit zu ſuchen, oder aber ihnen eine Gegend anzuweiſen, die ſie kultiviren mögen, ſo daß ſie unter ſich Obrigkeit von jeder Art einrichten könnten. Da ſie hier nicht zunächſt Gelegenheit zum Handel ins Große finden würden; ſo könnten ſie denn doch wohl, wenn's Glück gut wäre, allmählig, unter einander ſich zu allen Arten von Arbeiten bequemen, und am erſten beweiſen, was man ſich zu ihnen verſehen könne. Sie kämen hiedurch als ein origenitus abgeſondertes Volk zu ihrem Ziel; ſie behinderten keinen chriſtlichen Staatsbürger und hingen einzig von ſich ab. Daß von Zeit zu Zeit durch chriſtliche Reviſores ihr Zuſtand zu unterſuchen ſein würde, verſteht ſich von ſelbſt. Dieſer Plan iſt bloß als Thema aufgeſtellt, und

gebraucht nähere Bestimmungen; allein mich dünkt, er kann auch im ersten Anwurf dazu dienen, den ewigen Klagen der feinern Juden abzuhelfen, und den schädlichen Opfern auszuweichen, welche die Christen diesem Volke so unverdienter Weise bringen sollen.

Hippel.

Antwort.

An Theodor von Hippel.

Königsberg in Pr. den 27ten December 1791.

Ich habe ungeachtet meiner andern Geschäfte, und die mich ordentlich nagen und drücken, Ihre schöne Abhandlung über die Juden dennoch gleich durchgelesen, und Ihre Feder, lieber Freund, hat sie ganz aus meiner Seele geschrieben. — Erst will ich die Brescovius'schen und Behrend'schen Rhapsodien und die Korkwitz und die Wokeser'schen Elegien noch einmal durchlesen; und kommen mir alsdann noch Gedanken ein, so werde ich sie Ihnen mittheilen. — Indeß müssen wir doch am Schlusse sagen, was eigentlich unsere Meinung ist —' und was mit den Satans angefangen werden soll, — denn ein Gosen haben wir für sie nicht, (möchte auch wohl besser anzuwenden sein) und ein Botany-Bay noch weniger. Soll es also mit ihnen beim alten bleiben? Hierüber nun nächstens ein mehreres. Für heute aber nochmals tausend Dank, und dem lieben Gott empfohlen.

v. Schrötter.

Franz von Gaudy.

Geboren 19. April 1800.
Gestorben 5. Februar 1840.

Eine Reliquie von unserm so früh verstorbenen Franz v. Gaudy, — welche meines Wissens noch nirgends gedruckt worden, — findet gewiß freudige Aufnahme! Sie wird mitgetheilt, theils um das Andenken des genialen Dichters zu ehren, theils um seine Abneigung gegen hyperaristokratischen Unsinn — er der selbst ein alter Baron war! — vorzuführen, und zu zeigen, mit welchen scharfen Waffen er dagegen kämpfte, wenn selbst reichbegabte aristokratische Naturen, mittelalterliche Institutionen und Ideen wieder zurückzuführen strebten.

Durch Gaudy's geistreiches Werk: „Aus dem Tagebuch eines wandernden Schneidergesellen," war die Gräfin Ida — eine Dame, welche allein nur *ihren* Stand als das *Einzige*, was dem *Menschengeschlechte* angehört und *Menschenrechte* besitzen darf, schildert und geschildert wissen will — tief empört, und sah sich veranlaßt, den bittersten Tadel gegen den Verfasser auszusprechen: sie hatte solchen auf eine Art geäußert, von der sie hoffte, er würde den Abtrünnigen kränken und — bessern. Doch Gaudy lachte, wollte lieber als ein Wechselbalg gelten: heiter nahm er die Kunde von der erzürnten Frau Gräfin auf und schrieb nachstehendes Gedicht. Ob er es derselben zugesendet? wir wissen es nicht.

Entſchuldigen Sie, Frau Gräfin.

An Ida.

Jüngſt wurde, nach glaubwürd'ger Zeugen Kunde
Aus Ihrem ſchönen küſſenswerthen Munde
In excluſiv ästhet'ſcher Aſſemblée
Das Todesurtheil über mich geſprochen:
Ihr zartes Händchen hat den Stab gebrochen,
Weil mir mein Wein mehr mundet als Ihr Thee —
In dieſem Punkt, Entſchuldigen Sie mich,
Da denk ich bürgerlich, ſehr bürgerlich.

Wie kann (dies war Ihr zweiter härtrer Tadel)
Wie kann ſich nur ein Sproß von altem Adel
Hingeben ſo ignobler Paſſion?
Da handelt er in Verſen, in Novellen
Von Schneidern und Gott weiß was für Geſellen.
Ziemt ſo trivialer Stoff wohl dem Baron?
Ach in dem Punkt, Entſchuldigen Sie mich,
Da denk ich bürgerlich, ſehr bürgerlich.

Ja freilich ſollt ich greifen in die Leier,
So oft zur fürſtlichen Geburtstagsfeier
Erſchoſſen wird der Bürger Morgenſchlaf,
Ich ſollte laute Hymnen jubeln, wenn der
Gothaſch' genealogiſche Kalender
Anſchwillt, mehrt ihn auch nur ein ſimpler Graf.
Doch in dem Punkt, Entſchuldigen Sie mich,
Da denk ich bürgerlich, ſehr bürgerlich.

So viele Junker jüngſt geküßt den Boden
Beim Pferderennen, ſo viel ſapph'ſche Oden —
Für einen Pindar iſt dies Feld zu weit!
Dumpf ahn' ich wohl die hochpoet'ſchen Quellen
In Routs, in déjeûners dansants, in Bällen —
Nur leider läßt mich kalt die Herrlichkeit,
Denn in dem Punkt, Entſchuldigen Sie mich,
Da denk ich bürgerlich, ſehr bürgerlich.

Ich fühl es klar, ich ſteh mir ſelbſt im Lichte.
Mein iſt die Schuld, wenn weder die Gedichte
Der Hof, noch meine Novelletten kennt.
Ja wenn ich wollte ſtandesmäßig ſingen,
Ich könnt es weit, wohl bis zum Hofrath bringen
Und auf Prologe kriegt ich ein Patent. —
Doch in dem Punkt, Entſchuldigen Sie mich,
Da denk ich bürgerlich, ſehr bürgerlich.

Leicht möglich, daß ein Elf im Schlaf der Amme
Mich tauſchte, daß ein Sproß aus edlem Stamme
Die Schneiderſcheere zähneknirſchend ſchwingt,
Indeß das Wechſelbalg, anſtatt dem Adel
Weihrauch zu ſtreuen, von der ſinken Nadel
Und von der Luſt des friſchen Wandrers ſingt.
Denn in dem Punkt, Entſchuldigen Sie mich,
Da denk ich bürgerlich, ſehr bürgerlich.

Frei, wie der Vogel, frei iſt der Geſelle;
Heut ſchlürft er Wein und morgen aus der Quelle.
Beim Meiſter heut, im Buſch iſt Morgen Raſt.
Auch er rennt auf der Bahn mit Hinderniſſen,

Doch drückt das Mänzel ihn, nicht das Gewissen:
Beglückt wer mit dem Riemen löst die Last.
Und in dem Punkt, Entschuldigen Sie mich,
Da denk ich bürgerlich, sehr bürgerlich.

Das freut des Lebens sich mit ganzer Seele,
Das schweift und tanzt und singt aus voller Kehle,
Das spitzt das Ohr bei jedem Fidelstrich!
Das Tischchen deckt sich für in jedem Stärkchen,
Und andres Stärkchen, heißt es, andres Mädchen.
Frau Gräfin, solchen Kauz beneide ich,
Denn in dem Punkt, Entschuldigen Sie mich,
Da denk ich bürgerlich, sehr bürgerlich.

Mag Ihre Huld die Grille mir verzeihen
Frau Gräfin, meine Leute sind die Freien,
Die spärlich nur in unserm Stand gesät.
Und Freien gelten meine freien Lieder,
Und ei' es kommt an Unsereinen wieder —
Wie dahin, fürcht ich, ist es mir zu spät,
Denn in dem Punkt, Entschuldigen Sie mich,
Da denk ich bürgerlich, sehr bürgerlich.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Namen-Verzeichniß

derjenigen Personen, deren in diesem Werke Erwähnung geschieht.

Abeken I. 6.
Abeken II. 6.
A'Court, Gesandter. 60.
Alberoni. 79.
Amalia von Sachsen-Weimar. 131. 132.
Ancillon, Minister. 75. 86.
Angouleme, Herzogin. 70.
Aremberg, Herzog von. 53.
Arnim, General. 117.
Arnim, Lud. Achim v. 94.
v. Arnim, Bettina, (siehe Brentano.
Artois, Graf (Monsieur). 62.
v. Avaray, Herzog. 48.
Aprer. 97.
Baader, Fr. v. 120.
Bahrdt. 282.
Bailly. 50.
Bethmann, Schauspielerin, (siehe Unzelmann).
Bethmann, Heinr. 209.
Bieſter. 276.
Blacas. 48.
Bleſſon, Major. 6.
Böhm, Jacob. 124.
Bonneval. 79.
Borignolles, Fräul. v. 53.
Boyer, Präſident. 81.
Breidenbach. 245. 258.
Brentano, Clemens. 97. 106. 112.
Brentano, Bettina. 113.
Bronner, X. 99.
Broscovius, 286.
Brougham. 57.
Brühl, Graf. 213.
Buchholz, Fr. 55. 64.
v. Bülow, Minister. 57.
Cagliostro. 269. 272.
Cambaceres. 81.
Canning, Minister. 57. 60. 62.
Casper. 234.
Catalani, Sängerin. 28.
Catharina, Kaiserin. 276. 284.
Caulincourt. 71.
Chamiſſo. 91.
Chateaubriand. 56. 62. 76.
Conſtant, Benj. 32. 92.
Cotta v. Cottendorf. 35. 37. 42.
Crelinger, (Stich). 28. 200.
Dach, Simon. 99.
Dalberg, Großherzog. 53.
Dalberg, Herzog v. 52. 71.
Dahlberg, Freiherr v. 158.
Daru, Graf. 49.
Decazes, Minister. 69. 71. 80.

v. Dierecke, General. 105.
v. Dohm. 287.
Dorow, Dr. 94. 108. 110. 252. 268.
Duchénois, Schauspielerin. 28.
Dumenil. 56.
Eckstein, Baron. 66.
Enghien, Herzog. 50. 70.
Fabvier, Oberst. 59.
Ferdinand, Kaiser. 118.
Ferdinand, König von Spanien. 58. 60. 61. 76.
Fichte. 88.
Fleck, Schauspieler. 32.
Friedländer. 291.
Friedrich Wilhelm d. Gr. 46.
Friedrich Wilh. I. 263.
Friedrich II 46. 105. 264.
Friedrich Wilhelm II., 163. 175. 187.
Friedrich August v. Braunschweig. 263.
Gall, Dr. 66.
Gans, Eduard. 34. 37. 42. 43. 217.
Gaudy, Franz von. 300.
Geblen, Justizrath. 5.
Gemallaro, Geograph. 9.
George, Schauspielerin. 28.
Gerard, Maler. 33.
Gervaso. 260. 245. 258.
Göchhausen, Fräulein. 133.
Golz, Graf v. d. 75.
Görres. 93.
Görz. 79.
Göschen, Buchhändler. 158.
Göthe, Elisabeth. 131. 189. 91.
Göthe, Wolf. 37. 54. 66. 85. 132. 158.
Gregor VII., Papst. 123.
Grimm, Jacob. 97. 113.
Grimm, Wilh. 97. 100. 113.
Großmann, Schauspieler. 201.
Grundmann. 117.
Gustav Adolph, König. 118.
Hahn, Graf. 206. 207.
Hahnemann. 127.
Hamann, Joh. Georg. 99.
Händel-Schütz, Schauspielerin. 28.
Hardenberg, Fürst. 55. 101.
Haubold, Professor. 221.
Heeren, Professor. 230.
Hegel. 37. 38.
Heim, Dr. 214.
Himmel, Kapellmeister. 107.
Hippel, Theod. v. 99. 268. 273.
v. Hippel, Präsident. 269.
Holzhauer, Professor. 277.
Hotho, Professor. 39.
Hulin, General. 49. 50. 71.
v. Humboldt, Alexander. 26. 32. 57.
Hundeshagen, Bernh. 109.
Ida, Gräfin. 300.
Iffland. 101. 213.
Immermann. 54.
Johanna — —. 189.
Jomard. 33.
Iturbida, Kaiser. 57.
v. K. 59.
Kant, Im. 99. 276.
Karl XII. 79.
Keyserlingk, Gräfin. 271. 273.
Kiesewetter. 47.
Kind, Moritz. 218.

Klaproth, Julius. 55. 89.
Kleist, Heinrich von. 101.
Koreff, Dr. 26.
Kotzebue. 112.
Lacepede, Graf. 51.
Larevelliere Lepeaux. 81.
La Roche, Sophie. 133.
Launay, de. 50.
Lavater. 272.
Law. 79.
Leo XII., Pabst. 72.
Leopold von Dessau. 75.
Lippe, Graf zur. 74.
Ludwig XIV. 79.
Ludwig XVI. 50.
Ludwig XVIII. 48.
Luther, Dr. 66.
Lys, Bertrand de. 61.
Magendie. 65.
Magnus, Eb. (Maler). 33.
Mallet, General. 67.
Mangelsdorff, Prof. 283.
Marchetti, Sängerin. 28. 32.
Martignac, Minister. 61.
Martin, St. 125.
Meyendorff, Baron v. 247.
Meyer, Heinr. Dr. 214.
Mina, General. 59.
Montesquieu. 39.
Montmorency, duc Mathieu de. 56.
Moses. 291.
Moses Mendelsohn. 294.
Müller, Adam. 101. 105. 127.
v. Müller, Kanzler. 46.
Müller, Christian. 43.
Müllner. 35.
Napoleon. 19. 48. 50.
Neumann, Schauspielerin. 46.
Ney, Marschall. 49.
Nicolai, Fr. 282.
Nicolovius, Dr. 132.
Oelsner, Karl Ernst. 33. 47.
l'Or, de. 55.
Ouvrard. 71.
Papencordt, Felix. 3. 6. 24.
Pasta, Sängerin. 25. 27.
Pauline (Wiesel). 32.
Peter der Große. 79.
Plater. 99.
Pommerain. 56.
Pozzo di Borgo. 63.
Pustkuchen. 37. 66.
Radziwill, Fürst. 104.
Ramin, General. 264.
Raucourt, Schauspielerin. 28.
Raupach. 45.
Recamier, Madame. 56.
v. d. Recke, Elisa. 269. 272. 273.
Reichardt, J. Fr. 91. 95. 102. 105. 112. 114.
Reumont, Dr. 21.
Richelieu, Herzog. 80.
Riperda. 79.
Robert, Ludwig. 25. 92.
Robespierre. 50.
Römer, Hofrath. 206.
Rothschild, 72. 81.
Rovigo (siehe Savary).
Rudolphi, Dr. Geheimr. 200. 214.
Russel, Lord. 63.
Sachs, Hans. 95.
Savary, Herzog. 67.
Savigny, v. 230.
Schaffner, J. G. 99. 111. 269. 271.
Schilling. 4.

Schlabrendorf, Graf. 66. 78. 86.
Schlegel, A. W. v. 37. 210.
Schlegel, Fr. v. 87.
Schleiermacher, Fr. 90.
Schloſſer's Kinder (Johann Georg). 191.
Schmalz, Geheimrath. 55.
Schöll, Fr. 59.
Schröder, Schauſpielerin. 28.
v. Schrötter, Miniſter. 269. 299.
Schubert. 124.
Schulenburg, Graf. 74.
Schwinck, Familie. 102.
Sebaſtiani, Marſchall. 33.
Serra di Falco. 16. 17.
Sieyes. 48.
Sigismund, König. 118.
Sontag, Sängerin. 28.
Spaur, Graf. 137. 165.
v. Staegemann. 63. 67. 106.
v. Staegemann, Eliſabeth. 105.
Stanislaus, König. 290.
Stich, Schauſpielerin, (ſiehe Gretinger).
Strahlenheim, v. 230.
Talleyrand, Fürſt. 52. 67.
Talma, Schauſpieler. 31. 32.
Tauler, 94.
Ternite, Maler. 65.
Theodor, König. 74.
Thibaut, Profeſſor. 237. 260.
Thiers, Miniſter. 55. 64.
Thucydides. 13.
Tieck, Ludw. 106. 114.
Tilly. 119.
Tönniges, Fr. 50.
Uechtritz. 40.
Uechtritz, Frau von. 57.
Ulrich, Dr. 6.
Unzelmann, Ferd. 131. 134. 181. 202.
Unzelmann, Friederike. 28. 175. 180. 200.
Varnhagen von Enſe. 21. 53. 58. 64. 67. 73. 78. 87. 90. 115. 117. 124.
Varnhagen von Enſe, Rahel. 25. 55. 73. 120.
Villele, Miniſter. 56. 62. 80.
v. Voß, Miniſter. 55.
Voß, Joh. H. 107.
Wallenſtein. 118.
Weishaupt. 281.
Witte, Karl. 217. 252.
Wittgenſtein, Fürſt. 56.
Wolf, Fr. Aug. 253.
Wöllner, Miniſter. 269. 274.
Würzer, (Würzer). 275.
Yrkull, Baron. 120.
Zimmern, Profeſſor. 221. 224. 242. 251. 253.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

In der Verlagsbuchhandlung sind ferner erschienen:

Gerstner, Clara von, Beschreibung einer Reise durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika in den Jahren 1838 — 1840. In Gesellschaft des Ritters Franz Ant. von Gerstner unternommen. (29 B.) 8. geh. 1842. 1⅚ ℛ.

Hinrichs, Prof. H. F. W., Schillers Dichtungen nach ihren histor. Beziehungen und nach ihrem innern Zusammenhange. (Ein Commentar) zu den lyrischen und dramatischen Dichtungen. 3 Thle. 8. Velinp. geh. 4⅚ ℛ.

Jahreszeiten. Eine Vierteljahrschrift der Unterhaltung und der Besprechung von Zeitinteressen gewidmet. Mit Beiträgen von Fr. Rückert, L. Schefer, W. Alexis, K. Eitner, Fr. v. Heyden, A. Kopisch, R. Morning, H. Hanke, A. Kahlert, J. v. Morner u. A. Herausgegeben von O. Marbach. 4 Bde. 8. 1839. geh. 2 ℛ.

Kehrein, Jos., die dramatische Poesie der Deutschen. Versuch einer Entwickelung derselben von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart. Beitrag zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Mit doppeltem Register. 2 Bde. gr. 8. 1840. geh. 2¾ ℛ.

Langenn, Fr. A. von, Herzog Albrecht der Beherzte, Stammvater des königl. Hauses Sachsen. Darstellung aus der sächsischen Regenten-, Staats- und Cultur-Geschichte des 15. Jahrhunderts. Großentheils aus archival. Quellen. gr. 8. 1838. 3½ ℛ.

——, Moritz, Herzog und Churfürst zu Sachsen. Darstellung aus dem Zeitalter der Reformation. 2 Bde. mit 154 Beilagen, Register und 2 Bildnissen. gr. 8. Velinp. 1841. geh. 5 ℛ.

Ohnesorge, Hermann von, Geschichte des Entwickelungsganges der Brandenburgisch-Preuß. Monarchie mit besonderer Beziehung auf die Persönlichkeit der Regenten, der Haus-Verfassung und volkerrechtl. Verhältnisse u. s. w. gr. 8. 40 Bogen auf Schreibp. 1841. 2⅚ ℛ.

Penelope für 1843. Mit 3 Portraits. Inhalt: Ein englischer Werther, von W. Alexis. Sophie Becker und ihr Verhältniß zu Elisa von der Recke, der Herzogin von Kurland, Tiedge, Gleim, Klamer-Schmidt, Bürger, Nicolai, M. Mendelssohn u. A. von Jul. von Großmann. Novellen von K. Buchner, Theod. Mügge, M. Seyffarth. 8. geb. Goldschn. 27 B. 2 ℛ.

Krieg,
Literatur und Theater.

Mittheilungen

zur

neueren Geschichte.

Herausgegeben

von

Dr. Wilhelm Dorow,

Königlich Preußischem Hofrathe, vormal. Direktor der Verwaltung für Alterthumskunde in den Rheinisch-Westphälischen Provinzen, Mitgliede der Königlichen Akademie in Neapel, der archäologischen Akademie in Rom, der asiatischen Gesellschaft in Paris, der Königlich Deutschen Gesellschaft in Königsberg in Preußen, der Alterthumsgesellschaften in Trier, Minden, des Sächsisch-Thüringischen Vereins u. s. w.

Leipzig, 1845.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

BIBLIOTECA
MONACENSIS.

Meinen geliebten Freunden

dem

Grafen Carlos Robert St. Marsan

in Turin,

dem

Geheimen Oberfinanzrath v. Grunenthal

und dem

Geheimen Medizinalrath Prof. Dr. Dieffenbach

in Berlin

zugeeignet

mit Gefühlen herzlicher Anhänglichkeit

von dem

Herausgeber.

Vorwort.

Die Herausgabe schriftlicher Denkmale von berühmten und merkwürdigen Männern und Frauen, welche ich seit längerer Zeit unternommen, hat eine so freundliche und wohlwollende — ja aufmunternde Theilnahme erregt, daß ich abermals ein Bändchen folgen lasse. Man wird es billigen, daß ich nicht in fortlaufenden Bänden mein diesartiges Unternehmen fortsetze: die Scheu vor gar zu bändereichen Werken, welche ich beim gebildeten Publikum oft bemerkt, hält davon ab.

Hat man mir auch hin und wieder den Vorwurf gemacht, daß unter meinen Edirungen dieser Art Unbedeutendes sich findet, so könnte ich diesen Tadel dadurch zurückweisen, daß häufig Herr A. als unbedeutend bezeichnet, was Herr X. wieder als höchst interessant herausbebt, — Herr X., welcher in Geistes- und Charakterbildung dem Herrn A. viel-

leicht vorzuziehen ist! Man nehme also die Gabe, welche eine Folge meiner Ansichten über den Werth solcher Mittheilungen ist — eben so gütig auf, als sie anspruchslos geboten wird, und übersehe es nicht, daß — was ich schon so oft bemerkt — weder ein Gelehrter, noch ein Schriftsteller es ist, welcher sich durch diese Publikationen in die verehrungswürdige Klasse der Herren Literaten eindrängen will: vielmehr will der Herausgeber allein nur den sehr gelehrten und geistreichen Männern aller Fächer ein Material vorlegen, welches denselben zur Beurtheilung von Personen, Geschichtsbegebenheiten und Verhältnissen aller Art dienen kann. Der Herausgeber macht durchaus keinen Anspruch auf „die höhere Objektivität des Künstlers", noch will er für „einen durch kunstvolle Beispiele angeregten Individualitätsforscher" gelten, auch bedürfen „seine Lebensansprüche und Lebensschicksale keiner Selbstvertheidigung", wie ein geistreicher Mann aus diesen Edirungen herausgelesen haben will: es ist nichts der Art zu vertheidigen! Auch muß er gegen alle ihm angedichtete „persönliche Verletzungen und daraus entströmende Galle" protestiren: dieses sind alles Voraussetzungen, welche zurückgewiesen werden müssen. Er will allein nur für einen Mann gelten, der gern Anderen das mittheilen will, was ihm selbst Freude und Vergnügen gemacht hat; Galle und Aerger sind vielleicht zuweilen bei

den Personen zu finden, welche vorgeführt werden: diese mögen sich denn über ihre vollführten Ungerechtigkeiten vertheidigen und weiß waschen, — nicht aber der Herausgeber solcher Blätter, welcher harmlos und gutmüthig nur wiedererzählt, was er erlebt, was ihm begegnet ist und was er Merkwürdiges von dem Untergange gerettet hat; heiter und zufrieden betrachtet er das Leben, freut sich über die Vergangenheit, lacht öfters über die Gegenwart und erwartet unbesorgt die Zukunft, in deren dunkelm Schooß allerdings nicht große Hoffnungen für das Gute und Beglückende zu liegen scheinen.

Man urtheile also billig und nachsichtig und Jeder entnehme der Sammlung, was ihm brauchbar scheint!

Die gemüthvollen, freundschaftlichen Briefe, welche Kaiser Alexander an den allgewaltigen Grafen Araktschejeff (Seite 24) geschrieben, werden geschichtlich ein um so größeres Interesse erhalten, wenn man weiß, welche mächtige Einwirkung dieser Mann auf Rußlands innere Regierung unter Kaiser Alexander gehabt hat, trotz dem, daß er den Haß von 50 Millionen Menschen auf sich geladen!

In der Beurtheilung des Grafen Araktschejeff hat sich der Minister vom Stein — wie es wohl oft bei ihm der Fall war — gar sehr geirrt! Er bezeichnet denselben in einem Briefe an Graf Münster vom 17. Juli 1813

folgendermaßen: „Araktscheseff ist ein gutmüthiger, leerer Schwächling, der immer eines Anlehnungspunktes bedarf, Anstetten und jetzt, wo er abwesend ist, Pozzo dazu braucht, beides Männer von Geist und Fähigkeit.“

In dem geistreichen Bruchstück aus den Memoiren des Fürsten Kosloffsky habe ich manche Eigenheiten der Orthographie, z. B. das öftere Dupliren der Buchstaben pp. ll. so wie die Accentsetzung und Theilung der Worte nicht zu ändern mir erlaubt, um so weniger, da es keine Störung zum Verständniß machen wird. Einige Druckfehler, welche wegen Entfernung vom Druckort sich eingeschlichen, wolle man gütigst berichtigen.

Halle a. d. S. im August 1844.

Dr. Dorow.

Inhalt.

Seite

Der ruſſiſche Fürſt Kosloffsky und ſeine nachgelaſſenen Denkwürdigkeiten 1

Graf Araktschejeff an Se. Majeſtät den Kaiſer Alexander I. 24

Pflichtmäßiger Bericht über die Kriegsoperationen der letzten Campagne 1806. Denkſchrift des Generals der Infanterie von Rüchel 29

Gebhard Leberecht v. Blücher, Fürſt von Wahlſtadt . . 69

A. Beiträge zu Fürſt Blüchers Lebensgeſchichte. Niedergeſchrieben im Jahr 1826 vom Generalintendanten v. Ribbentrop 71

B. Ueber mein Verhältniß zum Fürſten Blücher, niedergeſchrieben vom Generalmajor v. Eiſenhardt . 87

Der Feldmarſchall v. Möllendorf 91

a. Eigenhändig geſchriebener Brief Sr. Maj. Königs Friedrich Wilhelm III. an Möllendorf 1809 92

b. Möllendorf an Rüchel 1793 u. 1794 96

c. Derſelbe an den General Grafen v. — — 1810 . 101

d. Derſelbe an den Prediger Schulz von Gielsdorf (Zopfprediger) 1814 u. 1815 103

Aus dem Kriege in Portugal 1808 u. 1809, nebſt Details der Ermordung des portugieſiſchen Generals Bernardin Freire durch das Volk 112

a. Aus dem Tagebuch des Generals v. Eben . . . 113

b. Briefe des Lords Beresford an Eben 133

Friedrich Perthes in buchhändleriſchem und politiſchem Verhältniß und Briefe an Varnhagen von Enſe 145

Seite

Professor Eduard Gans und Geheimrath Schmalz über Demagogie im Jahr 1830 178
a. Staatsminister v. Altenstein an Ed. Gans . . 179
b. Schmalz an denselben 180
Joh. Wolfg. v. Göthe an den Professor Wilh. Jahn . .
a. Ueber des Letzteren erfolgreiche Arbeiten in Italien 186
b. Göthe an den Herzog von Weimar 197
Joh. Georg Scheffner 202
a. Sein Verhältniß zu Lud. Zacharias Werner . 204
b. Desgleichen zu Karl Gottl. Bock in Königsberg 209
A. W. Iffland als Theaterdirektor im Vergleich zur späteren Zeit 224
a—q. Ifflands Briefe an Unzelmann 1789—1811
r—s. Derselbe an Madame Bethmann 1807 . . .
t. Derselbe an Heinrich Bethmann 1812 . . . 258
Friederike Unzelmann, nachherige Bethmann . . . 263
A. a—f. Briefe und Gedichte von Brinkmann und A. W. Schlegel an dieselbe 266
B. Briefe Sr. Majestät Friedrich Wilhelms III., des Großkanzlers Beyme und Ifflands an dieselbe . 273
C. Ueber den beabsichtigten Abgang der Bethmann, in Briefen des Königs, Fürsten v. Hardenberg und v. Stägemanns im Jahr 1812 276
D. Die Errichtung eines Monuments für Iffland durch Madame Bethmann 1814, in Briefen des Königs Majestät, Fürsten v. Hardenberg, Göthes, Kotzebues, K. Winklers (Theodor Hell) 280
E. Auszüge aus Briefen der Bethmann an ihren Mann 286

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Der ruſſiſche Fürſt Kosloffsky

und

ſeine nachgelaſſenen Denkwürdigkeiten.

Der in den Briefen von Rahel*) mehrmals genannte, und durch das Werk von Cuſtine über Rußland**) neuerdings dem Publikum in ſo bedeutender Weiſe vorgeführte ruſſiſche Fürſt Kosloffsky, ein Mann von den hervorragendſten Geiſtesgaben, die in den Verhältniſſen ſeines Vaterlandes nur zu geringen Spielraum fanden, und um ſich in aller Kraft

*) Siehe: Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Berlin 1834. Bd. III. S. 179, ſagt die geiſtreiche Frau: „Wir haben einen ſehr originellen, verſtandvollen Fremden hier; Fürſt Kosloffsky, Ruſſe, geweſener Geſandter in Turin, Stuttgart, Karlsruhe; in Frankreich, England, Italien zu Hauſe; voller Leben und Geiſt. [illegible] iſt weit über die ſogenannte große Welt hinaus; bedarf ihrer aber, ſo wie großer Konverſationen, und eines großen Intereſſes. Seine Geburt öffnet ihm alle Salons, da hat er die große Welt, die große Konverſation macht er dort ſelbſt, und für ſich allein; und bei ſeinem ungeheuern geſellſchaftlichen Ehrgeiz ſchafft er ſich, ebenſo für ſich allein, auch ein großes Intereſſe, mit kleinen Mitteln.“

**) La Russie en 1839 par le Marquis de Custine. Paris 1843. T. I. pag. 137. etc.

darzuthun, einer parlamentarischen Verfassung bedurft hätten, — schrieb in seinen letzten Lebensjahren „Denkwürdigkeiten", deren Handschrift bisher noch nicht hatte können aufgefunden werden. Indeß hatte er auch schon in früherer Zeit Versuche solcher Aufzeichnungen unternommen, und von einer Reihe dieser Art sind durch einen Zufall einige Bogen übrig und in meine Hände gekommen, die, wiewohl mitten herausgerissen aus ihrem größeren Zusammenhang, und somit ohne Anfang und Schluß, dennoch ein kleines Gesammtbild geben, das besonders auch durch sein glänzendes Kolorit jeden Leser einnehmen muß.

Im Jahre 1819 kam Fürst Kosloffsky als russischer Gesandter nach Karlsruhe und Stuttgart; vorher war er in gleicher Eigenschaft in Turin*). Eine treffliche Ausarbeitung, worin er die süddeutschen Ständeversammlungen so geschickt als kühn vertheidigte, setzte ihn mit dem russischen Kaiser in Widerspruch; Graf Nesselrode sollte ihm seine Ansichten berichtigen, Kosloffsky antwortete ohne Nachgiebigkeit, und es erfolgte seine Ausscheidung von den Geschäften in kurzer Zeit. Mit dem Versprechen neuer Anstellung, mit halber Besoldung und in halber Ungnade reiste er darauf umher; er lebte in Wien, in Grätz, in Prag, in Töplitz, in der Schweiz, in Paris; endlich kam er nach Berlin im Herbste 1824, wo er durch seine in noch so jungen Jahren ungewöhnliche Körperfülle**), durch seine Sonderbarkeit in Rede und Betragen,

*) Johannes Wit, genannt v. Dörring, schildert in den „Fragmenten aus meinem Leben und meiner Zeit" Seite 84, 85 den Fürsten Kosloffsky als Erzjacobiner; sehr verläumderisch in der Sache selbst, mit Kenntniß äußerlicher Umstände und Verhältnisse. Daß der Fürst in Turin anonyme Briefe, falsche Armeebefehle u. s. w. gemacht, wird Niemand glauben, der ihn genau gekannt. Seine Neigungen und Talente verfolgten eine andere Bahn!

**) Frau von Staël sagte von Kosloffsky: „C'est un russe engraissé par la civilisation."

aber auch durch seinen Geist und Witz allgemeines Aufsehen erregte.

... et c'est en un mot le seul Souverain de l'Europe qui gouverne gratuitement. Il faut bien distinguer cet état de choses de celui des appanages, ou de ce qu'on appelle ailleurs les biens ou les dotations de la couronne: cette espèce de propriété est toujours plus ou moins une propriété nationale: le Grand Duc de Meklenbourg est tout simplement un grand Propriétaire, qui entretient toute Sa maison et toute Sa cour de Ses propres fonds. L'état ne Lui donne rien, et Ses revenus ne sont point prélevés sur des biens de la Couronne, ou des dotations dont la nation a voulu enrichir Ses maîtres, mais sur des biens héréditaires, acquis soit a Titre onereux, soit par succession, comme toute propriété privée. Ceci explique pourquoi Ses sujets, pauvres ou riches, aiment également un maître qui ne leur coûte rien, et sert de commentaire à cette phrase ridicule de la dépêche du Maréchal Davoust, que les Meklenbourgeois ne sont pas assez civilisés pour apprécier un régime plus conforme à l'esprit du tems.

Dobberan.

Pour arriver à Dobberan, il n'y a point de grande route. De quelque côté que vous veniez, vous traversez de petits chemins fangeux, étroits, passant par des villages assez mal bâtis, et éloignés les uns des autres. A l'uniformité de la plaine, qui est toujours l'image d'une vie obscure et fatigante, se joint ici ce sentiment pénible du désert, qui révèle à l'homme sa vocation sociale et le besoin de vivre au milieu de ses semblables, quand même ils seroient méchants et farouches. Tout-à-coup, sans vous en apercevoir, vous vous trouvez transporté comme par une puissance magique, au

milieu d'une habitation charmante. Ce n'est point une ville, ce n'est point un village, cela n'a pas même l'apparence d'un bain qui ordinairement se trouve enfermé soit par des montagnes, soit par d'autres habitations moins agréables à la vue: c'est un groupe de maisons dans un lieu écarté, qu'une société de gens du monde, assez philosophes pour être dégoûtés du bruit des villes, et assez aimans pour fuir la solitude, semble avoir bâties: on croiroit qu'une conformité de goûts, d'expériences, d'affections les a réunis, et qu'ils ont dit: „fuyons les sots et les méchans, et allons vivre ensemble.“ On diroit qu'ils ont chargé un Italien de donner du grandiose et du goût à leur charmante retraite, et un Hollandois d'y soigner cette propreté recherchée, qui indique l'aisance et le bien-être, et sans laquelle les plus beaux palais d'Italie paroissent autant de souvenirs d'une grandeur qui n'est plus. La maison des jeux, la salle de spectacle, et surtout celle de la Réunion sont bâties avec élégance, et sans ces ornemens ambitieux qui décèlent un goût peu exercé. Les maisons particulières sont toutes jolies, propres, entourées de terrasses et de petits jardins. Elles sont tellement vitrées, qu'on diroit que l'innocence qui ne craint jamais d'être surprise, a présidé à leur construction. La nature de ce coin du Nord de l'Europe, sans être riche, n'est pourtant pas aussi stérile que les autres contrées de cette partie de l'Allemagne. A gauche vous voyez un bois touffu, où vous pouvez promener vos soucis ou rêver au bonheur, dans une profonde solitude; à droite, vous avez un parc assez vaste, et une plantation d'arbres fruitiers: en face une colline cultivée, qui vous rappelle la tache imposée aux enfans d'Adam. En se voyant au milieu de ces monumens d'une nature bienveillante, on ne croiroit point être à une demie heure de distance, de cette Baltique à laquelle elle semble avoir partout ailleurs refusé son sourire. L'édifice des bains que se trouve sur la

rive est construit avec soin et avec élégance: je suis fâché qu'on y ait placé une inscription latine, où il y a un jeu de mots. C'est une pensée heureuse que l'espace qui sépare les bains de l'habitation: cette route tous les matins présente le tableau d'une promenade de la ville la plus peuplée: j'y ai compté une fois plus de cinquante équipages à 4 chevaux. Après l'Angleterre, il n'y en a point de plus beaux en Europe, et les Seigneurs Meklenbourgeois viennent étaler à Dobberan tout le luxe de leurs magnifiques haras. On voit dans ces voitures des femmes, dont la figure est en harmonie avec la noble race de leurs coursiers. Il est juste que la beauté ait toujours un char de Triomphe, et c'est le seul cas où les yeux du Pauvre peuvent être éblouis par un luxe dont son coeur n'est point blessé. Mais ce qui paroit incroyable, si l'on n'a point vu Dobberan, est qu'un Prince d'Allemagne ait rêvé l'égalité, et qu'il ait réalisé ce rêve. On dine et l'on soupe ensemble, dans le même salon, à la même table; on n'y est point par faveur, on y est de droit, parceque chacun paye son modique écot pour sa nourriture, et la table du Prince est une table d'hôte. Le Grand Duc est un homme âgé, d'une stature au dessous de la moyenne, et plutôt maigre: avec ces dehors, on le croiroit peu imposant, et pourtant c'est un des hommes qui inspirent le plus de vénération à Son approche. Sa vieillesse n'a rien d'aride; Sa physionomie est vive et animée, Ses yeux perçans, l'expression de Son visage plein de dignité et de franchise. Il a les manières d'un Général Français de l'ancien Régime, jointes à la bonhommie allemande. Il aime le jeu et les femmes, et l'on remarque avec sympathie dans sa figure, que ce coeur qui est caché, a souvent battu avec violence, et qu'il continue de battre. On seroit tenté de le serrer contre le sien, mais on s'incline avec respect, en se rappellant qu'il est l'objet d'une affection tendre et sincere pour un demi-million de nos sem-

blables. Ce que j'ai remarqué en Lui de plus extraordinaire, est Son éloquence. Il parle élegamment le français, et tout ce qu'il raconte, a toujours une tournure originale; mais en Allemand je l'ai entendu prononcer un petit discours pour remercier les assistans de l'affection qu'ils Lui témoignoient à l'Anniversaire du jour de Sa naissance, qui étoit véritablement digne d'être recueilli; mais ce qui ne peut point l'être et ce qui en feroit un des plus grands ornemens, c'est la simplicité, la dignité, la noblesse avec les quelles il profera ces accens qui partoient de sa belle âme, profondément émue. Chose étonnante! Il n'oublie le nom d'aucun de ses sujets, même les plus obscurs, s'il a eu l'occasion de l'approcher une seule fois: il ne leur parle point comme un père, cette manière a toujours quelque chose d'arbitraire qui n'est point dans son caractère; il leur parle comme un ami, il discute avec eux leurs intérêts, il les conseille, il les encourage. On croiroit voir des Frères, qui se confient réciproquement leurs soucis, leurs peines, leurs projets. Vous verrez souvent à Ses cotés, souvent aussi auprès de quelque femme d'un négociant de Hambourg, ou au milieu des dames du pays, une jeune femme, mise avec autant de simplicité que d'élégance, qu'aucune pompe n'environne, qui rit, cause ou écoute comme toutes celles qui sont familièrement placées autour d'elle, et que vous passeriez sans y faire la moindre attention, si Sa rare beauté ne venoit tout-à-coup arrêter vos regards. Une tête qui rappelle l'idéal de l'antiquité, placée sur des épaules d'albâtre, arrondies, abaissées, élargies par les mains de l'amour, quand, dans sa puissance créatrice, il songea à former une femme, que l'on put toujours aimer, toujours désirer, toujours regarder sans que la vue ou le coeur connu le malheur de la satiété. Ses yeux sont grands, plus noirs que bleus, largement découpés et calmes comme le ciel d'un beau jour: Son regard n'est point perçant, mais c'est un

torrent de lumière. Ses sourcils sont arqués et relevés d'une manière peu commune, ce qui donne une noblesse particulière à Sa physionomie; Son visage est ovale, Son teint d'une blancheur ebbouissante; Ses bras si ronds et si moëlleux, Ses joues toujours colorées, indiquent cette fraicheur de santé, que l'amour defend de son égide, lorsqu'il veut préserver de l'atteinte malfaisante des maladies et du chagrin son plus bel ouvrage; Sa bouche vermeille dévoileroit à un être d'une nature differente de la nôtre, que c'est à cette partie de l'image divine, que la providence a accordé exclusivement la faculté de compenser dans un moment tous les chagrins, tous les maux, toutes les privations, tous les sacrifices de la vie, et que c'est là que doit s'opérer ce prodige mystérieux de la nature, qui traduit en langage matériel, plein d'ineffables delices, l'affection passionnée de l'ame; qui trahit sans paroles ce que l'on a longtems caché, qui récompense le dévouement, et qui dans un moment de felicité fait bénir des années de souffrance. La bouche d'une femme exprime plus que ses yeux son caractère. La séverité, l'indignation, la volupté, l'attendrissement: tous les mouvements de son âme se manifestent dans celui de ses levres. Celle dont je fais ici la peinture, les a fraiches, fortes et avancées: c'est la bouche du pinceau de Rubens, le plus passionné des Peintres. Si vous avez voyagé dans l'Orient, vous la prendriez pour une grecque, que sa beauté a élevée au Rang des Sultanes; à la fraicheur de son teint, vous la diriez allemande, à la nonchalance de ses attitudes et de ses paroles, qu'elle laisse tomber comme si elle étoit accablée de fatigue, vous la croirez née sous le ciel d'Italie, souvent calme elle est quelque fois riante, et alors c'est la gaieté d'un enfant, quelque fois aussi, elle est réveuse, ses beaux yeux cherchant quelque chose dans le vide, et prennent tout-à-coup une attitude immobile et triste, qui indique une agitation pénible de

l'âme. C'est alors qu'elle vous paroitra adorable; mais ne vous livrez point à l'attrait qui vous entraine vers elle; c'est la fille d'un Roi, et la future souveraine du pays, où vous êtes. Si vous avez vu la Grande Duchesse héréditaire de Meklenbourg, vous comprendrez mieux l'histoire de cette reine de France et d'Ecosse, dont la beauté est devenue proverbiale pour les tems modernes, et vous apprendrez à être moins rigoureux dans votre jugement à l'égard de sa cruelle rivale. Elisabeth connoissoit le coeur humain: Elle savoit que cet air de dignité, de grandeur, de Majesté Royale qui en impose au vulgaire et que l'on admiroit dans sa personne, n'étoient que de foibles armes quand on les opposoit aux charmes séducteurs de la véritable beauté; que Marie, reduite à la condition la plus obscure, sans fortune, sans secours, sans protection, forte d'appas dont la nature l'avoit ornée, avoit toujours de quoi menacer le trône de la Reine d'Angleterre; elle savoit que le plus devoué de ses serviteurs, deviendroit coupable du jour où Marie daigneroit jetter sur lui un regard de faveur, et béniroit encore la mort attachée à sa trahison, comme un bienfait du ciel pour son coeur amoureux. En voyant la Grande Duchesse on répugne à l'idée qu'Elle appartienne à une Race royale et on l'adore comme une femme obscure, pour laquelle, on sacrifiéroit et son Rang, et sa naissance, et tous les préjugés que le monde a consacrés; Esclave, née de parens indigens et inconnus, on l'éléveroit sur un Trône, sans croire avoir assez fait pour elle. En la voyant, on ne pardonne pas seulement à Pierre le Grand, mais on sympathise avec Lui, et l'on se plait à admirer sa grande ame, en rejettant tous les témoignages de sa cruauté. Plus on étudie les femmes, et plus on se persuade que la beauté modifie chez elles entièrement le caractère. La Gr. Duchesse est bonne, simple, gracieuse, spirituelle, indulgente, affectionnée à la manière de sa beauté.

Pourquoi seroit-elle dure, oppressive, méprisante? Elle sait qu'on l'aime, quand on l'approche. Pourquoi auroit-elle un air étudié, imposant, factice? Elle n'a pas besoin de son Rang, pour qu'on trouve du charme à se dévouer pour elle. Lorsque Marie-Thérèse, dans tout l'éclat de sa jeunesse et de ses appas recourut à la protection de ses sujets de la Hongrie, ces hommes surpris par un sentiment qu'ils ne savoient définir, crièrent *moriamur pro Rege*, tandis qu'ils n'étoient entrainés que par l'action irrésistible de sa beauté.

J'ai dit que la Gr. Duchesse est spirituelle comme elle est belle, et je vais en citer des preuves, qui rendront sensible ma pensée. Le Grand Duc rassembla il y a quelque tems les États du pays, et ils parurent récalcitrans aux nouveaux sacrifices que le gouvernement en exigeoit pour les besoins de l'administration. Elle comprit sur le champ, que les graces valoient mieux que des raisons, que séduire c'est persuader, et que c'est la seule victoire que l'amour-propre reconnoit sans rougir, elle parla aux principaux membres de la députation, et tout fut applani. Le coeur a été surpris, et l'on n'a point regretté des sacrifices, qu'une voix mélodieuse, un beau regard avaient imposés. Le Gr. Duc auroit peut-être longtems lutté en vain contre des objections d'ailleurs solides.

Il y avoit au milieu des Etrangers qui étoient à Dobberan, un homme qui passoit pour avoir de l'esprit, qui avoit beaucoup vu, mais dont la réputation quant à sa delicatesse n'étoit guère rassurante pour une jeune femme et encore moins pour une Princesse. Elle ne pouvoit savoir si cette réputation étoit fondée ou non: cet homme étoit d'ailleurs un être tout nouveau pour elle. Elle n'avoit vu jusques là dans le Palais de son pere, comme dans celui qu'elle habitoit depuis son mariage, que des individus à la solde de sa famille, aux yeux desquels les interêts de leur service faisaient disparaître

tous les autres. Une position et un caractère tout-à-fait indépendants, devoient donc être une nouveauté pour elle. D'un coup d'oeil rapide, elle pénétra dans la profondeur de son âme, sans qu'il eut proféré un mot qui lui fit comprendra l'impression qu'elle lui avoit faite, et y coordonna sa conduite de la manière la plus admirable. Elle évita de lui donner occasion de trahir son secret auprès d'elle, et le fit sans dureté et sans affectation. Sa manière d'être ne disoit point: „Je vous évite parceque je vous connois," mais au contraire, „je vous évite, parceque je ne vous connois point encore." En effet elle ignoroit s'il étoit assez maître de lui-même pour ne pas la placer dans la situation cruelle de punir un crime involontaire, s'il disoit ce qu'elle avoit déjà deviné. C'est cette mesure dans la conduite, cette promptitude dans la conception, cette sûreté dans le jugement, enfin ce tact divin, que j'appelle l'esprit de la beauté. Si elle eut été moins belle, elle auroit été ou plus dure, ou plus coquette; si elle eut été moins belle, elle n'auroit point conçu, comment un mot de sa part, devoit persuader des hommes indifferens à ceder dans une question qui concernoit leurs plus chers interêts et des droits qu'ils étoient venus défendre. C'est cette assurance que donne la beauté, et dont Virgile fait une si noble peinture, quand il représenta Venus demandant à son mari un bouclier pour Enée et souriant au triomphe de la beauté:

Sensit laeta dolis, et *formae conscia* conjux!

Mais l'esprit, quoiqu'on dise, est une qualité secondaire chez les femmes: c'est la sensibilité, qui leur assigne leur place; c'est elle, dont l'absence ôte aux yeux d'un homme pensant tout le mérite de cette prétendue vertu, qui n'est souvent que de la pétrification; c'est elle qui efface toutes leurs fautes, fait oublier tous leurs défauts, les rend semblables aux Anges,

et répond à tous les reproches que l'injustice ou l'ignorance leur adresse:

but when sorrow wrinkles the brow,
a ministering Angel thou!

Observez une femme que la nature a mal partagee á l'égard du plus précieux de ses dons, de celui de la beauté, et vous verrez que loin de cacher ses émotions, elle fera parade de sa sensibilité même aux yeux les plus indifférens; parcequ'elle sait que l'émotion embellit toujours une femme, qu'elle attendrit et gagne les coeurs. Elle n'a point tort, car pourquoi voudriez-vous qu'elle renonçat à cet avantage qui lui tombe si rarement en partage pendant tout le cours de sa vie? Mais la beauté donne à la sensibilité, une direction différente: elle la rend discrète et mystérieuse. — Lorsqu'un jour le vieux Gr. Duc proposa de boire à la santé de ses enfans, qu'il parla de son affection pour eux, et des consolations qu'il en recevoit dans ses vieux jours, la Gr. Duchesse en fut profondément emue: Son visage se couvrit de ces couleurs d'inspiration, qui défient le talent des plus grands peintres; ses beaux yeux furent tout à coup gonflés de larmes, mais elle les avala comme si c'étoit une faute d'être sensible; elle couvrit d'un mouchoir son visage, comme s'il n'etoit pas alors plus ravissant que jamais; elle cacha son émotion avec un tel art, une telle rapidité que presque personne ne pût s'en apercevoir. La sensibilité de la beauté est toute à Elle; elle fait en secret ou son bonheur ou son tourment; elle n'en a pas besoin comme d'un moyen de plaire; elle sait qu'on l'aimeroit encore, quand même elle ne seroit point sensible; qu'on l'aimeroit et méchante et perfide

Perfida, sed quamvis perfida,
Cara Tamen!

Peut-être ne reverrai-je plus cette femme séduisante de ma

vie — c'est une de ces affreuses idées, aux quelles on se fait quand on a pris dès son enfance la triste habitude d'errer sur la terre. Mais son image me poursuivra long tems, peut-être toujours, je me garderai bien de chercher à l'effacer de mon âme; il faut s'attacher aux souvenirs qui peuvent la remplir, car il en a tant de dévastateurs, qu'on cherche en vain de repousser! Les nobles Espagnoles, nées dans l'obscurité et l'indigence, tiennent toujours les yeux fixés sur les portraits de leurs illustres Ancêtres, et se transportent ainsi dans une existence, qui ne sera jamais, qui n'a jamais été la leur.

C'est à Dobberan, quoique je vinsse de Paris, que j'ai senti la puissance de la Musique: mon âme y étoit plus disposée. J. van Müller, une des premieres clarinettes de l'Europe, s'y trouvoit alors de passage. Caché dans le bois voisin, ou dans quelque bosquet du parc, il nous fit souvent entendre pendant une nuit obscure ses sons mélodieux. C'est là que j'ai compris combien la Musique gagne à l'absence de la lumière, et que je me suis souvent répété ces vers melancoliques de l'Aveugle poéte d'Angleterre

— and a wakeful bird
sings darkling, and in shadiest covert hid
tunes her nocturnal note!....

J'y ai fait la connoissance d'une famille allemande, établie en Pologne, que je vais accompagner à .....

.... et l'apparition de cet aide de camp mit fin aux anxiétés royales et au bavardage insupportable des oisifs de notre société.

Oemheten (nom Suédois, qui veut dire, tendresse).

Enfin ils sont arrivés. J'ai vu ce Vaisseau si magnifique dans sa coupe, dans son volume, dans tous ses arrangemens intérieurs, enfin dans toute son existence physique, et si

triste à contempler dans son existence moral. On le croiroit a peine. Comment imiter l'exemple de Napoléon et transformer les matelots en soldats, quand il est de notoriété publique, qu'il ne s'y est décidé que lorsqu'il fut convaincu de l'impossibilité d'avoir une Flotte, et qu'il préférat alors très sagement d'avoir des soldats qui augmenteroient son armée déjà épuisée, plutôt que de grossir le nombre des malheureux, expirans de maladies et de misère sur les pontons Anglais? J'ai vu d'autres vaisseaux de Ligne Russes avant ce changement fatal, et il seroit difficile de peindre la peine que j'ai éprouvée par ce souvenir. Ces pantalons larges, ces Jaquettes bleues, cette mise que la raison elle méme semble avoir indiquée aux hommes qui doivent grimper sur des mâts, que l'expérience de l'Angleterre a demontrée pour être parfaite, jusqu'à l'évidence la moins contestée; tout a disparu, mais ce qui est plus triste encore, c'est le changement dans les attitudes de l'individu. „Un matelot, me disoit l'Amiral Burlton," qui n'a pas les pieds en dedans, et qui se promeneroit comme un autre homme sur le rivage, ne vaut rien du tout." Que diroit-il s'il eût vû cet équipage, qu'aucun homme n'auroit pris pour des matelots, si on ne l'en eut averti d'avance? Mais faut-il un Amiral pour décider d'une question aussi simple, aussi claire, et qui n'auroit besoin que des premieres notions de la théorie de la division du travail, pour être à la portée de chaque individu? De simples patrons des bâtimens marchands, avec lesquels j'ai causé à Rostock, sont arrivés à me dire, qu'ils étoient étonnés de l'infériorité de ces êtres amphibies, de ces Matelots-Soldats, non seulement en les comparant aux équipages des vaisseaux de la flotte de Nelson, qu'ils se rappelloient avoir vus, mais méme ceux nôtres, avant cette réforme, et qui à la connoissance de toute l'Europe, étoient parvenus jusques à égaler la perfection

des maitres de la Mer. Les Amiraux anglais m'ont souvent parlé avec admiration de la flotte de l'Amiral Siniadine qui sous ce Règne avoit paru avec tant d'éclat dans la méditerranée. Est-ce en effet le besoin impérieux d'avoir des hommes pour servir dans la ligne, qui a pû décider à détériorer ainsi une partie de forces nationales, qui dès son origine avoit donné de si hautes et de si nobles éspérances? Cette question me conduit à une autre plus vaste encore: on a souvent reproché à l'empereur d'employer de préference des hommes médiocres, mais les motifs sur les quels j'ai toujours entendu baser cette prédilection, m'ont paru tout à fait injustes, et c'est un reproche essentiel qu'on doit faire à l'ouvrage de Mr. James sur la Russie. Il est faux que ce Prince ne distingue pas sur le champs le talent de la médiocrité; il est encore plus faux qu'il s'imagine que la médiocrité soit plus passive et plus obeissante; mais je crois qu'on pourroit expliquer de tels choix avec beaucoup plus de justice, en disant qu'il s'effarouche facilement des défauts qui accompagnent presque toujours tous les genres de superiorité. Si on lui eut souvent repété avant qu'il fut sur le trône, que les Chatams, les Pitts, les Bacons, les Colberts, les Louvois, avoient tous de grands et de terribles défauts, mais que l'éxpérience a prouvé qu'on pouvoit neutraliser ce mal attaché à l'imperfection humaine, ou le compenser au centuple par les avantages qu'on pouvoit recueillir de leurs grandes pensées, il se seroit peut-être moins accommodé de la médiocrité qui agit toujours mal, qui est incorrigible par sa nature, et dont les torts sont moins évidens sans être moins réels, et sans offrir aucune compensation quelconque. Cette réflexion générale s'applique au cas particulier de la Flotte. Il s'est présenté en Russie un homme extraordinaire, un homme que Pierre le Grand n'auroit pas su comment récompenser, dont il auroit fait un instru-

ment immense pour l'exécution de ses projets, et qui tout anéanti qu'il est, fait encore l'admiration de tous les hommes de l'art qui ont été dans le cas de l'approcher ou de causer avec lui sur cette partie. Je veux parler de l'Amiral Tchitschagoff. C'est, depuis que la marine russe existe, le seul officier né dans le pays dont on ait entendu parler avec un profond respect par les héros de la marine Britanique, et cela au point, que Dundas, qui passe pour un des plus savans capitaines de la Flotte anglaise, m'a dit qu'il n'en connoissoit point chez eux, qui connut mieux son métier que l'Amiral Tchitschagoff. Je ne discuterai point ici la question, de ses torts ou de ses excuses dans l'affaire de la Bérézina. Je compte un jour, dans mes mémoires sur l'histoire de Russie, presenter dans un cadre resserré tout ce qui a été écrit et dit à ce sujet par Buttourlin, par le savant officier de l'état major de l'armée française qui a fait l'histoire de cette campagne, par Wilson, par Tchitschagoff lui-même, et y joindre toutes les anecdotes et les opinions que j'aurai recueillier sans porter aucun jugement, sur une question qui est au dessus de ma portée; mais elle n'a rien à faire avec celle du mérite que Tchitschagoff peut avoir comme officier et comme Ministre de la marine. Il est de fait que non seulement il connoit la pratique du métier, mais qu'il a des connoissances profondes dans la théorie, et qu'il a étudié avec soin les principes et la direction de l'amirauté anglaise. Il est aussi de fait que personne qui je sache, n'a jamais attaqué son désinteressement dans le service public. Tout ce que les Russes pourroient dire quant à son savoir ne signifie absolument rien, quand on l'oppose aux témoignages des Anglais, qui sont là dessus des juges compétens et irrécusables. L'ignorance aura beau parler des carcasses de vaisseaux qu'il fesoit bruler comme inutiles, en le lui imputant à crime le patriote éclairé et honnête ne pourra que regret-

ter qu'il n'ait point été là pour livrer aussi aux flammes les frégates que la Russie a envoyées à l'Espagne et qui lui ont coûté par la suite le double de ce que lui auroient coûté de bons vaisseaux propres à la navigation, car jusqu'à présent les siens son encore la fable de l'Europe. On n'a pas besoin de 50 vaisseaux comme celui de Portugal, appellé l'immuable et qui l'étoit de nom et de fait: il suffit d'en avoir 25, mais toujours prêts à mettre à la voile, bien construits, bien équipés et bien dirigés. C'étoit là sa tendance, et elle étoit certainement raisonnable; mais sans entrer dans les détails, il me suffit que son savoir et son integrité ne puissent point être contestés pour que je n'hésite point de l'appeller un présent extraordinaire que la providence avoit fait à l'empereur pour en illustrer son histoire maritime. *Savoir et integrité*, voilà les deux principaux *Postulata:* tout le reste n'est qu'accessoire. „Mais il étoit dur, violent, intraitable," et qu'importe? neutralisez le mal, qui n'est qu'un inconvenient subalterne, en comparaison de deux grandes qualités, qui suffisent pour rendre un homme inappréciable pour la chose publique, quand on veut en tirer parti: Son successeur a été l'Amiral Traversay, il n'y a qu'un mot à en dire: Le Russe malin et satirique par nature, médit toujours, mais il faut savoir apprécier sa medisance. Quand il s'agit du talent, il énumère, il est vrai, les défauts, mais il ne nie pas les qualités. Quand il s'agit d'un homme mediocre, il ne reproche rien, mais il meprise et se moque. Les marins Russes, qui savaient que l'Amiral Traversay n'a jamais étendu sa navigation au delà de Revel, ont appellé le golphe de Finlande: l'océan du marquis. Tchitschagoff étoit un bien autre homme à leurs yeux. Oemheten avoit a son bord le Grand Duc Nicolas, son épouse, et une grande partie des personnes qui forment leur cour. La Princesse Volkonsky, et le Comte de Modène, qui sont à la tête

de leur maison, n'y étoient point. En tant que je me rappelle la prémière on n'en peut dire autre chose, si ce n'est que c'est une femme qui a vieilli: le Comte de Modène est un homme d'une société sûre et agréable: c'est un homme de cour enté sur un homme d'esprit. — Le Grand Duc a reçu de la nature un des plus beaux présens qu'elle puisse donner à ceux que le sort a placés au dessus des autres: il a la plus noble figure que j'aie vu de ma vie. L'expression habituelle de sa physionomie a quelque chose de sévère et de misanthropique, qui ne met point à l'aise. Son sourire est un sourire de complaisance, qui n'est point le résultat de la gaieté ou de l'abandon. L'habitude de les réprimer est devenue tellement inséparable de son être, que vous ne voyez en lui aucune gêne, aucun embarras, rien d'étudié, et pourtant toutes ses paroles comme ses mouvemens sont cadencés comme s'il avoit devant lui un papier de musique. C'est une chose qui tient du prodige que toute la manière d'être de ce prince. Il parle avec vivacité, avec une simplicité et une convenance parfaites; tout ce qu'il dit est spirituel; aucune plaisanterie banale, aucun mot blessant ou déplacé; il n'y a rien dans le ton de sa voix ou dans la composition de sa phrase, qui indique la fierté ou la dissimulation, et pourtant vous sentez que son coeur est fermé, que cette barrière est inaccessible, et qu'on seroit fou d'espérer de pénétrer dans l'intimité de sa pensée ou de posséder son entière confiance. Il a même communiqué jusqu'à un certain point à sa femme cette expression de physionomie. Elle a souvent le regard soupçonneux et scrutateur, qui s'allie mal avec les traits harmonieux de sa physionomie naturellement douce et gracieuse. Un Français qui l'avoit beaucoup vue avant son mariage et paroit l'avoir beaucoup observée m'a dit qu'elle avoit l'air toujours riant et toujours ouvert. Mais je me trompe peut-être; ce n'est pas l'exemple du Grand Duc qui aura révélé à sa

femme le secret de se défier de l'espèce humaine; c'est plutôt cette cour de Russie, qui aura donné à tous les deux cet air de reserve et de méfiance; cette triste cour, où depuis les Menschikoffs et les Ostermanns toute indépendance morale, toute élévation de l'âme, sont regardés avec étonnement comme des élemens heterogènes, et où la brigue et l'intrigue sifflent sans cesse comme des serpens aux oreilles des princes. Malgré ce défaut, la physionomie du Grand Duc est si noble, que je ne cessois de la contempler. Si mes impressions historiques sont exactes, il me fait l'effet de Louis XIV. modifié par l'esprit de notre siècle. Il a sur lui l'avantage d'avoir eu une éducation plus soignée, ou d'avoir lui-même acquis des lumières que ce Roi n'avoit point. Il a de plus l'avantage négatif de n'être pas sujet à ces galanteries de foiblesse de coeur, qui, quoiqu'on en dise, ont souvent degradé le roi aux yeux de son peuple. Le Grand Duc ne s'occupe pas seulement des détails de la partie militaire, mais on le dit ingénieur distingué et par conséquent bon mathématicien. Il lit beaucoup et tous ses alentours m'ont assuré qu'il possède au suprême dégré cette force de l'attention qui, d'après les définitions mémorables de Montesquieu, n'est autre chose que le génie. Un mot caracteristique de tous les princes de sa maison m'est resté present comme si je lui parlois encore. Il s'agissoit de Paris; il me disoit qu'il ne prévoyoit aucune chance de pouvoir y aller; à moins, me dit-il (c'étoit dans les derniers mois de la vie de Louis XVIII.) qu'on ne m'envoye pour feliciter le nouveau Régent — „Mais V. A. Jle est trop grand seigneur pour cela," lui dis-je — „point du tout, me repliqua t-il, on peut m'en voyer comme un autre." Cette manière de s'effacer comme Grand Duc leur est particulière, mais il ne faut pas s'en féliciter. N'est-ce pas en effet anéantir complettement tout le reste, que d'offrir constamment à la vue, que les Gr. Ducs même n'ont aucun

droit inhétent à leur haute naissance et qui modifie d'une manière conventionelle les volontés absolues du pouvoir, comme partout ailleurs? Que doit devenir alors le sentiment d'être pour un simple individu? Une fiction que l'esprit ne peut saisir; une chose imaginaire, qui ressemble à la racine carrée d'un nombre négatif dans les mathématiques. Le Gr. Duc se borne jusqu'ici à être Général, mais tout prouve qu'il sera aussi propre à être un homme d'état, et si ce prince terminoit sa vie sans faire de grandes choses, c'est qu'il aura manqué sa vocation, car la nature semble l'y avoir destiné. Je ne doute pas qu'il ne donne à son fils une éducation distinguée, mais je crains qu'on l'occupant de sciences, il neglige de lui donner le goût des belles lettres et surtout de la poésie. Ce goût seroit un des plus grands bienfaits pour l'avenir de la Russie, car le monde réel de ce pays agit d'une manière si déplorable sur le caractère, qu'il faut absolument l'en garantir par les charmes magiques de l'imagination. Auguste disoit que les Romains l'invitaient à la tyrannie, mais que Mecènes et ses illustres amis lui montraient dans leurs vers un autre chemin plus parsemé des roses, et qui en même temps étoit moins escarpé. C'est au fond aux charmes de la poesie, qu'Auguste doit le pardon de ses premiers faits politiques et de sa gloire comme souverain, dans la mémoire reconnoissante de la posterité. Si le Gr. Duc Nicolas monte un jour sur le trône, je ne doute pas qu'on ne le serve avec zèle, non qu'il gagne les coeurs par un aimable abandon comme Henry IV, mais parceque les hommes aiment à obéir à un prince qu'on peut toujours montrer avec orgueil, au quel le public peut justement appliquer les deux vers célebres de Bérenice, et qui, sous ce cachet de la Majesté imprimée par la nature, possède une intelligence supérieure, qui ne fait qu'augmenter l'impression deja produite par la vue. C'est dans les affections, comme dans les haines, que se montre

surtout notre individualité. Le Gr. Duc aime sa femme, comme il fait tout, d'une manière simple et noble. Ce ne sont point ces caresses puériles, ces empressemens toujours plus ou moins ridicules, cette tendresse affichée qui ne convient qu'à un berger couronné de Myrtes, c'est une affection mâle, forte, prononcée, et d'autant plus estimable qu'elle se trouve rarement dans les individus de cette haute région, et qui indique un homme parfaitement constitué au physique comme au moral. La Grande Duchesse a une taille majestueuse, un air de souveraineté, des traits de physionomie agréables et harmonieux. Quand elle s'anime, la défiance de son regard scrutateur disparait, et elle redevient tout entière la fille de la Reine de Prusse, et la soeur de la Grande Duchesse de Mecklenbourg. La princesse se voit moins, mais la femme, sous ses formes angeliques, paroit d'avantage. Elle reprend alors l'air de son pays natal, l'air de sa noble famille, qui attache d'une manière indicible au prince héréditaire de Prusse, et en général à tous ses frères, ceux qui les ont approchés. La Grande Duchesse a des mains très blanches, et des bras moulés comme ceux de ses soeurs, et dont la beauté n'a point été exagérée par les peintres de leur incomparable mère. Ses enfans, à ce qu'on m'a dit, sont charmans, et quand vous joignez à cela l'affection que lui porte son époux et celle qu'il doit lui inspirer, vous la direz la femme la plus heureuse sur la terre, si vous ne faites point entrer dans le calcul de ses destinées l'atmosphère physique et morale de la Russie.

La Princesse Soltikoff qui l'accompagne est pour moi une ancienne connoissance. Elle trouva dans son berceau une boite, où il y avoit une quantité de présens de la destinée. Une haute naissance par son père comme par sa mère, tout autant de grandeurs et d'illustration de la part de son époux, une fortune considérable, une éducation distinguée, une belle

figure, de la grace dans les manières, de la douceur dans l'expression de son visage, de la finesse dans les aperçus de la vie sociale; et que cherche-t-elle encore cette femme d'une main tremblante et incertaine dans cette boite précieuse? vous le voulez savoir, et vous ne le devinez point? Ah! vous n'avez pas étudié le coeur humain en général et encore moins celui d'une femme en particulier! Sort impitoyable, crie-t-elle, donnez moi l'amour et prenez tout le reste. Ce cri profond du coeur n'a point été entendu, et voilà qu'on lui érige un monument de Chasteté, comme si sa vertu étoit un triomphe, et non une résignation. Quant à moi je déclare qu'elle a mon estime en dépit de cette abstinence, précivément parceque je suis convaincu qu'elle est involontaire et toute arrangée par le sort de sa vie, comme celle d'un Évêque. S'il en étoit autrement, elle seroit morose, acariâtre, persécutrice, inplacable, ce sont les bonnes qualités qui accompagnent ordinairement ce qu'on appelle, les femmes fortes: Elle est au contraire, douce et bonne, et semble demander pardon de n'avoir pas aimé. Sa tête inclinée, comme une fleur chargée de pluie, rappelle cette vierge de la ballade du Nord, qui attend qu'une main bienfaisante vienne briser son sommeil, imposé par la destinée. Ceux qui l'accusent d'être indifférente par tempérament, ne savent pas qu'il n'y a point de femme froide sur la terre. Les neiges qui couvrent le Mont Etna peuvent tromper le voyageur, qui ignore qu'une secousse violente, dont l'action et cachée aux yeux, peut à tout moment produire cette irruption volcanique, qui dévoilera à ses regards les flammes que le rocher isole porte dans son sein. L'on me dira sans doute, que beaucoup d'hommes ont adressé en vain leurs hommages à Madame de Soltikoff: mais il faudroit savoir si au milieu d'eux, il y avoit celui qui devoit lui plaire. Les hommes ne sont pas aussi séduisants qu'ils se l'imaginent. Pour faire oublier à une femme et ses serments,

et tant d'années de résignation, il faut la réunion d'un coeur très passionné avec un esprit très supérieur, ou la beauté d'un Apollon, favorisé par les circonstances.

> Anna, fatebor enim, miseri post fata Sychaei,
> Coniugis, et sparsos fraterna caede penates,
> Solus hic inflexit sensus animumque labantem
> Impulit —

Mais les Enées ne se rencontrent pas toujours. On prétend que le C. J. W. avoit un moment pénetré dans son coeur: c'est un homme assez frivole, qui n'a point d'originalité dans l'esprit, mais qui avoit une jolie figure, et une réputation d'homme à bonnes fortunes assez bien méritée. Il étoit d'ailleurs favorisé par les circonstances. On dit que le dernier jour avant son depart de Russie, il vint prendre congé de la princesse, et l'avoit tellement émue, qu'elle le conjura de quitter sa chambre. On dit aussi qu'il obéit à cet ordre, et c'est encore un *heureusement* de Marmontel, qui est, comme me le disoit un jour en riant, l'aimable Rosalie Rzewuska. L'histoire de la plupart des femmes.

Dans le nombre des personnes qui accompagnent le Gr. Duc, il se trouve un Médecin Ecossais qui est à son service. Jamais je n'ai joui de mon savoir anglais, comme en parlant avec cet homme. Ces accens de la liberté vinrent comme une rosée bien-faisante raffraichir mon coeur encore tout rempli de la sensation d'avoir vu le frère de mon maitre, de ce maitre qui peut disposer quand il lui plait non seulement de ma fortune et de ma vie, mais encore de mon honneur et de mon nom dans les tems à venir! — Qu'ils sont pourtant mal instruits ces Princes, qui répugnent aux hommes qu'on accuse du liberalisme anglais! Celui qui est imprégné de l'influence de ce noble pays, sera toujours le serviteur le plus utile et le sujet le plus fidèle. Dans aucun pays de l'Europe, les droits des Princes ne sont mieux consacrés. Nulle part on ne les

vénère d'avantage, comme des garanties de la sûreté publique, des égides vivans qui protégent l'ordre social contre la temerité d'une ambition présomptueuse; mais on les vénère sans s'avilir, sans renoncer à ses propres droits, et surtout sans être agité de la crainte: voilà toute la différence. Ce n'est qu'en Angleterre que Shakespeare a pu trouver par lui-même, et sans le secours d'Horace, le secrèt de ce caractère de l'homme de bien, que le poète de l'antiquité a peint en des vers plus pompeux, mais non plus énergiques (voyez l'ode, Justum ac) et voici les deux vers de Shakespeare:

I would not flatter Neptune for this his trident,
nor Jove for his power of thunder! —

La petite Princesse de Solms, fille de la Duchesse de Cumberland, me disoit à Töplitz comme malgré elle, „je n'aime pas les Russes," et pourquoi cela, Princesse? — „C'est qu'ils ont toujours l'air si inclinés, si faux, si courtisans, si étudiés. On ne peut pas être à son aise avec eux, et je ne sais quoi leur dire." Pourroit-on s'imaginer que, sous ce joli visage, dans cette petite personne si réservée, il aie pu naître une observation aussi profondément politique? Pour l'expliquer il faudroit des volumes, et j'avois voulu essayer de lui montrer que nous sommes tout comme les autres, et que ce qu'elle prenoit pour un trait de caractère n'etoit qu'une attitude de position: mais comme il étoit impossible de renfermer ce que j'avois à dire en peu de mots, et que je n'aime pas à frapper les oreilles d'une femme d'un long discours, qui l'impatiente toujours plus ou moins, je me suis borné à lui dire: „voilà une idée anglaise." St. Helens est le seul Etranger qui ait compris.

Graf Araktschejeff.

Als Graf Araktschejeff, Gründer und allmächtiger Gouverneur der Militairkolonien in Rußland, auf seiner Reise einen bedeutenden Staatsmann in Berlin besuchte und diesen kalt und abweisend fand, schien er zum Theil den Grund zu fühlen, und um einigermaßen sich und seinen Charakter zu rechtfertigen — da ihm am Urtheil dieses Mannes viel gelegen sein mußte, — so theilte er demselben zwei Briefe des Kaisers Alexander mit, übersetzte sie und gestattete beliebigen Gebrauch. Bis jetzt sind, soviel mir bekannt, diese merkwürdigen Dokumente noch nicht gedruckt; da sie einen tiefen Blick in des Kaisers Gemüth und in sein für Freundschaft so empfängliches Herz thun lassen, so mögen sie hier eine Stelle finden. Dem Kaiser blieb der eigentliche Zusammenhang der grauenvollen Ermordung unbekannt; sein edles Herz ahnete nicht die Motive und den Grund dieser That. Zum nähern Verständniß sei noch Folgendes gesagt.

Graf Araktschejeff hatte aus der Klasse seiner Leibeigenen eine Geliebte erhoben, die sich viel Gewalt angemaßt und das allgemeine Schrecken wurde. Nach Art gewöhnlicher Seelen ging sie unbarmherzig mit des Grafen Leuten, ihren ehemaligen Standesgenossen, um, und man war allgemein em-

pört, daß diese Person an Grausamkeit Alles überbot, was man sonst wohl in dieser Hinsicht von vornehmen, in Ueppigkeit erzogenen Frauen gehört hatte. Der Haß, das Gefühl zur Rache waren auf den höchsten Gipfel gestiegen! Als der Graf eine Reise zur Besichtigung der Militairkolonien machte und abwesend war, ermordete seine Dienerschaft dieses Weib auf eine höchst grausame Weise; mit Stichwunden war der Körper bedeckt; Jeder wollte ihr für die erlittenen Mißhandlungen eine Verletzung beibringen. Nach vollbrachter That leugneten die Leute dieselbe nicht, im Gegentheil, sie bekannten mit großer Ruhe, ja mit religiöser Begeisterung ihre Theilnahme: sie glaubten ein Gott wohlgefälliges Werk vollbracht zu haben! Ja, der Koch des Grafen wollte sogar sein blutiges Messer auf dem Altar der Dorfkirche niederlegen und ward nur mit großer Mühe durch die Gegenvorstellungen des Popen daran gehindert. Als der Graf bei seiner Heimkehr von dieser blutigen That Nachricht erhielt, ward er beinahe wahnsinnig, und auf diesen seinen körperlichen und geistigen Zustand beziehen sich nun die folgenden Briefe des Kaisers. Ganz Rußland bejammerte damals das Schicksal der armen Leute des Grafen, welche doch nur durch die unerhörtesten Mißhandlungen zum Morde gezwungen worden waren.

---

a.

An den Grafen Araktschejeff.

Taganrog, den 22. Septbr. 1825.

Lieber Freund! Einige Stunden sind es her, als ich Deinen Brief und die traurige Nachricht der schrecklichen Begebenheit, die Dich betroffen hat, erhalten habe.

Mein Herz fühlt Alles — was das Deinige empfinden muß. Aber, mein Freund, Verzweiflung ist eine Sünde vor

Gott. Ergieb Dich blindlings seinem heiligen Willen. Dieses ist der einzige Trost, die einzige Beruhigung, welche ich Dir in ähnlichem Unglück anweisen kann. Keinen andern giebt es nach meiner Ueberzeugung. Innig theile ich Deinen Gram. Geliebter Freund! lebhaft stelle ich mir vor, was in Dir vorgeht. Deine Lage, Dein Gram haben mich höchst erschüttert, meine eigene Gesundheit sogar hat es tief empfunden. Aber mit dem Gefühle der herzlichsten Liebe zu Dir wiederhole ich: daß Verzweiflung eine Sünde ist. Völliger Gehorsam dem Willen des Allerhöchsten ist unsere allgemeine Pflicht, und je größer der Kummer ist, desto mehr müssen wir mit Demuth und Unterwürfigkeit unser Haupt vor seinem heiligen Willen beugen. Unterwerfe Dich demselben und Gott selbst wird Deine Stütze, Deine Stärkung sein. Du schreibst mir, daß Du Grusien verlassen willst, aber nicht weißt, wohin Du Dich begeben sollst? Komm zu mir; Du hast keinen Freund, der Dich inniger liebt. Der Ort hier ist einsam, leben wirst Du hier, wie Du es Dir selbst einrichtest, und die Unterredung mit einem Freunde, der Deinen Kummer theilt, wird denselben um etwas mildern. Aber ich beschwöre Dich mit dem, was am allerheiligsten ist, erinnere Dich des Vaterlandes, erinnere Dich, wie demselben Dein Dienst nützlich, ja ich kann sagen, unentbehrlich ist, und mit dem Vaterlande bin ich ja unzertrennbar — Du bist mir unentbehrlich. Ich bin weit davon, um die Fortsetzung Deiner Geschäfte in der ersten Zeit Deines Grames zu wünschen. Gieb Dir die nöthige Zeit zu einiger Beruhigung Deiner Seelen- und Körperkräfte. Erinnere Dich, wieviel durch Dich vollbracht ist und wieviel alles dieses noch Vervollkommnung fordert.

Herzlich bitte ich Gott, daß er Deine Kräfte, Deine Gesundheit stärken und Dir die nöthige Kraft mit Unterwürfigkeit seinem heiligen Willen einflößen möge.

Schicke mir die genaue Beschreibung der schrecklichen Begebenheit, die Aussage der Verbrecher und Deine Meinung darüber. Melde dem Gouverneur meinen Willen, damit er alle Maßregeln gebraucht, um zu entdecken, ob keine geheimen Einflüsterungen oder Anweisungen Statt gehabt haben. Geliebter Freund, über allen Ausdruck thut es mir um Dein gefühlvolles Herz leid. Ich stelle mir vor, was es leiden muß, und theile innig seinen Schmerz. Lebe wohl, geliebter Alexiy Andrejewitsch, verlaß nicht einen Freund.

Dein treuer Freund

Alexander.

b.

An denselben.

Taganrog, den 3. Octbr. 1825.

Bei dem Unglück, welches Dich, mein geliebtester Freund, getroffen hat, beunruhigt mich besonders Dein physischer und moralischer Gesundheitszustand. Ich habe daher einen Dir treu ergebenen Mann, den Peter Andrejewitsch Kleinmichel, zu mir berufen, um mich mit ihm über Deine jetzige Lage zu berathen, und nach reiflicher Ueberlegung beschlossen, seine Inspektion der Truppen unter dem Befehl des Grafen Witte auszusetzen, damit er ohne Zeitverlust sich zu Dir begebe und mir die Mittel werden, eine vollständige Kenntniß von Deiner Gesundheit, als auch den ausführlichen Zusammenhang der Frevelthat zu erhalten. Ich gestehe Dir, daß es mich schmerzlich bekümmert, daß Dobler keine Zeile, Deine Person betreffend, schreibt, da ich doch früher durch ihn über Deine Gesundheit Nachricht hatte. Ist es möglich, daß Dich nicht der Gedanke ergreift, in welcher Unruhe ich mich in einem für Dein Leben so wichtigen Augenblicke befinden muß? Dein

Kummer macht Dich ungerecht, daß Du einen Dich ſo innig und ſo lange Zeit liebenden Freund vergeſſen kannſt, und ſündlich iſt es, wenn Du in Deiner Traurigkeit zweifelſt an ſeiner Theilnahme. Geliebter Freund! innig bitte ich Dich, wenn Du nicht ſtark genug biſt, es ſelbſt zu thun, zu befehlen, daß man mich in Hinſicht Deiner Geſundheit ausführlich in Kenntniß ſetze, denn meine Unruhe deshalb iſt groß. Ich bin auf ewig Dein Dich liebender Freund

Alexander.

Ernſt Friedrich Wilhelm Philipp von Rüchel

geb. 21. Juli 1754, geſt. 14. Jan. 1823.

Durch meinen verſtorbenen Freund, den General v. Eiſenhart erhielt ich die Abſchrift eines für die Kriegsgeſchichte wichtigen Dokuments, welches wohl die genaueſte und wahrhaftigſte Relation der Schlachten von Jena und Auerſtädt, entworfen und niedergeſchrieben von dem Generallieutenant von Rüchel, enthält, — v. Rüchel, der ſelbſt eine ſo bedeutende Rolle in jener Zeit geſpielt hat, und der, durch ſeine Geradheit und Wahrhaftigkeit bekannt, in dem hier Mitgetheilten um ſo unumwundener geſprochen haben wird, als ſein Bericht mit dazu beſtimmt war, das Dunkel jener unglücklichen Tage aufzuklären.

Mit wahrem Hochgefühl blicken wir auf die glorreichen Jahre 1813—1815 und können ruhig und ohne Aufregung die Wahrheit über jene Kataſtrophe der Jahre 1806 und 1807 vernehmen; ja es ſcheint mir für jeden Preußen Pflicht, Alles mitzutheilen, was von damals mit juridiſcher Gewißheit zu berichten ſein möchte.

Das hier abgedruckte Aktenſtück dient zugleich zur Beurtheilung des Generals v. Rüchel, welchem eine gerechte Nach-

welt zu Preußens braven Männern zählen muß: an Tapferkeit und echtem Patriotismus wird er stets ein schönes Vorbild bleiben! Seine Schroffheiten, Leidenschaftlichkeit, seine Derbheit und Geringachtung des Civil- und Bürgerstandes — als Militär — gehören der damaligen Zeit, seiner Erziehung und Ausbildung an. Varnhagen von Ense sagt sehr wahr*): „Aus Friedrich des Großen Schule hervorgegangen, doch ohne dessen Kriege mitgemacht zu haben, unter Friedrich Wilhelm II. in den Feldzügen gegen die Franzosen sich vielfach auszeichnend, aber noch in wenig selbstständigen Verhältnissen, brachte Rüchel in die Regierungszeit seines dritten königlichen Herrn schon den fertigen Charakter und Ruhm eines Helden und Feldherrn mit herüber, ohne daß sein Name in den ihm verknüpften Ereignissen die gehörigen Stufen zu solchem Gipfel gehabt zu haben schien. Als die großen Ereignisse dann wirklich der heldischen Persönlichkeit den größeren Schauplatz darboten, sollte dieser nur zum allgemeinen Untergang eröffnet sein, und Rüchel sah seine Laufbahn in die Katastrophe vom Jahre 1806 für immer hinabgeschlungen, seine Namhaftigkeit zwar in dieser Verdunkelung noch eben rettend, doch vom neuen Glanz der wiederkehrenden Siegeszeit ausgeschlossen. So erscheint denn Rüchel als ein Held, der es, fast unabhängig von der Gelegenheit der Ereignisse, durch seinen Charakter war, sein Glück und Unglück aus diesem empfangend, durch ihn emporgetragen unter minder günstigen Umständen, und gehemmt bei den verheißungsvollsten."

Baron Lamotte-Fouqué, in aristokratischen Ansichten und mittelalterlicher Ritterlichkeit mit Rüchel geistesverwandt, — hat uns mit einer detaillirten Lebensbeschreibung dieses Man-

*) S. Zur Geschichtschreibung und Literatur. Hamburg 1833. S. 219.

nes beſchenkt*), worin allerdings das hier folgende Aktenſtück nicht hätte fehlen ſollen.

Fr. Aug. v. Stägemann hat den General v. Rüchel in ſeinen Kriegsliedern beſungen.

Die mit Br. unterzeichneten Anmerkungen in der Denkſchrift ſind von dem als Oberſt und Kommandanten in Stettin verſtorbenen v. Brixen, er war Rüchels Adjutant in dem unglücklichen Kriege.

Pflichtmäßiger Bericht

über die Kriegsoperationen der letzten Campagne, in ſo weit ſolche mit dem mir von Sr. Königl. Majeſtät allergnädigſt anvertrauten Geſchäftskreiſe concernirten, an die von Sr. Majeſtät zur allgemeinen Beurtheilung der geſammten Kriegsoperationen niedergeſetzte Immediatcommiſſion.

Zuvörderſt ehe ich ſchreibe, muß ich eine königl. hohe Immediatcommiſſion dringend um Entſchuldigung bitten, wegen des ſo äußerſt ſpäten Einganges dieſer, unter mehreren auch von mir, geforderten Schrift.

Die Summe meiner auf einander gefolgten, zum Theil ſchweren Krankheiten, machten es ſogar unmöglich, die an mich eingegangenen Sachen nur einmal zu leſen, die darauf erfolgte gänzliche Erſchlaffung meines Körpers aber, und beſonders die langen Folgen eines üblen Nervenfiebers vereitelten, trotz aller meiner Anſtrengung jeden Verſuch, daran ernſthaft zu arbeiten, noch conſequent zu denken. Dies zu meiner Entſchuldigung

*) Ernſt Friedrich Wilhelm Philipp von Rüchel, militäriſche Biographie von Fr. Baron de la Motte Fouqué.

auf dies Sujet; ferner so muß ich anführen, daß ich ohne alle Manuscripte und Listen bin, auch trotz denen, so mannigfaltigen Geschäften, womit mich das Vertrauen meiner unterschiedenen Könige eine Reihe von Jahren beehrten, nie in meinem Leben ein Journal geführt habe, um mich gleichsam damit bei denen Akten zu decken, weil mir meistens dazu die Zeit gemangelt hat, und ich nicht so sehr an das Schreiben, sondern nur an das Handeln dachte: Data und Namen also, die ich nie habe behalten können, fehlen mir ofte, dennoch hoffe ich aus meinem Gedächtnisse getreulich so viel darzustellen, als nöthig sein wird, den eigentlichen Sinn der Operationsgeschäfte deutlich zu beleuchten; wie auch diejenigen Bemerkungen, die da wesentlich berührt zu werden verdienen, und dies wird, glaube ich, hinreichend sein, für das Urtheil der königl. hohen Immediatcommission, nach der Absicht Sr. Königl. Maj. Allergnädigsten Commissariale.

Und nun zur Sache.

Ich ward durch Se. Königl. Majestät von meinem Gute Haseley den 11. August 1806 nach Charlottenburg berufen, und vernahm die Nachricht, daß, nach dem Berichte des Marquis v. Lucchesini, unserem damaligen Gesandten in Paris, wider die Erwartung, Preußen mit Krieg überzogen werden sollte, und einen Theil seines Staates für Frankreich abreißen, unter dem Titel eines Arrondissements für den Herzog v. Berg.

Grade dieses Preußen wollte der Oberherrscher Frankreichs, so als einst die Römer den Mithridat, auch an seiner Reihe unterjochen, dessen Bescheidenheit, Treue und Glauben Frankreich und sein Herrscher ihre Existenz am vorzüglichsten zu verdanken hatten, weil unser an ähnlichen Ideen seiner Natur nach so divergirende Monarch mehr von dem Gedanken beseelt war der inneren Glückseligkeit seines Volkes, als von ehrgeizigen Plänen zur Unterjochung fremder Nationen. Kurz, nach wenigen Tagen meines Daseins in Charlottenburg und Berlin

reiſte ich den 15. Auguſt nach Hannover ab, übernahm das Kommando über die Truppen des damaligen Etatsminiſters und Titulargenerals Grafen v. Schulenburg-Kehnert, der jetzt Diviſionsgeneral und Präfect bei Sr. jetzigen Weſtphäliſchen Majeſtät ſein ſoll, und ward an den Oberbefehl des regierenden Herrn Herzogs von Braunſchweig angewieſen.

Dieſem Prinzen von ſo vieler Einſicht und ſo mancher Herrſchertugend vertraute unſer Monarch, nicht ohne manchen Grund, in jeder Art ſehr hoch. Schade nur, daß der Neffe des großen Ferdinands, bei ſo ſchönen und herrlichen Natur- und Kunſteigenſchaften, nicht das Durchſchneidende ſeiner eigenen Selbſtüberzeugung in ſeinem Wirkungskreiſe, wie auch lebhafter und ſtärker in ſeine Rathſchläge übertrug, durch welche originelle Selbſtübertragung dieſer Prinz vollkommen dem großen, ſonſt rechtmäßigen Vertrauen hätte entſprechen können, dem Könige unſerem Herrn in dieſer kritiſchen Epoche eine wahrhafte Stütze zu ſein.

Ich reiſte bei der nahen Nachbarſchaft mehrmals von Hannover nach Braunſchweig, um mir Licht zu verſchaffen vom Herzoge, über das Gros der Plane. Unſere Geſpräche roulirten meiſt auf folgende Sujets:

Auf den Excès unſerer höchſten militäriſchen Anſpannung, incl. der von mir ſchon vor mehreren Jahren projectirten Reſervelandmiliz.

Auf die höchſte Schnelligkeit politiſcher Harmonie eines ſchon längſt ſein ſollenden großen nordiſchen Staatenbundes und die Wiederherſtellung des wechſelſeitigen Vertrauens in dieſem Bunde, durch vertrauungsvolle vom Publiko geachtete Perſonen.

Auf die Thunlichkeit von ſchnellen Märſchen unſerer Hauptarmee und der Möglichkeit, in wie fern General v. Blucher und ich, beide zuſammen vereinigt, nicht einen Ueberfall verſuchen konnten, in die jetzt feindlich ſcheinenden Staaten, wenn

Hessen und Sachsen unsere raschen Bewegungen, bis zur Ankunft der großen Armee, zu einiger Stütze dienten.

Der Herzog entrirte einsichtsvoll in dieser Materie, goutirte indessen die leztere nicht, trug mir dagegen auf, den Kurfürsten von Hessen zu bearbeiten, der nach des Herzogs Meinung einiges Vertrauen in mich sezte, und dessen Gesinnungshaltbarkeit der Herzog nicht traute.

Ich sendete also den damaligen Major und Quartiermeister v. Knesebeck nach Cassel ab, die dortigen Gesinnungen des Herrn, so wie der Diener zu enträthseln, die ihm aber zum Theil nicht ganz gefielen, und ich folgte ihm den 22. August in Person, wo ich von des Kurfürsten Durchlaucht mit allen Simptomen einer distinguirten Güte, auch Vertrauen überhäuft ward, und ob ich gleich die Ehre hatte, den Herrn zu kennen, doch berechtigt zu sein glaubte, in die Realite der Handlung mehr Glauben zu sezen, als solches die Folge bewies und ich nahm den verdienstvollen damaligen Obristen v. Scharnhorst aus guten Gründen mit. Meine Ruckkunft war dem Herzoge angenehm.

Ich dislocirte die Truppen im Hannöverschen, bemühete mich, den guten vereinten Geist in die Gemüther der vornehmsten Hannoveraner wieder herzustellen für die gemeinsame Sache, und unterstützte fur alle Dinge in jeder Art, mit Truppen, Geschüz, Munition, Lebensmittel u. s. w. die Festungen Hameln und Nienburg hinreichend, auf daß keine Entschuldigungsgründe obwalten sollten, gedachte Festungen nicht im Falle der Noth bis auf's Aeußerste zu vertheidigen.

In Hameln hatten Se. Königl. Majestät den General v. Schöler*) zum Commandanten ernannt; in Nienburg erwählte

*) Der General von Schöler war ein braver und instruirter Ingenieur, aber alt, abgelebt, ohne Gedächtniß, hätte er längst pensionirt werden müssen; denn in einem ganz consummirten Körper wird die Seele gewöhnlich stumpf. Br.

ich zum Commandanten den Generalmajor v. Strachwitz*), der mir für den Felddienſt etwas ſchwer geworden zu ſein ſchien; den ich zum Commandanten aber deshalb geeignet glaubte, weil ich ihn ſonſt aus der Rheincampagne, ſo wie im Frieden, niemals anders, als wie einen braven und ehrenvollen Mann gekannt hatte. Den Vorgang der Uebergabe von Nienburg weiß ich bis zur Stunde noch nicht; über die ſchnelle Uebergabe von Hameln**) aber, ſo ungleich feſter iſt und die ich dem Commandanten ſo ernſt und dringend zu wiederholtenmalen an das Herz gelegt hatte, bin ich erſtaunt. Mit Schweden waren die Kompromiß noch nicht beigelegt und ich ſetzte mich in Relation mit dem bei Ratzeburg commandirenden Generalmajor v. Beeren, um thätlichen Streitigkeiten möglichſt vorzubeugen und zog denſelben zuletzt näher an mich, mit Bewilligung des Herzogs. Als die Kriegsrüſtungen der Franzoſen lauthar wurden, bat ich um Verſtärkung. Der Herzog von Braunſchweig-Oels ward auch vom Kalkreuthſchen Corps mit einer Anzahl Truppen zu mir beſtimmt, in der Folge aber zu des Königs großer Hauptarmee geſchlagen, wo er unter dem Herzog von Weimar zur Avantgarde ſtieß.

Ich ſendete indeſſen als Courier den Rittmeiſter v. Eiſenhart ab, an die ſächſiſchen Herzoge in das Werrathal nach Thüringen, um durch Hildburghauſen, Coburg und Meiningen beſtimmte Nachrichten vom Feinde einzuziehen. Dieſer thätige

---

*) Strachwitz war ein braver Mann für ſich; durch höhere Befehle geleitet, war er ſehr brauchbar; ſich ſelbſt überlaſſen aber, ohne alle militäriſche Kenntniß, war er ohne Haltung, unentſchloſſen und durchaus zu nichts fähig. Hierin hatte ſich alſo Rüchel geirrt. Br.

**) Wo der Kommandant der Thätigkeit unfähig iſt, da iſt die beſte Feſtung verloren, denn die Wälle vertheidigen ſich nicht ſelbſt. Ein großer Fehler herrſchte in unſerer Armee; man ſah die Feſtungen als Invalidenpoſten an, da ihre Vertheidigung doch ſehr thätige Commandanten verlangt. Br.

und kluge Offizier hat sich hiervon mit so vieler Geschicklichkeit aquittirt, daß er mir allgemeine Achtung und Vertrauen einflößte. Auch hat dieser einsichtsvolle Offizier, da ihm in der Folge, als Partisan, Truppen beigesellt wurden, und er bei den nachfolgenden feindlichen Operationen in der so großen Entfernung fast abgeschnitten war, bei mehreren Demonstrationen und Gefechten sich so rühmlichst ausgezeichnet, daß ich solchen der Gnade Sr. Majestät pflichtmäßig empfehlen muß. In gleicher Absicht sendete ich den verdienstvollen Rittmeister und Brigademajor v. Bechtolsheim nach Gotha und Eisenach.

Dem Major von Kraft mit seinem Grenadierbataillon in Mühlhausen theilte ich etwas Cavallerie zu, um nur in Zeiten etwas aus Hessen, dem Harz, und dem Main zu erfahren.

Die Marschälle in Franken rühreten sich innerlich, und auf diese Rüstungen sendete mich der Herzog mit meinem Corps zuerst nach Göttingen den 12. September, und darauf den 18. September nach Mühlhausen, indem ich eine Garnison in Hannover zurücklassen mußte; allwo ich den Generalmajor v. Bila wegen der Schwächlichkeit seines Körpers zum Commandanten ernannte.

Als ich nach Göttingen ging, schien es mir nöthig, den General v. Blücher mit seinem Corps d'armée in's Paderborn'sche näher an Hessen heranzuziehen und nur in der Gegend von Münster ein Observationscorps zu belassen, anfänglich unter dem Commando des General v. Wedell, bis daß auf Allerhöchsten Befehl Sr. Königl. Majestät der Generalmajor v. Lecoq*) zum Commando daselbst ernannt wurde**). Auf

*) Daß der General v. Lecoq practisch war, hat er bewiesen. Wissen und Ausführung sind nicht immer beisammen. Br.

**) Was wollte er noch bei Hameln? die Festung auszehren. — denn zum Entsatz hat er doch nichts gethan, und kapituliren konnte er überall. Br.

solche Art wurden die Hessen in die Mitte gesetzt, zwischen dem General v. Blücher und mir. Dieser Schritt schien schon in dem equivoquen Cassel einige Sensation zu machen, die mir einiges Mißtrauen einzuflößen anfing*).

Ich machte meine militärischen Rapporte an den Kurfürsten, obngeachtet ich nicht dazu angewiesen war, um nur mit den Hessen in Liaison zu kommen. Dieser Herr aber declinirte immer die Dislocation einiger preußischen Truppen in's Hessische. Meine Maaßregeln wurden geduldet, aber nicht approbirt. Ich erhielt Ordre, mit meinem Corps nach Mühlhausen vorzurücken; welches geschah, indem ich den General v. Winning zur Avantgarde nach Eisenach vorschob, wohin ich im Fall eines feindlichen Angriffs selbst vorrücken wollte, und sendete fliegende Detachements nach Vacha und Gotha zu einiger Verbindung mit den Hessen und der sich bei Naumburg versammelten königlichen Hauptarmee; desgleichen detachirte ich aus Nienburg den Major v. Dresler mit einem Observationsdetachement nach Bremerhöhe. Die Summe der feindlichen Nachrichten fing an die Aufmerksamkeit des Beobachters nach dem Centro hinzuziehen. Ungewiß von den Gesinnungen Hessens, troß aller glatten Worte, ungewiß vom Feinde isolirt angegriffen zu werden, bevor unsere große Armee bei Naumburg versammelt war, zog ich schleunig den General v. Blucher über die Weser bis Göttingen zurück; indem noch ein Datachement unter dem General v. Haaken auf dem rechten Flügel der Hessen figurirte.

Der schwankende Kurfürst von Hessen, der sich zu keinem decisiven Schritte entschließen konnte, sondern gern in der Mitte zwischen 2 preußischen Corps seiner Meinung nach, ruhig ver-

*) Der Kurfürst von Hessen blieb unentschlossen bis auf den Augenblick, wo die Franzosen vor Cassel erschienen, und wo er zu spät das Zeitraubende seiner Politik einsah. Br.

bleiben wollte, beklagte sich heimlich wider mich und meine, wegen des nie zu ersetzenden Zeitverlustes schnell ergriffene Maaßregel, ward so lange höheren Orts wiederholentlich desapprobirt, bis die Erfahrung endlich zeigte, daß das ganze Gewicht der feindlichen Kriegsoperationen wirklich auf die Saale gerichtet sei*). Mittlerweile ward bei der Ankunft der Hauptarmee bei Erfurt der Entschluß gefaßt, offensive durch den Thüringer Wald zu gehen, zum Angriff auf den Feind, der von Nutzen sein konnte und der besonders dann, wenn er hätte früher geschehen können, bevor der Kaiser Napoleon mit der ganzen Force beisammen war, über die noch nicht völlig präparirten Marschälle entscheidend hätte werden können**). —

Da unsere Hauptangriffe von der königlichen Hauptarmee projectirt waren und mein damaliges noch ziemlich starkes Corps d'armée incl. Blücher zu den Demonstrationen gegen den Main bestimmt waren, unsern rechten Flügel zu decken, und den Feind in seine linke Flanke à Tempo zu tourniren; mir

---

*) Wie man dies nicht vorhersehen wollte, ist mir unbegreiflich; der größte Theil glaubte, Napoleon würde durch das unfruchtbare Rhöngebirge seine Operationen leiten. Br.

**) Friedrich der II. sagte: „wenn ihr schlagen wollt, so zieht eure Kräfte alle zusammen, denn ihr könnt sie nicht besser anwenden."

Wir standen aber:

1) Lecoq bei Münster.
2) Winning bei Bacha.
3) Der Herzog von Weimar mit 10,000 M. im Thüringer Walde, zwischen Winning und dem Prinzen Louis.
4) Prinz Louis bei Saalfeld.
5) Blücher in Hessen.
6) Rüchel bei Weimar.
7) Hohenlohe bei Jena.
8) Die Hauptarmee bei Auerstädt.
9) Prinz Eugen v. Würtemberg bei Halle.

Heißt das Alles zusammennehmen gegen einen Feind, der uns mit vereinter Kraft angriff? Br.

aber für Heſſens Geſinnung nunmehr ernſtlich bange ward; ſo ließ ich den General v. Blücher mit ſeinem Corps augenblicklich von Göttingen aufbrechen, mit dem expreſſen Befehl, ohne Rückſicht der Folgen mit klingendem Spiele durch die Reſidenz Caſſel zu marſchiren und bis auf weitere Ordre einige Meilen jenſeits zu canteniren, wie auch dem Kurfürſten den Marſch ſeines Corps d'armée erſt vor den Thoren von Caſſel der Formalität wegen anzuzeigen. Dies that ich, dem Kurfürſten nur erſt zu impliciren, auf meine eigene Verantwortung, überzeugt, daß bei ſo wichtigen Fällen, wo es darauf ankommt, gegen einen überlegenen Feind, incl. der ſehr wohl organiſirten Landmiliz zur Offenſive 20,000 und zur Defenſive aber 40,000 braver Truppen mehr zu erhalten, ein General durch ſeine Handlungen die Politique nie compromittiren kann, weil im äußerſten Falle ein Regent die eigenmächtigen Handlungen ſeines Generals desapprobiren, auch, ſei es im Ernſt oder politique, an demſelben ahnden kann.

Der Kurfürſtl. Generalquartiermeiſter Lieutenant v. Ochs aber kam ſchleunig als Courier zu mir, mit einer Kabinetsordre von Sr. Königl. Majeſtät, nach welcher ich den General v. Blücher wieder aus den kurheſſiſchen Staaten zurückziehen mußte. Indeß ward der Fürſt von Hohenlohe näher an die Hauptarmee herangezogen, der Herzog von Weimar als Avantgarde durch den Thüringer Wald geſchickt, und ich beorderte die Generale v. Winning und v. Plötz mit ſtarken Märſchen gegen den Main vorrücken zu laſſen.

In dieſem entſcheidenden Moment wagte ich es, der ich ſonſt mit dem Kurfürſten von Heſſen, noch aus der Rheincampagne her auf einem vertrauungsvollen Fuß zu ſein das Glück hatte; im Namen Sr. Königl. Majeſtät, der deutſchen Ehre und der Nothwendigkeit, eine Aufforderung zu adreſſiren, von der ich die Copia an einen von beiden, entweder an des Königs Majeſtät, oder an den Herzog von Braunſchweig Durch-

laucht, mit einigen Entschuldigungsgründen über meine Freiheit, zugeschickt habe. Meine Präpositionen bestanden darin:

Marschall Augereau zwischen Wiesbaden und Frankfurt anzugreifen, der nur sehr schwach in einer langen Extension dort figurirte, mit der Hauptforce aber den Main zu passiren und die Kolonnen des Kaisers Napoleon in den Rücken anzugreifen, welches nach meiner Meinung der Sache eine günstige Wendung hätte geben können und den Herzog von Weimar sauvirte. Meine Aufforderung war meiner Meinung nach ehrerbietig; aber freilich nach Lage der Sache dringend und lebhaft.

Ich beschwor den Kurfürsten um diese Handlung, bei dem sonst nicht zu vermeidenden Joche der Sklaverei, dem Verluste seines Staates und seiner eigenen Glückseligkeit. Die Antwort erhielt ich erst in Hollstein bei Königsberg, allwo ich mich hernach von meiner erhaltenen Wunde heilen ließ. Die Abschrift davon erfolgt anbei in origine.

Leider aber ward die gute Sache also auch hier verfehlt, und der coup fin von Staatsintrigue ist übel ausgefallen*).

Während dieser Bewegung aber stieß Napoleon in das Tempo, und ging selbst offensiv und hieraus entsprang der erste Grund von der Extension unserer Armee und ihrer Verminderung an Streitkräften in der Schlacht. Ich erhielt demnach die Ordre in starken Märschen zuerst nach Eisenach und darauf per Gotha nach Erfurt zu eilen, indem die Hauptarmee sich aus ihrer ersten Vorbewegung weiter zurück bei Weimar postirte. In dieser Epoche tritt das bekannte Gefecht des Prinzen Louis von Preußen Königl. Hoheit, bei Saalfeld ein.

---

*) Als das Rüchel'sche Corps bei Mühlhausen kantonirte, wurden mehrere Projecte zu einer Centralposition gemacht; man war aber unschlüssig, ob diese Position bei Kraula oder auf den Etersberge bei Weimar genommen werden sollte, aus beiden wurde nichts. Br.

Als ich bei Erfurt angelangt war, replirte sich schon das geschlagene Regiment v. Müffling und ein Bataillon Sachsen auf Erfurt zurück, sehr delabrirt und mit großem Verluste; mir mißfiel die Unordnung und Unruhe, in der solches geschah, und als ich die Truppen vor dem Thore formiren ließ, solche sehr schwach waren und einzelne Leute nachgezeddelt kamen, was bei einer schweren Infanterie nicht sein soll, bezeugte ich dem Commandeur des Regiments, Oberst v. Dierecke, darüber meine Unzufriedenheit. Er antwortete mir, es würden sich noch Truppen nachfinden, die da versprengt wären. Meine natürliche Frage war: „Hat denn die Cavallerie in Sie eingehauen?“ die Antwort war: „Nein!“

Nun erwiderte ich: „so sind Sie kein determinirter Commandeur und ich müßte Sie von Rechts wegen an den König melden, weil eine Infanterie, geschlagen oder nicht, zusammen verbleiben muß und wer sich von der Fahne entfernt, dem muß man auf dem Flecke die Kugel vor dem Kopf geben zum Beispiel für Andere.“ Ich revidirte von den Preußen und Sachsen die Patronen*), so verschossen waren, und legte sie interimistisch in und nahe bei Erfurt, da sie ohne Brod, Lebensmittel und Bagage waren; bis daß der Fürst von Hohenlohe, der da glaubte, ich wolle mein Corps durch diese Truppen verstärken, über sie anderweitig disponiren konnte: und diese Analysis ist überflüssig zur Beantwortung der Klage einzelner Herren Subalterns des v. Müfflipg'schen Regiments wider mich, welche sie bei der hohen Immediatcommission eingereicht haben. Und es ist traurig für einen General, wenn die untersten Subalternen es wagen dürfen, die Worte ihrer Vorgesetzten, die sie entweder schief gehört oder schief verstanden, ich will nicht hoffen, gestissentlich verdreht haben, officiel zu kritisiren.

*) Die Preußen hatten noch die Hälfte ihrer Patronen. Die Sachsen hatten gar keine verschossen. Br.

Uebrigens befand nicht allein ich, sondern auch meine ganze Suite den Herrn Obristen, ich will nicht sagen gar sehr, und auffallend distrait, doch vielleicht sehr krank. Da durch den Rückzug des Corps des verewigten Prinzen Louis Königl. Hoheit, und der Concentrirung der königlichen Hauptarmee bei Weimar mein Terrain entblößt wurde, so warf ich rasch eine neue Vorpostenkette vor und hielt mich gegen das Evenement bereit. Dies aber ward mir schwer, weil außer der Person des General v. Blücher, ich in diesem Augenblick zu den übrigen Truppen, die ich schon früher hatte abgeben müssen, die 10 Escadrons Husaren seines Regiments verlor, um so mehr, da das von mir zu beobachtende Terrain, außer denen auf Befehl detachirten Corps v. Winning und v. Plötz und den zurückgelassenen Garnisonen von Hameln, Hannover und Nienburg zuletzt eine zu observirende Linie formirte, von Weimar bis an den Main und von dort über Hannover bis Bremerhöhe, außer denen bei Münster und Paderborn detachirten Corps v. Lecoq und v. Haacken. Mitten in diesen ernsten Geschäften aber erhielt ich den Befehl mit meinem Corps d'armée, eine an der Armee näher liegende Position zwischen Erfurt und Weimar zu erwählen. Da ich der Meinung bin, daß man Festungen entweder rasirt oder besetzt, so sendete ich zur Verstärkung von Erfurt, dem Petersberge und der Zyriarburg das Infanterieregiment Kurfürst von Hessen ab.

Mein Corps war kaum in den koncentrirten Kantonirungen der Position*) zwischen Weimar und Erfurt eingerückt**), wo-

*) Diese Position war bei Bechstedt.

**) Wir waren kaum angekommen so mußte Rüchel für seine Person nach Weimar zum Könige, mich ließ er bei dem Generallieut. v. Larisch, welcher das Corpscommando ad interim übernahm. Von Weimar aus schrieb mir der General, ich sollte das Corps nach Weimar führen und mit demselben den Wedig, einen Thiergarten, en Quarrée besetzen, denn zu einer ordentlichen Position war das Corps

von ich eben das Terrain beritten hatte, so erhielt ich den Befehl: unverzüglich nach Weimar zu kommen, darauf auch sogleich mein Corps mir bis Weimar folgen zu lassen.

Ich kam kurz vor Mittag dort an und fand Alles in der Bewegung; indem schon denselben Nachmittag die Armee des Königs in dem Alignement auf Naumburg abmarschirte, um sich der Passage über die Saale zu versichern und der Communication mit der Elbe. Der Fürst von Hohenlohe blieb in der Gegend von Jena.

Die bestimmten Befehle des Herzogs von Braunschweig für mein unterhabenes Corps d'armée bestanden in folgenden:

Mich auf den Höhen bei Weimar zu postiren, die von des Königs Armee entblößt wurden und Weimar mit zu besetzen; indem ich eine fliegende Verbindung zu erhalten suchen möchte, zwischen mir und dem Herzoge von Weimar.

Meine bis gegen den Main vorgedrungenen Truppen sollten nun wieder schleunigst zurückgezogen werden*), in eben der Art als man dem Herzoge von Weimar denselben Befehl zugesendet hatte, sich aus dem Thüringer Walde ebenmäßig in Eilmärschen auf Weimar zurückzuziehen**).

Diesen Herzog von Weimar sollte ich zum Replie dienen bei seiner Ankunft, wie auch zu seiner Unterstützung auf den Fall der Noth. Dies war der eine Hauptbefehl, dem der Herzog annoch die zweite Bedeutung hinzufügte: es sei denn, daß mir

---

zu schwach. Als ich bei Weimar ankam, stand noch die Garde im Lager und des Abends war der Queue noch nicht von Weimar entfernt. Den anderen Tag ward die Bataille von Auerstädt und Jena gegeben; ich enthalte mich, meine Meinung über diese Sache zu sagen. Br.

*) Dazu war keine Zeit mehr, auch hatte Winning schon für den Fall des Angriffs im Voraus die gemessenste Instruction erhalten. Br.

**) Weimar kam den Tag nach der verlornen Bataille erst auf den Höhen von Erfurt an. Br.

von Sr. Maj. dem Könige, oder von ihm selbst anderweitige Verhaltungsbefehle zugesendet würden*).

In diesem neuen Verhältnisse der Dinge zeigte ich demnach dem Fürsten von Hohenlohe meine Nachbarschaft an, und meine Bereitwilligkeit, ihn, wo ich könnte, zu unterstützen. Meine Truppen wurden in den Marsch gesetzt und verordnete nach dieser veränderten Lage, die Stationen meines Hauptlazareths und Fuhrwesens gegen die Chaussee, die sich mit dem Harz verbindet, und die Bagage des Corps unter der nöthigen Bedeckung nach Schloß Vippach, nachdem ich unter meinen Truppen das hinreichende Brod, Fourage, Branntwein, kurz Lebensmittel vertheilen ließ**).

Noch an demselben Nachmittage beritt ich bis gegen Abend mein Terrain, und da die Truppen nicht eher eintreffen konnten als in der Nacht; so trug ich meinem Adjutanten, dem sich in die Terrains so schnell orientirenden braven Major von Briren, auf, in Abwesenheit des Major von Knesebeck, den man, so wie den Obersten von Scharnhorst zur großen Hauptarmee gezogen hatte, für diese Nacht nur die Truppen in Form eines offenen Quarrees an der Lisiere des kleinen Gehölzes bei Weimar bivouaquiren zu lassen. Die Cavallerie aber theils gleichfalls auf den Fleck, theils in einigen sehr nahe dabei liegenden Dörfern zu verlegen; die Stadt Weimar zu besetzen mit 2 Bataillons und eine Chaine zu ver-

*) So war Alles schwankend und ungewiß. Br.

**) Der General hatte die Vertheilung zwar befohlen, allein sie geschah nicht, weil ein alter Befehl da war, daß der tägige Brodbedarf nicht angegriffen werden sollte. Die Truppen hungerten, und die Wagen waren voll Brod; das war schon bei Bechfeld der Fall, nach Weimar marschirte Alles mit leerem Magen, und den anderen Morgen zur Bataille ebenfalls. Ich verzürnte mich noch darüber mit dem Oberst Walter v. Cronhelm, der das Larische Regiment kommandirte, weil ich den Truppen einige Stücken Vieh schlachten ließ. Br.

anſtalten zwiſchen Weimar und Jena. Ich perſönlich begab mich in die Stadt Weimar, wo ich hörte, daß die Königin Majeſtät nebſt ihrer Suite angekommen wären und hinterließ die Nachricht, wo ich zu treffen war, nebſt dem Befehl, alles und jedes Neue mir nach Weimar zu melden.

Bei der wachſenden Gefahr bat ich die Königin Majeſtät inſtändigſt, nur abzureiſen und ſich nicht in eine, bei der größten Vorſichtsmaßregel dennoch nicht zu berechnende Verlegenheit zu verſetzen. Ihre Majeſtät nahmen meinen Vorſchlag gnädigſt an, und ich entwarf nach der bei mir habenden Carte Allerhöchſtdero Reiſeroute und Quartier, über Mühlhauſen, die Chauſſee von Seeſen, Braunſchweig und Magdeburg nach Berlin; auf dem Weimar'ſchen Schloſſe, in den Zimmern Ihrer Majeſtät, der regierenden Königin. Welches die ſonderbare Veranlaſſung gegeben hat zu der Aeußerung des Kaiſers Napoleon: „ich hätte mit der Königin von Preußen, dieſer ſo beſcheidenen als edeln Prinzeß, die ſtets mit Würde handelnd, nie aus Ihrem Gleiſe getreten iſt, die Plane zu den Kriegsoperationen regulirt.“ Sapienti sat! — Ich warf mich angezogen nebſt einem Adjutanten auf das Lager *). Gegen Anbruch des Tages fehlten noch die nöthigen Pferde für die Königin Majeſtät **), weil die Armee Alles zu dem Marſche gebraucht hatte; ich ließ Hausſuchung nach Pferden halten und erſetzte die fehlenden durch meine eigenen Pferde; ließ die erſten Stationen die Königin durch ein Kavalleriekommando zur eigenen Sicherheit begleiten und verfügte mich nach dem Bivouacque, wo die Truppen in der Nacht angekommen waren und nichts Neues vom Feinde eingelaufen war. Jemand bemerkte mir,

*) Dieſe Nacht blieb ich im Bivouacque bei den Truppen auf dem Wartia.

**) Da die Königin keine Pferde hatte, ließ der General ſeine Bagagewagen ausſpannen und gab ihr die Pferde davon, denn es waren keine anderen zu haben. Br.

man höre Kanoniren. Ich fragte Wo*? es scheint an unterschiedenen Orten, und man zeigte mir mit dem Finger einen großen unbestimmten Halbkreis**).

Mir fiel der Soupçon ein, den einige Offiziere des Königs Armee am Morgen vor der Schlacht hegten, wie es auch leider wirklich der Fall ward, als ob, was in dem Falle einer Action und in dem Mißglücken derselben die gefährlichste der Alternativen war, gegen Naumburg dem Könige die Communication bereits genommen sein könnte; zu gleicher Zeit aber recapitulirte ich mir selbst den erhaltenen Befehl, bei Weimar den Herzog dieses Namens zum Replie zu dienen, oder falls er litte, zu degagiren, indem es doch noch drittens möglich werden konnte, daß der Fürst v. Hohenlohe bei Jena meiner Mitwirkung bedürfe. Die Wahrscheinlichkeit, daß einer

*) Der General hat es vergessen, des Morgens um 6¼ Uhr hörten wir im Lager in der Gegend von Jena Kanoniren, und ich ließ es dem General melden, der um 7 Uhr herauskam. Br.

**) Hier ist abermals ein Irrthum des Gedächtnisses. Als der General in die Position kam, ritt ich ihm entgegen, um die gebührliche Meldung zu machen; wobei ich der Kanonade erwähnte, die jedoch aufgehört hatte. Es wird wohl bei Hohenlohe gewesen sein, sagte Rüchel und gab mir ein Papier mit den Worten: „da lesen Sie." Es war von des Fürsten v. Hohenlohe eigener Hand, die Worte waren folgende:

„Man benachrichtigt mich, daß ich heute durch den Gen. Lannes angegriffen werden soll. Es soll ein beißiger Hund sein. Ich werde mein Glück mit ihm versuchen und rechne auf Ihren Beistand."

Als ich ihm das Schreiben zurückgegeben, umritten wir die Stellung, mir aber befahl er durch die Hornisten, die verschiedenen Detachements der Schützen und Füseliere und durch die Ordonnanzoffiziere der Cavallerie, die Cavallerievorposten zu sammeln, da ich allein ihre Aufstellung besorgt hatte, dieses dauerte wenigstens 2 Stunden, ehe sie alle zusammengebracht werden konnten, da sie über eine Stunde weit vorgeschoben waren.

Auf dem erwähnten Punkt, wo die 3 Chausseen sich vereinigten, stand das Regiment Tscheppe bereits postirt. Dieser Stand wurde zum allgemeinen Sammelplatz bestimmt. Br.

dieſer Fälle vielleicht bald eintreten könne, die Ungewißheit aber, welcher von dieſen Fällen wahrſcheinlich uns vom Schickſale zugetheilt ſei, ließ mich auf Mittel ſinnen, wie derjenigen Nothwendigkeit, welche uns etwa dann zufallen möchte, am ſchicklichſten zu begegnen ſei?

Hierzu ſchien mir der Centralpunkt am vorzüglichſten geeignet, wo von 3 Chauſſeen der Scheideweg aus geht über Auerſtädt nach Naumburg, der 2te nach Weimar und der dritte über Capellendorf nach Jena, als den 3 einzigen Punkten, die meine getheilte Aufmerkſamkeit erforderten.

Ich concentrirte mein Corps, ſandte Patrouillen aus bei dem dicken Nebel, der das Auge und das Ohr behinderte, wiederholte dem Fürſten v. Hohenlohe zum 2ten Male, mir ſeine Befehle zu ertheilen, falls er meiner Mitwirkung bedürfe, wie über ſein eigenes Truppencorps, die da pünktlich erfüllt werden ſollten; und ſendete den Adjutanten Lieut. v. Pfuhl (Regiment v. Puttkammer), ſchleunig zu der Armee des Königs, mit der Weiſung, dieſen Rapport an den König und an den Herzog zu machen, ſich auf den Fall eines Engagements für ſeine Perſon nicht unnütz dem feindlichen Feuer bloszuſtellen, weil ſeine Beſtimmung diejenige ſei, zu beobachten, was dort vorginge, und die Befehle mir ſchnell zu hinterbringen, welche Se. Majeſtät oder der Herzog etwa an mich ertheilen möchten, weshalb er ſich zum Relai einen Feldjäger auf dem halben Wege ſtehen laſſen könnte. Darauf ließ ich augenblicklich die Generale und Kommandeure zuſammenberufen und dictirte ihnen im Allgemeinen diejenige Dispoſition, wovon ich keine Korie habe, die ſich aber noch in den Händen von mehreren unter meiner Ordre geſtandenen Offiziere befinden wird. Während dieſer Zeit langte der damalige Kapitain, jetzige verdienſtvolle Oberſtlieutenant von Gneiſenau mit einem franzöſiſchen Parlamentair, Oberſt Montesquiou, auf Befehl des Fürſten von Hohenlohe bei mir an, der

Bestellungen vom Kaiser Napoleon an den König abzugeben vorgab.

Das eigentliche Wesen meiner Anordnungen bestand in folgenden Punkten:

Nach der Frage über den richtigen Empfang der Lebensmittel, der Revision der Munition und der Recapitulation von dem neuen Standpunkte unseres Hauptlazareths, des Fuhrwesens und der Bagage, behielt ich die Stadt Weimar besetzt, und eine fliegende Chaine zur Observation auf dem rechten Flügel des Fürsten v. Hohenlohe, desgleichen von Erfurt und dem linken Flügel des sich zurückziehenden Herzogs v. Weimar, zu dessen Replie ich in diesem Posten vorzüglich angewiesen war. Ich formirte eine Avantgarde aus den Husaren v. Köhler und reitender Artillerie, darauf das Kürassierregiment v. Bailloidz, dann die Linie aus der Mitte abmarschirt, mit akuraten Distancen zum Aufmarsch in jedem Augenblick, Seitenpatrouillen und eine Arriergarde gleichfalls in sich aus der Mitte abmarschirt, die da, zu gleicher Zeit, falls ich die Linie en Ordre de Bataille formirte, in 2 Theile aufmarschiren und die Reserve bilden sollte, vorzüglich hinter jedem Flügel eine Reserve.

Der Generallieutenant von Alt-Larisch commandirte unter mir die Linie. Die Bataillone derselben waren in ihre Brigaden getheilt. Jede Reserve erhielt ihren Brigadier. Dieselben wurden von mir zweckmäßig instruirt, um sich über die möglichen unterschiedenen einzelnen Fälle zu orientiren. In dieser Figur konnten sich die Truppen angriffs- und vertheidigungsweise nach allen Directionen am schnellsten formiren; so paßte also am leichtesten für die Pluralität der mir noch unbekannten Fälle.

Sogleich als dies nur vollendet war und die Generale und Commandeurs ihre unterhabenden Offiziere instruirt hatten, nahmen die Truppen das Gewehr in die Hand zum Abmarsch in dieser Ordre de Bataille, nach dem Rendezvous, erreichten

den Scheidewinkel der Chausseen nach den drei schon von mir vorhin erwähnten Direktionen*). Daselbst sollten die Kolonnen das Gewehr abnehmen, solche zusammensetzen und en Bivouaque so lange verbleiben, bis daß irgend ein Befehl, Requisition oder Rapport einen zweckmäßigen decisiven Schritt gestattete. Kaum aber waren wir hierselbst angelangt, so schickte der Fürst v. Hohenlohe und requirirte nun erst um meinen Beistand, mit dem Ausdrucke, wenn ich nun kommen könnte, so wäre ich ihm ein Freund in der Noth, und diesen Ausdruck, mit diesen Worten vom Fürsten, muß der Herr Obrist v. Massenbach oblique verstanden haben, wo er, unbekannt mit den Verhältnissen, als ein bloßer Rechenmeister von Glockenschlägen redet, so wie solche ideelich in seinem Kopfe sitzen, wenn derselbe in einer seiner gedruckten Broschüren, die, wie er mir schreibt, daß er dieselbe zur Hülfe seiner eigenen Rechtfertigung, so wie an dem ganzen Publikum auch an die Königl. hohe Immediatcommission eingereicht hätte, — und sich darin ausdrückt, einige Offiziere meines Corps hätten zu mir

*) Hier ist wieder eine kleine Abweichung. Die zum ersten Angriff bestimmten Truppen marschirten in zusammengeklappter Kolonne aus der Mitte ab, ohne weitere Nachrichten abzuwarten; denn da ich allein etwa tausend Schritte vorgeritten war, begegnete ich dem alten Obrist Erichson, von den Füsilieren, der blessirt war, und der mir sagte, Fürst v. Hohenlohe sei geschlagen. Diese Nachricht sagte ich meinem General in's Ohr, der sogleich das Corps in Marsch setzte. Der General ritt mit mir etwas voraus, indem kam ein Feldjäger herangesprengt, und bringt dem General ein Billet vom Fürsten v. Hohenlohe, welches folgende wenige Worte enthielt: — „Ich bin total geschlagen, eilen Sie, retten Sie meine Ehre, Sie werden mir ein wahrer Freund in der Noth sein." Der General war wie vom Blitz gerührt, die Thränen stürzten ihm aus den Augen, er gab mir das Billet — da lesen Sie, ich las, gab es ihm zurück — er reichte mir seine Hand, und rief aus: „Brixen, Sie werden Zeuge sein, ich will dem Fürsten beweisen, daß ich sein Freund bin," und hiermit sprengte er zur Kolonne und befahl Geschwindschritt.

Br.

gesagt: „man muß einen Freund in der Noth nicht sitzen lassen“ u. s. w.*), worauf ich aber nichts zu erwidern verstehe, als den Irrthum des Herrn Obristen herzlich zu bedauern, indem ich, Gottlob, noch nie in der Lage gewesen bin, bei den so vielen und mannigfaltigen Verhältnissen, in denen ich im Frieden, so wie im Kriege gewirkt habe, zu meiner Pflicht ermuntert werden zu dürfen, und dies am allerwenigsten gegen den Feind; sondern im Gegentheil, so bin ich von meinen Vorgesetzten mehrmals von projectirten Ernstangriffen zurückgehalten worden. Auch bin ich bis jetzt von den Herren Offizieren der Armee noch mit so vieler Achtung und Vertrauen beehrt worden, daß wohl Niemand eine Erinnerung der Art gegen mich wagte, und ich auch nicht für mich hätte reponditen können, was mir persönlich mein Gefühl inspirirt haben würde, eine solche Insolenz auf dem Fleck nachdrücklich zu ahnden.

Meinem Adjutanten, dem damaligen Hauptmann v. Kleist, jetzigen Major von Rüchel, trug ich auf, sofort in meinem Namen, nachdem schon ein Feldjäger an den Herzog von Weimar**) zuerst expedirt war, ihm meinen Abzug von Weimar

---

*) Dieser ganze Vorfall ging allein zwischen dem General und mir vor, die anderen Adjutanten waren zurück, und an den Obrist v. Massenbach war noch nicht zu denken; ich habe erst den anderen Adjutanten den Inhalt des Billets erzählt, sonst wüßte Keiner etwas davon. Der General fragte den Jäger, ob der Fürst ihm nicht gesagt, wohin des Generals Corps seine Direktion nehmen solle, die Antwort war nach Aller Heiligen. Wo liegt Aller Heiligen? fragte der General. — Das weiß ich nicht, sagte der Feldjäger, worauf der General erwiderte: Nun! dann können Sie mir auch nichts nutzen, retten Sie zum Fürsten und sagen ihm, daß ich schon im Marsche sei, auch schickte er den Hauptmann Kleist dahin ab. Br.

**) An den Herzog von Weimar hatte der General einen Offizier abgeschickt, der diesem Fürsten sagen sollte: es sei jetzt der Zeitpunkt sich einen unsterblichen Namen zu machen, wenn er links abmarschirte, und dem Feinde in den Rücken fiele. Was die Ausführung dieses Vorschlages verhindert hat, ist mir unbekannt. Br.

und meine Intention zu melden, nunmehr zum zweiten Male einen Reitenden abzusenden, den Herzog bei seinem Corps aufzusuchen, und diesem Prinzen sofort von dieser neuen Lage der Sache zu avertiren.

Schade, daß die mir unbekannten Verhältnisse des Herzogs von Weimar nicht bei seinem Rückzuge einen Ruhetag in Ilmenau nothwendig gemacht haben, ansonst es den Anschein hat, als ob dieses Corps durch verlängerte Märsche noch am Tage der Schlacht von Jena vielleicht hätte anlangen können.

Genug, in dem Augenblick der Requisition des Fürsten, commandirte ich an meine Cavallerie der Teten v. Köhler und v. Bailloidz Trab, ließ sie nach dem Verlangen des Fürsten auf Capellendorf gehen, und gab einen meiner Adjutanten, den der Cavallerie, den Rittmeister v. Borstel mit, nebst der Instruction, den Befehlen des Fürsten zu folgen, oder den Feind, ohne Rücksicht auf Erfolg, da anzugreifen, wo ihm irgend beizukommen wäre. Meine Infanterie-Kolonnen setzte ich in demselben Augenblick in einen sehr starken, vielleicht zu raschen Geschwindschritt und in demselben sind wir geblieben. Die nöthigen Detachements zur Sicherheit des Marsches, zur Aufklärung und zur Wahrnehmung der Schluchten an Capellendorf, sind während des Marsches herausgezogen. Ohne den mindesten Aufenthalt marschirte das Corps durch das Defilee von Capellendorf und während des Marsches formirte sich Alles in diesem nämlichen Geschwindschritt en Eventaille, und die Attaque aus der Mitte en Echelon. Nachdem ich ein Bataillon der einen Reserve nebst einer Escadron und einigen schweren Kanonen zu meiner Deckung am Defilee auf dem rechten Flügel stehen ließ, 1 Bataillon der anderen Reserve nebst 1 Escadron und einigen schweren Kanonen, um den linken Flügel zu debordiren, und ein 3tes Bataillon, unter der Ordre des braven Generalmajor v. Schenck, ließ ich mir zum Reylie, verdeckt hinter einer hohen Kuppe am Debouchee des Dorfes für den

Nothfall, indem ich, unbekannt mit den Verhältniſſen von Freund und Feind, nur durch dieſen einzigen Hohlweg von Capellendorf nach der mir angewieſenen Direktion unter dem feindlichen Feuer defiliren konnte; und dieſer Maaßregel verdankte ich in der Folge die Möglichkeit, daß mein geſchlagenes und durch ein einziges Defilee retirirendes Corps, in dem Angeſichte eines an Zahl ſo desproportionirten überlegenen Feindes, und unter deſſen ſehr heftigen Feuers, wieder formiren konnte.

Das Verzeichniß der Truppen meines Corps d'armée, und wie ſolche theils auf Befehl, theils mit Genehmigung des Herzogs von Braunſchweig detachirt waren, erfolgt anbei in einer beſonderen Anlage, woraus von ſelbſt erhellen wird, was mir nach dem Abzuge zu der wirklichen Action übrig blieb.

Noch muß ich anführen, daß, als ich ſchon bei meinem Hinmarſch ziemlich nahe gegen Capellendorf kam, ein Courier anlangte von Sr. Majeſtät dem Könige, mit dem Befehle, wo möglich augenblicklich zu Ihrer Unterſtützung auf Auerſtädt zu kommen, dem ich entgegnete: „Legen Sie mich Sr. Königl. Majeſtät zu Füßen und ſagen dem Könige: herzlich gerne wolle ich zu ſeiner Hülfe wo möglich fliegen, aber mit aller Beſtimmtheit wäre dort die Action ſchon entſchieden, wenn ich bei dieſer großen Entfernung erſt dorthin abmarſchiren würde; hier aber wäre ich nahe an den Feind, allwo der Fürſt von Hohenlohe meinen Beiſtand dringend verlangt hätte, folglich habe es den Anſchein, Sr. Majeſtät vielleicht durch eine glückliche Action allhier mehr zu nützen, als durch einen bloßen Marſch dorthin.“ Ich wagte es alſo, den Feind allhier aufzuſuchen, oder die Befehle des Fürſten zu vernehmen. Am Dorfe Capellendorf begegnete mir mein Cenſor, der Herr Oberſt und General-Quartiermeiſter Lieutenant von Maſſenbach *), und

*) Das Corps war ſchon aufmarſchirt, und im Avanciren gegen den Feind begriffen, als der Oberſt v. Maſſenbach erſchien.

Br.

hinterbrachte mir, daß die Bataille für uns so gut wie verloren sei; ich fragte ihn: wo will der Fürst, daß ich ihm nütze? Er antwortete mir: jetzt durch Capellendorf. Jenseits Capellendorf ersuchte ich den Obersten, mit mir vorzureiten, um mir nur in etwas den Feind und das Terrain zu recognosciren. Es war ein sehr dicker Nebel, wir ritten indeß so nahe heran, als thunlich. Ich bat den Obersten: helfen Sie mir doch irgend einen Punkt suchen, wo entweder eine Prise für mich ist, oder eine feindliche Flanke zu sehen, mit dem Ausdrucke, wo nur was zu machen ist, den Fleck wollen wir wohl treffen. Es war aber keine Avantage für uns herauszusuchen möglich, denn wir fanden eine feindliche Fronte, so die unserige bei weitem überflügelte, welches mich bestimmte, in meiner projectirten Attaque en Echelon aus der Mitte zu verbleiben, um nur die Flanken nicht so bald preiszugeben, und zu versuchen, ob man nicht in der Mitte der feindlichen Linie durchbrechen könne, wo ich denn hoffte, daß die zum größten Theil geschlagenen Truppen des Fürsten von Hohenlohe, davon sich noch Infanterie und Cavallerie auf dem Champ de Bataille befanden, benebst dem Fürsten à la tête sich vereinigt an mich anschließen und meinen Angriff unterstützen würden *).

Diese Maßregel zum Angriff aus der Mitte ward ferner nothwendig, weil das Terrain zwar anfangs der Zahl meines Corps noch einigermaßen angemessen war, sich aber mit jedem Schritte, den wir vorgingen, ausdehnte, folglich unsere beiden Flanken die größte Aufmerksamkeit erforderten.

Der Schnelligkeit unserer Formation hat der Kaiser Napoleon selbst Gerechtigkeit widerfahren lassen. Den Angriff

*) Das war aber schon alles zu spät, denn ehe wir uns noch formirt, hatte der Feind schon Allerheiligen weggenommen, von wo aus wir im Vorwärtsgehen in der linken Flanke und im Rücken kanonirt und kartätschirt wurden.

Durch diese Batterie wurde mir mein Pferd unter dem Leibe erschossen und ich selbst blessirt. Br.

des Haupt-Echelons der Mitte befehligte der brave Generallieutenant Alt-Larisch specialiter; er ermunterte seine Leute und griff am Ende mit dem Regiment im Trabe die Hauptbatterien des Feindes an, die in sehr großer Anzahl auf dieser rasirenden Pente douce ein mörderisches Kartätschfeuer machten.

Ich war selbst bei dieser Attaque, die nebenstehenden Truppen konnten kaum folgen, so lebhaft stürmte Alles vorwärts; es entstand daher eine große Lücke zwischen dem mittelsten Echelon und rechten Flügel; ich sah feindliche Cavallerie dicht vor uns, die da jeden Augenblick einhauen konnte, weil bei unserer Schwäche weder Cavallerie noch Infanterie im zweiten Treffen existirte.

Ich begab mich also eiligst auf diesen Punkt, setzte eine Division in der Flanke, um durch ein kreuzend Feuer diese große Intervalle zu decken, und ließ das andere Echelon, mir deucht, es war das Regiment von Winning, links ziehen und chargiren; worauf ich mich wieder sogleich zur mittelsten Hauptattaque begab, bei welcher ich die große Lebhaftigkeit schätzen mußte, mit welcher der brave General Alt-Larisch die Hauptattaque leitete, und ich glaubte, wir würden in diesem Angriff wenigstens temporell reussiren, wenn nicht außerdem, was wir vor uns hatten, neue feindliche Batterien*) die attaquirende Linie vom linken Flügel her enfilirten und dadurch in ein kreuzendes Feuer versetzten. Ich persönlich ward in diesem Zeitraume in die Brust verwundet**), wo die Kugel deshalb stecken blieb,

*) Dieses waren die Batterien von Allerheiligen, die uns wahrscheinlich mit Absicht ruhig vorüberließen, um uns in der Folge desto besser im Rücken und in der Flanke fassen zu können.

Der Fürst von Hohenlohe glaubte nämlich noch immer, daß unsere Truppen Allerheiligen noch besetzt hätten. Br.

**) Während des Avancirens fragte der General den Obersten v. Massenbach mehrere Male, besonders aber als wir das Flankenfeuer erhielten: „Was nun, Herr Oberst?“ seine Antwort war: „Sie werden wohl zurückgehen müssen;“ der General ritt hier nach dem

weil außer der dicken Kleidung wider die Kälte, ich gerade an dem Orte nach meiner Gewohnheit eine Karte, wie auch einige Stück in Quadrat geschnittener Papiere eingesteckt hatte, um mit Bleifeder Befehle von Wichtigkeit zu ertheilen; mithin die Kugel dieser Elasticität wegen nicht durchgedrungen war; dahingegen war mein Pferd, so kurz darauf auf dem Fleck blieb, mehrere Male durch und durch geschossen, wodurch ich nichts weiter als im Schritt reiten konnte; auch war ich nicht mehr im Stande, verständlich und laut zu reden. Aber auch bei einer gesunden Leibesconstitution hätte ich unter diesen Umständen schwerlich ferner reussiren können, ich hielt mir die Wunde zu und blieb bei den Truppen. Sie wichen endlich der Uebermacht, und ich habe sie auch nicht Front zu machen befohlen, weil es notorisch unmöglich war, mit diesem schwachen Corps auf eine solche Art allhier durchzudringen. Der Herr von Massenbach selbst, den ich seit unserer Rekognoscirung nicht wiedersah, läßt sogar in seiner Schrift diesem Angriff, wenn er auch leider nicht von glücklichem Erfolge sein konnte, einige Gerechtigkeit widerfahren.

Der General von Lettow, den ich zu mehreren Malen selbst im Feuer mit einer rühmlichen Rastlosigkeit und Thätigkeit seine Truppen habe führen und ermuntern sehen, kam an mich herangesprengt und fragte, ob wir uns noch nicht wieder setzen wollten? Ich antwortete ihm aber: „Hier nicht, wohl aber hinter dem Defilee.“

Die feindliche Cavallerie wollte endlich beim Defilee einhauen, da erschien aber der wurdige General von Schenck zum rechten Augenblick auf der Höhe aus seiner Embuscade und sauvirte durch sein wirksames Feuer die retirirenden Truppen. Er ist aber dabei, wie ich höre, am Kopfe schwer ver-

---

linken Flügel, wo das feindliche Feuer herkam, hier wurde er blessirt, Massenbach sahen wir aber nicht wieder. Br.

wundet worden. Der Rückzug durch das Dorf selbst war, wie natürlich, mit geschlagenen Truppen pêle-mêle, weil das ganze Corps nur diesen einzigen Hohlweg repassiren konnte. Außer dem lebhaften Feuer des Generals v. Schenck aber vertheidigte uns kräftigst die jenseits des Defilee's von Capellendorf zu beiden Seiten placirte schwere Artillerie. Der Feind machte eine lebhafte Kanonade, die wir erwiderten. Ich befahl, das Corps sollte sich jenseits des Defilee's wieder formiren; hierbei vermißte ich die in der Armee sonst gewöhnliche Disciplin und selbst den Respect und die nöthige Furcht des gemeinen Mannes vor dem Offizier auf eine für meine Empfindung sehr schmerzhafte Weise. Die Offiziere thaten, was sie konnten; die höheren Generale, auch Staabsoffiziere nach ihren Kräften. Schwerer aber würde diese Reformation in dieser dennoch nothwendigen Nähe und unter dem feindlichen Feuer zu Stande gekommen sein, wenn ich nicht meine Adjutanten ausendete, durch die Cavallerie die Marodeurs zurückzuholen und in sie einhauen zu lassen. Die Formation kam zu Stande. Meine körperlichen Kräfte nahmen wegen der starken Verblutung ein Ende. Des Feindes Kanonade ward still. Er kam trotz seiner Stärke mit keinem Schritt über das Defilee. Wir hörten also zu kanoniren gleichfalls auf. Ich ließ das Gewehr in den Arm nehmen und den General Alt-Larisch zu mir rufen, an meiner Statt nunmehr das Commando zu übernehmen.

Meine letzte Instruction war folgende:

„Sie instruiren Ihre Commandeure deutlich, und sagen ihnen an, daß der Rückzug gemacht würde, in dem Alignement, von hier auf Nordhausen und dem Harze zu, für heute nur so weit, bis daß es dunkel ist, alsdann die Vorposten ausgesetzt würden, und die Truppen mit dem Gewehr in der Hand im Bivouaque verblieben. Dieses Alignement müßte en Gros gegen den rechten Flügel des Königs treffen, der bei Auerstädt war, den Sie aufsuchen und die ferneren Ordres erwarten könn-

ten. Ihr Weg geht gerade auf den Kirchthurm, den ich Ihnen mit dem Finger zeige. Retiriren Sie bis dahin mit der Linie en Echequo, damit Freund und Feind sieht, daß noch Ordnung da ist. Die beiden Reservebataillons am Defilee, die noch nicht viel gelitten haben, sollen in 2 Quarree's die Arrieregarde machen und den Rückzug ordnungsmäßig decken, wobei die reitende Artillerie verbleiben soll, benebst den Husaren von Köhler. Wenn Sie aber durch das Dorf mit dem benannten Kirchthurm kommen, fallen Sie sehr schnell und nur so stark als möglich, damit sich hinten nichts stopfe, in Sectionen links, weil das Terrain etwas protegirt, und verfolgen diesen angegebenen Weg bis zum Könige."

Dies ward auch von dem General Alt-Larisch pünktlich zu executiren angefangen, und ich trug dem Hauptmann von Kleist, gewesenen Adjutanten des Prinzen Louis königl. Hoheit, als einem sehr vernünftigen Manne auf, von dort ab die Tête der Colonne zu führen, welcher es auch in der richtigen Direktion verrichtete, so lange als solches nöthig war.

Ich für meine Person ward mit Hülfe meines Wundarztes, des Staabs-Chirurgen Allart, der mit scharfem Spiritus die mich anwandelnde Schwäche aufhielt, in ein Bauernhaus eines Dorfes geführet, dessen Namen ich nicht mehr weiß. Dazu gesellte sich aus Freundschaft der General Graf Tauentzien, wie auch mein Brigade-Major, der Rittmeister von Bechtolsheim, um mich beim Verbande zu assistiren. Die Kugel ward glücklich aus der Brust gezogen, als aber mit ihr das Papier, Tuch und Pelz mit herausging, welches mit dem Schusse in die Wunde gedrungen war, strömte das Blut als eine Fontaine hervor, daß gar kein Sondiren desselben stattfand, und nur gewaltsam gestopft werden mußte, die Verblutung zu hemmen. Die sämmtlichen freundschaftlichen Anwesenden hielten mich für todtlich, welches wohl zu der allgemeinen Sage meines wirklichen Todes die Veranlassung gegeben haben kann. Aber völlig un-

wahr ist die Erzählung einiger französischer Blätter, als ob ein feindlicher General mir einen Chirurgen zugeschickt habe, und ich also gleichsam als ein Gefangener mein Wort gebrochen. Diese grobe Lüge einiger französischer Zeitungsanzeiger noch vor dem Ausbruche des Krieges wider mich, wie auch, daß ich mit unserer gnädigsten Königin Majestät zu Weimar militairische Operationsplane formirt hätte, da ich doch nur ein untergeordneter General war; ferner, daß ich die französischen Gefangenen in Königsberg maltraitirt haben soll, für die ich — jeder Rechtschaffene ist Zeuge — gerade im umgekehrten Verhältnisse die größte Sorgfalt also getragen habe, daß sogar einige einzelne russische Unverständige darüber jaloux wurden, beweiser, daß ich bei diesen Feinden in keiner sonderlichen Gnade stehen muß, und einige Elende, wie es deren überall giebt, glauben mochten, Sr. Majestät dem Kaiser Napoleon den Hof zu machen, wenn sie von einem ehrlichen Mann ehrlos reden. Wenn man auch ein solch Geschwätz zu verachten die Kraft hat, so sollte es doch nicht so sein.

Ich blieb die Nacht in dem Dorfe, wo man mich zuerst verband, weil ich noch nicht transportabel war. Nur dem blinden Zufall verdanke ich es, daß ich in diesem isolirten Dorfe nicht gefangen wurde; am anderen Morgen versuchte ich auf einem Müllerwagen langsam abzureisen — unterwegs begegnete ich meinen Adjutanten von Kleist, jetzt von Rüchel, welchen Sr. Majestät der König mit einem Trompeter abgesandt hatten, mich aufzusuchen, dem in einiger Entfernung ein Husaren-Commando folgte. Diese begleiteten mich bis durch die Armee. Auch habe ich nachher noch erfahren, daß der Ingenieur-Hauptmann von Rhode, wegen meinethalben zu dem feindlichen General mit einem Trompeter geritten ist, weil man mich todt oder gefangen glaubte. Ich reiste en suite langsam, wenn ich konnte, und ruhete, wenn ich nicht mehr konnte. Auf der ersten Reise begegnete ich noch Truppen von meinem

Corps; das Regiment von Tschoppe, dessen ganze innere Ordnung ich überall äußerst rühmen muß, war à la tête mit linksum, in gehöriger Ordnung, die Offiziere bei ihren Zügen, in der vollkommen richtigen Direktion. Ich freuete mich noch, daß mein Corps ordnungsmäßig beisammen war. Wie konnte ich also dem nachfolgenden Gerüchte glauben, daß es möglich sein könne, hören zu müssen: der General Alt-Larisch sei mit dem rechten Flügel meines Corps in Erfurt gefangen, da zumal meines Wissens noch kein neuer feindlicher Angriff stattgefunden hatte, und muß daher dem braven Generallieutenant v. Alt-Larisch, den ich persönlich sonst sehr hochschätze, die Beantwortung dieser mir unbekannten Frage überlassen, welches Evenement ihn vermocht hat, von seiner anfänglichen Richtung nach Erfurt zu dekliniren.

Ferner muß ich pflichtmäßig anzeigen, daß ich bei der Fortsetzung meiner Reise in irgend einer kleinen Stadt in der Nähe des Harzes, es kann Langensalza gewesen sein, den General von Ernst verfand, für seine Person, aber ohne Truppen, meines Wissens noch nicht blessirt, wenigstens wandelte er dort ziemlich rustig herum.

Er addressirte mir einige Male das Wort, meine Antwort war aber nur: „wo ist des Herrn Generals Brigade? und warum sind Sie hier?“ Dieser Herr General wird sich also gegen die hohe Commission auf diesen meinen, der Wahrheit schuldigen Rapport wenigstens zu verantworten haben. Sonst hat er unter meiner Ordre in der Rheincampagne gut gedient.

So setzte ich meine Reise langsam fort, bis zu meinem Gute Hasclen, allwo ich mich heilen und sodann zur Armee abgehen sollte; aber leider konnte ich mich nur soviel auf kurze Zeit erholen, daß ich meine weite Reise bis Holstein bei Königsberg fortsetzen konnte, da bei Prenzlow capitulirt ward und wegen der excentrischen Retraite unserer Armee eine Hiobspost

nach der andern eintraf, worunter denn auch die inconsequente Conduite der Festung Stettin mitbegriffen war; daher das Nichtfesthalten der Oder, das rasche Vordringen des Feindes, die Verhinderung sonstiger Reserve-Maßregeln und die frubere Insurrection in Südpreußen.

Dies ist das, was ich meinem besten Wissen nach zu sagen hätte über den Gang der mit meinem Commando connectirenden Operationen und sonstigen militairischen Geschäften; über die Gründe und Ursachen, nach denen ich handelte, wie auch über diejenigen Einzelnheiten, wie solche von einem General bemerkt werden können, der ein ganzes Corps befehligt, folglich nie von jedes persönlichem Detail allemal so genau informirt sein kann, als die mehr untergeordneten Generale und die specielleu Commandeure der Truppen. Wenn nun der Herr Oberst von Massenbach in seiner ihm abgeforderten Vertheidigungsschrift, da er doch nur ein subordinirter Quartiermeister-Lieutenant war, der Lager, Cantonements, Märsche besorgen sollte, und durch seine Terrain-Kenntniß, Recognoscirungen und Rapporte den commandirenden General durch dieses immer sehr schätzbare Materiale in seinen Kriegsoperationen unterstützen soll, nie aber für die Operationen selbst respondiren darf, die immer dem eigentlichen commandirenden General zur Last fallen, sei es im Guten oder im Bösen; außerdem was sich aus diesem meinem Rapport ergiebt und die Sache von selbst verificirt in seiner gedruckten Schrift, eine Menge von Sammelsurium noch aus der Rhein-Campagne, wie auch aus dem Frieden unter einander mischte, heterogene Gegenstände, die gar nicht zu der Frage quaestionis gehören, nämlich: warum der Fürst von Hohenlohe von seiner linken Flanke in Absicht der feindlichen so entscheidenden Operationen in Zeiten gar nicht informirt war; wodurch die Armee des Königs durch die Hemmung der Communication von seinem Haupt-Mutterlande in diese üble Assiette versetzt wurde; warum der Fürst von

Hohenlohe bei Prenzlow capitulirte und nicht die Oder zu gewinnen suchte, welches Gewinnen der Oder allerdings ganz andere Resultate erzeugt haben würde?

Und inwiefern der Herr Oberst persönlich aus Irrthum, Mangel an Terrain-Kenntniß, als durch seine Rapporte vor der Capitulation von Prenzlow, und dem Einschlusse dieses sonst bis dahin mit Ehren gedienten Fürsten, einzig ihm zur Last fallenden Antheil gehabt oder nicht gehabt habe? warum er nicht bei diesen ihm nur concernirenden Gegenständen stehen geblieben ist? diese Seitenwendung ist mir wenigstens unerklärbar.

Ich habe die Brochüre nur flüchtig gelesen, woraus ich mir nur Folgendes entsinne. Er führt z. B. an: „Ich habe seine Ideen nicht applaudirt und ihm in der Rhein-Campagne ein langes Gesicht gemacht"*). Muß ich gerade der Meinung des Herrn Obersten sein, ich habe ja meine eigene. Ich soll zum Frieden gewirkt haben, da ich doch nicht Minister, sondern General bin und diesen Frieden erst mit allen Uebrigen aus dem Publikum erfuhr. Er mischt seine General-Staabs-Ideen mit in diesen bunten Topf, welche Sr. Majestät bekannt sind, die ich zwar unterstugt, aber nicht kräftig genug unterstützt hätte, ferner einzelne Elogen, die er zu seinem Vergnügen geschrieben hat, als über Marc Aurel, Prinz Heinrich, Fouquet u. s. w.; er redet von einem eigensinnigen Manouement, so ich wider den König begangen haben soll, von dem ich mir aber kein Wort entsinne, so auch den Herrn Obersten nichts angeht, und nur Sr. Königl. Majestät zustände, ein solches Oublie zu ahnden, wenn ich eines solchen fähig gewesen wäre. Ich soll nicht französisch genug gesinnt gewesen sein, weil der Herr

*) Da der General hier schweigt und nicht des Hrn. v. Massenbach elenden Charakter deutlicher zu Tage fordert, besonders wofür er so viele Data hatte, so will auch ich schweigen, da er entehrt und unglücklich genug ist; übrigens gehört die Kunst, die er getrieben hat, in seine eigene Biographie, die ich nie schreiben werde.

Br.

Oberst solches in der letzten Zeit für den Staat für heilsam zu erachten beliebt haben, und der Himmel weiß, aus welchen diversen Kräutern dieses Potpourri besteht!

Ich bin weder französisch, noch englisch, noch österreichisch, noch spanisch, noch russisch, sondern preußisch. Ich war nie Cabinetsminister, sondern nur ein General unter höheren Befehlen, und hat das Vertrauen meines Königs geduldet, daß ich meine einseitigen Ansichten, von denen einige berücksichtigt und mehrere nicht berücksichtigt worden sind, dem Throne lauter und ehrerbietig habe zu Füßen legen dürfen, so war ich doch eben so wenig ein König von Preußen, als der Herr v. Massenbach, der als ein Quasi-General-Quartiermeister nicht einmal an den Ufern der Ucker Bescheid weiß, je mein legitimer Censor; jeden Gedanken, den ich gehegt habe, habe ich zwar nicht dem Herrn von Massenbach, wohl aber dem rechtmäßigen Könige, meinem Herrn, anvertraut. Diesen Majestäten waren meine Gesinnungen bekannt, und hätte ich auch hier und da in einigen einzelnen Ansichten geirrt, so dürfte ich mich doch nicht schämen, meine sämmtlichen Arbeiten seit meiner Dienstzeit, die ich jederzeit respectuell einer höheren Würdigung submittirte, öffentlich drucken zu lassen, wäre ich Egoist genug, von einem zwar Einsicht haben könnenden, jedoch aus Mangel richtiger datis a priori oft unkundigen Publiko, mir ein Selbstlob erschleichen zu wollen, und deshalb habe ich es bis hierher unter meiner Würde gehalten, einen Federkrieg zu führen, der, wie denn doch die faule Sache ist, dem Vaterlande gar nichts nützet, es sei denn, daß die königl. hohe Commission, deren Sentiment ich ehre, eine solche Publication für nöthig finden sollte.

Meine fernere Abreise dirigirte sich, wie schon gesagt, auf Holstein.

Als meine Wunde geheilt war, meldete ich solches Sr. Majestät. Allerhöchstdieselben ernannten mich zum General-Gou-

verneur von Preußen, nahmen mein Augmentationsproject über die dortige Armee gütigst auf, welches vollständig realisirt werden sollte, wenn, was nur von ihm abhing, General von Benningsen die französischen Kriegsheere über die Weichsel zurückgeschlagen hätte.

Ich besorgte die inneren Angelegenheiten der Armee, wovon das Feldcorps der Generallieutenant von L'Estocq befehligte; unterstützte nach aller nur ersinnlichen Möglichkeit die nothwendigen inneren Attribute der Russen, inspicirte die Rekrutirung und Remontirung der Armee, wie auch die Organisation der Reserve-Bataillone; setzte mich mit den commandirenden Feldgeneralen in Correspondenz, versorgte auf Befehl des Königs Majestät die Festungen Pillau, Danzig und Colberg, in so weit die Vorräthe nur immer zureichten, mit Truppen und Munition; hielt Königsberg blos durch einige Cavallerie-Manövres, Entrevues und Ueberfälle gegen den Marschall Ney, durch das Detachement des jetzigen Oberstlieutenant v. Borstell, durch die Mitwirkung des Herrn Generals v. L'Estocq auf Schippenbeil, wie auch durch den schönen Ueberfall des Herrn Generals von Rouquette, mich dünkt, auf Liebstadt, bis zur Annäherung der russischen Armee, so vorging, wiederum nachher sich zurückzog, bis zur Schlacht von Eylau, deren Sieg aber nicht benutzt ward.

Aus eigener Bewegung sendete ich meinen Adjutanten, den jetzigen Major von Ruchel, sonst von Kleist, in Zeiten, da ich eine Schlacht allhier blos vermuthen konnte, an den General von Sedmoratzky, um aus Neu-Ostpreußen dem Feinde bei seinem Vorgehen in den Rücken zu gehen, so entscheidend gewesen wäre, und wofür mir der General von Benningsen äußerst dankte; allein trotz allem guten Willen geschah dieses nicht, weil Sedmoratzky nicht von sich, sondern von dem schwerfälligen General von Essen abhing. Ich verschanzte, nach aufgehobener Landcommunication mit der Festung

Danzig, die frische Nehrung, das vor Pillau auf derselben vorliegende Terrain sehr stark, und erschuf, mit königl. Allerhöchster Genehmigung schleunigst im frischen Haff eine formelle equipirte und bemannte Scheerenflotte, um zwischen den beiden Vorposten des rechten Flügels von L'Estocq und der Nehrung das frische Haff zu decken, weil der Feind Miene machte, die Wassertransporte der Russen zu beunruhigen, indem er bei Elbing u. s. w. armirte Fahrzeuge formirte. Diese Wasserverbindung aus der Ostsee durch das frische Haff und den Pregel in die Aller war aber von der allergrößten Wichtigkeit, weil ohne sie in diesen ausgezehrten Gegenden gar keine Operationen von der combinirten preußisch-russischen Armee diesseits der Memel mehr stattfinden konnten. Wir surprenirten und blokirten zu des Feindes größtem Verdruß die feindlichen Wasserfahrzeuge, und der Zweck ward erreicht.

Als aber der General von Benningsen die Schlacht bei Heilsberg gewonnen und darauf nach Friedland retirirte, wo er geschlagen ward, sendete er noch vor der Schlacht die Generale von L'Estocq und Grafen Rominsky nach Königsberg, solches zu decken, mit der Versicherung, daß er sich wieder Luft machen und Königsberg entsetzen würde. Gedachte beide Herren Generale nahmen anfangs eine Stellung vor Königsberg und vereinigten sich noch glücklicher Weise durch ihre Schnelligkeit. Der wurdige Generallieutenant von L'Estocq, welcher in der Schlacht bei Eylau sich auszuzeichnen so glücklich war, übernahm das Commando. Der Feind machte gegen seine Stellung eine wirksame Recognoscirung, die zwar repoussirt wurde, aber der Sicherheit wegen dennoch den General v. L'Estocq veranlaßte, die Verschanzungen von Königsberg selbst zu besetzen, wovon ich die vordere schmale Seite, nach des Feindes Seite zu, so stark, als solches in der Zeit möglich war, hatte verschanzen lassen.

Allhier übernahm ich in meinem Gouvernement das Com-

mando. Der Feind griff mehrere Male an und wurde zurückgeschlagen, darauf forderte er Königsberg zur Uebergabe auf, und erhielt die pflichtschuldige Antwort; während er diese pour parler machte, marschirte der Feind zu beiden Seiten, um den Pregel zu passiren, und Königsberg von hinten zu nehmen, wo die große Peripherie völlig offen war. Die Stärke der Truppen aber erlaubte uns schon vorher, und noch zur rechten Zeit nach unserer besten Terrainkenntniß, sowohl rechts als links, alle die nöthigen Terrains zu besetzen, die uns sonst, besonders bei Nacht, hätten nachtheilig werden können. Darauf schien es uns, als ob der Feind sich bei Königsberg vermindere und sich gegen den General von Benningsen zu verstärke. Ich concertirte deshalb mit dem General von L'Estocq einen starken Ausfall zu machen, um den Feind vor Königsberg offensiv aus dem Felde zu schlagen, und in so weit es thunlich war, auch auf dem linken Pregelufer mit dem General v. Benningsen die Communication wieder zu gewinnen. Hierzu diktirte ich eben die Disposition in Gegenwart des Herrn Generals von L'Estocq und des jetzigen Herrn Generals von Scharnhorst, als kurz auf einander zwei Couriere von der russischen Armee anlangten, der eine von dem verstorbenen General von Chlebowsky, der andere von dem Herrn Major von Klur mit der nämlichen Nachricht, daß die russische Hauptarmee bei Friedland geschlagen sei, in diesem Augenblick Alles in desordres und aller dortigen Aeußerung nach, diese Armee wohl wahrscheinlich bis hinter die Memel retiriren würde; wobei der General von Chlebowsky mir anheimstellte, wegen der equivoquen Lage von Königsberg und der Truppen darin, meine Prekautionen zu nehmen. Der Entschluß unser Aller war kurz, da Königsberg keine Festung ist, und in der großen Peripherie völlig offen. Binnen weniger denn 24 Stunden hätte die große französische Armee uns von der russischen Hauptarmee völlig getrennt und abgeschnitten, wo-

durch noch ohne Zweifel der letzte Rest der preußischen Armee verloren werden mußte. Demnach sollte noch an demselben Nachmittage dies ganze Corps d'armee mit einem forcirten Marsch bis Labiau abmarschiren, woselbst eine gute Position hinter der Deyme ist, um die Verbindung mit dem rechten Flügel der großen russischen Armee wieder zu gewinnen, welche sich bei Weblau sammeln wollte, indem das L'Estocq'sche Corps dieser Armee attachirt war. Der General von L'Estocq sollte noch an die fortificirte Salliance von Königsberg eine Arriergarde zurücklassen, unter dem sich immer auszeichnenden Herrn General von Stutterheim, die sich unter Begunstigung der Nacht gleichfalls auf Labiau an das Corps repliren mußte, welches auch völlig executirt ward, und da die Vermuthung des General v. Chlebowsky und Major von Klür eintraf, daß die russische Hauptarmee sich schwerlich früher als hinter der Memel setzen würde, so ward auch in der Folge der Marsch des Generals von L'Estocq dorthin dirigirt.

Ich für meine Person saurirte schnell die in der Stellung auf den fortificirten Inseln in dem Pregel postirten Truppen, die nochmals angegriffen wurden, aber wiederum wie früher den Feind repoussirten und wobei sich mein Adjutant, der Lieutenant Botilenus, auszeichnete, der überhaupt mit vieler Geschicklichkeit und Thätigkeit zuerst die Stellung der Armee v. Benningsen nach der Schlacht von Eylau bei Königsberg verstärkte, wie auch nachmals unter dem durch den General v. Scharnhorst nach Königsberg gesandten Major v. Ziehm, nächst dem Kapitain v. Seydel, die Fortification bei Königsberg besorgt hatte.

Wenn nun, wie man sagt, der Herr v. Benningsen geschrieben haben soll, er hätte, da Königsberg verlassen war, hinter die Memel zurückgehen müssen, so mögen die Herren Generale v. L'Estocq und v. Scharnhorst als Mitglieder der Commission selber reden, und es gehört die Aeußerung dieses Herrn

v. Benningsen unter die Kategorie mehrerer seiner Inconsequenzen, Täuschungen und falschen Versicherungen, wenn er, der den isolirten Waffenstillstand einzig abschloß, der wider das getroffene Bündniß Preußen seinem traurigen Schicksale überließ, er, der die einzige Ursache eines solchen entehrenden Friedens war, mir noch ganz zuletzt nach Memel schrieb: „warum macht denn mein Kaiser den Frieden? ich bin stark genug. Der Kaiser darf nur befehlen und ich passire die Memel wieder und schlage Buonaparte bis hinter die Weichsel.“ Man kann zu so etwas nichts weiter sagen, als was der Lateiner sagt: „Risum teneatis amici.“

Genug, nachdem der General von L'Estocq seine Verbindung mit dem russischen kommandirenden General wieder aufsuchen mußte, ertheilte ich meinen letzten Befehl an das nun sich selbst überlassene Pillau, zog das detachirte Corps des Obristen v. Schöler schleunig von der frischen Nehrung auf die kurische, allwo solches auf das Neue verschanzt werden mußte, weil beide Armeen allhier ihre Subsistenz auf eben die Art aus der Ostsee und dem kurischen Haff in die Memel ziehen mußten, als solches zuvor durch das frische Haff in den Pregel geschah: wie auch das Hauptquartier des Königs gedeckt werden mußte, in Memel, diesem letzten und einzigen Ueberreste seiner verlornen Staaten. Hier erfolgte denn der Friede, wie wir solches wissen, dessen Erinnerung auf ewig das Herz des Vaterlandes beugen wird, und Se. Majestät ertheilten mir, der ich nie völlig unnütz war, meinen allerunterthänigst nachgesuchten Abschied mit Gute und Gnade, wie ich solches lebhaft erkenne.

Ich hoffe und wünsche, daß diese kurze Analysis der mich und meinen Wirkungskreis betreffenden Vorfälle der königl. hohen Immediatcommission diejenige vollkommene Genugthuung gewähren möge, wie sie eine solche, mit dem schwierigen Geschäfte der Beleuchtung dieser unangenehmen Kriegsvorfalle nach

der höchsten Intention Sr. Königl. Majestät beabsichtigen, und es soll mich äußerst freuen, bei meinem Abtritt von der handelnden Bühne in die Einsamkeit, wenn wenigstens einige meiner Gedanken, wie ich sie mir nach meiner Einsicht bildete, dem Gleichgefühl von einer königlich hohen Immediatcommission nicht unwerth befunden würden*).

Hafeley, den 1. Juli 1808.

v. Rüchel.

---

*) Zu diesem Aufsatze, der die letzten Kriegsbegebenheiten unseres Rüchels beleuchtet, kann ich nichts weiter hinzufügen, als daß er stets das Beste gewollt, und bei allen seinen Handlungen stets das Wohl seines Staates, nie das seiner eigenen Person im Auge gehabt hat. Seit dem Tilsiter Frieden, wo ich ihn verlassen mußte, sah ich ihn nicht wieder als einen Tag im Durchreisen 1813, und von 1816 an, wo ich als Aer Kommandant nach Stettin gesetzt wurde, alle Jahre einige Male, bis zu seinem Ende, wo ich den entseelten Körper noch zur Beerdigung begleitete. Ueber seine letzten Lebensjahre, im Kreise seiner Familie, mögen die berichten, die ihn zunächst umgaben. So viel muß ich noch bemerken, daß er es immer schmerzlich bedauert hat, den letzten Befreiungskrieg der Deutschen nicht mitgemacht zu haben.

„Nur Commandeur eines Landwehrbataillons habe ich zu sein gewünscht, aber das wollte man mir nicht geben."

Es war nicht möglich, ihn von der Unthunlichkeit dieses Wunsches zu überzeugen. Oft fragte ich ihn auf's Gewissen, ob er es bei der Commandeurstelle hatte bewenden lassen wollen, und ob aus dem Bataillonschef nicht bald ein Armeechef geworden wäre. Allein er schwor es mir zu, und ich glaube, daß es sein Ernst war. Indessen, wer außer mir hätte es ihm geglaubt? und wer fühlte nicht mit mir das Inconsequente dieser Idee? — „Und was wäre denn dabei verloren gewesen, wenn man mir auch ein Corps gegeben hätte?" fragte er mich dann. „Sehr viel, war meine Antwort; da die Sache auch ohne Ihre Hilfe gut gegangen ist. Gesetzt auch, Sie hätten, wie Kalkreuth sagt, den Krieg wohlfeiler gemacht, wenn man Ihnen solchen auf Entreprise gegeben hätte; so konnten Sie doch nicht mehr gewinnen als gewonnen wurde. Sie hätten sich mit Ruhm bedeckt, anstatt sich nun die ganze deutsche Nation und besonders die preußische unsterblichen Ruhm erworben hat, indem sie den vernichtete, der sie vernichten wollte, und mit Gottes Hilfe und durch ihres Armes Kraft das große Werk vollbrachte; und mich dünkt, wir dürfen, wenn von dem einzelnen Ich und einem ganzen Volke die Rede ist, nicht so egoistisch sein, um unsere Individualität diesem vorzusetzen." — „Sie haben recht," sagte er, „aber ich habe auch recht. Wer kann es mir verdenken, wenn ich mit einer großen Katastrophe aus der Welt zu gehen wünsche; das, deucht mir, könnte mir jeder ehrliche Mann gönnen." — Und hiermit schließe ich. Beiren.

Gebhard Leberecht von Blücher, Fürst von Wahlstadt,

geb. den 16. Dezember 1742, gest. den 12. September 1819.

Die folgenden Beiträge zur Lebensgeschichte des Fürsten Blücher, welche seine Freunde, der Generalintendant v. Ribbentrop und der Generalmajor v. Eisenhart niedergeschrieben haben, enthalten Thatsachen, über welche damals vielleicht gesprochen sein mag, doch ist bis jetzt weder officiell, noch durch Männer von dieser Gewichtigkeit darüber etwas bekannt gemacht worden. Und ist nicht jeder Charakterzug, selbst der geringfügigste, — aus dem Leben des Marschall Vorwärts wichtig und bedeutungsvoll? Die Erinnerungen an einen Helden, dessen Wahlspruch: Vorwärts war, scheint in allen Zeiten, — also auch in der unsrigen, nothwendig und dankenswerth! Ribbentrop, geb. den 6. October 1768, und gest. den 7. Februar 1841, hat eine lange, ehrenvolle Wirksamkeit gehabt; während derselben genoß er das volle Vertrauen sowohl des Fürsten Hardenberg, als auch des Fürsten Blücher und ward in den schwierigsten Verhältnissen mit bedeutenden und

verwickelten Aufträgen beehrt; seine hohe Rechtschaffenheit und sein Eifer, als Generalintendant und Oberkriegskommissair für die Armee während des Krieges zu sorgen, wurden mit den erfolgreichsten Resultaten belohnt und werden ihm ein unvergängliches Andenken in der preußischen Kriegsgeschichte bewahren! — Ribbentrop schrieb die nachfolgenden Bemerkungen über Blücher (A.) eigenhändig und übergab sie einem befreundeten Staatsmann zur beliebigen Benutzung, dem ich sie jetzt zu verdanken habe.

Generalmajor v. Eisenhart, diesen grundgescheuten, gutmüthigen, braven und sozialen Kriegsmann, kennen wir schon aus seiner trefflichen Denkschrift: „Geschichte des Grafen Tauentzien von Wittenberg und des demselben untergebenen 4ten Armeekorps in den Jahren 1813 und 1814," welche nebst den Briefen des Fürsten Blücher an Eisenhart, im 1sten Bande der „Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt und Literatur, Berl. 1838, bekannt gemacht worden sind.

General v. Eisenhart, geb. den 23. October 1769, gest. den 25. August 1839, ist derselbe Rittmeister v. Eisenhart, von dem General v. Rüchel in der vorher mitgetheilten Denkschrift S. 35 so ehrenvoll und rühmend spricht. Eisenhart hat übrigens sehr interessante Memoiren über sein vielbewegtes Leben hinterlassen, welche zu veröffentlichen jetzt wohl an der Zeit sein möchte. Dieser theure, unvergeßliche Freund hat auch Wichtiges und Lehrreiches über seinen Antheil am Tugendbund und die über denselben geführte Correspondenz mit dem verstorbenen Minister von Schuckmann niedergeschrieben und in meine Hand gelegt, welches bekannt zu machen ich seiner Zeit nicht unterlassen werde.

Die nun folgende, für mich eigends abgefaßte Darstellung (B.) über „Eisenharts erste Bekanntschaft mit Blücher"

enthält ein besonders interessantes Faktum: die Zusammenkunft des Feldmarschalls mit Napoleon in Finkenstein in Preußen.

A.

Beiträge

zu Fürst Blüchers Lebensgeschichte,

niedergeschrieben im Jahr 1826

von

Generalintendanten von Kibbentrop.

I.

Die Franzosen marschirten von Essen und Werden, zwei Gebiete Deutschlands, welche an Preußen abgetreten waren, und von der Kriegs- und Domainenkammer in Hamm verwaltet wurden. Sie waren keine Landstriche der Grafschaft Mark, vielmehr nur, mit dieser, Bestandtheile des Hamm'schen Kammerdepartements. Die Franzosen täuschten die wenigen Husaren, welche von dem Blücher'schen Corps vorgeschoben waren, indem sie vorgaben, daß jene Gebiete durch Verträge dem Großherzog v. Berg abgetreten wären und die Husaren ließen das Anschlagen von Besitznahmepatenten zu.

Jene verlangten nicht, daß diese sich zurückziehen sollten und ließen auch die in der Stadt Essen kantonirende Garnisonartilleriecompagnie aus Wesel ruhig stehen. Gewaltthätigkeiten wurden nicht ausgeübt, insofern man die Anschlagung der Besitznahmepatente und die Forderung der Quartiere in den erwähnten Gebieten dahin rechnen will.

II.

Blücher zog die Truppen nicht zurück, vielmehr detachirte er unter dem Commando des Generals von Schenk 1 Grenadier-, 2 Mousquetierbataillone mit 6 Geschützen, ferner 2 Füsilierbataillone und 5 Schwadronen Cavallerie, um die Franzosen, die nur 2 Infanteriecompagnien stark waren, zu delogiren. Ich mußte dieses Detachement begleiten, um Alles, was sich auf die politischen Verhältnisse bezog, unter der Zustimmung des General v. Schenk, zu besorgen.

Der v. Schenk beauftragte mich bis nach Essen voranzugehen und über die Stellung der Franzosen die möglich genaueste Erkundigung einzuziehen, demnächst aber vorzuschlagen, wie die Delogirung am leichtesten zu bewirken sei.

Die kleine Stadt Steele, welche diesseits der Stadt Essen, eine Meile von letzterer entfernt liegt, war von Franzosen und zwar 1 Offizier und 24 Mann Infanterie schon besucht gewesen, und dies kleine Detachement hatte Besitznahmepatente an dem Rathhause angeheftet, aber gleich darauf Steele wieder verlassen. Als ich von Essen zurückkam, hatte eine Compagnie vom Regiment v. Schenk Steele besetzt und ich veranlaßte sogleich den Kapitain derselben, diese Besitznahmepatente durch ein Commando in Gegenwart des zu versammelnden Magistrats abnehmen zu lassen, was auch sogleich geschah. Ehe ich von dort nach Bochum, dem Hauptquartier des General von Schenk abreiste, traf ein französischer Infanterist in Steele ein, und überbrachte ein Schreiben an den Magistrat, welches nicht angenommen wurde. Er setzte seine Musquete an die Seite und ich fand Gelegenheit nachzusehen, ob sie scharf geladen wäre. Es zeigte sich auch, daß sie eine scharfe Patrone faßte und das Pulver auf der Pfanne gehörig aufgeschüttet war. Bei meiner Ankunft in Bochum zeigte ich dem General von

Schenk die Stellung und Stärke der Franzosen in Essen und Wahren an, schlug auch vor, wie bei der Stärke unserer Truppen die Delogirung der Franzosen ohne Blutvergießen eintreten konne. Am folgenden Morgen kam ein Befehl von Blücher, nach welchem die Delogirung der Franzosen rasch vorging und jedem Infanteriebataillon eine Escadron Cavallerie an die Seite gestellt werden sollte. Nun übertrug mir der General v. Schenk, die Disposition zum Einrücken von 2 Escadrons Cavallerie und 2 Bataillons Infanterie in die von den Franzosen besetzten Theile der Gebiete auszuarbeiten. Diese Disposition enthielt auch die Bestimmung zur Besetzung der Grenzen gegen das Großherzogthum Berg durch Cavalleriedetachements in einer solchen Art, daß aus diesem Lande kein Franzose in die preußischen Gebiete weiter einfallen konnte. Sie wurde noch an demselben Tage den Chefs der beiden Infanteriebataillons mit dem Befehl zugestellt, sie an dem folgenden Tage auszuführen, und ich erhielt den Auftrag, mit den Truppen, die zur Besetzung von Essen bestimmt waren, abzugehen.

Als die dem Infanteriebataillon vorangehende Schwadron, bei der ich mich befand, vor dem Thore der Stadt Essen anlangte, stieß sie auf ein Detachement von 1 französischem Offizier und 24 Mann Infanterie, mit geschultertem Gewehr, und nun forderte der Schwadronchef von demselben die Zurückziehung, die anfänglich verweigert wurde, aber ohne Schuß erfolgte, als der Schwadronchef mit der Niederhauung des Detachements drohete. Die Schwadron rückte darauf in die Stadt ein, ging aber gleich weiter, um die Grenze gegen Essen zu besetzen, fand auch keine Hindernisse in der Erreichung ihres Zwecks.

Das Infanteriebataillon, an dessen Spitze sich zwei Geschütze befanden, rückte nach, und da die Artillerie desselben glaubte, es sei nun Alles abgemacht, so zog sie gerade nach dem Markt, während das Bataillon in eine andere Straße einbog; dies war

ein Verſehen, welches ſchlimme Folgen hätte haben können. Ich war zufällig bei der Artillerie geblieben und hatte den Marktplatz früher erreicht als dieſe, hier fand ich die ganze Compagnie Franzoſen verſammelt und den Chef derſelben in einer lebhaften Unterhaltung mit einem Adjutanten Murats. Ich ging gleich hinzu, fand in dem Adjutanten einen Mann, der das Blutvergießen verhütet wiſſen wollte, in dem Capitain dagegen gerade das Gegentheil, denn dieſer wollte ſich entweder wehren oder ſich mit ſeiner Compagnie zum Kriegsgefangenen erklärt wiſſen. Die Vorſtellungen, daß hier nur von Mißverſtändniſſen die Rede ſein könnte, welche die beiderſeitigen Mächte unter ſich leicht ausgleichen könnten und Preußen keinen Krieg gegen Frankreich beabſichtige, fanden Eingang, der Adjutant trat ſeine Rückreiſe nach Düſſeldorf an, und der Capitain ließ ſich bewegen, mit mir zum Commandeur unſeres Infanteriebataillons zu gehen, um bis auf weiteren Befehl mit ſeiner Compagnie in der Stadt als Gaſt bleiben zu können. Dies wurde auch zugeſtanden und die Compagnie blieb nur noch wenige Tage in Eſſen. Das nach Werden in Marſch geſetzte Bataillon kletterte zum Theil über die Mauern der Stadt und befand ſich in dieſem Ort früher, als die dort ſtehende Compagnie Franzoſen ſein Eindringen entdeckt hatte. Auch dieſer Compagnie Franzoſen wurde das vorläufige Bleiben derſelben in den Quartieren geſtattet.

Damit endigte ſich die ganze Expedition, welche, wenn ich nicht irre, Buonaparte mit zum Vorwand brauchte, um Preußens feindſelige Abſichten gegen Frankreich anzudeuten. Ich habe ſie hier ſo ausführlich niedergeſchrieben, um das Gegentheil zu beweiſen, und zugleich darzuthun, daß, ſo ſehr auch Blücher den Krieg gegen Frankreich wünſchte, er dennoch die Politik des Staats, dem er an gehörte, nicht gern verletzte.

III.

Beim Ausrücken der Armee im Jahre 1806 theilten sich die Truppen aus Westphalen, ein kleiner Theil blieb zurück, um die Provinzen vor Einfällen aus Holland ꝛc. zu schützen, der andere und große Theil sammelte sich bei Paderborn, und bei diesem befand sich Blücher. Dieser erhielt den Befehl, über Cassel nach der Gegend von Frankfurt a. M. vorzurücken, aber kaum in den ersten Marschquartieren hinter Cassel angelangt, traf der Befehl ein, daß der Marsch nicht nach der Gegend von Frankfurt, sondern nach Erfurt angetreten werden sollte, und hier wurde das westphälische Corps unter Blücher aufgelöst und Blücher zum Commando des Avantcorps berufen.

IV.

Ich finde die Angaben über die Versprengung und Auflösung der Truppen nach den Schlachten von Auerstädt und Jena mit dem, was ich gesehen habe, nicht verträglich. Der Sieg der Franzosen über den Prinzen Louis Ferdinand hatte die traurige Folge, daß einzelne Truppenabtheilungen so viele Offiziere einbußten, daß es äußerst schwer hielt, die unterhabenden Mannschaften, die vom feindlichen Feuer unaufhörlich bestürmt wurden, zusammen zu halten, und das veranlaßte sogenannte Versprengungen, die aber im Grunde weiter nichts waren, als kleine Abstreifungen rückwärts auf eine kurze Strecke, um sich dort wieder zu ordnen und zu sammeln.

Ich war gerade beim General von Rüchel, als bei diesem sich ein Premierlieutenant mit dem Rest von 2 Musquetierbataillonen meldete, der bis zu 700 Mann auf dem Marsch von Saalfeld bis Erfurt angewachsen war. Aehnliche starke Parteien kamen dort gleichzeitig an und alle diese Fälle beruheten nicht auf einer vermeintlichen Muthlosigkeit, sondern auf

dem Kampfe gegen eine bedeutende Uebermacht. Die Truppen, welche sich bei Jena und Auerstädt schlugen, sind nicht versprengt, aber manche wurden von demselben Schicksal betroffen, wie die bei Saalfeld. Der Ausdruck Versprengung war einmal aufgekommen, aber wahrlich mit Unrecht, wenn man demselben die gehässige Deutung giebt, die er im vorliegenden Aufsatz zu haben scheint.

So wie es bei allen Kriegsheeren Leute giebt, welche nicht den Kopf oben behalten bei einer Begebenheit, die dieser nicht erwartete, so verhielt es sich auch bei den Unsrigen.

Dergleichen Leute hatten die Franzosen zu sehr gering geschätzt, und waren durch das Treffen bei Saalfeld bedeutend getäuscht, gleich nach diesem Treffen entstanden Reden, die unangenehm auf diejenigen wirkten, denen es an Kriegslust fehlte, und Wünsche zur Herstellung des Friedens, in welchen diese das Heil des ganzen Staates finden zu müssen glaubten. Demungeachtet schlugen sich die Truppen bei Jena und Auerstädt sehr brav, aber gleich darauf wurden die Reden schrecklicher und überall hörte man: es sei Alles verloren.

Von nun an traten bei der Bagage Unordnungen ein, die sich immer mehr anhäuften, je mehr einzelne Leute durch Blessuren oder durch Entmuthigung sich zu dieser verfügten. Diese Unordnung wurde vorzüglich am 16ten October von Bedeutung, und es zeigten sich an diesem Tage schon einzelne Offiziere bei der Bagage.

Der Gehorsam der Gemeinen gegen Offiziere fiel gänzlich fort, und jene Gemeinen fingen zum Theil schon an, in Gemeinschaft mit den Pack- und Wagenknechten die Bagage zu plündern, die Geldkasten aufzubrechen, die Stränge der Wagenpferde abzuschneiden, und ließen sich von allen diesen Verbrechen durch Vermahnung und gute Worte nicht abhalten.

Ich habe aber demungeachtet recht viel brave und rechtschaffene Unteroffiziere gefunden, die ein solches Vertrauen bei

den Gemeinen und Knechten genossen, daß sie von diesen nicht verlassen wurden und die Bagage in beständiger Ordnung und Bewachung halten konnten. Der Muthwille einzelner Gemeinen ging übrigens schon so weit, daß sie ihre Gewehre abschossen und dann ausriefen: „die Franzosen sind da!“ Auf diesen Ausruf und ihr Gewehrfeuer jagten sie den bei der Bagage befindlichen Leuten Furcht ein und machten die Unordnung noch größer. Wer aber ruhig bei seinen Fahrzeugen blieb, diese streng an einander geschlossen hielt, und den Plünderern nur dann in den Weg trat, wenn sie das, was ihnen anvertraut war, angreifen wollten, an den wagten sie sich nicht.

Als Directer des Kriegs-Commissionsraths eines Corps hatte ich eine nicht unbedeutende Kasse und Registratur bei mir, als am 14. October des Nachmittags um 3 Uhr die Nachricht von der verlorenen Schlacht in Erfurt eintraf. Ich suchte das dazu gehörende Commando von 13 Dragonern vergeblich auf, es war davon gegangen, und ich trat in der darauf folgenden Nacht um 12 Uhr den Rückzug, ohne ein anderes Commando zu erhalten, an, verirrte mich in einem dicken Walde und verlor durch die starke Finsterniß und das Detachiren, um Wege zu suchen, die mir untergebenen Beamten bis auf vier. Mit diesen vier Beamten blieb ich immer bei den Fahrzeugen, und da wir uns in dem Wachen wechselten, so erreichten wir glücklich die Festung Magdeburg, obgleich wir durch den späten Abzug von Erfurt die Letzten waren.

Das Abschießen der Gewehre dauerte fort, das Plündern wurde immer häufiger, und das Geschrei: „die Franzosen sind da!“ hörte nicht auf.

Am allerschlimmsten stand es in der Nacht, als wir einen sehr gebirgigen Engpaß vor Benneckenstein ersteigen mußten. Mir war zwar ein neues Commando von 1 Unteroffizier und 40 Kürassieren angewiesen, aber auch dies Commando folgte mir nicht, und erst kurz vor Magdeburg war ich so glücklich, eins

wieder zu haben. So viel ist gewiß, daß ein paar tüchtige Polizei-Directoren mit Commando's von Gendarmen die ganze Unordnung hätten heben können. Es kam nur darauf an, daß ein paar beherzte höhere Offiziere jeden, der nicht Ordnung halten wollte, niederschießen ließen.

Diese Unordnung rührte übrigens nicht von Mangel an Befehlen her. Daß wir in Erfurt keine Befehle erhalten konnten, war begreiflich, denn unser Befehlshaber, der Generallieutenant v. Rüchel, war verwundet. Die Bagage bei Vipach soll aber Befehle zum Abzuge erhalten haben, und auf dem Marsche, wo ich mich bei Langensalza an die Bagage anschloß, erfolgten zwei Mal Befehle, das erste Mal in einem Dorfe zwei Stunden hinter Langensalza. Doch kam der Major v. Schlegel und brachte uns den Befehl, nach Frankenhausen zu gehen, mit der Nachricht, daß die ganze Armee dort versammelt würde, und instruirte uns so genau, daß wir bei dem Marsche, den wir noch in der Nacht antreten mußten, gar nicht irren konnten. Wir erreichten noch vor Tagesanbruch ein Dorf, wo wir wegen Ermüdung unserer Pferde ruhen mußten, und ich war kaum neben einem Feuer etwas eingeschlafen, als abermals ein Offizier kam, der uns eröffnete, daß wir nach Nordhausen ziehen sollten, weil dort der Versammlungsort sein sollte. Ich habe diesen Offizier nicht gesprochen, aber er hat diese Ordre einem meiner Untergebenen mitgetheilt, mit der Bemerkung, daß sie mich nicht in der Ruhe gleich stören sollten; in dieser Nacht war die Mannschaft bei der Bagage so ermüdet, daß an Excesse gar nicht gedacht wurde. Die Bagage blieb auch am andern Morgen, aber nur auf eine Stunde in guter Ordnung, dann fing aber das Plündern gleich wieder an. Als wir in Nordhausen ankamen, gab uns der jetzige Generallieutenant v. d. Knesebeck die weitere Direction, und nun bedurften wir bis Magdeburg keiner mehr.

Bei Magdeburg ging Alles, was von der Bagage noch

übrig geblieben war, zu ſeinen Truppen-Abtheilungen zurück, und von da ab war von Unordnungen nicht mehr die Rede. Der jetzige General-Feldmarſchall v. Gneiſenau, der jetzige Generallieutenant v. Knesebeck und ich mußten auf Befehl des Fürſten von Hohenlohe dem Marſch der Truppen nach der Oder vorangehen, und wir haben keine Unordnungen bemerkt.

V.

Ich habe Blüchers Expedition nach Schwediſch-Pommern mitgemacht und den Bericht an unſern König wegen des Abzuges von der ſchwediſchen Armee aufſetzen müſſen, daher ich folgende Umſtände hier vermerke.

Blücher erhielt in ſeinem Hauptquartier Greifswald die Ordre, an Gefechten der Schweden mit den Franzoſen Theil zu nehmen, worauf er ſich nicht einlaſſen wollte. Ein franzöſiſcher Parlamentair kam dort an, und mit dieſem wurde wegen des Abzuges verhandelt.

Der König von Schweden ließ darauf die in Stralſund noch befindlichen Offiziere und Beamten verhaften, und das daſelbſt liegende preußiſche Magazin u. ſ. w. mit Arreſt belegen. Blücher ſollte ſich über Wolgaſt, Uſedom nach Preußiſch-Pommern ziehen. Er ſetzte die Truppen in Bewegung, und als die erſten ſich bei Wolgaſt überſetzen laſſen wollten, drohten die an der Küſte von Uſedom aufgeſtellten Franzoſen, ſich dem Ueberſetzen mit Gewalt zu widerſetzen.

Bei unſerm Abzug aus Greifswald rückten ſehr bald die Franzoſen in dieſen Ort ein, und nun waren unſere Truppen von allen Seiten eingeſchloſſen, in einer Lage, wo ſie durch eine im Hauptquartier des Marſchalls Brünne bei irgend einem Büreau begangene Nachläſſigkeit hätten verhungern können. Die Verhandlung darüber hätte nur 3 bis 4 Tage länger dauern dürfen, um eine vorläufige Plünderung des Landes

Wolgast als ein aber nicht dauerndes Rettungsmittel nothwendig zu machen. Ich hatte mich gegen die Verwaltung dieses Landes anheischig gemacht, Alles, was genommen wurde, baar zu bezahlen, und dagegen das Versprechen erhalten, daß jeder Offizier und Soldat von seinem Wirth verpflegt werden sollte. Diese Maßregel konnte aber nicht lange fortgesetzt werden, und zu unserm Glück wurde noch zeitig genug die begangene Nachlässigkeit im französischen Hauptquartier in ihren unangenehmen Folgen gehoben.

VI.

Im Jahre 1811 fingen die heimlichen Rüstungen in Preußen an. Scharnhorst und Hardenberg leiteten solche unter der unmittelbaren Anweisung des Königs, bei dem damals der nachherige Kriegsminister von Boyen den Vortrag hatte.

Gneisenau war nach Berlin berufen, und als Staatsrath im Departement des jetzigen Ober-Präsidenten Sack, dem Anscheine nach, angestellt. Er zeigte sich bei Hofe und überall in der Staatsraths-Uniform, war aber Vorsitzer von mehrern Commissionen. Von einer dieser Commissionen waren der Staatsrath Krause und ich Mitglieder. Sie bezog sich vorzüglich auf Einrichtung neuer Truppen und Einziehung von Nachrichten über andere militärische Gegenstände. Gneisenau schickte mich in die Gegend von Spandau, um zu ermitteln, wo ein verschanztes Lager für 20,000 Mann errichtet werden könnte. Ich erfüllte den Auftrag, fand aber in dem jetzigen Generalmajor v. Reiche einen Mann, dem das Geheimniß anvertraut, mithin auch mein Vorschlag übergeben werden konnte, um denselben genau zu prüfen und, wenn die Ausführung beschlossen werden sollte, diese übernehmen zu können. Nicht lange darauf erhielt ich den Befehl, zum General v. Blücher zu gehen und dort Alles, was sich auf die Rüstung, überhaupt auf die

damaligen politischen Verhältnisse bezöge, unter dessen Leitung zu betreiben. Damit die Ursache meiner Sendung nicht errathen werden konnte, so mußte mein damaliger Chef, Oberst von Hake, jetzt Kriegsminister, mir den Befehl geben, die militairischen Verpflegungsangelegenheiten in Pommern unter meine Leitung zu nehmen. Der Oberst v. Hake fertigte die Ordre aus und wußte selbst nicht das Mindeste von der eigentlichen Ursache meiner Sendung.

Ich verzeichnete die Punkte, worauf es vorzüglich ankommen würde, las sie Scharnhorst, Gneisenau und Boyen vor, und reiste dann ab, nachdem Hardenberg mir gesagt hatte: „Suchen Sie den Krieg so viel als möglich zu vermeiden, wenn er aber nicht zu vermeiden ist, dann wirken Sie auch dahin, daß wir gleich recht tief darein verwickelt werden, weil mit Beginn desselben auch von Buonaparte unser Untergang beschlossen ist, und wir nur mit Ehren fallen wollen, wenn der Sieg nicht zu erringen ist."

Bei meiner Ankunft in Pommern war noch viel zu thun; — Blücher hatte die sogenannten Krümper aus mehreren Bezirken eingerufen, und es kamen auch aus verschiedenen Gegenden Leute zum Dienst nach Pommern, die dazu gar nicht berufen waren.

Die Befestigung von Colberg sollte bedeutend erweitert werden, damit war schon ein nicht unbedeutender Anfang gemacht, aber nun handelte es sich dort auch von einem verschanzten Lager. Für das Artilleriewesen mußte noch Manches geschehen, und das Benehmen gegen die Garnison von Stettin mußte gefälliger werden, um diese desto leichter täuschen zu können.

Das Vertrauen, welches ich bei dem General v. Blücher schon früher genoß, erhielt nunmehr den höchsten Grad, und ging so weit, daß er auch keinen einzigen Tagesbefehl ergehen ließ, den er mir nicht von seinem Sohne zur genauesten Durch-

ſicht, und bei etwaigen Erinnerungen von meiner Seite, zum Vortrag vorlegen ließ. Die Merkwürdigkeiten, welche ich hier anführe, ſind folgende:

Der Generallieutenant v. Dörenberg kam mit großen Vollmachten von England nach Colberg, um beim Ausbruch eines Krieges uns zu unterſtützen und ein Corps beim Vordringen in Deutſchland zu errichten.

Zwei engliſche Schiffe mit Gewehren und Munition lagten ſich auf die Rhede vor Colberg und ihre Ladung war zur Dispoſition fur den Generallieutenant Dörenberg geſtellt. Der Oberſt v. Dumoulin, jetzt Commandant zu Luxemburg, der 1806 bleſſirt war, wurde zum Invaliden erklärt, und erhielt als ſolcher das vacant gewordene Poſtamt zu Colberg, damit er dort den General v. Dörenberg bei ſich aufnehmen und für Jedermann verbergen halten konnte.

Um dieſen Zweck zu erreichen, wurde nur der älteſte Sohn Blüchers zur Ueberbringung von Depeſchen an den General v. Dörenberg und zu mündlichen Unterredungen mit demſelben gebraucht.

Der Kaufmann Schröder in Colberg mußte die Communication mit den auf der Rhede liegenden engliſchen Schiffen unterhalten, und benahm ſich dabei ſo klug, daß der Commandeur davon nichts merkte, vielmehr zwei Tage, wo ſich ein kleines Fahrzeug von jenen Schiffen der Feſtung näherte, auf dieſes feuern ließ.

Die Befeſtigung von Colberg ſchritt raſch vor, es wurden täglich 3000 Mann zu den Arbeiten an der Feſtung commandirt, und bald näherte ſich das Ziel der völligen Beendigung der Arbeiten, als die Ordre einging, mit dem Feſtungsbau einzuhalten. Wir hatten die Ahnung, daß dieſe Ordre in wenig Tagen erfolgen würde, und auf den Grund dieſer Ahnung und meinen desfalls dem General v. Blücher gemachten Vortrag beorderten wir ſtatt 3000, 7000 Mann zum Schanzen.

Das war ein glücklicher Zufall, der eigentlich den Franzosen zu verdanken war, denn diese hatten in Stettin erzählt, man würde uns die Fortsetzung des Baues untersagen. Als die Ordre, mit dem Baue inne zu halten, einging, blieb uns doch noch eine List, die Franzosen zu hintergehen, übrig, welche darin bestand, daß ich einen Tagesbefehl im Namen des Fürsten von Blücher aufsetzte, nach welchem derselbe erklärte, daß er an einem bestimmten Tage in Colberg mit der Entlassung der zum Schanzbau dort versammelten Krümper selbst den Anfang machen, und die Zahl der Arbeiter täglich so beschränken wolle, daß die Leute durch Mangel an Beschäftigung und schnelles Auseinandergehen nicht zu Excessen sich veranlaßt finden möchten. Darauf hielten wir den Festungsbau so im Gange, daß er wirklich seine Endschaft glücklich erreichen konnte.

Die bei Colberg versammelten sogenannten Krümper waren bis zu 20,000 Mann angewachsen, ein Theil bereits mit Gewehren versehen, die dazu dienten, um die ganze Masse successive auszuexerciren. Montirungsstücke hatten sich genug in Vorrath gefunden, und diese waren den Linientruppen abgekauft, auch zum Theil schon ausgetheilt.

Die Linientruppen waren 7000 Mann stark und vom größten Muth beseelt, so wie die 20,000 Mann Krümper, letztere sämmtlich Soldaten, die ihre militärische Bildung in Schlesien, Preußen und der Mark erreichten und den nach dem Kriege von 1806/7 nicht aufgelösten Truppen zu verdanken hatten.

Mit diesen 27,000 Mann konnte sich Blücher bei Colberg sehr lange halten, und wenn sich ihm die Gelegenheit dargeboten hätte, einen Streifzug nach der Mark und dem Magdeburgischen zu unternehmen, so würde auch dies nicht unterblieben sein. Dahin und demnächst nach Westphalen zu gehen, war sein Augenmerk ganz vorzüglich gerichtet. Ich war mitbeordert, die Operationsplane für alle diese Fälle ausarbeiten zu helfen.

VII.

Blücher wurde von ſeinem Commando abgerufen und ſollte ſich über Beſchuldigungen der Franzoſen rechtfertigen; ich, an ſeine Perſon gewieſen, begleitete ihn nach Berlin, was er auch ſehr wünſchte, weil ich grade in allen den Angelegenheiten die Feder geführt hatte, welche den Franzoſen nicht ganz angenehm waren, und weil ich auch noch von anderen Seiten in dieſe Angelegenheit verwickelt war. Als ich in Berlin ankam, was einen Tag ſpäter geſchah, als Blücher hier eingetroffen war, fand ich ihn etwas mißvergnügt. Inzwiſchen ſagte er mir, er wiſſe noch nicht, worüber die Franzoſen eigentlich geklagt hatten, und ich ſollte nun nur ſehen, daß ich das erführe, damit wir gleich zu der von uns verlangten Rechtfertigung ſchreiten könnten.

Ich ging darauf zum Staatskanzler v. Hardenberg und dieſer legte mir die Anklage vor, ſie beſtand aus 14 Punkten, die ich in Gegenwart des Staatskanzlers genau durchlas, und als dies geſchehen war, erklärte ich gleich: „Dagegen iſt leicht zu antworten.“

Die klugen Franzoſen hätten uns anders faſſen können, wenn ſie auf unſer Benehmen aufmerkſamer geweſen wären. Der Staatskanzler ſagte mir, es ſei ihm lieb, daß ich ſo über die Sache dächte, ich möchte nur für die ſchnelle Rechtfertigung ſorgen. Darauf verfügte ich mich gleich zu Blücher und empfing von ihm den Schlüſſel zu ſeiner geheimen Caſſette, nahm aus derſelben die Tagesbefehle, und nachdem ich ihn mit den Klagepunkten bekannt gemacht und geſagt hatte, daß wir uns dagegen ſchon rechtfertigen könnten, fing ich an ſeine Vertheidigung zu ſchreiben. Einen Tag nur ließ er mich ruhig dabei ſitzen, den zweiten Tag ſchickte er mir des Morgens und Nachmittags ſeinen Sohn zu mit dem Auftrage, er ſollte mich nur ein bischen antreiben, und den dritten Tag war ich denn endlich um

5 Uhr fertig, eilte nun zu Blüchers Wohnung, wo ich ihn gleich bei der Zurückkunft von einem Mittagseſſen antraf. Er ließ ſich eine Pfeife ſtopfen, und ſagte, er wolle das Ding ſelbſt leſen in meiner Gegenwart, ließ mir auch eine Pfeife reichen, legte ſich darauf auf einen Sopha lang nieder und begann mit dem Leſen. Kaum hatte er ein wenig geleſen, als er ausrief: „Das iſt ja ein infamer Kerl!“ ich wußte gar nicht, wen er meinte, erfuhr aber bald, daß der Ausruf mich treffen ſollte, und zwar weil ich gleich beim Eingang behauptet hatte, daß Blücher ganz im Geiſte von Napoleon gehandelt habe, aber der Commandant zu Stettin, General Lieber, nicht ſo von ſich ſprechen laſſe, mit Blücher nicht Hand in Hand gegangen, vielmehr gegen denſelben ſogar ungefällig geweſen wäre. Ich übergebe den übrigen Inhalt der Vertheidigung, von der ich keine Abſchrift habe zurückbehalten können.

Als Blücher ſie gänzlich durchgeleſen hatte, ſprang er auf und ſagte: „Die Vertheidigung iſt gut, darin ſoll kein Wort geändert werden, ich werde ſie gleich zum Staatskanzler bringen, damit er ſie vorher lieſt, und ſie dann ins Reine ſchreiben laſſen.“ Zu mir ſagte er, ich ſollte in ſeinem Hauſe bleiben, bis er zurückkäme. Aber er kam den Abend vor 10 Uhr nicht nach Hauſe, und ich ging daher heim, mit der Hinterlaſſung, daß ich am andern Morgen wiederkommen würde.

Am andern Morgen erfuhr ich von ihm, daß der Staatskanzler die Vertheidigung behalten hätte, am dritten, daß ſie ihm noch nicht wiedergeſchickt ſei, am vierten zeigte ſich Blücher in einzelnen Geſellſchaften ſehr unwillig, am fünften wurde er noch lauter, und nun war es wirklich kein gutes Umgehen mit ihm, doch blieb er immer gegen mich, als den Verfaſſer derſelben, ſehr freundlich, und ich mußte ihn in die meiſten ſeiner Geſellſchaften begleiten. Inmittelſt beſtand ſein älteſter Sohn ein Duell, von dem der Vater durch Zufall unterrichtet war. Ich war nun von dem Sohne auserſehen, bei dem Vater

an demſelben Morgen zu bleiben, wo die Kugeln gewechſelt werden ſollten, und an dieſem Morgen war der Vater ſehr beſorgt, ſo daß ich ſelbſt wirklich ſehr viel Angſt ausſtand. Das Duell lief aber glücklich ab, und nun wurde von der Vertheidigung vor der Hand gar nicht wieder geſprochen.

An einem Tage des Morgens ſchickte Blücher zu mir und ließ mir ſagen, ich ſollte doch ſchleunigſt zu ihm kommen. Ich eilte dahin, und ſo wie ich kam, ſagte er: „Wir müſſen allein ſprechen und wollen in die Kammer gehen.“ Dort gab er mir eine Kabinets-Ordre, die ich leſen mußte. Als ich ſie durchgeleſen hatte, bat ich Blücher, er ſolle mich zum Verwahrer dieſer Kabinets-Ordre machen, ihm könne ſie wegkommen, und gerieth ſie in die Hände der Franzoſen, ſo wäre er und der Staatskanzler verloren, der König würde furchtbar leiden und der Staat aufhören ein preußiſcher zu ſein, wie es denn doch bis jetzt ſelbſt bei dem großen Unfalle geblieben ſei. Der Staatskanzler hatte die Kabinets-Ordre ſelbſt geſchrieben. Der König erklärte in derſelben, es wäre ihm ſchmerzlich, Blüchern vorläufig zu einem politiſchen Opfer zu beſtimmen, ihn außer Thätigkeit zu ſetzen und ihn zu bitten, ſeinen Aufenthalt in Schleſien zu nehmen; aber er hoffe, ihm bald wieder zeigen zu können, daß er ſein ganzes Vertrauen im Kriege auf ſeine Tapferkeit und ſeine Einſichten lege und ihn dann zur höchſten militäriſchen Stufe zu heben. Blücher wollte mir die Kabinets-Ordre nicht geben, obgleich er recht gut merkte, warum ich ſie zu erhalten wünſchte. Ich drang zwar noch einmal in ihn, aber auch wieder vergeblich. Dagegen gab er mir die Hand und verſicherte mir auf ſein Ehrenwort, daß er jene Ordre nicht nur wohl verſchließen, ſondern auch Niemandem von ihrem Inhalt etwas mittheilen wolle. Darauf antwortete ich ganz kurz: „Dann bin ich beruhigt.“

So endigte ſich eine Kataſtrophe, die bis jetzt noch von Niemandem erzählt iſt, und wenn davon Gebrauch gemacht

werden ſollte, ſo darf dies nur mit der höchſten Vorſicht geſchehen, auch ſind mehrere Details zu umgehen, die ich nur niedergeſchrieben habe, um auf einzelne Charakterzüge des wirklich großen Blücher hinzudeuten.

B.

Ueber mein Verhältniß

zum

Fürſten Blücher von Wahlſtadt,

niedergeſchrieben

vom

Generalmajor von Eilenhart

im Auguſt 1837.

Während des Gefechts bei Lübeck lernte mich der Feldmarſchall Fürſt Blücher kennen. Ich rettete die weſtphäliſche Landes-Kaſſe, die ſonſt den Franzoſen in die Hände gefallen wäre, aus ihren Klauen, nachdem ich zuvor den General von Scharnhorſt, damaligen Oberſten, gebeten hatte, mir die Erlaubniß vom Fürſten Blücher zu verſchaffen. Als dieſe Unternehmung gelungen war, überhäufte mich der Fürſt mit Lobſprüchen, und ernannte mich zum Intendanten des Corps, wie er ſich nämlich ausdrückte, mit dem Befehl, ſämmtlichen Regimentern gegen Quittung eine gewiſſe Summe zu verabreichen, da ſie ſchon einige Zeit keine Löhnung erhalten hatten. — Die Feinde ſtürmten das Thor und der General mußte nach tapferer Vertheidigung die Stadt verlaſſen. Hierdurch kam ich in die Gefahr, den geretteten Schatz wieder zu verlieren; allein da

ich 60 Pferde bei mir hatte, so gelang es mir, eben noch dem Feinde zu entgehen. Nach vielen vergeblichen Versuchen, mich dem Corps wieder zu nähern, kam ich endlich in der Nacht um 1 Uhr in des Generals Hauptquartier an, woselbst ich ihm das Geld ablieferte, zugleich aber auch erfuhr, daß der General capituliren würde. Er befahl, daß schleunigst die Regimenter zur Empfangnahme Officiere schicken sollten, und nun mußte ich die ganze Nacht durch fortfahren, die Gelder zu vertheilen. Dennoch warden wir am Morgen von den abgeschickten französischen Commissairen überrascht, und würden den noch nicht vertheilten Rest der Kasse den Franzosen haben überliefern müssen, wenn ich nicht zuvor schon Mittel gefunden hätte, denselben ihren Augen zu entziehen. In der Capitulation wurde festgesetzt, daß der General in Hamburg seine Auswechselung abwarten könne, und daß seine beiden Söhne nebst mir ihn dahin begleiten sollten. Dort blieben wir über 6 Monate, bis der General endlich gegen den Marschall Victor und jeder von uns Anderen gegen zwei Capitains ausgewechselt wurden. Napoleon hatte ausdrücklich bestimmt, daß der General nach seinem Hauptquartier Finkenstein in Preußen kommen sollte, woselbst wir auch 13 Tage bleiben mußten. Napoleon wollte nämlich den General persönlich kennen lernen und bei dieser Gelegenheit ließ er durch den Chef des General-Staabs des ersten Armee-Corps, General Le Camus den Versuch machen, den General für sein Interesse zu gewinnen. Da die uns beobachtenden Herren glaubten, daß mich der General besonders mit seinem Vertrauen beehrte, so wandte man sich an mich, um dem General vorzustellen, daß der König von einer Allianz mit Frankreich große Vortheile zu erwarten habe ꝛc. ꝛc. ꝛc. Da mir nun die höchst bedenkliche Lage der Franzosen an der Passarge nicht unbekannt war, so konnte ich leicht den Grund ihrer Annäherung erkennen, und ging daher scheinbar in ihren Plan ein, wodurch es mir gelang, Alles, was nur nöthig war,

genau zu erfahren. Man war sehr freigebig mit Versprechungen für den König, wenn derselbe die russische Allianz aufgeben und Frieden machen wollte. Man versprach die Weser zur Grenze, wollte uns Polen und endlich auch Schlesien wiedergeben, obgleich man Oestreich zu dessen Besitz Hoffnung gemacht hatte. Es versteht sich von selbst, daß ich mit dem General v. Blücher meine Rolle verabredet hatte, und daß er anfänglich sich stellte, als wenn er sich auf nichts einlassen wolle, bis er endlich nachgab und zwischen ihm und Le Camus Alles abgemacht wurde, wobei ich den Dolmetscher machen mußte. — Nun wurde der General zu Berthier zum Diner eingeladen und darauf dem Kaiser vorgestellt, der ihn jedoch ganz allein empfing, ohne daß ein einziger Mensch bei der Unterredung gegenwärtig gewesen, die possirlich genug ausgefallen sein muß, da der Eine nicht Deutsch und der Andere nicht Französisch sprach. Endlich konnten wir abreisen und kamen glücklich nach Bartenstein, woselbst der König und der Kaiser Alexander sich aufhielten.

In Königsberg erhielt ich eine Escadron des Blücherschen Husaren-Regiments zu commandiren und mußte daher mich nach Schwedisch-Pommern mit einschiffen, wodurch ich von der Nähe des Generals etwas entfernt wurde; allein kaum in Treptow angekommen, nahm er mich wieder in seine Umgebung, in der ich mich eigentlich nicht recht gefiel, da ich mit seinem älteren Sohne nicht harmonirte, weil ich ihm nicht schmeicheln konnte und wollte und ich diese Kunst bis auf den heutigen Tag nicht erlernt habe. — Daß der General mich nun zu den mannigfaltigsten Aufträgen gebrauchte, auch seine Oekonomie mir anvertraute, will ich hier nur darum anführen, um zu zeigen, daß sein Vertrauen zu mir durch nichts verringert worden. — Im Jahre 1808 schickte er mich mit einem geheimen Auftrag nach Königsberg an den König. — Im Jahre 1809 erhielt ich einen ähnlichen nach dem Auslande, und erfreute mich fort-

dauernd ſeiner vorzüglichſten Gunſt. — Im Jahre 1813 ſollte ich nur ſagen, unter welchen Bedingungen ich wieder an ſeine Perſon mich attachiren wolle; allein da der König bereits über mich dispenirt hatte, ſo mußte ich erwarten, was weiter geſchehen würde, da ich ſelbſt in mein Schickſal nicht eingreifen wollte. —

Eine Menge eigenhändiger, mitunter ſehr humoriſtiſcher Briefe*) von dieſem höchſt ſeltenen und kräftigen Manne ſind mir ein theures Andenken eines beſtandenen Verhältniſſes, welches bis an ſeinen Tod ununterbrochen geblieben iſt.

*) Siehe: Dorow's Denkſchriften und Briefe zur Charakteriſtik der Welt und Literatur. I. Bd. Berlin 1838.

Wichard Joachim Heinrich von Möllendorf.

geb. 1724, geſt. 1816.

Des Feldmarſchalls v. Möllendorf Leben und Verdienſte ſind ſo vielfältig beſprochen, beleuchtet und anerkannt, daß jedes Detail daruber hier unnüz wäre. Die folgenden Briefe deſſelben — wohl die erſten, die von ihm gedruckt werden — gewähren uns dagegen einen tiefen Blick in den Grad ſeiner Bildung, ſeines kraftigen, tuchtigen Charakters, und haben das doppelte Intereſſe, aus den verſchiedenſten und wichtigſten Lebensperioden des Generals zu ſein: von 1793 und 1794, 1810 und 1814 — 1815. Es weht uns ein eigener Geiſt daraus an, der, wenn auch ſehr verſchieden von unſerm Zeitgeiſt, ſo doch etwas Wohlthuendes hat. Ja, die Briefe an den Prediger Schulz athmen ein Gefühl fur Freundſchaft, eine Gemüthlichkeit, welche uns den alten Feldmarſchall gar lieb und theuer macht. Ein alter Edelmann, geboren 1724, ein berühmter Feldmarſchall ſchreibt an einen als verketzert bezeichneten abgeſetzten Landprediger Briefe dieſer Art!! In Geſinnung und Gefühl war Möllendorf ſeiner Zeit weit vorausgeeilt: er war es auch, der noch in ſehr fruher Zeit gegen das Prügeln der Soldaten kampfte und daſſelbe aus der Armee abgeſchafft wiſſen wollte.

Zur wahrhaft wohlthuenden Charakteristik des alten Feldmarschalls v. Möllendorf darf die Mittheilung eines Briefes nicht unterlassen werden, welche des hochseligen Königs Friedrich Wilhelm III. Majestät an denselben eigenhändig schrieb, bei Gelegenheit, als Möllendorf sich verletzt fühlte und solches gegen seinen König aussprach.

Der König schrieb also eigenhändig:

„Ich habe zu allen Zeiten gesucht, Ihnen, Herr Feldmarschall, unzweideutige Beweise meiner Freundschaft, meiner Hochachtung und meines Vertrauens zu geben, wie ich sie einem so ehrwürdigen und respectabeln Manne schuldig war, der so eine lange Reihe von Jahren, und in den wichtigsten Perioden für den Staat mit solcher Auszeichnung, Treue und Reputation gedient hat, wie dieses alles bei Ihnen der Fall gewesen ist und Ihren wohlerworbenen Ruhm im In- und Auslande so fest begründet hat. Wenn Ihnen daher die Wiederholung dieser meiner Gesinnungen zu einiger Genugthuung und Zufriedenheit gereichen kann, wie mir aus Ihrem Schreiben vom 28. November hervorzugehen scheint; so gereicht es mir dagegen zur wahren Freude, sie hier nochmals ausdrücken zu können, mit dem Wunsche begleitet, daß Sie noch eine möglichst lange Reihe von Jahren in verdienter Ruhe und Zufriedenheit verleben mögen. Ich werde gewiß nie aufhören, den ungeheucheltsten Antheil an der Fortdauer Ihres Wohlergehens zu nehmen; und so wie ich mich oft und gern Ihrer Verdienste erinnern werde, so bitte ich Sie, sich wiederum meiner Freundschaft und meines Wohlwollens ~~zu~~ gegen Sie zu erinnern, das ~~mir~~ Ihnen auf zeitlebens gewidmet ~~bleibt~~ *) ist. Mit diesen Gesinnungen verbleibe ich des Herrn Feldmarschalls

Königsberg, den 7. Dezember 1808.

sehr wohlaffectionirter Freund

Friedrich Wilhelm.

---

*) Die in den letzten Zeilen ausgestrichenen drei Worte waren im Original auch ausgestrichen.

Die Briefe an Rüchel von 1793 und 1794 finden ihre Erklärung in sich selbst; zum Verständniß des Briefes d. von 1810 kann ich mehrere Facta zufügen, welche um so zuverlässiger sind, als ich sie aus dem Munde des Empfängers — jetzt gleichfalls ein hochstehender Militair, der einen gefeierten Namen führt und durch Geist, Witz und genaue Kenntniß der damaligen Zeitverhältnisse ausgezeichnet, — erhalten habe. Wenn zu Anfange des Briefes von verdorbenen Zeiten gesprochen wird, so dürfte sich solches auf die Unbill beziehen, die ihm, wie er glaubte, in jener Zeit widerfahren war. Der Staatsminister Graf v. Hoym, ein geborener Pommer, hegte den lebhaften Wunsch, Probst des einzigen adeligen protestantischen Domstifts zu sein, welches sich in seinem Vaterlande zu Camin befand, denn bei Colberg wurden auch Nichtadelige zugelassen. Demzufolge ließ er sich mit dem Feldmarschall v. Möllendorf, welcher Probst zu Camin war, in Unterhandlungen ein. Sie einigten sich dahin, daß der Feldmarschall die Einkünfte der Probstei bis an das Ende seines Lebens behalten, aber auf den Titel eines Probstes zu Gunsten des Grafen v. Hoym Verzicht leisten sollte; dafür zahlte Letzterer an Möllendorf 20,000 Thaler. Obgleich viel junger, starb Hoym schon im Jahre 1807. Der Ober-Präsident Sack und der Kabinetsrath Beyme brachten es dahin, daß die Probstei von Camin nunmehr für Rechnung des Staates eingezogen wurde. Der Feldmarschall fühlte sich dadurch um so tiefer verletzt, als des Königs Majestät in die Verhandlung mit Hoym formlich eingewilligt hatte.

Die dann folgenden Briefe f. bis l. sind an den merkwürdigen Prediger in Gielsdorf, Johann Heinr. Schulz, gerichtet; die drei ersten von der eigenen Hand des Feldmarschalls, die drei letzten hat er jedoch dictiren müssen, indem das Augenlicht beinahe gänzlich schon erloschen war, sie sind aber eigenhändig unterschrieben.

Der verdienstvolle Forscher im Gebiete vaterländischer Geschichte, Carl H. S. Rödenbeck in Berlin, hat 1827 im 2. Heft von „Paulus Kirchenbeleuchtungen“ die Proceßacten in der ersten Religionsstreitigkeit von 1783 des Predigers Schulz mitgetheilt; Schulz, unter dem Namen „der Zopfprediger“*), hat eben durch diese Streitigkeit, wie durch seine Absetzung unter dem Minister Wöllner, einen großen Ruf im In- und Auslande erhalten, so daß selbst Jeremias Bentham in einem Gespräch mit Professor Ed. Gans ihn höher stellt, als alle englischen Kirchenverbesserer, als Broughham, Stanley u. s. w.**)

Schulz war geboren in der Nieder-Lausitz 1739 und starb 1823.

Das Churmärkische Consistorium fand, daß sein Werk: „Versuch einer Anleitung zur Sittenlehre für alle Menschen ohne Unterschied der Religionen, durch die rohe Vorstellung des deterministischen Systems, Lehren von unleugbarer Anstößigkeit enthalte“, und forderte ihn im October 1783 zur Verantwortung auf. Der Prediger entgegnete in einer sehr ausführ-

*) Schulz trug einen langen Zopf, verweigerte denselben nicht allein abzuschneiden, sondern wollte auch keine Perücke aufsitzen, welches auch zu dienstlichen Mißhelligkeiten Anlaß gab.

**) S. Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt und Literatur, herausgeg. von Dorow. IV. Th. S. 26. — Im J. 1831 sagte der große englische Rechtsreformer zu Gans: „Bah! wir müßten uns in Euer Land begeben, wo die Gesundheit durchgängiger Reform seit beinahe einem Jahrhundert herrschend ist, und das Volk mit seiner Regierung so zusammengewachsen erscheint, daß keine Abweichung bemerklich wird. Was wollen alle unsere Kirchenverbesserer, unsere Zehntenaufheber gegen die Energie Eures Mannes mit dem Zopfe bedeuten? Ich verstehe darunter jenen hartnäckigen, beständigen und tapfern Prediger des göttlichen Wortes, der seine Tracht des gewöhnlichen Lebens auch auf der Kanzel nicht verlassen wollte, und vor Gott erschien, wie er vor den Menschen zu erscheinen pflegte. Mit solcher Größe können weder Brougham, ich muß sagen, wie er heute ist, noch Stanley, noch Grey, noch Althorp in die Schranken treten.“

lichen, im Gefühle ſeines Rechts mit beinahe grober Derbheit und Offenheit ausgeführten Darlegung ſeiner Grundſätze — welche auch jetzt noch von großem Intereſſe ſein möchten, — ſendete übrigens ſein Buch an Friedrich den Großen und erhielt von demſelben unter dem 5. Dezember 1783 zur Antwort:

„Würdiger, Lieber, Getreuer! Es iſt mir lieb, daß Ihr in Eurer Sittenlehre Meinen vorgezeichneten Plan weiter auszuführen geſucht habt; und ich danke Euch für den Mir zur Beurtheilung dieſes Verſuchs eingeſandten 3ten Theil derſelben, als Euer gnädiger König

Friedrich."

Das Conſiſtorium wurde jedoch klagbar, erhielt aber vom geiſtlichen Departement zur Antwort: „daß der Prediger Schulz, in dieſer Angelegenheit als Schriftſteller betrachtet, lediglich unter dem auswärtigen Departement ſtände, und das Ober-Conſiſtorium keineswegs befugt ſei, denſelben wegen ſeiner Schriften zur Rechenſchaft zu ziehen." Schulz hatte nun Ruhe bis 1791. Miniſter Wöllner fand jedoch alsdann ſeine Kanzelverträge mit dem von ihm erlaſſenen Religionsedict *) nicht paſſend; es wurde der berühmt gewordene Religionsproceß **) eingeleitet und der Prediger ſeines Amtes entſetzt. Friedrich Wilhelm III. befahl jedoch die Reviſion dieſer Angelegenheit, wonach Schulz eine lebenslängliche Verſorgung erhielt; die Proceßkoſten wurden niedergeſchlagen.

Wie klar ſtellen ſich aus dieſem einzigen Beiſpiel die Principien des geiſtlichen Departements unter Friedrich dem Großen heraus! Ein Prediger konnte damals ſchreiben, was er wollte,

*) S.: Das preußiſche Religionsedict. Leipzig, Hinrichs'ſche Buchhandlung, 1842.

**) Zur Vertheidigung des Predigers Schulz, vom Criminalrath Hamelang. 1792. 8. und mehrere andere Werke.

die Wissenschaften also und die wissenschaftliche Forschung waren wirklich frei; selbst Wöllner recurrirte bei der Absetzung des Predigers Schulz auf seine Kanzelverträge und erlaubte sich nicht zum Richter über die wissenschaftlichen Leistungen der Gelehrten sich aufzuwerfen.

Die Auffrischung der gewichtigen Erklärungen unseres jetzigen Ministers des Cultus, Herrn Eichhorn Excellenz, in Wittenberg: für „die freie Forschung in den Gränzen des Offenbarungsglaubens", in Bonn dafür: daß „das Dämonische" von der Wissenschaft fern gehalten werden müsse, ist bei dieser Gelegenheit wohl mit der Bemerkung zulässig, daß das, was in den Gränzen jenes Glaubens liegt und was denn eigentlich das Dämonische sei, erst noch bestimmt zu werden auszusehen scheint; mit Nachsicht wird die Frage, eines für Belehrung empfänglichen Laien, zu beurtheilen sein: ist dadurch aber nicht die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung von vorn herein gehemmt und beschränkt?

Es giebt Facta in der inneren Geschichte der Staaten, welche nicht oft genug in dankbare Erinnerung gebracht werden können!

Briefe.

a.

An den General v. Rüchel.

Petergau, den 3. Septbr. 1793.

Tausend Dank vor ihre gütige Gratulation bei meinem Avancement, womit mir Sr. Majestät so unvermuthet begnadiget, ich weiß, daß diese Gratulation von Herzen gehet und daher bin ich ihnen deste mehr verbunden. Sie können auch auf meiner Freundschaft rechnen, weil ich wirklich Meriten zu

ſchätzen weiß, und anderntheils mein Herz zur Dankbarkeit gemacht iſt, folglich haben ſie aus denſelben Gründen Anſpruch darauf; und erbitte ich mir nur auf eben dem Fuß ihre gütige Freundſchaft aus.

Außer der großen Gnade, die Seine Majeſtät mir haben widerfahren laſſen, ſo iſt mir dieſe aus zweien Gründen noch ſchätzbarer geworden, erſtlich daß die Armee mit ſo vielen würdigen und reſpectablen Leuten Antheil daran genommen haben, 2) daß dieſe Stelle einmal wieder zu Gunſten der Armee von particulier hergeſtellt iſt, weil die Armee ſonſt ſelbſt, ſo reſpectabel ſie an ſich iſt, dadurch degradirt war, weil ſie beim Zuſammenagiren mit anderen Armeen unter jüngern Generals zu dienen verbanden war, folglich von ihren Capricen abhing. Nun hat die Armee doch wieder ein but, und ich wünſche ihnen, ſo wie andern Männern von wahren Verdienſten, auch dieſe Belohnung.

Ich bin hier nicht weiter als von militairiſchen Sachen melirt, das Miniſterium läßt mir von andern ignoriren, was in denen Cabinettern geſchieht, ſo doch wohl höchſt nöthig vor mir zu wiſſen wäre, derohalben höre ich nur von weitem Gerüchte, die mein Herz mit Chagrin erfüllen, und ich wünſche, daß man nicht noch mehr zu befürchten habe, weil die gemachten Fehlers gar nicht zu redressiren ſeyn, wohl aber daß man von einem Fehler in den andern fallt. Noch chagrenanter vor mir, da die Sachen hier vorhero auf dem beſten Fuß von der Welt waren. Es wäre demnach wohl nöthig, daß man die Augen ein wenig hieher wendete. Was vor ein Unglück, wenn manchmal nur ein Mann in dem Choque fehlet.

Ich empfehle mir ihrem fernern gütigen Andenken und Freundſchaft mit Verſicherung der aufrichtigen Hochachtung und Ergebenheit, mit welchen ich meinerſeits ſtets ſein werde

Ew. Hochwohlgeboren

ganz ergebenſter treuer Freund und Diener

Möllendorf.

Berlin, 7

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

b.

An denselben.

Posen, d.n 5. Novbr. 1793.

Dero sehr werthgeschätztes Schreiben vom 7. October habe ich richtig zu erhalten das Vergnügen gehabt, allein wegen der jetzigen Mitbereisung der Provinz Süd-Preußens mit Seiner Majestät habe ich solches nicht eher beantworten können. Sie können versichert sein, daß ich mit wahrem Vergnügen die Nachricht erfahren, wie Seine Majestät so gnädig gewesen und ihnen das vacante Regiment von Wegener wieder ertheilet haben, um welchen guten würdigen Mann es mir zwar sehr leid thut, allein da dieses unglückliche Schicksal ihn betroffen, worin wir nichts abzuändern vermögend sind, so freut es mir jetzt besonders, dieses brave unter ihrer Anführung zu wissen, nur beklage ich, daß sie dadurch zu weit von uns entfernt worden, und mir das Vergnügen beraubet, nicht so ofte als ich wohl wünschte von ihrer Gesellschaft zu profitiren. Ich gratulire ihnen indeß recht herzlich dazu mit beigefügtem Wunsch, daß sie selben lange, recht lange, zum Besten des Staates vorstehen mögen, woran ich gewiß den aufrichtigsten Antheil nehmen werde.

Ich habe die brillante Eroberung der Weissenburger Linien mit Vergnügen erfahren, und wünsche nur, daß durch Eroberung eines wichtigen Postens, oder vielmehr Festung, man diese Position zu behaupten im Stande sein möge, denn ohne diesem scheinet mir diese Stellung noch immer kritisch und sehr weit ausgedehnet, welche dem Feinde leichte also den Gedanken geben könnte, auf einem Corps etwas zu entrepreniren, welches auf alle übrige mitwirken kann. Die Uebergabe von Lyon nebst dem Success in Brabant wird denen bösen Franzosen mit neuem Muth beleben. Es ist nicht zu begreifen, wie diese Leute bei ihrer Verfahrungsart solches Glück haben können!

Der König hat am 31. October seine hiesige Reise beendiget und ist den 8ten in Berlin, wo er nachhero wohl den Winter durch bleiben wird, er ist an allen Orten mit einer großen Freude und scheinendem Attachement aufgenommen worden, und falls die Herren von der Regie, Oeconomie und Gerechtigkeitspflege sich nur so aufführen, daß der hiesige Einwohner nicht zum Unwillen dadurch gereizt wird, alsdann habe ich alle gute Hoffnung, daß diese Provinz dem Staate zum wahren Glücke und Nutzen gereichen wird, wenigstens hat man mir bis hieher alle mögliche Anhänglichkeit und Freundschaft bewiesen.

Ich bin nunmehr wieder hieher gegangen, um diejenigen Regimenter wieder nach ihren respectiven Garnisons gehen zu laßen und demobil zu machen, welche nicht hier in Garnison bleiben. Wenn alles hier beendiget ist, so ich mit Ende des Monats gedenke, so haben Seine Majestät mir befohlen, sogleich nach Berlin zu kommen, und werde ich der hier bleibenden Truppen das Commando dem General von Schwerin übergeben. Es thut mir leid, daß die dortigen Umstände ihre Abwesenheit nicht leiden, sonsten ich mir freuen würde, ihnen mündlich meine besondere jederzeit gegen ihnen gehegte Hochachtung, Freundschaft und Ergebenheit darthun zu können, mit welchen ich die Ehre habe allemahl zu sein

Ew. Hochwohlgeboren u. s. w.

Möllendorf.

c.

An denselben.

Maynz, den 17. April 1794.

Da ich heute Morgen Antwort von Seiner Majestät auf meinen allerunterthänigsten Rapport erhalten, auch auf mein (von Ew. Hochwohlgeboren veranlaßtes Gesuch) die beiden Or-

dens pour le merite an den Lieut. von Warburg und Lieut. von Teschen accordirt und überſandt haben, ſo gereicht es mir zu meinem beſondern Vergnügen, ſelbe Ew. Hochwohlgeboren zu überſenden, um ſie ihnen hier zu überreichen, mir aber freut es noch mehr, denenſelben einen kleinen Beweis meiner wirklichen Schätzung und Freundſchaft hierdurch gegeben zu haben, da dieſelben ſich vor dieſe beide verdiente Offiziers ſo ſehr verwendeten. Dem Oberſt von l'Estocq bitte ich gleichfalls mein Compliment zu machen, und zu dieſer dem Regiment beweiſende Gnade des Königs zu gratuliren, weil Seiner Majeſtät mit dieſer Austheilung nicht mehr wie bishero ſo verſchwenderiſch ſein wollen. Unſer Schickſal bleibt noch immer unbeſtimmt und beinahe zweifle ich an einem guten Ausgang des Hierbleibens. In Polen geben die Sachen böſe. Ein Ruſſiſches Corps unter dem General Tormasof iſt total von dem Kosciusko geſchlagen und er marſchirt gerade auf Warſchau, welches der General Igelström verlaſſen und ihm entgegengeben will. Der General von Schwerin bekommt zwar eine ſchöne Armee zuſammen, weil Franckenberg, Klinckoſtröm etc. etc. alles mobil machen wird, und marſchirt, allein es iſt nicht zuſammen. Das Ding iſt böſe, wo man es nicht gründlich anfänget. Adieu.

Möllendorf.

d.

An denſelben.

Kayserslautern, den 27. Juny 1794.

Ew. Hochwohlgeboren werden die Gutheit haben und ſich auf den Mittag hieher begeben, damit ich mit ihnen wegen unſere fernere Operations gewiſſe Abrede nehmen, weil ich in Willens bin, ihnen nach dem rechten Flügel zu detaſchiren, woſelbſt Beſorgniſſe eintreten und ich einen Mann haben muß,

der mein Vertrauen in dem Grad beſitzet wie dieſelben, und auf deſſen Kenntniß ich ſo rechne als Thätigkeit und guten Willen.

Möllendorf.

c.

An . . .

Havelberg, den 10. Maerz 1810.

Hochwürdiger, Hochgeborner Graf,
Hochzuehrender Herr Obriſt-Wachtmeiſter
und geiſtlicher Confrater!

Ew. Hochwürden und Hochgebornen gütige Zuſchrift habe ich mit vielen Vergnügen erhalten und geleſen, ſonderlich da es ein Beweis der mir nicht entzogenen Freundſchaft iſt, welches bei jetzigen verdorbenen Zeiten rar und um deſto ſchätzbarer wird, weil im Unglück der größeſte Theil der Menſchen ſich nicht gleich bleibet, wovon uns Petrus ſelbſt den ſtärkeſten Beweiß giebet, da er unſern Herrn Christum ſelbſt bei ſeiner Gefangennehmung verleugnete und nicht zu kennen vorgab. Ich erbitte mir demnach die Fortdauer dieſes Beweiſes ſo lange aus, bis ich mir deſſen unwürdig zeige, wovor ihnen meine 24 Jahre Bürge leiſten ſollen.

Sr. Excellenz dem Herrn Feldt Marchal*) bitte ich gelegentlich meine unveränderte Freundſchaft, Achtung und Ergebenheit zu verſichern, die unter uns ſo viele Jahre beſtanden, auch billigerweiſe, kein Glück noch Unglück, noch weniger Trennung verändern muß, wenn man ſich deſſen nicht unwürdig zeiget.

Ich bitte ihnen wegen meiner ſpäten Beantwortung um Vergebung, ein mir befallenes Zittern in Händen und Fußen

*) General Feldmarſchall Graf von Kalkreuth.

iſt daran Schuld, welches zwar noch anhält, doch aber leidlich iſt, welches ſie auch an meiner SchreibArt bemerken werden.

Vor die mir gegebenen Nachrichten ſage ich ihnen den verbindlichſten Dank. Beſcheidenheit eines Theils hält mein Urtheil zurück, wenn es mir gleich Stoff genug zum Nachdenken giebet — WeltKlugheit anderntheils, um der Bosheit das Maul zu ſtopfen, die allen Urtheilen unrichtige, falſche und boshafte Auslegungen andichtet. Dabei halte ich noch vor beſondere Pflicht, ſeine Freunde nicht zu compromittiren, folglich ſchweige ich. — — — —

Neuigkeiten kann ich ihnen von hier nicht melden, außer daß das Waſſer ſehr groß, und das Geld ſehr rar, bei beſtändigen Anforderungen. — Nehmen Sie aber Theil an meiner heitern Stimmung, ſo will ich ihnen noch ſagen, daß ich mir in meiner Einſamkeit hier und noch mehr auf meinem Gute, unter der Zahl wahrer glücklicher Manner zähle, nachdem man, meine beinahe 70 Jahr lang getragene Feſſeln zerbrochen, und als einen unnützen, entkräfteten Ruderer, aus der verunglückten Galeere geſtoßen, die ich im Sturm nicht verlaſſen wollte; iſt ſolches aus Mitleid geſchehen, alsdann muß ich es dankbarlich erkennen — iſt es aber geſchehen, um Wehe zu thun — ſo hat dieſe Medizin einen contrairen Effekt gethan, indem ſie mir unter die glücklichen freien Menſchen verſetzt, der nun Muſſe hat, ſowohl ſeine 70jährige Carriere als die großen Weltbegebenheiten unter dreien Königen, nachzudenken. Ich ward anno 39 Page beim großen Friedrich als Cronprinz, wo ſchon zwei ältere Brüder waren, die beide den Heldentod vors Vaterland geſtorben, der eine ſchon als Capitain im Kriege von 45, der andere im ſiebenjährigen Kriege als Commandeur eines GrenadierBataillons in der Bataille von Collin. Sie ſind glücklich zu preiſen, nichts von dem erlebt zu haben, was ich erlebe. So ſpielt das Schickſal mit uns Sterblichen, und Du o Solon biſt der größte Weiſe, der dem

Krösus oft wiederholte — nemo ante obitum beatus! und hiemit ſchließe ich, weil mein Zittern ſtärker wird und meine Hand undeutlicher. Wobei ich aber nicht vergeſſe zu wiederholen, wie ich mit aller Achtung, Freundſchaft und Ergebenheit bin

Ew. Hochwürden und Hochgeboren
ganz ergebenſter Diener und Confrater in Christo
Möllendorf.

Mein Schreiben hat mir Mühe gemacht, allein ich fürchte, daß ihnen das Leſen noch mehr Mühe machen wird, klagen ſie mir darüber nicht an, wohl aber meine Hände, die in Insubordinations-Stand gerathen.

f.

An Joh. Heinr. Schulz, vorm. Prediger in Gielsdorf, 1814 Aſſeſſor in Berlin.

Datum Havelberg, d. 27. Merz 1814.

Ew. Wohlgeboren bitte ich recht ſehr, meinem Character mehr Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen und zu glauben, daß ich einem Mann, den ich wegen ſeiner Denkungs-Art ſo wie ſeinen Handlungen allemahl geſchätzet, nicht ſo leichtſinnig aus meinem Gedächtniß verbanne, wie Petrus unſern Herrn Chriſtum verleugnete. Nun dieſes glauben ſie nicht von mir, Abweſenheit läßet mir wohl bereuen, daß ich mir mit meinen Freunden nicht ſo unterhalten kann, allein niemahlen vergeſſen, noch vielweniger verleugnen. Indeß kann ich ihnen ſelbiges nicht übel nehmen, weil ſie in einer Reſidenz ihre itzige Tage verleben, wo es zur Sitte gehöret, alle neue Moden mitzumachen, folglich auch die, alte Freunde wie alte Kleider abzulegen, allein in der Einſamkeit iſt dieſes nicht der Fall, ſondern Muße und lange Weile laſſen mir die lange Reihe vom durchlaufenen Wege zurückgeben, wenigſtens in Gedanken, da

findet sich denn, daß alte Fabrikate dauerhafter, von beßerer Gattung seyn als die neuen, die glänzender, aber von Spinnewebe zusammengefügt, folglich bey dem kleinsten Winde zerreißen. Dieses habe ich auch selbst in alter und neuer Freundschaft erfahren. Laßen sie uns also bey der alten bleiben. Die itzigen Erstaunen erregende Begebenheiten geben davon Bestätigung, das Glück wendet dem Kayser Napoleon den Rücken zu, da es sich in Bonaparte verliebet hatte, und neiget sich gegen einen Alten, den General Blücher. Mit Hannibal und Scipio war es ganz ein anderes. Schöne Moral aber, die es uns giebet, daß man niemals im Glücke übermüthig und im Unglück nicht verzagt werden solle. Wie lieb wurde es mir seyn, wenn ich mich mit ihnen über die itzigen Begebenheiten mündlich unterhalten konnte, weil der Mund sich beßer ausdrucket als zitternde Hände und ganz schlechte Augen. Itzo halte ich diese Gegenstände vor falsche Freunde, weil sie mir im 91. Jahre verlaßen. Undank ist der Welt Lohn; so geht es ihnen mein lieber Freund und andern mehr, zwar ein leidiger Trost. Indeß es ist alte und neue Mode. Die Pandora, welche ja alles Ungemach über der Welt aus ihrer Büchse fliegen ließ, konnte doch den Deckel noch so geschwinde wieder zumachen, daß darinnen das einzige Guth uns glücklich blieb, dieses war die Hoffnung. An dieser wollen wir uns denn auch anschmieden. Wer hätte, alle diese im Politischen Fache vorgefallene Veränderungen vor 15 Monathe glauben sollen. Von Moscau bis Paris zu Pferde, Wagen und zu Fuß zu reisen. Da dieses im Militair geschehen, warum nicht auch in der Politique, daß wir von Bettlern zu Wohlhabende übergehn. Diese Reise ist ja nicht gröser als die Moscau bis Paris. Imgleichen ein gewesener Polizei Presidents, General Gouverneur in Trier.

Mir deucht, nun habe ich wohl genug geklatschet, mir giebt es so wie allen alten Weibern, wenn sie einmahl mit

ihren Zeitgenoſſen im Geſpräche kommen, ſo können ſie wieder nicht aufhören, und ich, wenn ich mit einem alten Freunde im Schwatzen komme. Meine Augen ſind ſehr ſchlecht, derſelben bitte ich ihnen um Vergebung wegen meines ſchlechten Schreiben, es iſt ihre Geduld zu probiren im Leſen. Leben Sie übrigens geſund, ruhig, wenn gleich nicht ganz vergnügt. Behalten uns ferner in gutigem geneigtem Andenken und ſeyen von meiner Achtung, Freundſchaft und Ergebenheit verſichert als

Ew. Wohlgeboren

ganz ergebener Freund und Diener

Müllendorf.

5.

An denſelben.

Havelberg, d. 30. April 1814.

Ihre gütige Schreiben, wovon das letzte vom 18ten war, habe ich alle richtig erhalten. Seyn ſie, mein werther Freund, nicht beſorgt, daß mir ſelbe läſtig werden, nein, es freuet mir, daß ſie meiner noch eingedenk ſeyn, weil es nicht nach der heutigen Welt Mode iſt, daß man ſich noch eines ehemaligen alten Freundes in der Einſamkeit eingedenk iſt, indem man ſelben, als einen vitaliter mortuus, oder alten radoteur betrachtet, dem kommt noch dazu, daß ich mir gern ferniel es leider meine ſchlechten Augen erlauben mit einem Freund ſchriftlich unterhalte, wenn mir das mündliche Plaudern verboten iſt. Sollte das mündliche Plaudern ein pleonasmus ſeyn, ſo vergeben Sie es mir; denn ein 91jähriger radoteur hat wohl die Syntaxis vergeſſen, aber nicht einen alten Freund. Nun ad rem, die mir mitgetheilte Remarquen über den ex Kayſer ſtimmen ganz mit den meinigen, er hat den mir alles verdorben. Seine große Thaten ſind nicht producte ſeines fähigen Kopfes, ſondern lediglich nur Benutzungen zufälli-

gen Glückes, er ist der erste ex Kayser, welcher sich nun à la tête aller ex Könige setzen kann, die er durch sein Glück gemacht, und denenjenigen, die nun wieder seinem Unglück folgen. Es ist mir noch immer, als wenn ich träume, jeden Morgen, wenn ich aufstehe, besinne ich mir erst, ob denn alles wahr ist, was mir, was ich höre und lese, eine solche schnelle und unerhörte Methamorfose ist mir fast nicht in der Geschichte bekannt, noch weniger von einem bis hieher als ein Gott verehrten Mann. Wie klein bist Du im Unglück, wie wenig zeigst Du Vestigkeit, wie ist es möglich, solche Niederträchtigkeit zu zeigen, ja zu ertragen. So hat sich nie ein vormaliger unglücklicher Römer betragen, die Großmuth hat keine Wurzel in Corsica gefaßt. Diese Geschichte, bey reiflichem Nachdenken, kann uns belehren, was Glück und Unglück bey einem rohen Natur Menschen hervorbringen können, auch dieses sollten wir kleine Individuen bemerken, uns im Glück so wie im Unglück mit Würde zu betragen. Ich erlebe selbst viel Unglück, die Schwester meines gebliebenen Sohnes ist leyder auch gestorben und hinterläßt mir 6 unmündige Kinder, wovon das jüngste 8 Monath, diese und andere Nebenunglücksfälle drücken mir in etwas nieder, allein diese izigen Begebenheiten lassen mir alles vergessen. Glücklich, ja sehr glücklich finde ich mir, daß mein Vaterland frey, auch seine alte Wurde und Ruhm wiedererlanget hat. Es verdienet von neuem eine Stelle in Europa zu spielen, wegen seiner Großmuth und Beharrlichkeit im Unglück. Ich wünsche nun dasselbe im Glück, und daß dies angefangene Werck nicht halb, sondern ganz vollendet werde. Werden sie man nicht böse meine unrichtige Schreibarth nicht lesen zu können, behalten sie mir im guthen Andenken und rechnen auf meiner Achtung so wie der Freundschaft.

Möllendorf.

Nochmals um Vergebung meines schlechten Geschmieres, der Wille ist guth, aber das Fleisch ist schwach. Adieu.

h.

An denſelben.

Dom Havelberg, d. 21. Septbr. 1814.

Sie haben mein Freund nicht Urſach mir um Vergebung wegen ihr langen Stillſchweigens zu bitten, indem ich uberzeugt bin, daß Sie meiner nicht vergeſſen haben, allein Umſtände ereignen ſich, die den Anſchein aber nicht Vorhalt haben. Dieſes iſt auch der Fall mit mir. Meine Augen verſagen mir den Dienſt zum leſen und zum ſchreiben. Letzteres wenn ich noch einmahl einen guthen Tag habe wie heute, ſo muß ich doch die Undeutlichkeit meines Schreibens befurchten. Warum ich Ihnen denn um Vergeſung bitten muß. Sie müſſen meine Buchſtaben wie chiffres betrachten und entwickeln, wobey ich wünſche, daß Sie bey guther Laune bleiben. Alles was Sie mir in Ihrem Briefe ſagen, ſtimmet mit meine daruber gemachten Bemerkungen. Der Friede an ſich, hat mir von neuem belebt, weil er mir hier Sicherheit gab, die Monarchen wieder herſtellte, uns aus der Tyranney und Sclaverey riß, und ſonderlich den Ruhm der Preußiſchen Waffen und der Nation wieder herſtellte. In wie weit aber dieſer Friede dem Vaterlande, der Nation, ja ſelbſt dem ganzen deutſcher Reich vortheilhaft iſt, Sicherheit verſchafft, lange Dauer vermuthen laſſet, daruber ſuſpendire ich mein Urtheil, bis nach vollendetem Wiener Congreß, bis izt ſchuttele ich den Kopf dazu, weil er nicht von der Art iſt, wie nur Friedrich der Einzige uns in der Politique conſtruiret hat.

Nicht quantitas sed qualitas macht bey einſichtsvollen Männern das Lob oder den Tadel. Ausdehnung der Gränzen mit denen HauptMächten u. ſ. w. ſind große Fehler.

Weiter kann ich mir ſchriftlich nicht einlaßen. Gränzen mit Frankreich, Oeſterreich, und Rußland ſind ſo viel möglich zu verbüthen. Innerlich aber iſt Ordnung, Wort-

halten, Treu und Glauben, zu empfehlen. Genug vors erste und ich schließe um ihnen nicht zu ermuden oder gar ihre gutbe Laune gegen mir aufzubringen, daß sie mein Geschmiere nicht auslesen, mit der aufrichtigen Gesinnung von Achtung, Freundschaft und Ergebenheit als ihr

ergebener Freund und Diener

Möllendorf.

Richtige Nachrichten aus Wien nebst Berichte der europäischen Mächte außer dem Souverainen Zwerg von Elba wünsche ich mir sehr und einem jeden, der sie mir giebt, wird mir herzlich verpflichten.

1.

An denselben.

Havelberg, 21. Decbr. 1814.

Ich hatte mir so eben die leeren Zeitungen vorlesen lassen, als ich Ihr letztes, mir allezeit angenehmes Schreiben erhielt und nun mich im Voraus auf recht wichtige Neuigkeiten, die daſſelbe enthalten würde, freuete. Aber leider! auch Sie hatten mir nichts mitzutheilen. Mir in meinem Hausarreste blieb nun für diesmahl nichts übrig, als das alte Thema „Muthmaßungen“ vorzunehmen und vor der Hand die Kongreßangelegenheiten in unserer Stube abzumachen, bis es die Herren in Wien gefallen würde, unsere Muthmaßungen zu berichtigen. Aber ein Wörtchen über den geistlichen Kongreß in Berlin hätten Sie doch auch sagen können; denn es heißt ja: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, so wird auch das andere alles zufallen. Wir haben hier ein Glückwünschungsschreiben eines Unbekannten an das Concilium, und wiederum die Antwort des Consilii an jenen Unbekannten gelesen und sind daher nicht so unwißend in der Sache als Sie wohl meinen.

A propos: was iſt denn Philoſophie und was iſt ein Philoſoph? Sie werden ſich wundern, wie ich mit einemmahl auf dieſe Fragen komme? Dies geht natürlich zu. Wenn ich mit meinem Hausarzt Mittags bei Tiſche ſitze, ſo kommen wir denn oft von der Politik auf die Religion, und von der Religion auf die Philoſophie, wobei denn jeder ſeine eigene Meinung äußert und äußern darf. Mein Tiſchgenoſſe behauptet: er ſelbſt ſei kein Philoſoph, giebt aber zugleich eine Definition von einem Philoſophen, die mir nicht ganz gefällt, und worüber wir nicht einig werden können. Es iſt daher, um allem weitern Streit auszuweichen, oder vielmehr um hierin einmahl aufs Reine zu kommen, beſchloſſen, die Sache vor Ihren Richterſtuhl zu bringen. Um Sie aber nicht durch die Meinung des Einen oder des andern zu beſtechen, erfahren Sie nichts weiter für heute und eher, als bis wir Ihre Meinung wiſſen.

Geſund bin ich für meinen Theil, etwa die Augenſchwäche abgerechnet, welches doch als keine Krankheit, ſondern nur als eine natürliche Folge meiner Jahre anzuſehen iſt. Für mich iſt dies indeß doch keine Kleinigkeit. Gewohnt immer thätig zu ſein, hängen meine Arbeiten, und würden ſolche auch bloß des Zeitvertreibs halber vorgenommen, ſehr von der Witterung und dem hellen oder dunkeln Wetter ab. Bei den trüben November- und Dezembertagen habe ich faſt gar nichts leſen oder ſchreiben können.

Neues, was Sie intereſſiren könnte, giebts hier nicht. Dafür leben Sie wie Gott in Frankreich. Täglich haben Sie veränderte Dinge und wären es auch bloße Stadtneuigkeiten, die oft auch etwas werth ſind. Deshalb bitte ich Sie, laßen Sie es ſich ernſtlich angelegen ſein, recht oft und recht viel zu ſchreiben. Intereſſante Dinge muß es bald geben, und die Details erfährt man ſo entfernt von der Hauptſtatt doch nicht. Ich will überdem auch zufrieden ſein, wenn Sie nicht allezeit die erheblichſten Dinge melden können.

Leben Sie wohl, behalten Sie mich ſtets im guten Andenken. Der Himmel ſchenke Ihnen Geſundheit und laſſe Sie den Reſt des Jahres froh zurück legen und das neue mit den ſicherſten Hoffnungen anfangen.

Mit beſonderer Hochachtung und Liebe bin ich Ihr
ergebenſter Freund.

(Eigenhändige Nachſchrift.)

Nehmen Sie vor der Hand damit vorlieb, bis ich ſelbſt mehr ſagen kann, als daß im alten und neuen Jahre ich wahrer Freund und Diener bin

Möllendorf.

k.

An denſelben.

Havelberg, d. 5. Septbr. 1815.

Ihr mir ſehr werthes Schreiben, mein werther Freund, habe ich richtig empfangen, und danke ſowohl für daſſelbe als für die Anlage. Sie haben recht, ſo verworren wie iezt die Sachen ſtehen, iſt kaum der Ausgang einer gänzlichen Ruhe zu erleben, und man muß zufrieden ſein, wenns nur nicht ſchlimmer wird. Einigen Troſt gab uns das letzte Journal von Hamburg, welches verſicherte: daß die Grenzberichtigungen zwiſchen Sachſen und Preuſſen iezt anfingen ſehr läſſig betrieben zu werden, und daß ſich daraus auf eine völlige Beſitznahme von Sachſen ſchließen ließ. Es wäre dies ſehr zu wünſchen.

Neues iſt hier dermalen nichts, was Sie intereſſiren könnte. Ich bin geſund, nur meine Augen verſagen mir leider täglich mehr ihren Dienſt, und alle dabei gebrauchten Mittel ſind fruchtlos.

Ihnen, mein werther Freund, wünſche ich eine eben ſo dauerhafte Geſundheit als die meinige iſt, aber beßre Augen.

Erlaubt es Ihre Zeit, daß Sie sich noch ferner meiner schriftlich erinnern können, so werden einige Zeilen Ihrer Hand, mir stets lieb und recht angenehm sein.

Gott erhalte Sie gesund. Ich verbleibe mit besonderer Hochachtung

Ihr ergebener Freund
Feldt Marchal Möllendorf.

I.

An denselben.

Havelberg, d. 4. Novbr. 1815.

Ich danke Ihnen, mein lieber Freund, daß Sie so oft die Güte haben, an mich in meiner Einsamkeit zu denken. Und wenn Sie iezt nicht gar zu sehr mit Kayfern und Königen zu thun haben, so werden Sie hoffentlich in Ihrer Güte fortfahren und mir etwas von Ihren Bemerkungen mittheilen. Wahrscheinlich giebts iezt in der Hauptstadt manches und so vieles zu sehen und zu bemerken, daß es einem guten Beobachter wie Sie sind, nicht an Materialien fehlen wird. Wenn ich Ihnen nur Gleiches mit Gleichem vergelten könnte! aber hier giebts gar nichts Interessantes für Sie, auch nicht einmal eine Stadtneuigkeit. In dieser Hinsicht bleibe ich also allezeit Ihr Schuldner. Indeß was brauchen Sie auch in einem Orte, wo von allen dergleichen Ueberfluß ist. Meine herzlichsten Wünsche für Ihr Wohlergehen. Leben Sie wohl. Denken Sie oft, recht oft an mich, so oft es thut

Ihr Freund und Diener
Feldt Marchal von Möllendorf.

Aus dem

Kriege in Portugal 1808 und 1809,

nebſt der

Ermordung des portugieſiſchen Generals

Bernardin Freire d'Andrade

durch das Volk.

Von den Tagebüchern des mit ſo ſchmählichem Undank von dem Engländiſchen Gouvernement behandelten Baron von Eben*) haben ſich noch einzelne Blätter erhalten, die im Beſitz der Familie des ausgezeichneten und verdienſtvollen Mannes ſich befinden.

Mir iſt die Gelegenheit geworden, folgende zwei Bruchſtücke daraus hier mittheilen zu dürfen; Eines derſelben enthält die ausführliche Beſchreibung des Herganges der Ermordung des portugieſiſchen Generals Bernardin Freire d'Andrade.

Um ſo lehrreicher iſt dieſe Erzählung, als man daraus erſieht, wie bei Volksbewaffnungen, beſonders wenn in den-

---

*) Siehe: „Erlebtes von Dr. Dorow". 2. Theil, Vorwort.

ſelben Parteien entſtehen, der Schuldloſe oft mit Grauſamkeit dem Vorurtheil oder der Bosheit geopfert wird. Da der Baron v. Eben die Hauptrolle bei dieſer tragiſchen Begebenheit ſpielte, ſo iſt ſein Bericht wohl das zuverläſſigſte Aktenſtück darüber, dem ich zur Erhöhung ſeines hiſtoriſchen Werthes die Briefe des Lord Beresford an v. Eben über dieſen Vorfall folgen laſſe, ſo wie mehrere anderer berühmten Militairs, welche mit v. Eben in Portugal zu gemeinſchaftlichem Zweck — Frankreichs Heere zu vernichten, — wirkten und handelten. Das bedeutendſte Werk über Napoleons Kriege in Spanien und Portugal: Histoire de la guerre dans la peninsule depuis l'annee 1807 jusqu'à l'annee 1814: publiee à Londres par W. F. Napier, trad. par Mathieu Dumas. Paris 1830. ſpricht im 3ten Bande über dieſen Vorfall, giebt daſelbſt auch eine als offiziell bezeichnete Relation des Generals v. Eben über dieſe Ermordung, doch kein Detail, wie es hier geſchieht. Aus dieſem Werke wird man aber erkennen lernen, welch eine ehrenvolle, brave und wichtige Rolle v. Eben in dieſem Kriege geſpielt hat.

Aus Baron von Eben's Tagebuche.

In Oporto wurde die legion lusitanian formirt, und hier ſtanden Ende 1809 zwei engliſche Regimenter unter Sir Robert Wilſon, als am 20. Novbr. deſſelben Jahres der General Bernardin Freire daſelbſt anlangte. Obgleich der portugieſiſche General die Engländer mit vieler Artigkeit behandelte und in allen ihren Angelegenheiten auf das Kräftigſte unterſtützte, ſo ſchien doch kein ſonderliches Vernehmen unter ihnen zu herrſchen. Als Sir Robert W. die Hauptwache mit Engländern beſetzen wollte, weigerte ſich der portugieſiſche Ofi-

zier, dieses ohne besondern Befehl des Generals Freire zuzulassen, welches einen großen Auflauf veranlaßte, welcher mit einer Uebereinkunft endigte, daß die Wache von beiden Theilen zu gleichen Theilen gegeben wurde.

Am 3. Dezbr. marschirten die englischen Regimenter ab. Am 8ten traf der englische Oberbefehlshaber Craddock in Oporto ein, inspicirte die lusitanische Legion, hielt eine Conferenz mit General Freire und dem Bischofe und kehrte am 10ten nach Lisboa zurück.

Am 14. Dezbr. verließ die 1ste Division der lusitanischen Legion, 3 Bataillons, aber nur 700 Mann stark, mit vier 4pfündigen Kanonen und zwei 5½zölligen Haubitzen Oporto. v. Eben erinnert sich, daß General Freire dem Sir Robert Wilson sagte, er werde viele Schwierigkeiten mit der Artillerie finden, da sie nicht nach den Landeswegen eingerichtet war, die Maulthiere eben erst ankamen, die Mannschaft aus zu schwachen Leuten ausgesucht und das Geschirr dem hiesigen Lande nicht angemessen, obgleich sehr schön war. Wirklich wurde bei Salonzo eine Haubitze von einem Berge in ein Defilee geworfen, beschädigte mehrere Menschen und Maulthiere und mußte zurückbleiben.

Am 15. Dezbr. übernahm v. Eben das Commando über die englischen Truppen. Am 16ten reiste Sir Robert Wilson ab und wies v. Eben in allen Angelegenheiten der lusitanischen Legion zur Entscheidung an den Bischof von Porto. v. Eben hatte unter seiner Aufsicht ein Depot fremder Rekruten, meist Deserteurs von 4 Schweizer-Regimentern in französischen Diensten, 150 Mann stark. Oberst Baron Perponcher war nach London gereist, um einen Letter of Service zu erhalten, um als Chef ein fremdes Regiment zu errichten, das mit der lusitanischen Legion vereinigt werden sollte. Diese alten Soldaten waren bei der Ausrüstung der 1sten Division geachter Legion sehr nützlich gewesen, waren in einem Magazin

in Sitta nova einquartirt, neben dem Magazin der Legion, worin sich viele Gewehre, Munition, Congrevsche Raketen u. s. w. befanden und gaben hier die Wache. Die Aufführung dieser Leute war sehr gut und Sir Robert Wilson hatte ihnen, um seine Zufriedenheit zu beweisen, 2 Kanonen zur Aufsicht übergeben, und v. Eben exerzirte sie nach dem englischen System (Extract of Sir Robert Wilson Brief Nr. 1.). Am 29. Dezbr. ließ der Bischof durch seinen Secretair v. Eben sagen, er möchte dieses Magazin dem General Parreras übergeben, da der Pöbel es plundern und die Schweizer morden wollte. v. Eben ließ Einiges nach Lissabon einschiffen, übergab das Magazin dem portugiesischen General und marschirte mit dem Depot in Ordnung nach dem Fort St. John, welches General Freire ihnen anwies. In seiner Abwesenheit plünderte der Pöbel das Magazin, wo 3000 Cavallerie-Säbel verloren gingen. Freire zeigte wiederholt die größte Bereitwilligkeit, Alles für die Legion zu thun. Der Bischof, ärgerlich über das Vorrücken Sir Robert Wilsons nach Ciudad Rodrigo, befahl den 9. Januar, daß die Schweizer marschiren sollten, doch auf Befehl des Generals Freire blieben sie in St. John.

Am 16. Januar beritt General Freire mit v. Eben und dem Ingenieur Villaboas die Umgegend von Oporto, berieth die Anlage mehrerer Batterien und Schanzen, und am 17ten begann die Arbeit von mehreren 1000 Arbeitern, die rasch vorwärts schritt. Freire inspizirte sie fleißig, sprach viel mit alten Soldaten, die in Roussillon gedient hatten, beschenkte sie mit Geld, und häufig wurden dem Fürsten und dem General Lebebochs gebracht. Freire hatte ein besonderes Vertrauen zu v. Eben. Er theilte ihm auf einer guten Charte die Wege mit, auf welchen nach allen Nachrichten die Franzosen vorgehen würden, bemerkte seinen Mangel an Truppen und seine Ordre, nur Porto zu decken, und äußerte: „Wir

wollen thun, was in unsern Kräften steht, doch ist wenig auf die Ordonanzas, welche ich allein commandire, zu rechnen. Ich werde nach der Instruction meine Schuldigkeit thun, doch fürchte ich Alles, wenn der Feind die Stadt mit Granaten bewirft. Das Volk vertraut auf seine Zahl, ohne die Disziplin des Feindes in Anschlag zu bringen. Wir müssen Alles anwenden, Unordnungen zu verhüten, und von diesen Batterien wenigstens eine ehrenvolle Capitulation erhalten, um Porto vor den Kriegsgräueln zu bewahren." Er sagte ihm ferner, daß die Regenz bestimmt habe, v. Eben solle unter ihm dienen — er habe ihn zum Commandeur der Avantgarde bestimmt, v. Eben möchte Alles thun, die 2te Division der lusitanischen Legion bald brauchbar zu machen.

Am 18. Januar wurde Porto durch einen falschen Lärm beunruhigt. Sir Robert Wilson verlangte, die 2te Division der Legion sollte ihm nach Ciudad Rodrigo folgen, oder wenigstens Munitionen, Amunition und Geld schicken, der Bischof aber entschied, daß wegen eigenem Mangel Alles in Porto bleiben sollte.

Vom 21. bis 25. Januar kamen viele Kranke und Versprengte von der Armee Sir John Moore's in Porto an, ebenso Kriegsmittel aller Art, Amunition, ansehnliche Geldsummen; auch hier that General Freire allen möglichen Vorschub.

Am 28. Januar erhielt v. Eben vom englischen Consul Allen die offizielle Nachricht der Schlacht bei Corunna, theilte dem Oberbefehlshaber Craddock dieselbe durch Couriere mit, und wurde besonders von Letzterem belobt.

Die Nachricht brachte in Oporto üble Wirkung hervor. Da mehrere englische Soldaten Exzesse begingen, so sammelte sie v. Eben in ein Bataillon von 1000 Mann unter Major Lieber, und General Freire wies ihnen das Kloster St. Bento zum Quartier an. Hier wurden alle Soldaten nach 5 Uhr con-

signirt und die Kranken nach Liſſabon eingeſchifft. Das Volk nahm ein Bataillon Engländer, welches einrückte, mit Mißvergnügen auf.

Am 4. Februar erhielt v. Eben vom General Parreras den Befehl und die Marſchroute, um Porto den 8ten mit der 2ten Diviſion der luſitaniſchen Legion zu verlaſſen. Der Biſchof war mißvergnügt daruber, da die Legion weſentlich zur Ordnung in Porto beitrug, und auf ſein Anſuchen mußte ſie ſo lange da bleiben, als engliſche Truppen da waren.

Am 6. Februar war ein Streit zwiſchen dem Volke und engliſchen Soldaten, der Tauſende von Menſchen herbeizog. v. Eben dampfte den Aufſtand mit der luſitaniſchen Legion und es gingen blos einige Gewehre verloren.

Am 9. Februar. Sir Robert Wilſon war in Geldverlegenheit, der Biſchof weigerte ſich, welches zu geben, die Treſorie gab auf die Unterſchrift v. Ebens 6000 Dollars.

Am 18. Februar marſchirten ſammtliche engliſche Truppen nach Liſſabon ab. Die luſitaniſche Legion hatte Parade vor dem Biſchof, der ihr eine Fahne ſchenkte, auch ließ General Freire mehrere Militair-Effecten, welche ihr fehlten, von einem ſpaniſchen Kaufmanne ankaufen.

Am 21. Februar marſchirte die 2te Diviſion der luſitaniſchen Legion 1000 Mann ſtark von Oporto ab und ließ nur ein Depot von 200 Rekruten daſelbſt. Das Corps hatte zwar ein gutes militairiſches Anſehen, doch fehlte die Disziplin. Sir Robert Wilſon hatte nur wenige Rekruten und einige Cavallerie-Offiziere zurückgelaſſen. Dieſe thaten nichts fur die leichte Infanterie theils ihrer Beſtimmung, theils ihrer Unkenntniß der Waffen wegen. Dieſes Corps war nicht wie die anderen portugieſiſchen Regimenter aus einer Provinz rekrutirt, ſondern nahm alle Freiwillige an. Wilſon als Fremder konnte nicht die gehorige Auswahl fur die Offizierſtellen treffen. Die Anarchie, welche in ganz Portugal herrſchte, ſchlich ſich auch in

diesem Corps ein, und ohne die Mitwirkung des Generals Freire würde es weder so zahlreich, noch so gerüstet, noch so brauchbar geworden sein. v. Eben selbst hatte mit Perponcher eine Dienst-Instruktion für dasselbe geschrieben.

Den 23. Februar traf die Legion in Braga ein. Als v. Eben in Folge mehrerer Exzesse einige Soldaten bestrafen lassen wollte, fingen sie an zu schreien, die Gewehre zu laden und aus den Gliedern zu laufen. Mit geladenem Pistol zwang er sie wieder einzutreten, ließ die Schuldigen bestrafen, aus dem Corps stoßen und dem Civilgerichte übergeben, und verwies den Offizieren ihr unmilitairisches Benehmen, da nur einer, Capitain d'Acunha, ihn unterstützte. Am 25. Febr. marschirte v. Eben von Braga nach Pico de Regaladas und traf am 27. Febr. in St. Joao de Campo ein, wo er den Obristlieutenant Quieros mit 117 Grenadieren vom Regiment Viana, 120 Mann Miliz und 6 leichten Geschützen traf, wovon 2 metallene waren. Er beritt sogleich die Position, fand Batterien errichtet, eine Traverse am Eingange des Defilee's und Ordonanzas und Soldaten auf Vorposten. Er schickte sogleich Patrouillen 1½ Leguas nach Galizien hinein. Den 28. Febr. ließ er eine neue Batterie gegen die Hauptstraße errichten, mehrere Retranchements aufwerfen, eine Verbindung mit Lindoso und Salamondo aufsuchen und versah die Offiziere mit schriftlichen Instruktionen. Er erhielt eine Verstärkung von über 800 Ordonanzas, aber nur ein Drittheil mit Gewehren bewaffnet, nebst Munition. Den 1. März erhielt er die Nachricht, daß 4000 Franzosen gegen ihn in Anmarsch wären. Am 2. März rückte er mit einer schwachen Abtheilung 1 Legua über Torneyros vor, erfuhr aber, daß der Feind 6000 Mann stark noch 6 Legua's entfernt war. Er mußte einen Theil der Ordonanzas wegen Mangel an Lebensmitteln weiter zurück verlegen. Mit seinen Anordnungen erhielt er besondere Beweise der Zufriedenheit. Am 6. März

erhielt er eine Verſtärkung von 1 Offizier und 24 Dragonern und mußte mit dieſen, der luſitaniſchen Legion und den Grenadieren vom Regiment Viana und vieler Munition nach Galizien marſchiren, um wo möglich einen Aufſtand zu bewirken. Die Poſition von Portella d'homme iſt von Natur feſt, und war ſo verſtärkt worden, daß die Franzoſen hier wahrſcheinlich mit Verluſt zurückgewichen wären. Am 7. März rückte er bis Lovius vor, und erfuhr, daß Romana einen Aufruf erlaſſen habe. Am 9ten hatte er eine Unterredung mit dem Alcade von St. Martin de Aronga und verſammelte 400 Mann, wovon ein Drittheil Gewehre hatte, ließ Munition austheilen und feindliche Kundſchafter feſtnehmen. Er ſchickte ein Detachement nach Ginze, um Proklamationen auszuſtreuen und das Gerücht zu verbreiten, daß 5000 Mann engliſcher und portugieſiſcher Truppen vorrückten, um den Feind in Chaves zu beunruhigen und Romana und Silveira das Vorgehen zu erleichtern. Dieſes machte in St. André einige Gefangene. Dem Commandanten in Monte-Alegre, welcher Hülfe verlangte, wurde ebenfalls ein ſchwaches Detachement zugeſchickt, das aber den Ort ſchon beſetzt fand und ſich nach Braga zog.

Am 12. März ließ er die Brücken über die Lima zerſtören, beſprach ſich mit der Junta von Loveire, welche 500 Mann mit Feuergewehr verſprach. Am 13. März griffen 500 Franzoſen Infanterie und Cavallerie ſeine Vorpoſten vor Prado an, zogen ſich aber bald zurück. Er wollte nunmehr mit den Spaniern vereinigt Ginzo angreifen, der Feind war aber ſchon abgezogen. Den 14ten Abends erhielt er vom General Freire den Befehl, eiligſt nach St. Joao de Camro zurückzukehren, dieſes aber ſelbſt den Galiziern zu verheimlichen. Den 16ten gegen Mittag traf er daſelbſt ein. Hier fand er die Ordre, ſobald als möglich weiter zu marſchiren. Die Grenadiere von Viana, welche aber bei dem Detachement des Obriſtlieutenant Quieros dableiben ſollten, weigerten ſich von der

Legion zu trennen. Sie rückten vor sein Quartier, präsentirten das Gewehr und beharrten bei ihrem Verlangen. Er beschenkte sie und ermahnte sie zur Pflicht. Mittlerweile erhielt er neue Befehle vom General Freire, und während die lusitanische Legion abmarschirte und er sich nach Braga ins Hauptquartier begeben wollte, meldete man, daß Salamonde angegriffen werde. Alle Soldaten und Ordonanzas wollten sich aus der Position dahin begeben. Er hielt sie zwar zurück, kaum war er aber unterweges nach Braga, so folgten die Grenadiere der Legion. Im Kloster Boura fand er die Flüchtlinge von Salamonde, das der Feind genommen hatte. Er suchte sie zu sammeln, doch der Sturm wurde überall geläutet, die Ordonanzas zerstreuten sich, Bestürzung und Unordnung verbreiteten sich immer weiter. Er wollte sich nach Braga zurückziehen, und traf den Commandanten von Salamonde, einen alten Mann, welcher von diesem Schlage so betäubt war, daß er weder über die Stärke des Feindes, noch seinen Verlust Auskunft geben konnte, doch waren die Fahnen gerettet. Drei Ordonanzen, welche er zu v. Eben mit der Nachricht des Angriffs schickte, wurden vom Volke aufgegriffen, ihre Depeschen erbrochen und gelesen. Erst eine vierte gelangte zu ihm, als es zu spät war. Er befahl diesem Offizier, die Ueberreste seiner Abtheilung zu sammeln und nach Braga zu führen, dem Obristlieutenant Quieros aber, von St. Joao de Campo nach Braga zu retiriren, die metallenen Kanonen mitzunehmen, und was nicht mitkonnte, zu zerstören. v. Eben sollte sobald als möglich in Braga eintreffen. Die Nacht war finster, die Ordonanzas, in kleinen Haufen zerstreut, feuerten auf Alles. Das Geläute der Glocken, das Geschrei der Frauen vermehrten das Schreckhafte. v. Eben nahm Fackeln mit und zwei Paters, welche die Bauern kannten, als Avantgarde 100 Schritt voraus, diese nannten ihre Namen und ihre Bestimmung, doch wurde er durch das Examiniren und Beschießen aufgehalten

und er kam erst 2 Uhr Nachts in Ponte de Porte an, welches schon zerstört und von 1000 Ordonanzas besetzt war, die ihn freundlich empfingen, aber erst am Tage die Brücke für Pferde herzustellen versprachen. Der Fährmann einer Fähre ½ Legua davon war durch Nichts zum Uebersetzen zu bewegen. Die Stimmung gegen General Freire fand er schon sehr schlecht, doch beruhigte er die Leute durch das Versprechen, sie mit der Legion kräftig zu unterstützen. Demunerachtet weigerten sie sich, die Brücke am Tage wegen der Nähe des Feindes herzustellen, und nur einem glücklichen Zufalle verdankte er es, um 7 Uhr Morgens übersetzt zu werden. Um 9 Uhr traf er in Braga ein, Freire war schon länger fort. v. Eben traf eine Menge Flüchtlinge, welche erzählten, die Stadt wäre vom Feinde genommen. Schüsse fielen in allen Direktionen, die Rebatta oder Sturmglocke wurde überall geläutet. Die Häuser der Stadt waren verschlossen. Einzelne Haufen flüchteten mit ihren Habseligkeiten, andere sammelten sich mit allen Arten Waffen. Es war das Bild der Verzweiflung. Als v. Eben mit seinem Adjutanten den Campo de St. Anna passirte, machte die Milizwache die Honneurs und er wurde mit vielen Vivas empfangen, was ihn wunderte, da er hier nicht bekannt war. Der Offizier sagte ihm, er werde den General auf der Straße nach Porto finden, doch in demselben Augenblicke wurde er von bewaffneten Bauern umringt, ihm in die Zügel gegriffen und zugerufen, man wolle sich vertheidigen und nicht retiriren. Er ließ ihnen erklären, wie lobenswerth er das finde, er wolle sie gern unterstützen, doch jetzt müsse er zum General; 150 von den Bauern begleiteten ihn hierauf zu beiden Seiten der Straße nach Oporto. Hier hörte er Verwünschungen gegen General Freire wegen des Rückzuges. Kaum war er 800 Schritt von der Stadt entfernt, so begegnete er einigen vorbeisprengenden Dragonern, welche ihm zuriefen, der General wäre gefangen, der Pöbel im Aufstande, er möchte nicht weiter reiten. Ver-

wundert zweifelte er noch an der Wahrheit, als er bei einer Kapelle von 1000 Bauern mit vorgehaltenem Gewehr und dem Zuruf: „Hier passirt Niemand!“ empfangen wurde. Es wurde ihm gesagt, der General käme als Gefangener, und mit Feuer gedroht, wenn er weiter wollte. Ein Offizier, welchen er beim General gesehen und welcher zu Fuß vorbeiging, sagte ihm: „Tout est perdu, le Général est insulte et pis. Vous risquez beaucoup avec la canaille. Ils vous laisseront pas passer.“ Die Unmöglichkeit einsehend, hier irgend etwas thun zu können, kehrte er nach der Stadt zurück. Hier hatte schon ein Soldat auf ihn angelegt, in der Meinung, er wäre Freire, als ein zurückgebliebener Kranker seiner Legion ihm zurief: „Es ist unser Baron!“ Auf dem Platze St. Anna wurde er von mehreren Tausend umringt und zum General ausgerufen, worauf er sagte, er nähme es an unter der Bedingung, daß Freire seine Freiheit erhielte, er wolle für dessen Handlungen verantwortlich sein. Unterdessen wurde der General zu Fuß zwischen zwei Bauern angeschleppt, wovon einer seinen Degen umgehängt hatte, und von Tausenden umringt. v. Eben stieg vom Pferde und begrüßte ihn, worüber das Volk sein Mißfallen äußerte. Er wiederholte die Bedingung, doch wurde der Tumult und die Anzahl des Volkes immer größer. In diesem Augenblicke bemerkte er einen alten Mann, einen habito de Christo im Knopfloche, der sehr theilnehmend schien und 10,000 Cruzado's und mehr zum allgemeinen Besten anbot, was v. Eben jetzt nicht annahm, da die Vorwürfe des Volkes die Zunahme der Gefahr für den General zeigte, der nur antwortete: „Ich bin unschuldig und handle nach Befehl.“ v. Eben schlug vor, ihm ein Haus anzuweisen und den General dahin zu senden. v. Eben trug von einem Sturz den Arm in der Binde. Lieutenant Mendes gab dem General den rechten, v. Eben den linken Arm, Kapitain Linston folgte nach dem Hause; der General war erschüttert und entkräftet und sagte mehrere Male: „Sauve moi

cher baron.“ Schon waren sie an der Hausthür, als das Volk wuthend nachstürzte, mit Piken und Kolben auf den General schlug und ihm den Hut vom Kopf warf; Linston und Mendes warfen sich entgegen, als ein kleiner Mann in grauer Jacke mit einem spanischen Degen nach ihm stieß. Der General, obgleich nicht verwundet, riß sich los und sprang ins Haus, v. Eben folgte, doch wurde er von einem Haufen Volk weggedrängt — es fielen mehr als 150 Schüsse. v. Eben bemerkte einen Tambour, ließ Allarm schlagen und stellte zugleich die Ordonanzas auf. Nachdem er sie so ziemlich vom Hause entfernte, kehrte er zurück und fand den General unbeschädigt auf der Treppe sitzend. v. Eben's Bedienter hatte schnell eine starke Stallthür zugeworfen und ihn dadurch gerettet. Neue Ordonanzas erschienen und verlangten, v. Eben solle sie gegen den Feind führen. Dieser, und die Offiziere überzeugt, der General sei im Hause verloren, schlug vor, ihn nach dem Gefängniß und von dort nach Porto zu bringen, was das Volk genehmigte. v. Eben fand einen Offizier der Legion, den er mit 200 Mann als Escorte befehligte. Das Volk litt nicht, daß er selbst mitging. Er suchte darauf auf jede Weise die neu ankommenden Haufen zu beschäftigen. Schon war über eine Stunde vergangen, als er mehr als 50 Schüsse hörte. „Bald darauf erschien der Offizier mit der Meldung, der General sei auf die furchtbarste Art ermordet. Es folgten ihm mehrere Hundert Menschen, zum Theil mit blutigen Händen, proklamirten ihn neuerdings zum General und verlangten, er solle die Epauletten und den Stern des Verstorbenen anlegen. Ein junger Barbier und ein langer Sergeant vom Regiment Viana überreichten ihm das Portefeuille und 12 Goldstücke. v. Eben siegelte Alles ein und schickte die beiden Leute zum Bischof von Porto. Auch benachrichtigte er alle Posten-Commandanten von diesem Ereigniß, und daß er sie so kräftig als möglich unterstützen würde. Die Ordonanzen wurden so zahlreich, daß für

ihren Unterhalt geſorgt werden mußte; der Corregidor war geflüchtet, und v. Eben ernannte alſo zwei Einwohner von Braga, welche ſich freiwillig erboten, mit der ſchriftlichen Inſtruktion für das allgemeine Beſte und dem Befehl an Alle, ihnen zu gehorchen. Ein Cadet der Cavallerie, Verwandter des Generals, wurde gebunden angeſchleppt und nur mit Mühe rettete ihn v. Eben. Einige Briefe an den Ermordeten gab v. Eben den ihm Zunächſtſtehenden des Volks. Es waren Meldungen über den Feind und bewieſen die vernünftige Handlungsweiſe des Generals. Nachmittags 3 Uhr, als v. Eben 6000 Ordonanzas nach ihrem Poſten abmarſchiren ließ, hörte er einen ſchrecklichen Lärm, und ſah aus ſeinem Fenſter den Obriſtlieutenant Cuſtivis Conſalvos Villaboas nach ſeinem Hauſe laufen, v. Eben eilte ihm entgegen, doch an der Hausthür ward er mit einer Pike durch's Herz geſtoßen; ein Kugelregen folgte, der aber Niemand beſchädigte; darauf rief das Volk, v. Eben ſolle ſich am Fenſter zeigen, fragte, ob er verwundet ſei, und als er herunterkam, brachten ſie ihm Vivas. Man fand in den Taſchen des Ermordeten einen Brief des Generals in franzöſiſcher Sprache, worin mon cher baron vorkam. Lieutenant Mendez hatte viel Mühe, ihn zu überſetzen und die Einwürfe zu widerlegen.

v. Eben ließ dem General Silveira, welcher mit 5000 Mann und 18 Kanonen bei Villa Poco ſtand, Alles melden, und ihn erſuchen, die Provinz Traz os Montes zu vertheidigen und ihn bei Braga zu unterſtützen. Zugleich erhielt er die Meldung, daß ſich der Feind bei Carvalhos zeige. Es war eine Recognoscirung von einigen Tauſend Mann. Da er überall mit Kanonen empfangen wurde und wahrſcheinlich nicht concentrirt war, zog er ſich zurück. v. Eben verſtärkte den Poſten von Carvalhos mit 3 Geſchützen. Er ſchrieb an den Biſchof von Oporto und bat um Verſtärkung an regulairen Truppen, Munition und Lebensmittel. Zugleich ſandte er Couriere der

Legion, ihren Marſch zu beſchleunigen. Ein Detachement derſelben traf ein, doch die Legion ſelbſt war ohne Ordnung marſchirt und hatte ſich in der Nacht aus Mangel an Lebensmitteln gänzlich zerſtreut.

Eben ſo wurde der Oberſt Pinto von 60 Mann Cavallerie als Gefangener abgeliefert. Dieſes Detachement hatte ſeine Standarte mit, und übergab die Papiere des Oberſten, ſo wie mehrere ſchwere verſiegelte Paquete. v. Eben wußte kein anderes Rettungsmittel als ihn ins Gefängniß ſetzen zu laſſen. Von hier aus ſchrieb Pinto in portugieſiſcher und franzöſiſcher Sprache an v. Eben auf einem Blatte, welches die Wache erſt übergab, nachdem ſie es geleſen hatte. v. Eben wollte zu ihm ins Gefängniß, um ihn zu beruhigen, doch unterblieb es auf Anrathen der angeſehenſten Stadtbewohner, worauf er ſeinem Adjutanten den Auftrag ertheilte. Zugleich ließ er dem Volke bekannt machen, daß er Gehorſam erwarte, daß nichts gegen die Gefangenen unternommen werde, da ſie am folgenden Tage vor den Juiz de fora gezogen, und in Braga oder Porto gerichtet werden ſollten. Hierdurch wurden dieſe ſchuldloſen Perſonen von einem grauſamen Tode errettet.

v. Eben machte die Bekanntſchaft des Rector N., eines patriotiſchen Mannes, der ihm von beſonderem Nutzen war, da er engliſch und franzöſiſch ſprach. Er war ſtets mit einer Flinte bewaffnet, wodurch er beim Volke in gutem Anſehn ſtand, und diente als Dolmetſcher, ſo wie als Rath, da er über viele Dinge nützliche Ausweiſe geben konnte. Uebrigens wiederholte ſich dieſes mühevolle Geſchäft ſehr oft, da keine neue Compagnie Ordonanzas erſchien, welche nicht ihren Willen ausgeſprochen hatte die Traidores zu ermorden.

Der Feind ſchickte einen Offizier nebſt Trompeter, eine Capitulation vorzuſchlagen. Da dieſer ſich mit den Vorpoſten in ein Geſpräch einließ und Proclame vertheilte, ſo fand dieſes ein Offizier der Legion ungebräuchlich und nahm den Trom-

peter gefangen, der franzöſiſche Offizier entwiſchte. Der Trompeter hatte einen guten Vorrath an Proclamationen voller Verfprechungen und Drohungen. Dieſe wurden an den Biſchof geſchickt und befohlen, jeden feindlichen Parlementair durch Feuern abzuweiſen. v. Eben erfuhr von einigen Gefangenen übereinſtimmend, daß der Marſchall Soult 8000 Mann ſtark wäre, worunter 4 Regimenter Cavallerie und 4 Geſchuze, die anderen Truppen mit der Artillerie ſeien der ſchlechten Wege wegen noch zurück, doch erwarte derſelbe ſehr bald Verſtärkung. v. Eben beritt darauf einen Theil der Poſition, ward dabei aber von dem mißtrauiſchen Volke ſehr behindert, welches aus Furcht, daß er es verlaſſen möchte, bei dieſen Gelegenheiten ihn immer mit einigen hundert Bauern begleitete. Da von Eben erfuhr, daß in der Nähe mehrere Offiziere von höherem Range als Oberſten dienten, ſo bat er den Biſchof einen andern Befehlshaber zu ernennen, da er keinem Unrecht thun wollte, und unter jedem treu dienen werde. Auch ſchickte er zum Oberſt Pizarro, Commandirenden in Carvalho, und älterem Oberſt als er, den Capitain Dacunja mit der Nachricht des Vorgefallenen, überließ ſeinem Gutachten die Vertheidigung ſeines Poſtens und verſprach ihm jede Unterſtuzung, was auch gehalten wurde. Der Biſchof ernannte darauf den Brigadier Victoria zum Commandanten der Poſition in Braga, der ſogleich dahin abgehen ſollte.

Im Arſenal fand man eine beſchädigte 6pfündige Kanone, welche reparirt wurde — und eine Kugelform für die Ordonanzgewehre, in welcher die ganze Nacht hindurch Kugeln gegoſſen wurden, ſo daß es möglich wurde mit Tages Anbruch an die Ordonanzas einige Kugeln und loſes Pulver zu vertheilen.

Die Ordonanzas forderten auf alle Poſten regulaire Truppen und Artillerie, dieſem mußte nachgegeben und die geringe Zahl von Beidem in kleine Detachements zerſtückelt werden,

und doch hatte v. Eben viele Mühe die einzelnen Abtheilungen Ordonanzas zu bewegen, ſich nach ihren Poſten zu begeben. Da einige derſelben Kanonen mitbrachten, ſie aber nicht zu bedienen wußten, ſo mußte ſie Lieutenant Rürleben im Laden und Feuern unterrichten, und nach einigen Stunden Exercitiums marſchirten ſie gegen den Feind. Was man von einer ſolchen Artillerie erwarten konnte, ergiebt ſich von ſelbſt.

Es wurden viele Beweiſe eines außerordentlichen Patriotismus und der Herzhaftigkeit gegeben, doch ohne alle Ordnung und Gehorſam mußten ſie der Disziplin des immer ſtärker andringenden Feindes erliegen.

Am 19ten des Morgens wurden die Vorpoſten allarmirt. Gegen Mittag wurden die Bewegungen des Feindes gegen den Poſten von Carvalhos ſtärker, auch wurden die Vorpoſten 5 Uhr Abends nochmals allarmirt. Der Poſten von Petralva wurde nebſt zwei 3pfundigen eiſernen Kanonen verloren. Noch in der Dämmerung ſchickte v. Eben 50 Mann der Legion und 50 Mann vom Regiment Viana zu Hülfe, doch blieb dieſer Poſten verloren — aber der Feind rückte auch nicht weiter vor. Die Franzoſen hatten an dieſem Tage vier reitende Kanonen gebraucht.

Der Biſchof ſchickte einen Parader mit 50,000 Dollars, die Ordonanzas zu beſolden, für Proviſion zu ſorgen. Es gab einige Patronen für die Linieninfanterie, aber keine für die Ordonanzas. v. Eben hatte wieder verſchiedene unangenehme Auftritte mit den Ordonanzas, welche die Gefangenen ermorden wollten, und nur durch das Verſprechen beruhigt wurden, daß den andern Morgen die Unterſuchung beginnen ſollte. Er wollte ſie unter ſtarker Escorte nach Porto ſchicken. Dieſes wurde ihm aber von verſchiedenen Perſonen aus dieſer Stadt widerrathen, da das Volk in der größten Aufregung alle Straßen beſetzt hielt und ſie zweifelsohne ermordet hätte.

Der Rector, mit der Gegend ſehr genau bekannt, hatte

eine genaue Charte gezeichnet mit allen Wegen und Straßen und den Stellungen der Portugiesen. Aus den Bewegungen des Feindes war sehr leicht zu entnehmen, daß er den Posten von Carvalhos umgehen wollte, um so die Portugiesen zu zwingen ihre Stellung zu verlassen. Das Volk hatte sich von seinem Irrthum überzeugt Verstärkungen aus Porto zu erhalten, — doch hatten sich Gerüchte verbreitet, Capitain Arenschildt habe bei Guimarens die zerstreuten Ordonanzas gesammelt und Genza gegen ein 5000 Mann starkes französisches Corps bei Pavo de Lanhose besetzt. Ferner hätten sich bei Amarante 10,000 Mann, worunter regulaire Truppen unter General Victoria, und 7000 Mann bei Pennafiel gesammelt, welche die Franzosen in einigen Tagen angreifen würden. Dieses stärkte zwar die Hoffnungen aber auch den Ungehorsam des Volks. Unter diesen Umständen war der Vorschlag eines Rückzugs ganz unthunlich, der auch als Verrätherei würde aufgenommen sein, da er bei dem Glauben des Volks an seine Hulfsmittel nichts gefruchtet, wohl aber neue Unordnungen herbeigeführt und vielen Unschuldigen das Leben gekostet hätte. v. Eben erwartete mit Ungeduld den General Victoria und Nachrichten, wie man von Porto aus Braga unterstützen wolle, wovon die Briefe des Bischofs nichts enthielten. Hätte von Eben Gehorsam gefunden, so wäre diese Nacht noch ein Rückzug nach Barka de Troffa und Porto möglich gewesen, wodurch nicht allein viele Menschenleben gerettet wurden, sondern die Besatzung in Porto eine ansehnliche Verstärkung erhalten hätte, wenn die Ordonanzas in Ordnung blieben. So aber zerstreuten sie sich nicht allein, sondern ihr Eifer war sehr abgekühlt. v. Eben begnügte sich Abends 10 Uhr bekannt zu machen, daß Alles marschfertig sein solle; befahl dem Pavador weder Geld auszugeben noch auszupacken und die Maulthiere mit Tages Anbruch geladen zu haben.

Am 20sten des Morgens wurden die Vorposten allarmirt,

um 10 Uhr erfuhr v. Eben, der Posten von Carvalhos sei genommen. v. Eben begab sich mit seinem Stabe auf die Straße nach Ponte de Porto. Aber auch dieser Posten war genommen und die französische Cavallerie verfolgte die Flüchtlinge. Vergebens bestrebte v. Eben und seine Offiziere sich einige Ordnung zu erhalten. Da er weder Gehör noch Gehorsam fand, so mußte zuletzt Alles dem Zufalle überlassen werden. Er selbst rettete sich mit genauer Noth vor 60 feindlichen Husaren, da er sich zu lange verweilt. Als er sich nach Barka de Trofa zurückzog, wurde er von den eigenen Ordonanzas beschossen, welche ihn in ihrer Bestürzung für die französische Avantgarde hielten. Er rettete die Fahnen, die 2 Kanonen der Legion und die Kriegskasse, und da die Wache der Gefangenen weggelaufen war, so ließ er die Gefängnisse öffnen und die Gefangenen entfliehen, da das Volk in seinem panischen Schrecken nur an eigene Flucht dachte.

Doch verlor er und seine Offiziere ihre Pferde und Bagage, wahrscheinlich durch die Plünderung der eigenen Leute; besonders bedauerte er den Verlust der Papiere, woraus die Treue und die vernünftigen Anordnungen des Generals Freire hervorginzen. Es waren in der Position von Braga gewesen:

120 Grenadiere vom Regiment Viana
100 Mann Braga-Miliz
700 — lusitanische Legion
25 Dragoner
5,000 Ordonanzas mit schlechtem Feuergewehr
18,000 — mit Piken
14 Kanonen, worunter ein 12pfunder
zwei 6pfunder
die übrigen 3pfunder u. 2½pfund.,

im Ganzen nur 6 metallene, und durch die unerfahrenen Artilleristen so schlecht bedient, daß die 12pfunder Kanone sehr bald gesprungen und völlig unbrauchbar war.

v. Eben hatte seine Reserve bei Braga postirt und schickte nunmehr die Ordonanzas so schnell als möglich zurück. Der Verlust läßt sich beiderseits nicht bestimmen, doch war er wohl von portugiesischer Seite größer. Der Feind hatte entweder diesen Widerstand nicht erwartet, oder konnte der schlechten Wege halber nicht geschlossen marschiren, und war daher in den ersten Tagen dem portugiesischen Kanonenfeuer ausgesetzt, als er selbst noch kein Geschütz hatte. Marschall Soult hatte auch mit Ney in Brunna sich dahin geeinigt, daß er am 26sten die Vorposten vor Lissabon haben wollte, während Ney Verstärkung nach Porto senden sollte, welche auch nach der Eroberung durch die Franzosen eintraf. Als v. Eben in Barka de Troffa ankam, fand er 200 Mann der Legion, welche in Porto geblieben waren, und eine große Anzahl Ordonanzas. Die steinerne Brücke war palisadirt und die Flüchtlinge mußten auf der Fähre passiren. Auch hier ließ ihn das Volk nicht zum Bischof passiren, und forderte ihn auf das Commando zu übernehmen, welches er auch that, sowohl um Unordnung zu verhüten, als um die Legion zu sammeln. Es befanden sich vier 3pfündige eiserne Kanonen an der Brücke. Lieutenant Rückleben mußte einen Bogen der Brücke in der Nacht abbrechen, und so wurden kleine feindliche Abtheilungen den Morgen zurückgewiesen. Aber in der Nacht überzeugte sich von Eben, daß Porto kein besseres Schicksal haben würde, da die Insubordination und das Geschrei über Verrath noch zunahm.

Auf einen schriftlichen Befehl des Bischofs ließ das Volk v. Eben nach Porto, und dieser ließ den Capitain d'Acunha in Barka de Troffa, die Ueberreste der Legion zu sammeln.

Auf halbem Wege begegnete er dem Obersten Campbell, der ihm die Anstellung des Marschall Beresford erzählte und einen Brief des Marschalls an General Freire adressirt übergab. Er übergab diesen Brief dem General Parreiras, Commandanten von Porto. Der Bischof empfing

v. Eben mit Auszeichnung und wies ihm Zimmer in ſeinem eigenen Palaſte an. Am 23ſten hatte v. Eben ſchon 500 Mann der 2ten Diviſion der luſitaniſchen Legion geſammelt.

Der Tagesbefehl vom 28. und 30. März beweiſet die Zufriedenheit des Marſchall Beresford mit v. Eben und ſeinen Offizieren, auch erhielt erſterer noch mehrere ſchmeichelhafte Privatſchreiben vom Marſchall.

Die Geſchichte alter und neuerer Zeit liefert viele Beweiſe, wie wenig auf eine Volksbewaffnung in Maſſe zu rechnen iſt, um wie viel weniger noch, wenn Parteien ſind, Jeder ſeinem Intereſſe folgt und über Verrätherei klagt. Der Schuldloſe wird oft mit Grauſamkeit dem Vortheile oder Bosheit geopfert, um ſich der Ahndung der Geſetze zu entziehen, dieſe Handlungsweiſe unter dem Mantel des Patriotismus verübt. Dieſes war der Fall bei Braga. Das Volk von ſeltenem Feuereifer und Herzhaftigkeit beſeelt von der Geiſtlichkeit, welche das beſte Beiſpiel gab und bewaffnet erſchien, mit ſolchem Vertrauen erfüllt, daß die erhitzten Köpfe keinen vernünftigen Rath ertragen konnten, die Geiſtlichkeit ſelbſt allen Einfluß verlor und jeder Andersdenkende als Verräther angeklagt und gemordet wurde.

Wären die Ordonanzas folgſam geweſen, und hätten ſich mit den wenigen regulairen Truppen in Oporto vereinigt, ſo dürfte der Ausgang anders ausgefallen ſein. So erleichterte die Anarchie der Feindes Unternehmen, und half ihm mehr als die Tapferkeit und Disciplin ſeiner Krieger.

Die Poſition von Braga iſt bekannt. War aber unter ſolchen Umſtänden, und da ſelbſt die kleinſten Einrichtungen zur Vertheidigung fehlten, ein Erfolg möglich?

Alle Provinzen Portugals waren unter der Benennung Reſtauration in eigentlicher Revolution. Den Obrigkeiten wurde Trotz geboten, Generale und Offiziere wurden inſultirt. Keiner litt ſo ſehr als General Freire, der ein Opfer ſinn-

loser Muth wurde. So lobenswerth der Wille war das Joch der Unterdrücker abzuschütteln, so verabscheuungswerth bleiben diese Mittel.

In welch' trauriger Lage befand sich dieser General mit einer Levée en masse ohne Gehorsam, mißtrauisch, wo ein Jeder die Befehle, welche seinem Interesse nicht convenirten, als Verrätherei ausschrie — hiermit sollte er eine sieggewohnte Armee unter einem großen General bekämpfen! Er begab sich an die Grenze und traf alle Anordnungen, die unter diesen Umständen zweckmäßig sein konnten. Den nöthigen Zeitgewinn hoffte man dadurch zu finden, daß der Feind bei Salamonde aufgehalten werde, doch dieser Posten fiel schon nach einigen Stunden, und der Feind rückte sogleich weiter vor. Der General, welcher die Stärke der französischen Armee kannte, sah den Ausgang eines Treffens voraus, selbst bei Braga, wo nicht die geringsten Anstalten getroffen waren, konnte er ihn nicht aufhalten. — Dieses Alles stimmt mit dem Befehle überein sich nach Porto zu ziehen, wo Alles zu einer kräftigen Vertheidigung vorbereitet war.

Diesem zu Folge ordnete er einen Rückzug an, seine Dispositionen zeigt von militärischer Einsicht und Erfahrung — was war sein Lohn? ehrenrührige Beschuldigung und grausamer Tod. Ein Kriegsgericht hat sein Verfahren untersucht und gerichtet.

Briefe des Lord Beresford,

Herzogs von Elvas, Marquis von Campo-Maior ꝛc.

a.

To the Baron d'Eben.

Lisbon 23d. March 1809.

My dear Baron.

I have received official accounts here of the fate of the Lt. General Bernardine Freire, but none from the south of the Douro has thought fit to communicate to me since any particular of the occurrences there, though private letters in abundance give from Oporto the information that on the death of the General the people chose you for their Commander and which I trust is not less true, that you have been successful in two actions against the French. It is

---

a.

Lissabon d. 23. März 1809.

Ich habe vier officielle Berichte über das Schicksal des Generallieutenant Bernardine Freire erhalten, aber seitdem hat nördlich vom Douro (im Norden des Douro) es Niemand für nöthig erachtet, mir irgend etwas Näheres über die dortigen Begebenheiten mitzutheilen, obwohl unzählige Privatbriefe von Oporto die Nachricht bringen, daß nach dem Tode des Generals das Volk Sie zum Anführer gewählt hat, und, was, wie ich überzeugt bin, nicht weniger wahr ist, daß Sie in zwei Gefechten gegen die Franzosen glücklich gewesen sind. Es ist unnöthig, jetzt Etwas über die Art zu sagen, wie

unnecessary at present to say any thing as to the mode of your arriving at the situation, you were I believe the senior officer present and the command necessarily devolved upon you, and at all events your good sense would dictate to you to adapt yourself and conduct to the circumstances of the moment, and assume whatever was useful in or necessary to the driving back the enemy. That is the great object to which all other minor considerations must give way, and from the knowledge I have of you I have the fullest reliance in your prudence and judgement, and that they will govern you in the election of the best means for opposing the enemy, and the steps to be pursued you only on the spot can be the best judge of, though it is obvious that every means must be taken for keeping up the Energy and Enthusiasm of the people and if possible of organizing it, and you may rest assured of every encouragement

---

Sie zu der Stellung gelangt sind; Sie waren, wie ich glaube, der älteste gegenwärtige Offizier und nothwendigerweise ging das Commando an Sie über. Jedenfalls mußte Ihr richtiges Urtheil Sie bestimmen, sich in die augenblicklichen Umstände zu fügen und demgemäß zu handeln, und Alles zu erfassen, was nüglich oder nothwendig war, um den Feind zurückzutreiben. Das ist der große Gegenstand, dem alle geringeren Berücksichtigungen weichen müssen, und wie ich Sie kenne, seze ich das vollste Vertrauen in Ihre Klugheit und Einsicht, die Sie bei der Wahl der besten Mittel, dem Feinde Widerstand zu leisten, leiten werden. Welche Schritte gethan werden müssen, können Sie an Ort und Stelle am besten beurtheilen, obwohl es einleuchtet, daß alle Mittel ergriffen werden müssen, um die Energie und den Enthusiasmus des Volkes lebendig zu erhalten und wo möglich es zu organisiren. Verlassen Sie sich darauf, daß ich Alles, was in meinen Kräften steht, zur Ermunterung und

and assistance which I can afford. I have already sent arms and ammunition which I hope will arrive in good time, and inform me if more is necessary or whatever you want. You will give me as frequent and as detailed reports of the proceedings in that country as you can, that I may combine other operations with them and which from the ignorance in which I am left of your movements and those of Brigadiers Victoria and Silveira I am not at present able to do. You will I conclude long since have been informed of my appointment to the Command in Chief of the Portuguese Army, and that consequently all promotions must originate and come through me, and I will request you will particularly inform me of such officers under you, as have so distinguished themselves as to deserve promotion, as I wish to show to the Army that merit will be the only re-

---

Unterſtützung beitragen werde. Waffen und Munition habe ich bereits abgeſchickt und hoffe, Sie werden rechtzeitig eintreffen. Laſſen Sie mich wiſſen, ob Sie mehr bedürfen oder was Ihnen ſonſt noch fehlt. Sie wollen mir ſo oft und ſo ausführlich als möglich über die Ereigniſſe in jener Gegend Bericht erſtatten, damit ich andere Operationen damit in Verbindung ſetzen kann, was ich aus Unkunde über Ihre Bewegungen und die der Brigadiere Victoria und Silveira gegenwärtig nicht im Stande bin. Vermuthlich ſind Sie längſt davon in Kenntniß geſetzt, daß ich den Oberbefehl über die portugieſiſche Armee erhalten habe, und daß demnach alle Beförderungen von mir ausgehen und durch mich kommen müſſen. Ich erſuche Sie, mir diejenigen unter Ihrem Befehl ſtehenden Offiziere näher zu bezeichnen, die ſich ſo ausgezeichnet haben, daß ſie eine Beförderung verdienen, da ich der Armee zu zeigen wünſche, daß nur das Verdienſt die einzige Empfehlung ſein wird.

commendation, but we must not by too much spreading it make our commendation too cheap, though merit must not either be overlooked.

I am anxious to hear from you and shall at present only add that I am

Your's very sincerely

W. C. Beresford

b.

Lisbon 30. March 18[illegible]

My dear Baron.

I at length yesterday received your letters, for which I will confess to you I was a little impatient. The conduct which you pursued in the very critical and delicate situation in which the melancholy fate of that unfortunate man Ber-

---

Hüten wir uns aber durch zu große Ausdehnung unsere Empfehlung herabzusetzen, obwohl das Verdienst ebenso wenig übersehen werden darf.

Ich erwarte sehnsüchtig Nachrichten von Ihnen, und kann für den Augenblick nur hinzufügen, daß ich bin

Ihr sehr ergebener.

b.

Lissabon den 30. März 18[illegible]

Mein lieber Baron.

Gestern erhielt ich endlich Ihre Briefe, die, ich will es Ihnen gestehen, ich mit Ungeduld erwartete. Ihr Verhalten in der sehr kritischen und zarten Lage, worin das betrübende Schicksal des unglücklichen Bernardine Freire Sie gesetzt,

nardine Freire placed you, was just such as I expected from your good sense and experience, and which has done you in every point of view infinite honour. Your situation in Oporto is not less critical, and what more than every thing else makes me fear the result is the Anarchy and Insubordination of the people, which will render their zeal and courage almost useless, though I am sure that if the Bishop and yourself and the other officers could persuade them to return to order and the observance of such discipline as they may be capable of, which perhaps will be little more than a subordination and obedience to those placed over them, then Oporto, if finally it fell, would at least fall with honour, and would cost the enemy more men than he would be willing to make the purchase at. But that cursed Anarchy and unbridled Licentiousness is more the friend of the enemy than even his own Prowess assisted

---

war ganz so, wie ich es von Ihrem Verstande und Ihrer Erfahrung erwartete, und wie es Ihnen in jeder Hinsicht zur großen Ehre gereicht. Ihre Stellung in Oporto ist nicht weniger kritisch, und was mehr als alles Andere mich für den Ausgang fürchten läßt, ist die Anarchie und der Ungehorsam des Volks, wodurch sein Eifer und Muth beinahe nutzlos gemacht wird, obwohl ich überzeugt bin, daß, wenn der Bischof und Sie selbst, so wie die übrigen Offiziere, die Menge überreden konnten, zur Ordnung zurückzukehren und zur Beobachtung von so viel Mannszucht als ihr möglich ist, was vielleicht wenig mehr sein möchte als Gehorsam und Achtung vor denen, die über ihr stehen, so würde Oporto, wenn es endlich fällt, wenigstens mit Ehren fallen und dem Feinde mehr Leute kosten, als er daran wenden möchte. Aber diese verruchte Anarchie, diese unbändige Zügellosigkeit nützt dem Feinde mehr, als selbst seine eigene Tapferkeit durch Mannszucht unterstützt. Was

by discipline. In respect to any assistance hence I fear it would come too late, even if the dangers threatening the capital from other parts, were dispersed, but I only think this from the Anarchy which reigns at Oporto, and which will prevent the proper application of the otherwise good intentions, and courage and zeal of the people there. I have however done what I could to induce a movement of the British towards Oporto, and I expect Sir John's final decision this morning. You will see I have payede very attention to your recommendations, but it obliges me to take from you Captain Durbach, as I could not well promote him over the heads of the other officers in the same corps, that have also behaved very well. I trust however all will see that merit will be attended to. In respect to what has passed between you and Sir Robert Wilson, I will arrange

---

irgend eine Unterſtützung von hier aus betrifft, ſo fürchte ich, ſie möchte zu ſpät kommen, ſelbſt wenn die Gefahren, welche der Hauptſtadt von andern Seiten drohen, zerſtreut wären; aber ich denke dies nur wegen der Anarchie, welche in Oporto herrſcht, wodurch die richtige Anwendung der übrigens ſehr guten Geſinnungen des dortigen Volkes, ſo wie ſeines Muthes und Eifers nur verhindert wird. Dennoch habe ich gethan, was ich konnte, um ein Vorrücken der Briten gegen Oporto herbeizuführen, und erwarte ich dieſen Morgen die endliche Entſcheidung des Sir John. Sie werden ſehen, daß ich Ihre Empfehlung vollſtändig berückſichtigt habe, nur bin ich dadurch gezwungen, den Hauptmann Durbach von Ihnen fortzunehmen, indem ich ihn nicht füglich die übrigen Offiziere des Corps überſpringen laſſen konnte, da ſie ſich ebenfalls gut benommen haben. Hoffentlich werden Alle ſehen, daß das Verdienſt beachtet wird. Was zwiſchen Ihnen und Sir Robert Wilſon vorgefallen iſt, werde ich ausgleichen, da ich ihn

all that, as I expect him here in a day or two. I have sent a blank commission to the Bishop to be filled up as he judges most beneficial for the Royal service for one of you three: Lima Barreta, Victoria or yourself as Commandant of Oporto. I must acknowledge I would prefer having your services at liberty to be more actively employed, in case Oporto should beat back the enemy, however the Bishop I have no doubt will judge for what is right under the circumstances.

I have already so fully wrote my sentiments relative to the precautions necessary at Oporto that I shall only again press their adoption if possible, and remain

Your's very truly

W. C. Beresford.

---

heute oder morgen hier erwarte. Ich habe dem Bischof ein offenes Patent zugeschickt, welches er, wie es ihm für den Dienst des Königs am angemessensten scheint, mit einem von Ihnen drei: Lima Barreta, Victoria oder Sie selbst als Commandant von Oporto ausfüllen kann. Ich muß gestehen, daß ich Ihre Dienste lieber in einer mehr activen Stellung verwenden möchte, wenn Oporto den Feind zurückschlagen sollte, indessen zweifle ich nicht, der Bischof werde wissen, was unter den gegenwärtigen Umständen am besten ist.

Ich habe meine Ansicht über die jetzt in Oporto nöthigen Vorsichtsmaßregeln bereits so vollständig geschrieben, daß ich, wenn es möglich ist, nur noch ein Mal auf deren Annahme dringen kann, und bleibe

wahrhaft ergeben.

c.

Lisbon 5. June 1815.

Sir.

I have received your letter of the 3. inst. and I return to you the narrative you sent me on the circumstances attending the unfortunate Lt. General Bernardine Freire. I have not in the first place time at present to read this narrative, nor indeed do I wish even in this slight manner to make myself now or hereafter a party in this matter. I never gave an opinion on this business, or how far the General was himself the cause of the disaster, for though it occurred after my arrival and even after my assuming the command of the Portuguese army, yet I had not had any

---

c.

Lissabon den 5. Juni 1815.

Mein Herr.

Ihren Brief vom 3. d. M. habe ich erhalten und sende Ihnen die Erzählung der Thatsachen im Betreff des unglücklichen Generallieutenant Bernardine Freire, welche Sie mir geschickt haben, zurück. Einmal habe ich in diesem Augenblick keine Zeit, um diese Erzählung zu lesen, dann aber wünsche ich auch nicht, mich weder jetzt, noch zukünftig selbst in einer so oberflächlichen Art als Partei in dieser Sache hinzustellen. Ich habe in dieser Angelegenheit nie eine Meinung aufgestellt, noch mich geäußert, inwiefern der General sein Unglück selbst verschuldet habe; denn obwohl es nach meiner Ankunft stattfand und sogar nachdem ich den Befehl über die portugiesische Armee übernommen hatte, so habe ich dennoch

intercourse with Bernardine Freire as Commd. in Chief, as the communication made to him by me of that event, and the instructions sent to him, arrived at Oporto after his death, and were returned from there to me. With this officer I was personally acquainted soon after the campaign of Vimeiro and again at Oporto and I can say in the habits of intimacy, and therefore I personally regretted his unfortunate end. In respect to the cause of his death and how far his own conduct led to it, I only knew from you, and certainly from your information I could not judge very favourably of his personal conduct, indeed the contrary.

However I carefully abstained from meddling relative to the transaction I have not to this hour taken a part for or

---

als Oberbefehlshaber mit Bernardine Freire in keiner Berührung gestanden, da die Mittheilung, welche ich ihm von diesem Ereigniß machte, so wie die Verhaltungsbefehle, die ich ihm sandte, erst nach seinem Tode in Oporto eingetroffen und von dort mir wieder zurückgeschickt worden sind. Die persönliche Bekanntschaft dieses Offiziers machte ich bald nach dem Feldzuge von Vimeiro, dann wieder in Oporto, und ich darf sagen, daß sie wahrhaft vertraulicher Art war, weshalb ich persönlich sein unglückliches Ende sehr bedauert habe. Was die Ursache seines Todes betrifft und inwiefern sein eigenes Betragen ihn herbeigeführt habe, wußte ich nur durch Sie; nach Ihrem Bericht aber möchte ich über sein persönliches Verhalten nicht sehr günstig urtheilen, sondern vielmehr grade das Gegentheil.

Dennoch habe ich jede Einmischung in die Verhandlungen streng vermieden und habe noch bis zu dieser Stunde weder

against. I say this much, because it has been supposed by his relatives that I am or have been his enemy, when I was in fact a personal friend, and never had any public communication with him. In respect to what you state relative to the transactions beyond the Douro, after the death of Bernardine Freire, you have my letters and there are the orders of the day, to contradict such assertions and the latter are already public and in print in every body's hands. In respect to the publication of letters I recollect to have then answered you that I must have copies of them to judge of the propriety or otherwise of permitting their publication.

In respect to you personally I thought it fair candidly to tell you of what had come to my knowledge of the line

---

für noch gegen ihn Partei genommen. Ich sage dies besonders, weil seine Angehörigen der Meinung sind, ich sei sein Feind oder sei es gewesen, während ich in der That nur ein persönlicher Freund von ihm war und niemals in öffentlicher Berührung zu ihm stand. Was Sie in Bezug auf die Ereignisse jenseit des Douro nach dem Tode von Bernardine Freire angeben, so haben Sie meine Briefe und dann sind die Tagesbefehle da, um jene Angaben zu widerlegen. Die letztern sind bereits öffentlich und gedruckt in Jedermanns Händen. Hinsichtlich der Veröffentlichung von Briefen, so erinnere ich mich, Ihnen damals geantwortet zu haben, daß ich Abschriften derselben verlangen muß, um beurtheilen zu können, inwiefern sie sich dazu eignen, daß ich die Herausgabe bewilligen kann.

Was Sie persönlich betrifft, so hielt ich es für Pflicht, Ihnen offen zu sagen, was ich über den Weg erfahren habe,

you appeared to have adopted on your coming to this capital and certainly in the main point I do not appear to have been much misinformed, as you have told me yourself, that you were endeavouring to procure your return to this service by other channels than by what ought peculiarly to you to have appeared the proper one, that is, through me.

Therefore I do not think you can have any right when you may suppose yourself to have failed in that channel, which had you succeeded in, would have been any thing but a compliment to me, then to return upon me to procure you that which you desired to get otherwise. I regret this circumstance, but I have not to regret being the cause of it, as my former letters informed you of my sentiments

---

den Sie seit Ihrer Ankunft in dieser Hauptstadt eingeschlagen zu haben scheinen, und gewiß bin ich in der Hauptsache nicht falsch unterrichtet worden, da Sie selbst mir ja gesagt haben, daß Sie Ihren Wiedereintritt in den hiesigen Dienst durch andere Kanäle erreichen wollten als durch den, namentlich für Sie einzig richtigen, das heißt durch mich.

Deshalb glaube ich nicht, daß Sie irgend ein Recht haben, nachdem Sie in dem Kanal sich getäuscht vermuthen, der, hatte er Sie zum Ziel geführt, gewiß kein Compliment für mich gewesen wäre, zu mir zurückzukehren, damit ich Ihnen verschaffen solle, was Sie anderweitig zu erlangen wünschten. Die Sache thut mir leid, allein glücklicherweise bin ich nicht schuld daran, da ich in frühern Briefen Ihnen meine Ansicht

on the subject and in a manner you could have no reason to complain of. I remain

your very humble servant

W. Beresford.
Marquis de Campo-Major.

über diesen Gegenstand mitgetheilt habe, und zwar in einer Art, über die Sie sich nicht beklagen konnten. Ich verbleibe

Ihr sehr gehorsamer

W. Beresford.
Marquis von Campo-Maior.

Friedrich Perthes

in buchhändlerischem und politischem Verhältniß.

In den bedrohlichen Zeitläuften nach der Julirevolution schrieb Friedrich Perthes, ein Mann, der schon von frühester Zeit lebhaften und thätigen Antheil an den Zuständen des Vaterlandes genommen, an den preußischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen v. Bernstorff, und reichte demselben, den er aus mancherlei Beziehungen vertraut kannte, den Entwurf einer historisch-politischen Zeitschrift ein, welche auf die Stimmung der Nation im echten Volkssinn einwirken sollte. Dieselbe Mittheilung richtete er an Varnhagen von Ense, durch nachstehenden Brief, der, nebst der ihn begleitenden Beilage, für den Geschichtsbetrachter nicht ohne Interesse sein wird. Es ist noch hinzuzufügen, daß der Graf v. Bernstorff dem Entwurfe keineswegs beistimmte, indem er bei dem vorgeschlagenen Verfahren zu wenig Aufrichtigkeit fand, und daß Varnhagen v. Ense jede Leitung und Theilnahme bestimmt ablehnte. Von Andern wurde darauf der Vorschlag aufgenommen, und auf einige Zeit ausgeführt, jedoch für die Sache mit geringem Vortheil, wiewohl es dem Unternehmen an Unterstützung nicht fehlte!

a.

An Varnhagen von Ense in Berlin.

Gotha den 24. Dezember 1830.

Mein hochverehrter Freund!

Schon ein Mal standen wir uns nahe in Zeiten der Gefahr — nicht minder drohend sind die Tage, die wir jetzt durchlebten. Sie sind in anderem Wirkungskreis als damals, auch der meinige ist nicht mehr derselbe, auch sind wir älter geworden — doch das alte Vertrauen unter uns ist geblieben.

Die Welt steht in Brand — aber schwarz wie Niebuhr kann ich doch nicht sehen. Die Civilisation, jetzt dem Raum nach unbeschränkt auf dem Erdenrund, ihre Wirkungen in der Zeit mit Blitzesschnelle verbreitend, kann nicht bis zur Verwilderung vernichtet werden, wie beim Untergang der begränzten römischen Welt.

Jedenfalls ist die von mir gehegte Hoffnung kräftigender: es seien die großen Ereignisse dieser Zeit, letzte heftige Geburtswehen zur Entwickelung der Anlagen, die in unserm gesellschaftlichen Zustande liegen.

Freilich sind vor dem Herrn tausend Jahre wie ein Tag und die Geschichte lehrt, daß es der Weltregierung auf Wohl oder Wehe einer Generation nicht ankommt — unsere nächste Zukunft kann schrecklich werden.

Verwildert Deutschland wie im und nach dem 30jährigen Krieg, schreitet die europäische Civilisation nicht in deutscher Art und Sitte, besonnen geordnet fort — so freilich muß Wahrheit und Recht aus anderen Welttheilen erst wieder nach Europa kommen. Soll Deutschland in seiner Art frei fortbestehen, so muß Preußen aus dem bevorstehenden großen Kampfe (zu verschieben aber nicht zu vermeiden) siegend hervorgehen.

Wird Preußen dies können, ohne die öffentliche Meinung des gesammten Deutschlands für sich zu haben?

Es ist an der Zeit, daß die gesammten geistigen und leiblichen Kräfte der Deutschen sich mit Preußen vereinigen, soll anders das Vaterland gerettet werden.

Noch steht es gut — man erkennt in dem gesammten (nicht preußischen) Deutschland die Wohlgesinntheit und die Intelligenz der preußischen Regierung an, mit hoher Achtung sind alle Deutschen dem König zugewendet — aber Vergiftung der öffentlichen Meinung droht Gefahr. Alte weltbürgerliche Schwatzer und republikanische Enthusiasten treten auf, fremde Verderber schleichen ein und nicht länger darf versäumt werden der Lüge die Wahrheit entgegenzustellen.

Dem Minister Grafen Bernstorff suchte ich dies ans Herz zu legen, ohngefähr*) in einer Aufstellung, wie einliegende Blätter enthalten. Mein Brief ist gleichzeitig mit den unglücklichen polnischen Nachrichten eingetroffen und so wie natürlich bei Seite gelegt worden — vielleicht auch daß der Minister auf die öffentliche Meinung der Deutschen wenig Werth setzt.

Dies wäre ein Irrthum, den zu entnehmen ich nicht scheuen würde neuen Anlauf zu versuchen, wenn ich mich nicht veranlaßt fände, Ihnen Mittheilung zu machen, da ich in dem Brief an den Minister gesagt habe: „in seinem Departement sei der Mann, der vorzüglich geeignet sei, in vorgeschlagener Art auf's Publikum zu wirken — daß Sie dazu in sich mit wahrem Patriotismus verbänden: Geistesreichthum, große Welterfahrung, vielseitige Umsicht und Kenntnisse, Gewandtheit als historischer Schriftsteller."

*) „Ohngefähr", denn ich habe keine Zeit selbst Abschriften zu nehmen und Andere Abschriften der Art machen zu lassen, ist in solchen Zeiten nicht rathsam. Perthes.

Es iſt nöthig, daß Sie das wiſſen — thun Sie nun was die Verhältniſſe geſtatten. Daß Sie in der Sache ſelbſt mit mir einverſtanden ſind, deſſen bin ich ſicher — aber was geſchehen kann, muß es bald, denn jede Stunde Saumniß bringt Verluſt.

Kann ich als Geſchäftsmann Hulfe leiſten, ſo bin ich bereit. Leben Sie wohl! Empfehlen Sie mich Ihrer Gemahlin.

Gott ſei mit uns Allen.

Ihr treuergebener

Friedrich Perthes.

Sonderbar genug, eben da ich dieſen Brief couvertiren will, fällt mir in den neuſten Blättern für liter. Unterhaltung folgende Stelle von Raumer in die Augen:

„Mehr als Cenſoren, Juri's und Strafgerichte gegen die Bücher, würde es helfen, wenn die Regierungen es verſtänden, die beſſeren Stimmen zu gewinnen; während aber jeder Naſeweis wider dieſelben ſchreibt, halten ſie es (ſehr irrig) für überflüſſig, auch nur einen dazu fähigen, wohlgeſinnten Mann zur Entwickelung und Darſtellung des Richtigern in Thätigkeit zu ſetzen. Ueberall leibliche Soldaten, mehr als zu viel, aber keinen geiſtigen Vertheidiger.“ Mag dieſe Stimme meine Meinung beſtätigen.

Entwurf

zu einer hiſtoriſch-politiſchen Zeitſchrift für die neueſten Ereigniſſe ſeit dem Juli 1830.

Wer unter den jetzt Lebenden der Anfänge der franzöſiſchen Revolution noch gedenken kann, wird ſich der dadurch bei den Deutſchen erregten Begeiſterung erinnern. Kühlte dieſe

auch fürderhin ſich etwas bei den Wohlgeſinnten und Beſonnenen ab, durch die eintretenden grauenvollen Begebenheiten, ſo wurden doch dieſe lieber Perſönlichkeiten und Zufällen beigemeſſen, ſtatt ſie als natürliche Folge der Revolution ſelbſt anzuſehen. Klare Anſichten über die wahre Lage der Dinge wurden den Deutſchen hauptſächlich durch die Stimmführer in den tonangebenden Zeitſchriften entzogen, z. B. durch Hennings philantropiſch-weltbürgerliches Geſchwätz, durch Rehmanns und Kapellmeiſter Reichardts Jacobinerfrechheit, durch Archenholz hiſtoriſche Flachheit, durch republikaniſche Ideale und Phantaſien von Forſter, Huber, Cramer, Poſſelt und Anderen; die, welche dieſen Journaliſten entgegenſtanden: Schirach, Girtanner, der Wiener Hofmann, der Gothaer Reichard, Grollmann u. ſ. w. waren zu ſchwach oder zu parteiwuthig, um Einfluß zu gewinnen; ſie erkannten weder Geiſt noch materiellen Inhalt ihrer Zeit. Einzelne Männer tieferen Sinnes, die ſich dem eindringenden Unheil ſtemmten, wie Stolberg und Claudius, wurden unverſtanden alsbald zu Ariſtokraten und Obſcuranten geſtempelt oder wie Rehberg als veraltete Geſchäftsmänner beſeitigt.

Der Einfluß jener erſtgenannten liberalen Journaliſten erloſch mit der napoleoniſchen Gewaltregierung — für dieſe ließen ſich unter den Deutſchen wenig Stimmen vernehmen, die gegen dieſelbe durften nicht laut werden.

Um die außerordentliche Wirkung zu bezeichnen, welche Wort, Sprache, Schrift in den Jahren 1813 bis 15 hervorbrachte, darf nur Görres rheiniſchen Merkurs gedacht werden.

Mit der neuen Geſtaltung Deutſchlands ergab ſich auch eine neue der öffentlichen Meinung, die aber leider bald ſchiefe und üble Richtung nahm: die Aufgeregten konnten nicht befriedigt werden — Niemand wollte Zeit gewahren und unglücklicherweiſe verblieben auch der deutſchen Nation genugſame Urſachen zu gerechter Klage und Beſchwerde.

Nun beeiferten ſich Enthuſiaſten, Abenteurer und Intriguants der Preſſe; in Süddeutſchland organiſirten ſich politiſch-literariſche Lügenfabriken; von Würtemberg aus ſtreuten Napoleoniden böſen Samen, u. ſ. w. Dieſe Ausgeburten ſteigerten ſich bis zum Ausbruch und Mißlingen des neapolitaniſchen und piemonteſiſchen Aufſtandes.

Die karlsbader Beſchlüſſe ſollten ſteuern — ſie vermochten's aber nur bei den eigentlichen Zeitungen, ſonſt dauerte das Unweſen fort bis jetzt.

Parteigänger für die rechte Seite traten zwar auch auf, aber ſie verſchlimmerten nur, wie z. B. Pfeilſchifter. Eben ſo wirkte auch der öſterreichiſche Beobachter nachtheilig auf die öffentliche Meinung durch zu conſequente Befolgung an ſich richtiger Principien: z. B. durch die Richtung gegen die Griechen.

So iſt denn nun dieſe Zeit mit ihren großen Ereigniſſen eingetreten, welche unleugbar dem geſellſchaftlichen Zuſtande Europa's neue Geſtaltung geben werden und in welcher die öffentliche Meinung bei weitem entſcheidender eingreifen wird als in den erſten franzöſiſchen Revolutionsjahren.

Die Maſſe des Volks hat in nicht zu berechnendem größeren Umfange allgemeine Bildung in ſich aufgenommen — Kenntniſſe, Erfahrungen, Ideen über Staat und Staatshaushalt haben ſich in alle Klaſſen der Geſellſchaft verbreitet — in Deutſchland vielleicht mehr wie in jedem andern Lande — und grade hier nimmt man auch wieder dieſelbe Richtung des Geiſtes, dieſelbe Stimmung der Gemüther wahr, als in den Jahren 1789 bis 92.

Wie damals die Proclamationen der Rechte des Menſchen begeiſterten, ſo jetzt der Volksſouverainität (Wahlkönig) — wie damals die Brüderſchaft der Völker durch Anacharſis Cloots, ſo jetzt die Theorie der Nichteinmiſchung in den Aufſtand des Volks. — Frankreich ſpricht abermals: „keinen Eroberungskrieg"

und wiederum klatſchen die Deutſchen Beifall, ſingen wieder Oden wie ehemals Klopſtock, und — Lafayette iſt wieder Held!

Ueber den geſellſchaftlichen Zuſtand des Vaterlandes Stimme abzugeben, nehmen die Deutſchen als ein Recht in Anſpruch und man wird es ihnen zu nehmen nicht vermögen; aber kein Wohlgeſinnter und Verſtändiger wird wollen, daß oberflächliche Enthuſiaſten, übermüthige Jünglinge und ſchlechtes Schreibgeſindel ſich voraus der ſogenannten Oeffentlichkeit bemächtigen, dieſes Götzen der Zeit, deſſen feierſpeienden Rachen zu ſtopfen ſich jetzt die Männer in Frankreich, welche ihn früher mit Pech und Schwefel füllten, vergebens bemühen. Seit einigen Monaten füllen ſich die Zeitſchriften, Unterhaltungs-, Provinzialblätter gar ſehr mit irreleitendem, Mißtrauen erregendem politiſchen Geſchwätz. Angekündigt werden in Unzahl für 1831 neue Journale, beſonders aus Sachſen, dieſem Heerd ſchlechteſter Schreiberei.

Projektirt iſt eine Zeitung für die öffentliche Meinung und weltburgerliche Reformen oder Blätter für weltbürgerliche Freiheiten und Burgſchaften. Ein Verein deutſcher Buchhändler (Firma für das Comite Directeur) ſtiftet in Straßburg eine Ueberſetzungsfabrik von franzöſiſch-politiſchen Schriften auf Deutſchland berechnet.

U. ſ. w.

Der jetzige Beſchluß des Bundestages uber die Preſſe, nur auf die Zeitungen gerichtet, kann hier nicht helfen. Jeder Verſuch ſolchem eindringenden Unheil zu wehren durch Cenſur, Verbot, Strafe u. ſ. w. wird vereitelt durch die Gliederung Deutſchlands, durch die Geſtaltung unſerer Literatur, durch die Organiſation des deutſchen Buchhandels.

Der Verderbniß öffentlicher Meinung in Deutſchland durch die Preſſe zu begegnen, ſie zu verbuten, iſt allein möglich, wenn man auf demſelben Wege, der Lüge, dem wilden Enthuſiasmus,

dem vagen Geschwätz, wahre, besonnene, kenntniß- und erfahrungsreiche Rede entgegenstellt — wenn man durch Schriften verschiedenster Art und Form das Gute und Rechte möglichst verbreitet. Solches zu thun verschmähten bisher unsere Staatsmänner und Publicisten. Im preußischen Gouvernement mag seit einigen Jahren dieses einzig richtige Mittel gegen Preßunfug erkannt worden sein, daher die Staatszeitung und Einrückungen in die Augsburger allgemeine Zeitung — allein hiervon ist die Wirkung nur beschränkt.

Bei der Kostbarkeit so umfassender Blätter, sind nur sehr Wenige im Stande, sie sich selbst zu halten; wer sie in Lesecirkeln zu Händen bekommt auf Stunden, — hat dann keine Zeit ausgedehnte Artikel zu lesen; an öffentlichen Orten wird nur nach den Tagesneuigkeiten gesucht.

Sehr wenige Personen werden aus den Correspondenzen die verschiedenen Ansichten, wie sie sich in der augsburger Zeitung vorfinden, in Vergleichung das Richtige ersehen, Wenige die vortrefflichen Gegeneinanderstellungen in der Staatszeitung beachten.

Viel geeigneter zur Verbreitung richtiger Ansichten und gründlicher Kenntnisse würde eine historisch-politische Zeitschrift sein, um so mehr, da, sonderbar genug, jetzt überhaupt keine besteht, als das alte nur noch halblebende politische Journal von Schirach. Die Journale von Pölitz, Rotteck, Buchholz u. s. w. sind anderer Art, haben andere Richtung und haben ein nur sehr kleines Publikum. Der Plan einer historisch-politischen Zeitschrift, wie sie gemeint ist, möchte folgendermaßen zu entwerfen sein:

A. Inhalt der Zeitschrift.

1. Uebersicht der Ereignisse in einfacher Erzählung.
2. Zur Erläuterung derselben, die Verhandlungen der Kammern, Parlamente, Landständeversammlungen u. s. w.
3. Oeffentliche Reden (so viele denkwürdige, wie z. B. die

von Chateaubriand, Martignac verhalten), Eingaben, Aktenstücke u. s. w. vollständig. So die großen Prozesse, als den der Minister. Bedeutende Stimmen, die sich in Journalen, Pamphlets, Schriften u. s. w. vernehmen lassen.

4. Bericht über Werke, die in Hinsicht der jetzigen Zeit bedeutend sind, z. B. Levasseur und Robespierre Memoiren als Parallele von damals zu jetzt.
5. Biographische Nachrichten von den Männern, die jetzt vorstehen und Einfluß haben. (Im Conversationslexicon und anderen ähnlichen deutschen Werken findet man wenig publiée charact. der jetzigen Zeit.)
6. Wissenschaftliche (kurze aber klar verständliche) Aufstellungen der Institutionen und Organisationen, die an der Tagesordnung sind, z. B. Municipalverfassung, Bürgergardenordnung. Darlegung des glücklichen Bauernzustandes, der allein in Deutschland über eine so große Anzahl freier Besitzer sich erstreckt, wogegen in England und Frankreich nur Pächter und Taglöhner. Ermahnungen an die Regierungen der kleinen deutschen Staaten zu Ablegung der Rechnung vom Staatshaushalt — zu Trennung des Privateigenthums der Fürsten von dem Landeseinkommen; welches letzte jetzt vom Volke dringend gefordert wird, u. s. w.
7. Invectiven gegen Lüge, Betrug, Verfälschung, Verläumdung, die fast alle öffentlichen Blätter sich gegen Fürsten, Staats- und Geschäftsmänner zu schulden kommen lassen. —

(Der Plan des Schirachschen politischen Journals in Hinsicht des Inhalts ist gut gefaßt, weshalb es sich, ohnerachtet sonstiger Schwäche, über ein halbes Jahrhundert gehalten hat und noch hält).

B. Geist der Zeitschrift. Wahrheit und väterliche Treue.

Welch betrübendes Ereigniß auch mitzutheilen iſt, ſo darf doch nie die Erzählung nach Wunſch oder für eine Abſicht gemodelt werden. Nur durch hiſtoriſche Treue iſt Vertrauen und Einfluß zu gewinnen. Nur Thatſachen dürfen ſprechen. Aufſtellungen und Entwickelungen von Principien und Theorien ſind zu vermeiden.

C. Ton und Farbe.

Durchaus erzählend, faßlich, mit hiſtoriſcher Würde. Freimüthig und beſonders anfänglich ohne Recht und Wahrheit etwas zu vergeben, ſogenannt liberal um Einfluß zu gewinnen.

D. Aeußere Einrichtung und Geſtaltung.

Um immer das Neueſte geben und verhandeln zu können, muß alle 14 Tage ein Heft von 6 bis 8 Bogen erſcheinen. Die Zeitſchrift darf nicht vornehm auftreten — ſchlicht von Papier und Druck — wohlfeil.

Da es zu ſpät iſt, um mit Anfang des Jahres zu beginnen, ſo könnten die erſten beiden Hefte des Januars am letzten Tage dieſes Monats erſcheinen.

E. Der Redakteur muß preußiſcher Patriot im wahrſten und höchſten Sinn ſein, das volle Vertrauen des Departements der auswärtigen Angelegenheiten beſitzen — Willen und Geiſt der preußiſchen Regierung in allen Zweigen kennen. Er muß hiſtoriſcher Schriftſteller ſein. Es bedarf eines Mannes, der überall umſichtigen Takt zu halten vermag.

F. Die Koſten werden ſich durch die Unternehmung ſelbſt decken. Da dieſe Zeitſchrift dem Redakteur große Opfer an Zeit, Mühe und Arbeiten auferlegen wird, ſo wäre ſie demſelben als perſönliches Eigenthum zu übergeben, in der Art, wie Herr v. Pilat in Wien den öſterreichiſchen Beobachter beſitzt. Für den erſten Jahrgang wird eine Auslage von ein paar tauſend Thaler erforderlich ſein.

6. Der Hauptvertrieb der Zeitschrift ist durch die königl preußischen Posten und durch deren Verbindungen mit anderen Posten zu erwirken. Das königl. preuß. Oberpostamt wäre höheren Orts zu veranlassen, alle Mittel anzuwenden zur Verbreitung der Zeitschrift und sie an allen Orten zu billigen Preisen zu liefern. Allen preußischen Beamten und Angestellten wäre die Bekanntmachung zu empfehlen.

Der Redakteur als Eigenthümer hat sich mit einer Buchhandlung in Verbindung zu stellen, durch welche der Betrieb im Buchhandel besorgt werde. Dazu wird eine der besten Berliner Buchhandlungen sich gern verstehen.

Es möchte vielleicht rathsam sein, daß wenigstens anfänglich das Publikum den Ursprung der Zeitschrift nicht wisse — auch möchte selbst dem Gouvernement wünschenswerth erscheinen, daß sie nicht den Schein des Halboffiziellen an sich trage. Es kann [illegible] den Vertrieb übernehmende Buchhandlung ihre Firma [illegible] auch Vertrag mit dem Oberpostamte abschließen. [illegible] man die Zeitschrift äußerlich ganz frei stellen, so müßte [illegible] Auslande erscheinen. Doch jedenfalls im Preußischen [illegible] gl. Censur gedruckt werden.

[illegible] m Falle wäre räthlich sie in Erfurt drucken zu lassen und durch dasiges königl. Oberpostamt den Postvertrieb zu besorgen.

Wäre dies, so erbiete ich mich zum Vertrieb durch den Buchhandel, so wie zu Abschließung des Vertrags für den Eigenthümer mit den Posten und das Ganze unter meine Firma zu nehmen.

Gotha, den 24. December 1830.

Friedrich Perthes
von Hamburg.

b.

An denſelben.

Gotha, den 3. April 1831.

Als ich Ihnen, mein hochverehrter Freund, vor einigen Wochen mit Begleitung einiger Zeilen den gewünſchten Brief zurückſchickte, wollte ich alsbald in Bezug auf Ihre beiden gütigen Briefe weitere Mittheilungen machen, allein ein unerwartetes frohes Familienereigniß, die Brautſchaft meiner Tochter Leonore, hielt mich davon ab. Das vierte Mal iſt's, daß mir dieſe Vaterſtrapaze wird, oder wenn Sie wollen, das Vaterglück. Allerdings iſt's letzteres: — vier Töchter und vier tüchtige, brave und geſchente Schwiegerſöhne am eignen Wohnert. Uebrigens dringen ſich mir bei jeder neuen Brautſchaft ſolche Sprüche nur als Wahrheit auf: das Leben ein Traum — die Welt ein Irrſaal und: alles Fleiſch vergeht wie Heu! Letzteres klingt pietiſtiſch oder gar Zinzendorfiſch — bedarf bei Ihnen keiner Entſchuldigung. — Die Mittheilungen aus eigner Sparkaſſe muß ich aufgeben, da der Leipziger Jahrmarkt vor der Thür iſt und mir alle Zeit für Berufsarbeit in Anſpruch nimmt — dagegen mag ich doch den hier in Copie anliegenden Brief vom Rhein Ihnen nicht vorenthalten, weil er mir recht erfreulich ſcheint und manche gute Hinweiſungen enthält. Der Schreiber deſſelben iſt ein freiſtehender, angeſehener Mann, der vermöge ſeines Berufs mit allen Klaſſen der Geſellſchaft von Unten bis zu Oberſt, auch beim Militair in genauer Verbindung ſteht. Kein Rheinländer, aber ſeit 1815 dort anſäſſig, mir ein ſehr achtungswerther lieber Freund.

Der Auszug des Briefs von der Eifel iſt geringeren Inhalts, doch auch bezeichnend. Um mich in einige klare Erkenntniß der Verhältniſſe zu ſetzen, gab ich Freunden Anlaß, mir über

die öffentliche Meinung und die Stimmung in den westlichen preußischen Provinzen zu schreiben; so habe ich denn außer den hier vorgelegten Berichten, welche aus Trier, Aachen, Cöln erhalten, so aus dem Bergischen und dem Innern Westphalens. Obwohl nun meine Freunde aus allerlei Volk sind, so stimmen sie doch fast überein in den Ansichten, wie die in den Briefen aus C. und von der Eifel. Dies giebt Hoffnung und ist erfreulich!

Die Gefahren die ich in der Stimmung der Deutschen uns bedroht sah, als ich vorigen November in der Angst meines Herzens an Graf Bernstorff und dann Ihnen schrieb, haben sich, wie mir scheint, sehr gemindert, obwohl es noch Viele giebt, die die Ansicht hegen: „man durfe gegen die Franzosen nicht fechten, weil die Substanz der Civilisation, welche Frankreich bringe, mehr werth sei, als die Substanz der Volksthümlichkeit.“ Solches Geschwätz ertönt besonders an tables d'hôtes von Messieurs de la Burschenschaft et Messieurs les Elleureiter — doch auch weiter. Sehe und beachte ich die Ereignisse in den letzten vier Monaten, nicht allein etwa die im Westen, nein — auch die nach Osten zu, so finde ich, daß Gott der rechten Mitte, Deutschland, dem Herzen Europa's, sehr gnädig ist! Sie wissen, daß bei mir, nun wie es steht, Preußen Deutschland ist. Wahrlich, es ist eine erhabene, große Stellung: Gottes Mittel zu sein, um die heftigen, bösen Elemente auseinander zu halten. Mögen dies die preußischen Staatsmänner im ganzen Umfange begreifen — ergriffen davon sind sie gewiß, fühlen die Größe der gesteckten Aufgabe — und vor Allen wohl der König.

Mit Vergnügen bemerke ich jetzt in manchen Zeitungen, der allgemeinen, dem Hamburger Correspondenten u. s. w. verschiedenartige Stimmen, die sich über preußisch-deutsches Interesse wacker aussprechen — es sollten die furrentschen Giftblasen: der schwäbische Merkur, die Neckarzeitung — auch der

Nürnberger Correſpondent nicht vernachläſſigt werden. Auffallend und nicht wohlthätig wirkend war die Mißbilligung des Aufſatzes: der 21. März, in der Staatszeitung gegen die Hamburger Zeitung.

Immer noch ſcheint mir das hiſtoriſche Journal, wie ich es vorſchlug, ein Bedürfniß zu ſein — es kann ja auch mit dem 1. Juli erſcheinen. Wagen Sie an! Mögen Sie nicht ausführen — ſollte nicht Herr v. Raumer der rechte Mann dazu ſein? Er verſteht allerlei Volk anzugreifen, iſt ein Sprecher für Salons handfeſter deutſcher Art — einen derben lüſternen Spaß verſchmäht er nebenbei nicht. Doch ich darf nicht weiter im Text kommen!

Mit dem Bremer Smidt, wonach Sie fragen, bin ich in den letzten Jahren nicht mehr in Correſpondenz geweſen, doch in herzlicher Freundſchaft, wenn es Gelegenheit gab zu erweiſen. Mir iſt, als müßte er im Innern an dem Allgemeinen etwas banquerott gegangen ſein, weil es an einem beſtimmten Ziel fehlt, wonach er mit heftiger Thätigkeit ſein Rad treiben konnte. Ich glaube, Sie verſtehen mich, was und wie ich's meine.

Syndicus Sieveking wird jetzt mit mächtigen Schritten am Bundestage herumwandeln, um den deutſchen Feldmarſchall zu wählen!!!

In Hamburg iſt Senator Horn*) aus Bremen und Syndicus Curtius aus Lübeck, um die hanſeatiſche Militairmacht zu ordnen. Aus der Hamburger Senatsſtube vernehme ich, daß man mit gutem Willen und Kraft dafür arbeitet, was mich erfreut. Nicht ſo Gutes ſehe ich in den kleinen Fürſtenthümern — möge Preußen doch hier Machtworte von Frankfurt aus erſchallen laſſen. Mein zweiter Sohn, Clemens, geht Ende dieſes Monats nach Berlin, um dort ſeine juriſtiſchen

*) Bruder von Franz Horn.

Studien zu vollenden, er ſoll Ihnen Aufwartung machen, um daß Sie ſich von ihm aus Bonn, wo er zwei Jahre war, und aus den Rheinlanden erzählen laſſen können. Ich empfehle Ihnen denſelben nicht zur geſellſchaftlichen Laſt — ich halte dem Studenten vielen Zutritt in Familien nicht günſtig, aber zu gütigem Rath nach einiger Zeit, weil er ſich bald wird beſtimmen müſſen, ob er ſeine Laufbahn nach Hamburg zum eigentlichen Advocaten richten, oder ob er ſich dem preußiſchen Staatsdienſt zu widmen, ſtreben will, ich wünſche Letzteres.

Sie ſchrieben von Fouqué. Ich habe ihn immer lieb, mag aber nichts mit ihm zu thun haben, um ihn lieb zu behalten. Am Ende muß man doch Mann werden, nicht immer Dichter, Kind und Ritter bleiben. Leſen Sie doch in Rehbergs Schriften 4r Bd., p. 262 nach, was er über Belehrung des Volks ſagt.

Noch lege ich Probeblatt der erſten Nummer der hieſigen Zeitung bei, wo heraus Sie die Richtung werden abnehmen können. Ein Freund von mir, Geheimſecretair des Miniſteriums iſt Redacteur.

Stets treu ergeben

Friedrich Perthes.

c.

An denſelben.

Gotha 14. April 1832.

Mein hochverehrter Freund!

Auf Ihren gütigen Brief vom 16. Septbr. v. J. hätte ich ſogleich antworten und auch danken ſollen für Güte und Freundlichkeit, die mir von Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin bei meiner Anweſenheit in Berlin zu Theil wurde. Ich ſchob auf, weil ich Bericht erſtatten wollte über den Verfolg der

Angelegenheit, die mich nach Berlin geführt hatte; diese Mittheilung wurde aber schwierig, da die Verhandlungen einen dramatisch-verschlungenen Gang nahmen und — am Ende begriff ich, daß Sie den Zusammenhang des Ganzen in noch ergötzlicherer Vollkommenheit wurden vernommen haben, als ich.

Dies liegt jetzt hinter, wie manches Andere auch, was Ihr Brief erwähnt, z. B. die Cholera in Berlin, Schlegels Witz, Scherze, die durchziehenden Polen, des Bremer Bürgermeisters politische Phrasen; — „davon läßt sich nun zunächst dies sagen": Vergessen — Gottlob! Göthe's Abscheiden erfüllt mit befriedigender Ruhe: er hat den Lauf in bekennenem Bewußtsein vollendet, ohne die Zerstörung der Geisteorgane durch's Alter zu erfahren; er hat, was diese Erde darzubieten vermag, aufgenommen: erkannt, erfühlt, erforscht, durchlebt. Reicher ist wohl Keiner vom Diesseits in's Jenseits getreten. Er liebte und strebte: — im Schauen wird Klarheit und Reinheit ihm gewährt werden.

Wenn Männer reich an Geist und Kraft in der Fülle ihrer Wirksamkeit uns entnommen werden, wird unser Gefühl schmerzlicher ergriffen — wir meinen, die entstandene Lücke sei nicht auszufüllen; doch irren wir: wie die Natur überreich physischen Saamen spendet, dem zum Leben nur die Bedingung des Zeugungs- oder Ausbrüteacts beigegeben ist, so ist auch Ueberfülle im Reiche der Geister: zu allen Zeiten mögen Dutzende Göthe's und Mandel Napoleons im Sein sich befinden, aber ihr Erscheinen in äußerer Wirksamkeit unterliegt Bedingungen, die die Periode, worin eben die Geschichte der Menschheit steht, vorschreibt. Freilich wird durch solche Ansicht der Umfang der uns verliehenen Freiheit im Begriff einigermaßen beschränkt, doch glaube ich nicht von Ihnen befragt zu werden: wie ich solche pantheistische oder fatalistische Ueberzeugungen mit meinem guten Christenthum reimen könne? ich würde mich nicht zu rechtfertigen suchen, aber angereizt

fühlen, mit Ihren eignen Worten zu erwidern: „Allzumal oder Allzusammt sind wir Söhne dieser Zeit", womit Sie in einer Discussion gegen Herrn Lindner gleichsam in politischer Stellung auf eine Linie mit sich zu ordnen bezweckten. Es ging mir Ihre gewagte Aeußerung in Fleisch und Blut, sie wäre mir durch Mark und Bein gegangen, hätte ich Lindner schon als baierschen Staatszeitungsschreiber gewußt.

Unversehens in die Scenerie des vorigen August gerathen, mag noch dies gesagt werden: daß man einen Schatz im See nur hebt, wenn man ohne Furcht zu ersaufen in's Wasser springt, — daß man nur leitet und regiert, wenn man ohne Furcht vor Schwindel sich an oder auf die Spitze stellt. — Sollten Sie dies als Vorwurf aufnehmen, so werden Sie ihn entschuldigen, mit dem Vertrauen, was ich hier auf Kraft, Geist, Talent und Geschicklichkeit zur Aus- und Durchführung hegte — und daß, fast am Ziel, die Vereitelung meiner Absicht mir wehe that und noch thut.

Die Gestaltung der deutschen Journalistik gewinnt täglich mehr an Merkwürdigkeit. Die Augsburger Allgemeine buhlt jetzt bei eingetretener Impotenz ihrer alten Liebhaber, Gagern, Wangenheim u. s. w., um jede am Weg liegende geile Kraft und hofft dadurch in andere „Zustände"*) zu kommen — aber die frische Metze, die deutsche Allgemeine (bei Metzler) entzieht ihr alles junge Blut und wird bald auch die israelitischen Reisebildner in ihr Garn locken. Der alten Hamburger Staats und Gelehrten, so wie der jungen deutschen Nationalen zu Braunschweig, macht die Hannöversche, frei und nackt, ohne rothen Rock und englischen Hut, den Garaus.

„Wir wollen sehen, was noch in der Welt wird, und wir wollen es zusammen sehen, ich lade Sie dazu freundlichst ein."

---

*) „Französische Zustände", von H. Heine in der Allgemeinen Zeitung.

Ich nehme die Einladung an und würde, obwohl Plebejer, doch wagen, dem Herrn Geheimen Rath dagegen die Einladungskarte wieder zuzustellen, wenn ich nicht 15 Jahre älter wäre: das Zusammensehen geht also nicht — Sie haben das Nachsehen.

Schauen wir lieber einmal rückwärts. Mit Göthe's Tod scheint mir die große Entwickelungsperiode deutscher Bildung, völlig geschlossen, der Geschichte anheimgefallen zu sein; daheraus und dafür haben wir die reichsten, vielseitigsten, umfassendsten Materialien zum Erkennen des wahren Hergangs und Fortgangs: Briefwechsel von Bodmer, Rabener, Gellert, Klopstock, Garve u. s. w. bis zu denen Hamanns, Jacobi's, Voß's, Forsters, Baggesens, Solgers, Erhards u. s. w. gesammelte Werke — Selbstbiographien und Denkwürdigkeiten verschiedenster Art bis zu Rehberg, durch welche alle, von Klopstock an bis nun, Göthe's Bekenntnisse als rother Faden durchgeht.

Wer wird das Mannigfaltige ernster, tiefster, lebendigster Bestrebungen eines vollen Jahrhunderts zu einem Bilde in einen Rahmen fassen? Hohen Werth wird es haben, wenn eine solche Darstellung noch von Genossen jener nun vergangenen Zeit geliefert werden kann — Anschauung der Gegenwart belebt. Am weitesten hinauf unter den Befähigten möchten Jacobs und Steffens reichen — sie möchten gerade auch die beiden Seiten der Medaille bilden. — Nach diesen Beiden weiß ich nur Sie. Die Aufgabe ist würdig — fassen Sie sie in's Auge.

Es freut mich, daß General Pfuel bei seiner Anwesenheit in Berlin meiner gedacht hat; ihm ist im tiefsten Frieden (?) großer Kriegsruhm geworden. Den Mann treibt ein seltsames Schicksal oder auch er treibt's. Er soll kräftig kriegsmuthig sein, — sollte es gelten — schreibt man mir kürzlich aus seiner Nähe.

Des Verstorbenen (Pückler) neueste Lebenszeichen habe ich leider noch nicht lesen können; mir diese Werke anzuschaffen, laure ich auf eine zweite Ausgabe derselben — die erste ist gar zu schlecht und voll Druckfehler. Wie hat man nur an den verruchten Frankh kommen können?!

Wer ist der Herr E. Mundt, der in den Blättern für lit. Unterhalt. die Ergötzlichkeit auf die Hegelianer geliefert hat? Nehmen Sie Theil an dem Magazin für die Literatur des Auslandes? In den Jahrbüchern erblicke ich Sie oft.

Kürzlich las ich eine Rezension*), die mich anreizte einen Brief voller Natürlichkeiten an Sie zu schreiben, weil ich meinte, nicht weniger unschuldig zu sein als Diderot, und Sie so unbefangen halte als Diderots Mamsell. Stoff hatte ich, es graute mir aber ihn zu bearbeiten. Bei der Gelegenheit will ich zunächst nur dies noch sagen, daß ich in einigen Monaten, versteht sich, wenn die Leipziger Messe vorüber ist, mein vierzehntes Kind, so Gott will, erblicken werde. Die Zahl 13 ist verrufen, so dachte ich, als ich von Berlin, der Cholera entwischt, nach Hause kam. Doch genug des Plauderns in so ernsten Zeiten — es schickt sich für einen betagten Mann nicht. Leben Sie wohl! Empfehlen Sie mich dem Andenken Ihrer Frau Gemahlin.

Treu ergeben

Friedrich Perthes.

Ich war seit lange im Besitz eines herrlichen Denkmals der Uebermacht von Göthe's Geist schon in der Jugend über seine Zeit und Zeitgenossen — eines Briefes von Göthe aus dem Jahre 1772, worinnen er seine Schriften: Werther, Clavigo u. s. w. charakterisirt. Nun nach dem Tode habe ich den Brief an G. R. Nicolovius zum Eigenthum gesandt. Lassen Sie sich ihn mittheilen.

*) Rezension von Diderots Nachlaß.

d.

An denselben.

Gotha, d. 8. April 1813.

Ich reiche Ihnen treue Hand in Ihrem gerechten tiefen Schmerze, mein theurer Freund! Sie haben die Gefährtin Ihres Lebens verloren, die Ihnen liebend, geistvoll, umsichtig zur Seite stand — die, wie wahrhaft in sich, so gradherzig, geistesaufrichtig, immer mild, denen die sich ihr nahten, entgegentrat. Nur wenig war ich in ihrer Nähe, aber herzliche Verehrung erfüllte mich für sie.

Sie müssen nun in eine neue Lebensordnung treten, in zwar kraftvollen aber doch spätern Jahren: Ihr Geist wird nicht unterliegen; Trieb zur Beschäftigung und diese selbst wird Sie erhalten — aber die Aufgabe ist schwer und besonders schwer für Sie, nach der Ansicht die ich von Ihrer innern Stimmung und von dem Gang Ihrer Lebensweise hege. Geben Sie Ihrem Geist, Ihrem Wissen, Ihrem Beobachtungssinn recht hohe Aufgabe: — ernstes, lebendiges Streben stählt den Menschen. Aber auch ziehen Sie sich nicht zu sehr von der Gesellschaft zurück. Ich weiß nicht, ob Sie eigentliche Geistesfreunde haben? sie sind selten und so wie man sie bedarf und wünscht, hat man sie nie; soll sie vielleicht in gereifterm Alter nicht haben, um nach höherer Gemeinschaft zu trachten. Auch ohne nahe Geistesverwandte finden zu können, so fliehen Sie doch nicht den Verkehr der Menschen; halten sich nicht zu scheu wählerisch. Mit Ihrem ganzen Wesen müssen Sie in der Welt bleiben, nicht sowohl Ihrer selbst willen, als um Ihre künftige Zeit ferner zu bereichern, zu belehren. Sehr selten wird ein Mann wie Sie gefunden werden, der in sich so Kenntniß der Geschichte, der Gesellschaft, des Staats u. s. w. mit fester Ansicht der Zeit; so durchdringender Zurechtlegung

ihrer unendlichen Verschlingungen, so reiche Erfahrung vereinte. Sie gehören der Bildung der Welt!

Wenn man zu einem Freund über harten Verlust spricht, so ist man geneigt, ihm auch das, was man selbst erlitt und erleidet aufzustellen — ich vermöchte dessen Vieles. Auch dieser Winter war voll harter Stöße, voll Sorge, ja Angst für mich — doch ist keins meiner Lieben wirklich Opfer geworden. Ich will davon schweigen. Ein Brief von Ihnen vom 15. Mai 1832 liegt vor mir: glauben Sie meiner Zusage, daß er aus reiner Bescheidenheit nicht beantwortet wurde. Ihnen zu schreiben, gestatte ich mir nur, wenn es einem Wesentlichen gilt; auf meine Geistesausflüsse setze ich zu geringen Werth als zu Zeitbingebungen verleiten zu mögen — und Sie sind so freundlich gesinnt, mir immer zu antworten.

Manches, was Sie in diesem Briefe berühren, hat sich, wie Sie es ansehen, im Gange der öffentlichen Angelegenheiten bewahrheitet — einiges, was Sie voraussagten, ist genau eingetroffen — ich enthalte mich aber darauf einzugehen, weil es zu weit führt — auch ist mündliche Besprechung darüber geeigneter und ich hege die Hoffnung, nächsten Juli oder August Sie in Berlin zu sehen.

Was von Ihnen in den wissenschaftlichen Jahrbüchern steht, lese ich stets mit höchstem Interesse. Die Verdienstrettung Scharnhorst's gegen Voigt ist meisterhaft. Wie sehnlichst trachte ich nach Unterhaltung mit Ihnen, nach jedem Lesen einer Ihrer Bücher-charakterisirungen — Sie schlagen immer Funken aus mir und es quillt in mir mit Ihnen weiter auf die Dinge einzugehen oder gegen die Aufstellung anzugeben. Versäumen Sie nicht eine Sammlung Ihrer kritischen Schriften zu bereiten, sie werden treffliche Erläuterungen zu Ihren persönlichen Denkwürdigkeiten abgeben, deren Abfassung Sie mir zu großer Freude verkunden. Solche Sammlungen ausgezeichneter Kritiker, deren Arbeiten längere Zeiträume durch-

laufen, würden, chronologisch geordnet, außerordentlich schätzbar für die Geschichte sein, nicht allein durch das Thatsächliche, was in ihnen vorkommt, sondern auch durch den Gang der Ansichten und Meinungen, die in dem Verfasser umgingen. Es müßte deshalb darin nichts umgeändert werden, als höchstens ein gänzlich irriges Faktum. Rehberg, der auf geschickte Art seine Memoiren durch Aneinanderreihen seiner kleineren Schriften gebildet, hat gefehlt, daß er welche, seiner jetzigen Ansicht gemäß, umarbeitete, z. B. die über den Adel; — wie er diese Verhältnisse vor 30 Jahren ansah, ist von Bedeutung zu wissen und wie er durch Zeit und Umstände dahin kam, besonders durch Belehrung aus Eichhorns Rechtsgeschichte sich in seiner Meinung zu ändern, — aber nun hat er frühere und spätere Ansichten untereinander geworfen.

Für die wissenschaftlichen Jahrbücher wird es ersprießlich sein, daß das unnatürliche Stuttgarter Verlegerverhältniß ein Ende genommen hat. An Duncker ist ein wackerer Verleger gefunden: er ist geschäftskundig, verständig, gescheut, nicht allein ein redlicher, sondern warhaft edelgesinnter Mann; — ich habe Gelegenheit gehabt ihn zu prüfen. Vielleicht, daß auch durch gänzliches Anheimfallen nach Berlin eine in gewissen Fächern vorherrschende einseitige Vornehmheit, die so zu sagen, ein wissenschaftliches Schisma in Berlin hat entstehen lassen, wenn nicht sich aufhebt, doch mildert.

In Ihrem Briefe vom vorigen Jahre erwähnen Sie auch Ranke und seines Verhältnisses zu der Zeitschrift. Er hat, was auch mit Grund gegen Vieles zu sagen sein möchte, doch Außerordentliches geleistet — aber es ist aus einer Monatsschrift eine zweimonatliche, aus dieser eine Quartalschrift geworden — von nun an wahrscheinlich werden freie Hefte. Diese äußere Gestaltung, so wie die Form des Inhalts und dessen Vortrag treffen die Klassen des Publikums nicht, wo grade und allein Aufklärung und Berichtigung der öffentlichen

Meinung erforderlich iſt. Die Zeitſchrift, wie ſie vorliegt, iſt ein hiſtoriſch-politiſch-literariſches Unternehmen, wofür das Gouvernement nicht nöthig hat Opfer zu bringen — ſo ſcheint mir wenigſtens und deshalb habe ich vor vierzehn Tagen dem Verlage der Zeitſchrift entſagt: ich will keinen Antheil haben an Ausgaben des Staats, die mir vergeblich ſcheinen. Ich war ſchuldig, Ihnen etwas über ein Verhältniß mitzutheilen, bei deſſen Anfang Sie im Spiele waren. Noch weiß ich nicht, wie meine Auffagung in Berlin aufgenommen worden iſt. Leben Sie wohl, mein theurer Freund — ſei die Kraft Gottes mit Ihnen zu Troſt.

Ihr treuer

Friedrich Perthes.

c.

An denſelben.

Gotha, den 19. April 1833.

Mein theurer Freund! Umgehend beantworte ich Ihren Brief, weil das Geſchäftliche darin es erfordert.

Für die Ergießung Ihres trauernden Herzens innigſten Freundesdank — weiter darauf einzugehen, möchte an ſich nicht erſprießlich ſein, aber auch fehlt mir dazu heut die innere Ruhe und Gemüthsſtimmung, da ich dieſen Abend noch nach Leipzig reiſe.

Eine wahre Freude hat mir der Entſchluß gemacht, daß Sie Ihre kritiſchen Schriften alsbald herausgeben wollen und ich thue mir was Rechtes auf das Verdienſt zu gut, dies veranlaßt zu haben. Wir werden ſogleich über Alles bei der Ausführung einverſtanden ſein, nur kann ich Ihr großmuthiges Anerbieten „ohne Honorar“ nicht annehmen und ſchlage Folgendes vor. Wir laſſen 750 Exemplare drucken, ſetzen den

Preis, daß mit 300 Exempl. Abſatz die Koſten gedeckt ſind — den Betrag der Exemplare die darüber verkauft werden, theilen wir. Alljährlich im Juli lege ich Rechnung ab. Ich bin ordentlich und ein redlicher Haushalter — anderer, beſſerer als der in der Bibel aufgeſtellte. Genehmigen Sie? Dreißig Abdrücke liefere ich Ihnen. Satz, Druck, Papier, wie „Ranke's Fürſten und Völker". Dies Buch hat Brockhaus gedruckt — ich wünſche auch Ihres werde es da. Da meiſt von bereits Gedrucktem abgeſetzt wird, ſo bedarf's vielleicht Ihrer Correktur nicht, wollen Sie aber dieſe, ſo können die Bogen unter Kreuzband Ihnen geſendet werden.

Das Buch kann Michaelis fertig ſein, wenn Sie alsbald den Anfang des Manuſcripts ſenden. Immer erfordern 28 Bogen bei ſorgfältiger Behandlung Zeit, daher bitte ich mir den Anfang des Manuſcripts nach Leipzig zu ſenden, wo ich bis zum 14. Mai bleibe. Der Titel iſt vollkommen bezeichnend und ſchön. Gleichviel ob mit oder ohne „Aus den Jahrbüchern u. ſ. w. Kritik". Haben Sie aber nicht früher als dieſe waren oder auch gleichzeitig andern Blättern Kritiken geliefert, die Sie aufnehmen möchten? Iſt dies, ſo würde der Zuſatz „geſammelt" hinlänglich ſein. Jedenfalls erbitte ich mir mit einer der erſten Poſten einige Nachricht nach Leipzig, um daß ich Papier einkaufe und bei Brockhaus Verabredung treffe.

Gott ſei mit Ihnen und kräftige Sie!

Ihr treuer

Friedrich Perthes.

L.

An denſelben.

Gotha, den 25. November 1833.

Nun ich die Sammlung Ihrer Berichte und Beurtheilungen abſichtlich in einem Zuge durchleſen habe, erkenne ich erſt recht, wie verdienſtlich es war, Sie, mein hochverehrter Freund, zu deren Herausgabe veranlaßt zu haben. Wohl war mir meiſt Alles aus den Jahrbüchern bekannt, man lieſt aber ſolche Blätter oft in Beſchränkung der Zeit, auch wohl in mißfälliger Laune. Jetzt, mit Wahrheit geſagt, hat auch nicht eine der Nummern verfehlt, in mir Geiſtesbelebung zu erregen, und ich habe mich bei dieſen Productionen ſtets ſelbſt productiv erfunden, wie Göthe will, daß es ſein ſoll. Nun ich in dem Buche zu Hauſe bin, vermag ich erſt aus dem Einzelnen die Fülle der Belehrung zu ſchöpfen.

Gewinn giebt's, jetzt das Zuſammengehörige aneinanderreihen zu können, wie Gagern, dieſer und Stein, Göthe's Briefwechſel, zum Laben u. ſ. w. Wiederum iſt's ergötzlich, zu Zeiten Widerſprechendes, vielleicht abſichtlich aneinandergefügt, zu finden; ſo in der trefflichen Darſtellung Sinclairs: die hohe Stellung Englands durch deſſen erlauchtes Parlament, „welches Werk der Jahrhunderte wir Ausländer nur bewundern, nicht nachahmen können"; und wenige Blätter weiter, wo in Folge von Schilderung des Verſtorbenen „der aus höchſtem Daſein engliſcher Bildung zum Ungeheuren angewachſenen Herrlichkeit (Grundſuppe jener erlauchten Verſammlung) geweiſſagt wird: »daß das ganze Gebilde der Herrlichkeit bald werde in Trümmer zerſchlagen werden.«".

Verhehlen will ich nicht, daß die Beurtheilungen, wo Entrüſtung über Schlechtes und Miſerables zu freiem Ausdruck hingeriſſen hat, am mehrſten mich anziehen: Gagern

ist trefflich, à la Heine abgethan, und die Standrede auf Schloffer sammt Einleitung bei Strenzel und Giftschluß bei Flegler ist zermalmend. Lebhafter liebe ich Sie in solchen Ausbruchen des Ingrimms als da, wo mit hinneigender Zärtlichkeit versucht wird, den Meister auf Gottes Thron zu seßen, oder in glänzender Umhüllung die vornehme Roueschaft des Verstorbenen in volksthümliche Jugendfrische umzustempeln. Ueber Diderots Mamsell habe ich mich früher schon an Sie ergossen.

Eben wie die Schärfe gegen entschiedene Gegner mir werthvoll ist, so bewundere ich auch die gehaltene Ironie und die Gewandtheit da, wo beliebt wird sich halbschürig auszudrücken — sei es über Persönlichkeiten, die wegen anderweitiger Vorzuge Sprung verdienen, oder auch, wenn nicht rathsam erscheint abzuwenden oder am Wege liegen zu lassen. In der deutschen Schriftstellerwelt möchte solche Kunst kaum weiter gefunden werden. Hochlich zu rühmen ist auch die Ihnen zustoßende leibhafte Gutmuthigkeit, wenn es einen lieben braven Fouqué gilt und noch einen anderen ernst feierlich Einbergehenden.

Beim Vorlesen mehrerer Nummern an Andere wurde mir einsichtlich, daß dadurch der sachliche Inhalt der Beurtheilungen ungemein an Reichthum gewinnt, da somit die zahlreich gebrauchten Beiwörter alle tief und scharf bezeichnend hervortreten. Das lautlose Alleinlesen führt zu allzuflüchtigem Ueberblick der Seiten, wobei freilich in der Regel nicht viel Verlust ist, wie z. B. an einem Dutzend Beiwörter unsers Altweimarschen Ubique.

Doch all' dies Ausgezeichnete und viel Anderes, was, als wissenschaftlich, außer meinem Kreise des Rühmens bleiben muß, ist für mich das Wenigere des Werthvollen in dem Gesammtwerk: als Ganzes spricht sich in ihm auf's klärste aus: streng redliche Gesinnung, Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeitssinn —

ein allgemeines Wohlmeinen, und nur vorgefaßte Meinung gegen den Verfaſſer kann dies verkennen laſſen. Mir war dieſer Ausdruck nur Beſtätigung: ſo habe ich Sie aufgefaßt und mich Ihnen als Freund zugewendet, gefühlt ſchon vor 25 Jahren, wo ich Sie, noch Jüngling, am Mittagstiſch im Sieveking-ſchen Hauſe kennen lernte, und wo man Luſt hatte, Sie als eine Seltenheit aus der romantiſchen Menagerie zu betrachten; ſolche redliche Wahrhaftigkeit erprobte ich an Ihnen in der verſuchlichen Tettenborn'ſchen Periode, ſo in allen ſpäter mich mit Ihnen berührenden Verhältniſſen.

Oft, hie und da, in verſchiedenen Zeiten hat Ihr Freund Gelegenheit gefunden, Sie bei eben nicht wenigen Perſonen in Schutz zu nehmen, die zu Mißtrauen ſich veranlaßt gefunden hatten, durch die Feinheit und Gewandtheit in Rede und Schrift, welche Eigenſchaften Ihrer allgemeinen Ueberſichtlichkeit ſind.

In ſolcher Freundestreue darf ich mir denn auch eine Freimüthigkeit geſtatten, die ſonſt Ihnen gegenüber meiner geiſtigen und Weltſtellung nicht geziemend ſein möchte, und fahre fort.

Neben dem Wohlthuenden befindet ſich auch Herzeleid für mich in Ihrem Werke: ich vermiſſe, und ich finde Gegneriſches. Letzteres möchte ſich am beſtimmteſten durch folgende Schilderung des Verſtorbenen bezeichnen laſſen: „— auch hier „läßt ſich der Sohn des 18ten Jahrhunderts nicht verleugnen, „das noch gewaltig in das 19te hinüberſtrömt und ſich lebhaft „für Freiſinn, Bildung und Milde, ſo wie ſcharf gegen Aber-„glauben, Frömmelei und Unterdrückung ausſpricht."

Daß dieſe Schilderung auch auf Sie ſelbſt anzuwenden ſei, Ihnen damit ein Ernſt, wird ſich durch das Ganze und viel Einzelnes Ihres Werks erweiſen laſſen, vor allen aus den Nummern über Georg Forſter, Schloßer, Gothe-Schiller, in welcher Anſicht der Perſonen, ſie characteriſirend, eine Stellung zu Religion und Philoſophie angewieſen

wird; — auch glaube ich nicht, daß Sie eine solche Anwendung abweisen oder übel vernehmen werden.

So wäre denn, ohnerachtet der Uebersichtlichkeit, Partei erfaßt! Zur Gegenpartei bekenne ich mich entschieden und dem Willen nach vermag ich „die gegnerische hart und steif zu bekämpen“ — verschmähe aber, wie die Alt-Engländer: „diese deshalb für schlecht und schädlich zu halten“. Erlaubt wird mir sein auszusprechen, um so mehr, da ich tief in dem 18. Jahrhundert wurzele, daß in demselben die öffentliche Meinung allgemein unter Aberglauben den Glauben selbst, unter Frömmelei das Frommsein, unter Unterdrückung das Beharren auf rechtlichen Besitzstand verstanden habe; daß die Stimmgebenden äußeres Umtreiben in der zeitigen Literatur für Bildung, indifferente Toleranz für Milde nahmen; daß ihr Freisinn in phantastischer Erwartung eines — wie soll ich's mild bezeichnen? eines Lafayettischen — Amerikanismus bestand. Die Richtung dieser öffentlichen Meinung war überall hart und steif gegen jedes Positive; sie nannte dies Kampf für Licht und Wahrheit und fragte doch mit Pilatus höhnisch: was ist Wahrheit? Wer des Positiven eines annahm, wurde als Obscurant gehaßt, verschrieen, verfolgt. Und nicht etwan saßen auf dieser Bank der öffentlichen Meinung nur die Unmündigen und Enthusiasten, nein, auch die schriftgelehrten Altweisen in ganzer Masse. Daß es außer Göthe und Hamann noch einige Ausnahmen gab, weiß ich und leugne es nicht; noch weniger erlaube ich mir denen, die sich als Söhne des 18. Jahrhunderts jetzt noch darstellen, jene eben geschilderte Gesinnung und solche Ansichten unterzuschieben — diese zu haben, ist nicht einmal möglich, bei der Uebersicht, die der Fortgang der Zeiten gegeben hat.

Mit diesem Gegnerischen in Ihrem Werke ist das darin Vermißte eng verbunden.

Im letzten Briefe sagen Sie mir: „Ich weiß sehr gut,

wo es mir fehlt; das wissen Sie auch von mir.“ Dies kann nicht sein, denn wäre das von mir Vermißte dasselbe Selbsterkannt-Fehlende, es fehlte Ihnen nicht mehr — oder wahrer: Sie wären auf dem Wege zu demselben, und diesen rechnet göttliche Vatergüte schon als Besitz an.

Hierüber voll sich auszusprechen ist bedenklich, da Sie am Meister „Alles gegenständlich“ zu behandeln, zu höchst stellen; bedenklich gegen einen Mann, der gleiche Meisterschaft im Gegenständlichbehandeln an Zinzendorf erwiesen hat. Doch aber eben des fraglichen Gegenstandes wegen geziemt's, sich auszusprechen. Sehnsucht vermisse ich! — Sehnsucht, die, ohne gottvertrauender heiterer Weltansicht entgegenzustehen, unbefriedigt hienieden, aus der Erkenntniß von der Nichtigkeit dieser Erdenaußenwelt hervorgegangen ist. Solche Sehnsucht zieht sich als rother Faden durch den überschwenglichen Geistesreichthum in Rabel's Schriften. Ob das Ziel solcher Sehnsucht: frage Selbstentäußerung in freudigem Glauben errungen werde? Zu verneinen wage ich's nicht, aber zu bezweifeln: dieser letzte große Schritt gethan — Sie wären gefolgt. Genug davon, mein geehrter theurer Freund!

Sie scheinen noch zu schwanken, ob Sie Rabels Schriften, vermehrt, zu allgemeiner Verbreitung in den Druck geben wollen? Haben Sie den ersten Schritt zur Oeffentlichkeit gethan, so sehe ich keinen Grund, warum nicht weiter, und Sie geben reiche Gabe.

Sind Sie mit Barthold's Georg von Frundsberg zufrieden? Ist dies, so wünsche ich, daß Sie in den Jahrbüchern dessen Beurtheiler sein mögen. Herrn von Henning, der Barthold's Freund ist, habe ich kürzlich um baldige Anzeige ersucht. Aus Berlin ergehen jetzt in Zeitungen zum Theil wunderliche Berichte. Aus denen im Hamburger Correspondenten, der jetzt gut redigirt wird, kann ich nicht recht ersehen, von welcher Seite? Sollte das Rehfues zugeschriebene

Memoire so viel Besprechens verdienen? Zwischen den Herren Gans und Leo wird ein artiges Lustfeuerwerk sich entzünden. Vetter Leo hat scharfes Gebiß und läßt solchen Angriff nicht ohne Erwiderung. Herrn Ranke ist, wie's scheint, der Journalathem ausgegangen? Leben Sie gesund — Gott kräftige Sie in Ihrer Trauer.

Von Herzen treu ergeben

Friedrich Perthes.

5.

An denselben.

Gotha, den 31. Dezember 1834.

Dies Jahr soll nicht schließen, ohne daß ich Ihnen noch Freundes Hand reiche. Auf Ihren mir in Leipzig zugekommenen Brief vom 18. April bin ich stumm geblieben, in Hoffnung auf persönliche Zusammenkunft, wo in einer Stunde die unter uns obwaltenden Gegensätze — nicht ausgeglichen — sondern möglichst festgestellt werden konnten, worauf es unter Männern allein ankommt.

Leider waren Sie, mein hochverehrter Freund, abwesend, als ich in Berlin war. So ruhe vorläufig, was sich unter uns aufthat, denn vollkommen wahr sagen Sie: „Alles kommt auf die Erforschung des eigentlichen Zustandes an; das aber ist schwer auszugründen und schriftlich gar nicht.“ Auch sind seit Ihrem Briefe viele Wasser des Lebens geflossen; wenn diese nun auch spurlos dahin gleiten an einem alten Mann, der weiß, woran er mit der Welt ist, so dies doch nicht bei einem geistesregen zwanzig Jahre jüngeren.“ Sie sagen: „der schönste Glücksfall wäre, ich empfinge ein neues, ungekanntes Heil“, dies liegt vor, für Sie unverborgen: möge Ihnen im neuen Jahr in Freiheit die Möglichkeit werden, es

zu erfaſſen. Dies mein Glückwunſch — den beſten den ich habe.

Dies Jahr iſt im Ganzen glücklich für mich dahingegangen: Familienverluſte trafen nicht, wir lebten unter einander in Friede; die Söhne, die noch im Vorſchreiten zu ihrem äußeren Beruf begriffen ſind, gewährten mir Zufriedenheit; — in Geſchäften und Unternehmungen glückte mir Vieles. Aber arbeit- und mühevoll war dies Jahr, beſonders durch die viele Zeit, die den allgemeinen Angelegenheiten des Buchhandels gegönnt werden mußte, woraus aber auch vielſeitiger Genuß entſprang. Ueber dieſe literariſchen Verhältniſſe wollte ich in Berlin beſonders Ihre Anſichten und Rathſchläge einholen, was auch vereitelt ward. Dazu leider noch, daß G. R. Eichhorn ſchwer krank lag und G. R. Savigny in gänzlicher Abſpannung; nur den allerdings ſehr ein- und umſichtigen G. R. Philippsborn konnte ich deshalb ſprechen.

Sehr gern möchte ich mich mit Ihnen über den derzeitigen merkwürdigen Zuſtand der Literatur, der mir in ſtarker Umbildung begriffen zu ſein ſcheint, unterhalten. Der ſtreng wiſſenſchaftliche Theil erfreut und ſtärkt zu frohen Ausſichten — aber der nicht dahin gehörige iſt in gräßlicher Verwirrung.

Wie bekannt, iſt jetzt nicht ſehr ſchwer, ſogenannte gute Gedichte zu machen, ohne daß man Dichter iſt und ohne daß es wahrhafte Dichtungen ſind — eben ſo iſt's auch in dem nicht Rhythmiſchen oder nicht Gereimten; ich weiß nicht recht, wie ich hier zu bezeichnen habe. Ein herrlicher Reichthum erhabener Ideen, tiefer Forſchungen, klarer Gedanken, ſinnvoller Phantaſien, ſicherer Reſultate aus Geſchichte und Welt liegt der deutſchen Nation vor, geht in ihr um, aber Wenige haben davon in ſich feſten Zuſammenhang und noch Wenigere verſtehen ihn zum Ganzen zu verarbeiten. Dagegen fängt und faßt die Menge der Schreibluſtigen und Schreibtaglöhner Brocken aus dieſem Reichthum auf, miſcht, präparirt und deſtillirt ſie

zu den verschiedenartigsten Gerichten, mit mehr oder weniger Talent und Sprachfertigkeit. So kommt denn, daß man oft in Schriften und Büchern (namhafte, dickleibige Romane eingerechnet) brillante Stellen und Partien findet, neben dem ordinärsten Gewäsch aus pöbelhaftem Sinn. Noch in diesen Tagen kam mir ein Büchlein gegen H. Heine zu Gesicht, worin ganze Seiten Gediegenes enthalten, das Uebrige aber gemeiner als dumm und dummer als gemein ist. Doch auch dadurch soll man sich für die Zukunft nicht entmuthigen lassen, da die Elemente des Geistig-Tüchtigen und Guten vorhanden sind. Gewiß hat auch Sie der noch fortdauernde philosophische Streit über die Unsterblichkeit des menschlichen Individuums sehr interessirt? Mir ist er sehr merkwürdig: nicht um mich erst dadurch zu einer Art Ueberzeugung bringen zu lassen, sondern in der Voraussicht, daß dadurch die Philosophie den richtigen Standpunkt zur Theologie finden werde. Die Erklärungen Göschels in den Berliner Jahrbüchern, Weisse's Geheimlehre, Fichte's Idee der Persönlichkeit, Weisse's Recensionen in den Unterhaltungsblättern für Literatur, ein Kapitel in Schweitzer über Schleiermacher — flößten große Achtung für die Tiefe dieser Forscher ein. Aber woher die Richtung dieser Forschungen?

Seit einem halben Jahrhundert schrieb der Finger Gottes in der Geschichte der Menschheit — sichtbar; wer Augen hat zu sehen, der sehe; — jetzt durchweht der heilige Geist, still und ungreifbar, die Geister der Deutschen — wer Ohren hat zu hören, der höre! Bei solchen meinen Beschäftigungen könnten Sie wohl sagen: Schuster bleib bei deinem Leisten! — allein dem, der noch 30 Jahre des philosophischen Jahrhunderts durchlebt hat, und beim Geschirr vieler Philosophen diente, dem alten Kutscher mag's Klatschen wohl vergönnt bleiben.

Ueber das merkantile Schicksal des Buchs: zur Geschichte

und Literatur, kann erſt nach der Jubilatemeſſe 1835, wo es ſeinen Curſus vollendet hat, berichtet werden.

Genug am letzten Tage des Jahres. Gebe Ihnen Gott Geſundheit und heitern Muth.

Ihr getreuer

Friedrich Perthes.

Beſten Dank für die Anzeige des Antimachiavel, welcher mir eben in einem Blatte der Staatszeitung zu Händen kommt. Hier ein Exemplar dieſer literariſchen Kurioſität, die elegant gedruckt werden mußte, da ſie von höchſter Herkunft abſtammt. Hat Ihnen der Herausgeber ſchon ein Exemplar verehrt, ſo geben Sie dies weiter.

Theodor Anton Heinrich Schmalz*)

an

Eduard Gans**).

Das Jahr 1830 war für Gans ein sehr gewichtiges Jahr durch die französische Staatsumwälzung geworden: er nahm den lebhaftesten Antheil daran, und die Aufgeregtheit seines lebhaften Geistes soll in seine Universitätsvorträge Tendenzen und Lehren hineingetragen haben, worüber Naturen, wie Schmalz zu Zittern und Zagen gebracht wurden. Schmalz, zwar aus der Schule der starrsten Unterthänigkeitslehre, fühlte für den freisinnigen jungen Professor dennoch Achtung und Liebe, sah ihn aber in seiner Phantasie bereits in Ketten und Banden: Schmalz kannte Preußens Regierung nicht mehr!! — In seiner Herzensangst schrieb er daher an Gans den Brief a; die Antwort konnte Gans nicht mehr verstanden, doch sie muß abweisend und hart gewesen sein, welches aus Schmalz's Entgegnung b hervorgeht; er war in einer doppel-

---

*) Schmalz, Geheim. Justizrath und Professor an der Universität zu Berlin, war 1759 geboren und starb 1831.

**) Der Professor E. Gans war den 22. März 1798 geboren und starb den 5. Mai 1839.

ten Unruhe, indem Gans auch die portugiesische Frage und das salische Gesetz auf eine Weise öffentlich besprach, welches den Ansichten und Grundsätzen dieses Mannes schnurstracks entgegen war. Zur genaueren Kenntniß der Stimmung der damaligen Zeit scheinen mir diese Briefe Wichtigkeit zu haben, besonders da auch Gans die dereinstige Bekanntwerdung derselben wünschte und sie deshalb aufbewahrt hatte: er wollte sie in seiner Selbstbiographie mittheilen, die er im späteren Alter zu schreiben beabsichtigte.

Schon im August 1830 waren ähnliche Insinuationen über Gans' Vorlesungen, besonders was er über Portugal und Don Miguel gesagt, dem Minister v. Altenstein zu Ohren gekommen, welcher durch den Geh. Oberregierungsrath Herrn Joh. Schulze darüber Erkundigungen einziehen ließ und Aufklärungen verlangte. Gans gab eine ausführliche Auseinandersetzung seiner vorgetragenen Lehren und erhielt vom Staatsminister v. Altenstein unter dem 20. August 1830 ein Schreiben, welches zur Charakteristik dieses aufgeklärten Staatsmannes, — dessen Andenken mit jedem Tage lebhafter, ehrenreicher und wehmuthiger wird, zu wichtig erscheint, als daß ich es hier nicht sollte folgen lassen. Altenstein schrieb an Gans: „Durch den Geh. Oberregierungsrath Dr. Schulze ist mir Ew. Wohlgeboren an denselben unter dem 30sten v. M. gerichtetes Schreiben, Ihre öffentlichen Vorlesungen über Staatsrecht betreffend, vorgelegt worden. Zu meiner besonderen Genugthuung haben Sie sich in diesem Schreiben, wie ich auch nicht anders erwartete, über Ihren Gesichtspunkt bei dem, was von Ihnen in Ihrer öffentlichen Vorlesung neulich in Bezug auf Portugal und den Infanten Don Miguel geäußert worden, gerechtfertigt. Jedoch kann ich nicht umhin, Ihnen auch bei dieser Veranlassung meinen schon mehrere Male geäußerten Wunsch dringend zu wiederholen, daß Sie von Ihren Vorlesungen Alles ausschließen mögen, was die neueste Tages-

geſchichte betrifft, und ſolcher noch angehört, zumal da ſich der Standpunkt täglich nach neueren Geſtaltungen, ohne daß ſolches öffentlich bekannt wird, verändert, und es Ihnen auch bei dem beſten Willen ſchon deshalb nicht immer möglich ſein wird, ſich im Geiſte und Sinne der neueſten Geſtaltung der Politik äußern zu können. Selbſt der vorliegende Fall kann dieſem zum Beleg dienen, da ſich in ſolchem die Verhältniſſe in ſpäterer Zeit verändert hatten. Nach dem von Ihnen ſelbſt aufgefaßten Geſichtspunkt für Ihre Vorleſungen rechtfertigt ſich, daß Sie in einem ſolchen Fall ſtatt in weitere Erörterungen einzugehen, Ihre Zuhörer darauf aufmerkſam machen, daß ſich ſolcher erſt, wenn er ganz abgeſchloſſen und die Sache der Geſchichte heimgefallen ſei, dazu eigne. Auch dieſes wiſſenſchaftlich begründet, wirkt bildend auf die Zuhörer."

„Mit Vergnügen benutze ich dieſe Veranlaſſung, Ew. Wohlgeboren meiner aufrichtigen Theilnahme in Allem was Ihre Wirkſamkeit ſichern und erhöhen kann und meiner ausgezeichneten Ihnen gewidmeten Hochachtung erneuert zu verſichern".

Auch wird dieſes Schreiben beitragen, den richtigen Geſichtspunkt feſtzuſtellen, aus dem der Herr Miniſter unſern trefflichen Gans beurtheilte!

a.

An den Profeſſor Eduard Gans in Berlin.

Berlin, den 15. November 1830.

Schon lange, verehrter Herr College, lag es mir am Herzen, da ich Sie überzeugt glaube von dem warmen Intereſſe, welches ich immer an Ihnen genommen habe, mit Ihnen in ſo wahrer Freundſchaft, wie offen, über Sie ſelbſt zu reden. Aber jetzt drängt mich ſogar ängſtliche Beſorgniß.

Seit mehreren Jahren beſchuldigt Sie das Gerücht, daß Sie in Ihren Vorleſungen über neuere Geſchichte und Staats-

verfassungen revolutionäre Grundsätze verbreiten, und sogar die Geschichte dabei entweder aus unverzeihlicher Unkunde, oder aus böser Absicht arg entstellen. Leider habe ich nicht nachdrücklich widersprechen können, da ich wohl selbst von Ihnen gehört hatte, was dem ähnlich klang. Eifrige Anhänger von Ihnen unter Ihren Zuhörern breiten dergleichen selbst von Ihnen aus, indem sie Sie dadurch hoch zu loben wähnen; und ich versichere Sie, daß militärische Zuhörer von Ihnen durch solche Grundsätze, welche Sie als aus Ihrem Munde (zu Ihrem vermeinten Lobe) verbreiten, schon Militärbehörden aufmerksam gemacht haben. Und nun die Stelle im Messager des chambres, von der ich höre!

Glauben Sie ja nicht, ich wolle Ihnen hiemit den Rath einleiten*), sich bloß in Acht zu nehmen, oder Ihrer Meinung entgegen zu sprechen. Wahrlich, dazu liegen Sie mir näher am Herzen. Ich bedaure sehr schmerzlich ganz ein Anderes. Gerade herauszusagen, ich bedauere, daß Lust an einer eiteln Gloriole, die bald mit der Modemeinung verschwindet, Sie von der Bahn ablenkt, welche ich hoffte, daß Sie sie einschlagen würden, und welche Ihnen wahren Ruhm sicherte, den Ruhm, nur den Bessern gefallen zu haben, der nie untergeben kann, weil doch immer wieder Bessere sein werden. Manche Modemeinung habe ich mit eben so brennendem Enthusiasmus, wie die jetzige, schon verbreiten, und die Verbreiter laut preisen hören, als die Genialsten der Menschen, und nach wenigen Jahren erlosch mit der Flamme, die die Gepriesenen beleuchtete, ihr Bild in ewiger Stockfinsterniß.

Sie, hoffte ich, würden aus den traurigen Einseitigkeiten der historischen sowohl, als der philosophischen Schulen die Jurisprudence mit eben so ernstem Studium der Geschichte verbindend, wahrhaft tüchtige Practiker bilden.

---

*) Schmalz war damals 71 Jahr alt, Gans 32 Jahr.

Unbegreiflich iſt aber mir, wie ein Mann von Ihrem Geiſte und Ihrem Herzen ſich auf dieſe Bahn angeblich liberaler Politik verirren könne. Ihrem Geiſte lege ich die Frage vor, ob aus der Oppoſition*) gegen die beſtehende Ordnung und Staatsgewalt, welche allein Sicherheit und Rechte aller Einzelnen ſchützen kann, jemals wirkliche Fortſchritte der Menſchheit zu hoffen ſind? Welchen philoſophiſchen Namen haben die 40 Revolutionsjahre in Frankreich hervorgebracht, der neben Pascal und Descartes, die doch unter der abſoluten Alleinherrſchaft lebten, genannt werden könnte? Ob nur irgend die Grundſätze einer, auch nur erträglichen, Verfaſſung in Einer der anderthalbhundert Conſtitutionen zu finden ſeien, welche wir ſeit 40 Jahren ſchwarz auf weiß geſehen? Das heißt nämlich: ob Eine Verfaſſung nicht bloß Behörden ſchaffe, und deren Gewalt zu beſtimmen meint, ſondern endlich wirklich beſtimme, was für Grundſätze in der Juſtiz, Polizei, Finanzen, Kriegsverfaſſung nach den ewigen Grundſätzen der Vernunft ſelbſt aufzuſtellen wären? — Ihrem Herzen lege ich die Frage vor: Ob, wenn die Ordonnanzen vom 25. Juli durchgeſetzt wären, dadurch in Frankreich in 50 Jahren ſoviel Privatglück vernichtet werden könne, als in 3 Monaten dort die Revolution ſchon vernichtet hat? Und was garantirt uns die Sicherheit vor dem Fortrücken dieſer Revolution? Nicht Preußen will ich entgegenſtellen, um Sie nicht in der Antwort verlegen zu machen, aber befinden ſich nicht die Menſchen in dem abſoluten Dänemark beſſer, als in irgend einem der motiſch-conſtituirten Staaten? Oder glauben Sie, daß das unabhängige Belgien je den Wohlſtand des ruhigen Hollands erreichen wird, oder ſeinen bisherigen?

Mag abſolute Noth Revolution auch einmal gebieten,

*) Siehe: „Die Oppoſition von E. Gans", in Dorow's Denkſchriften und Briefen, Bd. 5.

wenn ſie die beſtehende Verfaſſung, wie in Frankreich, ändert, nicht wie in England und jetzt in Braunſchweig bloß wiederherſtellt in ihrem uralten wahren Geiſte, ſo iſt ſie, als wenn ein Mann wegen eines Geſchwürs am Finger ſich den Arm abſchneiden läßt.

Man erzählt ſich von Ihnen die auffallendſten Entſtellungen der neuſten Geſchichte; und Ihre Feinde haben ſchon geſagt, daß Sie darum gegen die hiſtoriſche Schule auftreten, weil Sie der Hiſtorie unkundig wären.

Glauben Sie, daß man Ihnen eifrig zu ſchaden ſucht, daß in den höheren Cirkeln von Ihnen ſchon Erzählungen umlaufen, welchen, wie ich fürchte, nicht wohl widerſprochen werden kann.

Und ſelbſt Ihrem Beifall auf der Univerſität ſchaden Sie, wenn Sie fortfahren durch paradore oder glänzende Einfälle einen Glauben im Publikum zu erzeugen, daß Ihnen brauchbare Wiſſenſchaft für das Leben Nebenſache ſei.

Wie wünſchte ich, daß Sie offen mit mir ſprechen wollten und meinen Rath annehmen! Möge dies Schreiben Ihnen als ein Beweis der wahren Freundſchaft gelten, mit der ich bin

Ihr ganz eigener

Schmalz.

b.

An denſelben.

Berlin, den 27. November 1830.

Hochzuverehrender Herr College.

Bei meinem neulichen Schreiben an Sie hatte ich keine andere Abſicht, als Ihr Zutrauen zu gewinnen, um dem, was ich mir erlaubte und gern noch erlauben wollte, Ihnen zu rathen, einiges Gewicht zu verſchaffen. Es iſt mir deshalb ſehr

leid, daß Sie nur 3 Punkte ausheben und diese ablehnend beantworten; und hier meine offene Erwiderung in Ansehung dieser drei Punkte:

1. Von ganz unrichtiger Darstellung der Geschichte haben Sie ein in der That etwas grelles Beispiel gegeben in Ihrem mit A—r unterzeichneten Aufsatze gegen mich über Portugal: und Sie selbst können nicht glauben, daß meine Berichtigung jener so entstellten Thatsachen dadurch widerlegt sei, daß Sie in der Allgemeinen Zeitung eine matte Antwort genannt wurde.

2. Daß Sie in die liberale Partei sich jetzt sehr weit verirrt haben, wenn Sie gleich vormals den Demagogen abhold waren, das muß Ihnen selbst die Unfreundlichkeit gegen mich in Ihrem Schreiben zeigen, mit welcher Sie nämlich, obwohl Sie wissen, daß gerade die Politik der Gazette de France so ziemlich die meinige sei, sagen, daß kein Ehrenmann heutzutage sie haben könne, also mich — Sie sehen, wofür — erklären. Uebrigens datire ich die Revolution von 1830 weder vom 25. noch 27. Juli 1830, sondern von 1815, und der 25. Juli d. J. war nur eine sehr ungeschickt geleitete Defension. Was in Frankreich von dem 25. Juli Tyrannisches oder Ungerechtes geschehen sein soll, das hat man so wenig angeben können, als es die Belgier angeben können, was ihnen ihr König zu leide gethan habe.

Die Revolutionskrankheit liegt in Europa weder in den Verfassungen noch in der Verwaltung der Staaten, sondern sie wird allein durch angeblich philosophische Declamationen eingeimpft. Auf Gebung guter Gesetze und tüchtiger Handhabung derselben kommt es allein an; und wahrlich es ist nicht zu begreifen, wie Volkswahl je die besseren Gesetzgeber und Handhaber ausfinden soll. Die Gesetze für Justiz und Staatswirthschaft in den angeblich liberal constituirten Staaten zeigen die grobe Unkunde gewählter Gesetzgeber täglich. Das ist aber

der Jammer, daß man immer nur von Verfassung, also von der bloßen Form spricht, über die man leicht schwatzen kann, wenn man ein Paar Jahre Zeitungen oder einige politische Brochüren gelesen hat, ohne sich selbst in das mühsame Studium der Geschichte, wie die Verfassung entstanden sei, einzulassen — von der Materie aber, nämlich was dann für Justiz, für Gewerbepolizei, für Finanzen, für Bewaffnung des Staats verordnet werden müsse, nie spricht, weil das wieder sehr mühsame Studien erfordert.

3. Wie mochten Sie glauben, ich machte Ihnen Vorwurfe darüber, daß Sie publicistische und historische Vorlesungen halten? Mir thut allein die Art leid, wie Sie sie halten. Wenn Sie z. B. wie man sagt, alle Staaten für verrottete erklären, in denen keine Opposition gegen die Regierung bestehe, — und wenn Sie dann, um nicht in Berlin Preußen unter die verrotteten zählen zu müssen, sagen: bei uns machten die Staatsbeamten, weil sie unabhängig und unabsetzbar in ihren Carrieren fortschritten, eine solche Opposition — so muß das Jeden schmerzen, der es gut mit Ihnen meint, nicht nur weil es Ihnen politisch gefährlich wird, sondern auch, weil es nothwendig im Publikum die Meinung von Ihren Einsichten und Talenten herabsetzt.

In Ihrer verehrten Antwort ist mir leider nichts erfreulich gewesen, als Ihre Versicherung, daß Sie meine aufrichtige Freundschaft für Sie nicht verkennen, welche weder durch Ihre Verirrung in Grundsätze, welche ich für Menschenglück als eben so absolut zerstörend, wie nur auf absolute Unphilosophie und Ungeschichte begründet erkenne, noch durch Ihre unfreundlichen Aeußerungen gegen mich erschüttert ist.

Schmalz.

Joh. Wolfg. von Goethe.

A.

Der Professor Ritter Wilhelm Zahn wurde 1800 in Nedenberg, Grafschaft Schaumburg geboren und erhielt seinen ersten Unterricht in der Kunst bei seinem Vater. Nachdem Zahn mehrere Jahre die Akademie in Cassel und in Paris besucht hatte, wo er sich mit Malerei und Architektur gleichzeitig beschäftigte, reiste er 1824 von Paris nach Italien und blieb den Winter in Rom. Im Frühjahr 1825 ging er nach Neapel, wohin er vom französischen Hofe bestens empfohlen war. Zahn's seit der frühsten Kindheit gehegter Wunsch war nun erfüllt: er konnte die antiken Malereien von Herkulanum und Pompeji an Ort und Stelle sehen und studiren. Sowohl in Paris als in Neapel komponirte er viele Theaterdekorationen, bei deren praktischer Ausführung er meistens behülflich war. Unter besonderen Begünstigungen gelang es ihm 1825 und 1826 in Pompeji und in den Museen von Portici und Neapel die Studien des im Jahre 1828 bei Cotta in München erschienenen Werks, so wie die Studien der ersten Folge dieses großen Werks anzufertigen. Stets mit dem Gedanken sich

beschäftigend ein Mittel zu finden, diese herrlichen Malereien griechischer und römischer Kunst auch in den Farben der Originale vervielfältigt der gesammten Kunstwelt darzulegen, gelang es ihm seine schon seit 1823 gemachten Versuche in Neapel 1825 zu einem sehr gelungenen Resultate zu bringen, und durch farbigen Steindruck eine ganze Wand mit Figuren aus dem Hause des dramatischen Dichters zu Pompeji in Farben darzustellen. Die Theilnahme, welche seine Studien 1827 bei Goethe und dem Großherzoge Carl August in Weimar, so wie in Berlin bei dem damaligen Kronprinzen, jetzt regierendem Könige, und bei Schinkel erregten, waren die Veranlassung der Entstehung dieses großen Prachtwerkes, deren erste Folge in 10 Heften von 1828 bis 1830 erschien. Goethe bewies bis an sein Ende diesem Unternehmen die größte Theilnahme, wie aus seinem „Kunst und Alterthum" von 1828, aus den Wiener Jahrbüchern 1830 und aus der hier folgenden Korrespondenz hervorgeht. Goethe sagt unter Anderem, im 3. Quartalband der Wiener Jahrbücher von 1830 über dieses Werk der ersten Folge: „Durch alles Vorhergesagte, welches freilich noch viel weiter hätte ausgeführt werden sollen, kann man sich überzeugen, daß die vorliegenden Zahnischen Hefte gar mannigfaltigen Nutzen zu stiften geeignet sind. Dem Studium des Alterthums überhaupt werden sie förderlich sein, dem Studium der alterthumlichen Kunstgeschichte besonders. Ferner werden sie, theils weil die Nachbildungen vieler Gegenstände in der an Ort und Stelle vorhandenen Größe gezeichnet sind, theils weil sie im ganzen Zusammenhange und sogar farbig vorgeführt werden, eher in das praktische Leben eingehen, und den Kunstler unserer Tage zu Nachbildung und Erfindung aufwecken, auch dem Begriff, wie man am schicklichen Platze sich eine heitere, geschmackvolle Umgebung schaffen könne und solle, immer mehr zur allgemeinen Reife verhelfen."

Als Zahn die zweite Reise nach Italien unternahm, ging

er über Wien, wo er in Folge der Empfehlungen von Goethe auf das Beste empfangen und von der K. K. Oesterreichischen Regierung in die lombardischen Provinzen empfohlen wurde, so daß er in Folge dessen in Mantua die ersten Studien zu einem kürzlich vollendeten Werke: „Ornamente aller klassischen Kunstepochen", machte. Den Empfehlungen des Fürsten Metternich an den Minister Marchese Ruffo in Neapel verdankt Herr Zahn hauptsächlich das Gelingen aller seiner Zwecke im Königreich Neapel und Sicilien, und so entstand während seines zweiten eilfjährigen Aufenthalts in Italien der reichhaltige Stoff zu gegenwärtigem Werke, welches die Resultate der in den letzten fünfzehn Jahren gemachten Entdeckungen der im Jahre 79 nach Christi Geburt vom Vesuv verschütteten Städte enthält. Die längste Zeit lebte Ritter Zahn in Pompeji selbst, um gleich nach den Ausgrabungen die zu Tage geförderten Kunstgegenstände genau zu vermessen und in Farben nachzubilden. —

Die nun folgenden Briefe von Goethe geben ein herrliches Zeugniß von des großen Mannes jugendlicher Frische, mit welcher er noch bis kurz vor seinem Tode das Schöne und Herrliche in Kunst und Wissenschaft erfaßte und förderte!

a.

An Professor Wilh. Zahn.

Weimar, den 12. December 1828.

Ihre dritte Sendung, mein Wertheſter, hat mir abermals Gelegenheit gegeben, Ihnen Glück zu wünſchen, daß Sie ſich an einem Ort und in Verhältniſſen befinden, wo ſo viel Material und Technik Ihrer vorzüglichen Thätigkeit zu ſtatten kommt, und möglich macht, Ihre ſchönen Vorſätze auszuführen. Das bisher Geleiſtete läßt uns für die Folge das Beſte hoffen.

Da Sie gefälligſt kleine Aufträge auszuführen ſich erboten haben, ſo wollt' ich Sie um Folgendes erſuchen: Fürſt Radziwil, welcher verſchiedene Privataufführungen einiger Scenen meines Fauſt begünſtigte, ließ die Erſcheinung des Geiſtes in der erſten Scene auf eine phantasmageriſche Weiſe vorſtellen, daß nämlich bei verdunkeltem Theater, auf eine im Hintergrund aufgeſpannte Leinwand, von hinten her, ein erſt kleiner, dann ſich immer vergrößernder lichter Kopf geworfen wurde, welcher daher ſich immer zu nähern und immer weiter hervorzutreten ſchien. Dieſes Kunſtſtück ward offenbar durch eine Art Laterna Magika hervorgebracht.

Könnten Sie baldigſt erfahren: wer jenen Apparat verfertigt, ob man einen gleichen erlangen könnte, und was man allenfalls dafür entrichten müßte? Das vorzuſtellende Bild würde man von hier aus dem Künſtler binſenden.

Verzeihen Sie dieſer Zumuthung; ſie gründet ſich auf Ihr wiederholtes freundliches Anerbieten. Nähere Nachricht erwartend, das Beſte wünſchend und mich angelegentlichſt empfehlend,

ergebenſt

J. W. v. Goethe.

b.

An denſelben.

Weimar, den 14. März 1830.

Ew. Wohlgeboren werden, wie ich wünſche, den Ueberbringer dieſes, Herrn Schmeller, einen glücklichen Portraitzeichner, freundlich aufnehmen, und ihm einige Stunden ſchenken, damit Ihr werthes Bild, in einer bei mir vorhandenen bedeutenden Sammlung von Fremden und Einheimiſchen vorzüglichen Perſonen, uns zurückbleibe, wenn wir Sie auf der vorhabenden Reiſe mit unſeren beſten Wünſchen begleiten werden.

Hochachtungsvoll ergebenſt

J. W. v. Goethe.

c.

An denſelben.

Weimar, den 19. März 1820.

Sie erhalten, mein Theuerſter, früher ein Schreiben von mir, als ich es zu erlaſſen gedachte; es iſt mir aber ſehr angenehm, vermelden zu können: daß, indem ich überlegte, wie ich Ihnen irgend eine Adreſſe nach Wien mitgeben könnte, ſich eine ſchickliche Gelegenheit hervorthut an Herrn Deinhardſtein, K. K. Profeſſor und Cenſor zu ſchreiben, dem ich denn auch zugleich Ihre zu erwartende Ankunft melde. Ich ſende Ihnen auch noch einen kurzen Einleitungsbrief an denſelbigen.

Nun aber hab' ich, nach Ihrer kurzen und höchſt angenehmen unterrichtenden Gegenwart, Ihre zehn Hefte vorgenommen, und finde denn freilich, daß wir ſie mit Ihnen hätten durchgehen und manche Bemerkung hie und da uns hätten erbitten ſollen.

Da ich nun zugleich bei dieſer Durchſicht eine Vorarbeit zu einer Anzeige, etwa in das nächſte Heft von Kunſt und Alterthum, anlege, ſo wollte ich fragen: ob Sie mir nicht zu Vervollſtändigung dieſes Aufſatzes einiges mittheilen wollten, welches nöthig und nützlich wäre, bei dieſer Gelegenheit dem Publikum vorzulegen? Sollte man nicht von Ihrem bisherigen Lebens- und Studiengange, auch Ihren nächſten Intentionen und Vorhaben etwas melden? Dergleichen liebt der Leſer und, wenn er den Künſtler kennt, ſo nimmt er mehr Antheil an deſſen Arbeiten.

Wollten Sie von den Vorſchritten im farbigen Druck, ohne gerade Ihr Geheimniß zu verrathen, in Bezug auf die bisherigen von Anderen unternommenen Verſuche einiges beſcheidentlich ausſprechen, ſo wird auch das gewiß eine gute Wirkung thun.

Hierüber wünſche baldige Eröffnung, damit ich noch vor Ihrer Abreiſe mich deshalb völlig verſtändigen könne. Denn es wäre mir darum zu thun, eine gründliche Anzeige Ihres bedeutenden Werkes zu geben.

So viel für heute, mich in gutem Andenken zu erhalten und überall zu empfehlen bittend.

Aufrichtig theilnehmend

ergebenſt

J. W. v. Goethe.

d.

An denſelben.

Weimar, den 24. Februar 1831.

Das Schreiben meines Sohns, datirt den 13. September von Neapel, war eins der angenehmſten ſeiner bisherigen Wallfahrt. Nach manchen Unbilden einer ſonſt glücklichen Reiſe, nach überſtandenem harten Meeresſturm, war er endlich im herrlichſten Hafen angelangt, an einem bedeutenden Feſttage, welches gute Vorbedeutungen aufzufordern ſchien. Sein Glück hielt ich für ganz vollkommen, da er Sie gleich antraf, und es ihm ſodann an Leitung, Führung und allen möglichen Förderniſſen nicht fehlen konnte.

Wenn das, durch Ihre Vermittlung, möglich gewordene Ereigniß einer beſonders gewidmeten Ausgrabung, auch fernerhin die Folge haben kann, daß unſer Name heiter in Pompeji von Zeit zu Zeit ausgeſprochen werde, ſo iſt das einer von den Gedanken, mit denen unſere, über der Vergangenheit ſpielende Einbildungskraft ſich angenehm beſchäftigen, Schmerzen lindern und an die Stelle des Entflohenen das Künftige ſich vorzubilden Gelegenheit nimmt. Empfangen Sie meinen lebhaften Dank für dieſe höchſt freundliche Einleitung.

Eben ſo giebt auch für die Zukunft die erfreulichſte Ausſicht, Sie und Ihre neu erworbenen Schätze wieder bei uns zu ſehen. Jenes farbige Blatt vielfach aneinandergereihter bunt verwirrter Streifen, das ich mit einem Käſtchen aus Neapel erhielt, erregt mir aber die Vermuthung, daß Sie in Neapel ſelbſt ein Unternehmen jener Art ausführen könnten.

Geben Sie mir Nachricht von Zeit zu Zeit von dem, was Sie unternehmen, was Ihnen begegnet und wo Sie ſich befinden? Daß Ihre Gegenwart in Wien willkommen geweſen, hat mir Herr Profeſſor v. Deinhardſtein ſchon ausgeſprochen und die Anzeige, die ich von Ihren ſchönen Heften niedergeſchrieben, gern und willig in die Jahrbücher aufgenommen. Sie iſt wohl noch nicht bis zu Ihnen gelangt; wann Sie aber auch ſolche erhalten, ſo werden Sie daraus den warmen Antheil erkennen, den ich an Ihren ſchönen Bemühungen genommen habe und immer nehmen werde.

Möge Ihre ſchätzenswerthe Thätigkeit von außen immer gefördert und durch Geſundheit und Geiſtesfreiheit fernerhin möglich gemacht und geſteigert werden.

Oberbaudirector Coudray grüßt zum ſchönſten und wendet Ihre Hefte zu ſichtbarem Nutzen täglich an. Er fand Gelegenheit und Förderniß eine Gewerkſchule anzulegen, wo manche Theile Ihrer Blätter vorſichtig nachgebildet zu vortheilhaften Muſtern dienen, und eine gewiſſe Freiheit und Heiterkeit des Geiſtes, woraus der gute Geſchmack entſteht, den Nachzeichnenden gewähren.

Fahren auch Sie fort und erfreuen ſich alles Guten und Schönen, das Sie genießen und ſtiften.

Mit den treuſten Wünſchen

J. W. v. Goethe.

e.

An denſelben.

Weimar, den 10. März 1832.

Da ich, mein Theuerſter, Ihren lieben Brief vom 18. Februar heute am 6. März erhalten und ich daher hoffen darf, ein Blatt von mir könne Sie noch vor Ende des Monats erreichen; ſo eil' ich freundlichſt zu erwiedern, daß Ihre Sendung mich unendlich erfreut hat.

Kaum, ich will es wohl geſtehen, konnt' ich bei mir feſtſetzen und vertrauen: jene ehrenvolle Widmung werde ſich auch für die Folge aufrecht erhalten, mein Name könne dort bewahrt, Freunden zum Verſammlungspunkt dienen. Wie ſehr weiß ich deshalb zu ſchätzen, wenn meine werthen Landsleute, vereint mit den dortigen Behörden, geneigt ſind, den Ausdruck jener verehrlichen Geſinnungen lebendig fortwirken zu laſſen.

Freilich, Sonderbares mußte hier zuſammentreffen! Es war in den Sternen geſchrieben (ich bediene mich dieſes tropiſchen Ausdrucks für eins der Ereigniſſe, wofür kein Wort zu finden iſt), daß mein Sohn, an dem ich ſo viele Freude, Sorge und Hoffnung erlebt, auf ſeiner parabeliſchen Bahn durch Italien, ehe er ſein Ziel in der Nähe der Pyramide des Cestius erreichte, ſo viel theilnehmende Freunde fand, und auch dort erwarb, um ſeinem Vater für alle liebevolle Mühe, treue Sorgfalt und bedeutende Aufopferungen, unter einem eigenen Zuſammenwirken ſo mancher von einander unabhängiger Ereigniſſe, das würdigſte Denkmal zu gewinnen. Ich weiß recht wohl, daß wir Ihrem Einfluß dieſes Gute ſchuldig ſind, und erkenne nicht allein, wie immer, Ihre raſtloſe zweckmäßige Thätigkeit, ſondern auch zugleich das Beharren in dem Wohlwollen gegen die, denen Sie eine gründliche Neigung gewidmet haben. Indem Sie die mir ſo freundliche Sendung bereiteten,

haben Sie durchaus empfunden, daß ich dergleichen Abbildungen sehnlich zu erhalten wünschte. Zwar sind durch Ihre Sorgfalt und durch Vermittelung wackerer Landsleute, in den öffentlichen Blättern, umständliche und im Allgemeinen genugthuende Nachrichten zu uns gelangt; aber je ausführlicher der Bericht ist, desto lebhafter sehnt sich der Geist nach dem Urbilde. Nun ist mein Wunsch erfüllt, und es möchte wohl keine Frage sein, daß jenes Mosaik den Alexander als Ueberwinder, den Darius in dem Scheinigsten überwunden und persönlich zur Flucht hingerissen, vorstellt. Es ist ein höchster Gedanke, daß, indessen der Perserkönig sich vor der unmittelbaren Gefahr weniger als über den Untergang seines Getreusten entsetzt, sein Wagenlenker mit dem Peitschenstiele die nachdringenden, schon siegwähnenden tapfern treuen Perser auseinanderwinkt, dem flüchtigen Königswagen Platz zu machen, da denn der Wald der gegen die Griechen gesenkten Speere durch diesen einzigen Gest dem Zuschauer paralisirt erscheint. Mitwelt und Nachwelt werden nicht hinreichen, solches Wunder der Kunst würdig zu commentiren und wir genöthigt sein, nach aufklärender Betrachtung und Untersuchung, immer wieder zur einfachen reinen Bewunderung zurückzukehren.

Unwiderstehlich wird man, ich kann es nicht übergehen, an die Schlacht Constantins erinnert, die nun künftighin der Siegestriumph des römischen Christenthums heißen müßte. Es beruhigt mich einigermaßen ein zweites Kunstwerk zu kennen, welches den Geist befähigt, durch Vergleichung und Gegensatz, sich aus diesem antiken Knotengewirre herauszuwinden und sich den würdigsten Betrachtungen im Stillen zu überlassen.

Bei dem Gebäude selbst, dessen Grundriß Sie vorsorglich beigelegt, ist gar manches zu denken, vorzüglich aber Ihre Bemerkung über das Abweichen einer strengen Symmetrie als von der größten Wichtigkeit zu betrachten. Es läßt sich dieses ansehen, wie die Ausweichungen in der Musik, die man nicht

Mißtöne nennen sollte, weil sie zu einem sonst unerreichbaren Schönen hinführen und uns die anmuthigste Befriedigung vorbereiten.

Wie sehr es sich auch von selbst versteht, so darf ich doch nicht unausgesprochen lassen, ja ich muß wiederholen, daß es mir ein durchdringend würdiges Gefühl in meinen hohen Jahren giebt, jüngere Heranwirkende zu sehen, die nicht allein was ich bisher allenfalls geleistet billigen, sondern zugleich empfinden, daß der Weg, auf dem ich unverrückt gewandelt, auch derjenige sei, auf welchem sie prosperiren. Ich war stets aufmerksam auf diejenigen Punkte der Weltkunst und Kulturgeschichte, wo ich mich immer mehr vergewissern konnte, hier sei eine hohe wahre menschliche Bildung zu gewinnen.

Zu Ihren Ausgrabungen an verschiedenen Stellen wünsche Glück. Was in jenen Gegenden, durch den furchtbarsten Zufall, in den Grund gelegt worden, möchte bei näherer Untersuchung ganz unerschöpflich sein. Haben wir so großen Vortheil von diesen Entdeckungen gehabt, so müssen wir unseren Enkeln und Urenkeln auch was gönnen. Sie, mein Theuerster, führen sie auf die rechte Spur und der echte Sinn wird, bei successiver Entdeckung echter Gegenstände gewiß erhalten und in echten Menschen zur gelegenen Zeit fortleben und wieder auflieben.

Zu Ihren Unternehmungen, die Sie auf diesem Erd- und Wasserball verhaben, wünsch' ich das herzlichste Wohlergehen, wenn auch nicht ganz gern, weil Sie mir gar zu sehr ins Weite rücken. Doch, da ich wohl begreife, daß Sie Ihrer Thätigkeit nicht leicht Grenzen setzen können, noch dürfen, so will ich mit Freuden erwarten, ob das Unschätzbare, was Sie uns gewiß zurückbringen, mir auch noch zu Lust und Gedeihen zu rechter Zeit anlangen wird. Erhalten Sie mir daher Ihr treues und wohlthätiges Andenken.

Sollte Herr Walter Scott noch in Ihrer Nähe sein,

ſo verſichern Sie demſelben, daß er ſich bei uns durchaus einheimiſch finden werde, und nicht nur als Verfaſſer ſo vieler und bedeutender Werke, ſondern zugleich als ein Wohl- und Edeldenkender, der allgemeinen Ausbildung ſich widmend. Und ich für meine Perſon darf wohl ſagen, daß dieſe durchgängige Anerkennung bei mir durch eine gewiſſe Zärtlichkeit einer vieljährigen Verwandtſchaft noch erhöht wird.

Meine gute Tochter, die ihr freundliches Andenken zum beſten erwiedert, wünſcht, wenn es Gelegenheit giebt, der unverheiratheten Tochter des Sir Walter Scott, die, wie man ſagt, ihren Herrn Vater begleitet, beſtens empfohlen zu ſein und verſichert von ihrer Seite den lebhaften Empfang.

Alle hieſigen Freunde, die Sie kennen und nennen, grüßen und danken mit mir aufs beſte, und freuen ſich nach gelungener Reiſe auf Ihre reiche Gegenwart.

Sodann bitte ich, die Geneigtheit dortiger Gelehrter, Kunſtfreunde, Künſtler und Kunſtgenoſſen, auf das treulichſte dankbar zu erwiedern. Laſſen Sie mich hoffen, durch irgend eine Vermittelung, auch während Ihrer Abweſenheit aus dieſem Welttheile, einige Nachricht von Ihnen zu erhalten.

J. W. v. Goethe.

B.

Die nachfolgenden Tagbuchblätter und Briefe von Goethe befinden sich in der schätzbaren Sammlung des jungen Herrn Fr. v. Gerstenbergk aus Weimar, dessen Güte die Mittheilung zu danken ist.

Aus einem für den Herzog von Weimar niedergeschriebenen Tagebuch.

Sonntags früh eilfe. Unser Bote ist noch nicht da, der Schrittschuhe mitbringt, ihm sind tausend Flüche entgegengeschickt worden, wir sind in der Gegend herumgekrochen und geschlichen. Gleich hinter dem Hausgarten führt ein wilder Pfad nach einem Felsen, worauf ein altes Schloß der Grafen von Gleichen stand, mitten im Fichtenthal, Bertuch hat mit seinem Mägdlein Rasen- und Moosbänke und Hüttchen und Plätzchen angelegt, die sehr romantisch sind, die Felsen hinab sind wilde Blicke, und ein offener, freundlicher über die Fichtentiefen nach Bürgel hin. Die Morgensonne war lieb. Ich stieg mit Bertuch seitwärts einen Felsensteig ab zu einem Brunnen und Fischkasten, die Eiszapfung die Felsen herab! — Der Bote ist da und nun aufs Eis. Segen zum Morgen und Mahlzeit, lieber gnädiger Herr — — Die Schrittschuhe

sind vergessen, ich habe gestampft und geflucht und eine Viertelstunde am Fenster gestanden und gemault, nun laben sie mich mit der Hoffnung, es käm' noch ein Bote nach. Muß also ohne geschritten zu Tische. — Abends vier. Sind gekommen, habe gefahren und mir ist's wohl.

Den ersten Feiertag früh acht. Hab ziemlich lang geschlafen, die Sonne sieht schon am Himmel. Der Abend gestern ward mit Würfeln und Karten vervagabundet. Abends sechs. So auch der ganze heutige Tag! Nach Bürgel geritten! Das Amthaus ist schön. Wäre wohl einmal ein Sommerritt für Ew. Durchlaucht. Und das Revier Waldend ist recht schön. Die Waldungen in gutem Stand, daß es wohl Freude ist. Der Hofrath Hochhausen hat ein Portrait vom Herzog Ernst August. Es hat was starres, scheues, bezeichnet einen Mann, der eigentlich nicht nachdenkt, mehr durch die ersten gegenwärtigen Eindrücke sich bestimmen läßt, trocken, schroff aber gut, und ohne den einwägenden Zug von Güte, bei übrigen trefflichen Anlagen Tyrann. — Auch hing da der letzte Herzog von Weißenfels, Einsiedel mußte mir seinen Charakter machen, trafs: Gradheit, Güte, vorschwebende Schwäche, Unthätigkeit und Alles was daran hängt. Darauf nach Hause. Die Odyssee war endlich aufgetrieben. Nach Tische rammelten sich Augantino und Basko, nachdem wir vorher unsere Imagination spazieren geritten hatten, wie's sein möchte, wenn wir Spitzbuben und Vagabunden wären, und um das natürlich vorzustellen, die Kleider gewechselt hatten. Krause war auch gekommen und sah in Bertuchs weißem Treffenrocke und einer alten Perrücke des Wildmeisters wie ein verdorbener Landschreiber, Einsiedel in meinem Frack mit blauem Krägelchen, wie ein verspielt Bürschchen, und ich in Kalbs blauem Rock mit gelben Knöpfen, rothem Kragen und vertrotteltem Kreuz und Schnurbart, wie ein Capitalspitzbube aus. —

6.

An den Herzog von Weimar.

Ungern ſchreibe ich dieſen Brief anſtatt ſelbſt zu kommen, da ich ſehe, daß es Ihnen ein Vergnügen machen würde, mich in Frankfurt zu finden. So viele innere und äußere Urſachen halten mich ab, daß ich Ihrem Rufe nicht folgen kann. Möge es Ihnen recht wohl gehen und dieſe Reiſe, der es nun bald an ſauern Unbequemlichkeiten nicht fehlen kann, Ihnen von recht großem Nutzen werden. Mich heißt das Herz, das Ende des Jahres in Sammlung zubringen, ich vollende mancherlei im Thun und Lernen, und bereite mir die Folge einer ſtillen Thätigkeit auf's nächſte Jahr vor, und fürchte mich vor neuen Ideen, die außer dem Kreiſe meiner Beſtimmung liegen. Ich habe deren ſo genug und zu viel, der Haushalt iſt eng und die Seele iſt unerſättlich.

Ich habe ſo oft bemerkt, daß, wenn man wieder nach Hauſe kommt, die Seele ſtatt ſich nach dem Zuſtande den man findet einzuengen, lieber den Zuſtand zu der Weite, aus der man kommt, ausdehnen möchte, und wenn das nicht geht, ſo ſucht man doch ſo viel als möglich von neuen Ideen hereinzubringen und zu pfropfen, ohne gleich zu bemerken, ob ſie auch hereingehen und paſſen oder nicht. Selbſt in den letzten Zeiten, da ich doch jetzt ſelbſt in der Fremde nur zu Hauſe bin, hab' ich mich vor dieſem Uebel oder wenn Sie wollen, vor dieſer natürlichen Folge nicht ganz ſichern können.

Es koſtet mich mehr mich zuſammenzuhalten als es ſcheint, und nur die Ueberzeugung der Nothwendigkeit und des unfehlbaren Nutzens hat mich zu der paſſiven Diät bringen können, an der ich jetzo ſo feſt hange.

Leben Sie recht wohl und kommen glücklich wieder zu uns. Diesmal kann ich nicht mehr ſchreiben.

Die erwartete Frau von Reck iſt angekommen, eingeholt von Bode. Es hat ſie noch Niemand geſehen.

Leben Sie wohl. Ich bin recht neugierig auf das, was Sie uns mitbringen; denn Sie haben doch manches Wunderbare erfahren.

Weimar, den 6. Dezember 1784.

Goethe.

b.

An denſelben.

Es thut mir ſehr leid, daß ich Ihre Parthie verderbe und das Geſchäft hindere, mit meinem Uebel iſt es geworden, wie ich voraus ſah, der Backen iſt dick und ich bin genöthigt, mich mit Kräuterkißlein zu zieren.

Knebel empfiehlt ſich, er iſt heute nach Jena, ſehr ſchlecht erbaut von ſeinem patriotiſch theatraliſchen Schmaus. Wielanden iſt wirklich ein Streich paſſirt, er zieht ein Loos, wen er zu Tiſche neben ſich haben und eigentlich verſorgen ſoll, er lieſt Mad. Ackermann und iſt höchſt glücklich. Nachher findet es ſich, daß Knebel dieſe Schöne gezogen, und wie der Alte ſein Billet beſieht, iſt's Herr Ackermann. Er will mit aller Gewalt wieder eine Oper machen, ich glaube er hat ſchon angefangen. Dagegen iſt Herder herabgeſtiegen und hat ein ABC Buch geſchrieben, das recht ſehr gut und trefflich gedacht iſt.

Hierbei ſchicke ich die verlangte Charte und wünſche ein freundliches Leben.

W. d. 8ten Apr. 86.

Goethe.

An den Herzog von Weimar.

Du ſorgeſt freundlich mir den Pfad
Mit Lieblingsblumen zu beſtreun.
Still thätig danke Dir mein Leben
Für alles Gute, was Du mir erzeigſt.
Fügſt Du dazu die Sorge für Dich ſelbſt,
So geh' ich ohne Wunſche fröhlich hin.
Denn nur gemeinſam Wohl beglückt Verbundene.

Den 28. Auguſt 1787.

Goethe.

Joh. George Scheffner,

geboren den 8. August 1736, gestorben 1820.

„Die Wahrheit kommt nie zu spät".

J. G. Scheffner, bekannt theils durch seine Selbstbiographie*), theils durch das hartnäckige Bestreben seiner Freunde, ihn stets im Gefolge der Königsberger Heroen der Literatur Kant, Hippel, Hamann, Kraus u. s. w. mitglänzen zu lassen, — hat wunderbarer Weise in seiner Selbstbiographie eines sehr innigen Verhältnisses gar keiner Erwähnung gethan, ja nicht einmal den Namen des Mannes genannt, dem er im Leben gar viel verdankte, seine kritische, feinere Ausbildung demselben selbst zuschrieb, und der ihm seine literarischen Arbeiten durchsehen, feilen und korrigiren mußte, — nämlich zu Karl Gottl. Bock**), dem liebenswürdigen Dichter, auch geistreichen Uebersetzer der Georgika des Virgil, welche letztere Fr. Aug. Wolf und Heyne weit über die Arbeit des Joh. Heinr. Voß gestellt haben.

*) Mein Leben, wie ich Joh. Georg Scheffner es selbst beschrieben. Leipzig, 1816. 1823. in 2 Abtheilungen.

**) C. G. Bock, geb. 1746, gest. 1829.

Die folgenden Briefe Scheffners geben uns wohl eine sehr deutliche Darstellung von seinen Empfindungen für Bock und von der Achtung und dem festen Glauben, den er zu dessen Geiste, zu dessen Verstande hatte, zugleich aber finden wir auch Urtheile und Ansichten über Personen und Verhältnisse darin, welche mit denen, die er in seiner, schon zu damaliger Zeit begonnenen Selbstbiographie vorerzählt, sehr verschieden sind. — Soviel über ein Verhältniß, dessen die Selbstbiographie mit keiner Sylbe erwähnt, und weshalb man wohl mit Recht schließen kann, daß, da dieses Buch Schlechtes, wie Grecourts Lieder, — und Ehrbringendes, — freilich poetische Eitelkeit Verletzendes — wie Bocks Freundschaft, stillschweigend übergangen hat, auf Scheffners Wahrhaftigkeit überhaupt nicht viel zu geben sein möchte. An einer Stelle der Biographie (S. 124.) erzählt Scheffner eine maliziöse, bösartige Kränkung, die er öffentlich aber anonym, seinem Freunde Bock hinterrücks in der Zeitung zugefügt habe, und erwähnt bei dieser Gelegenheit nicht achtend, ja feindselig desselben, spricht ihm Dichtergeist und alle Kritik ab, u. s. w.

Scheffner lebte noch, als er das Werk drucken ließ, doch durfte es erst nach seinem Tode ausgegeben werden, bei welcher Gelegenheit die Censur mehrere Seiten strich. Wir finden in diesem Buche den deutlichen Beweis, daß dieser Mann eigentlich keines Menschen wahrhafter Freund gewesen ist, denn Alle, die er im Leben schmeichelte und hofirte, werden, nachdem er seinen Leib durch das Grab in Sicherheit gebracht, darin herabgewürdigt: Hardenberg, Schön, Hippel, Auerswald, Stägemann, Nicolovius, Reichardt, theilen mit Bock dasselbe Loos, — Jedem weiß er etwas Böses anzuhängen!

Da Scheffners Urtheile noch immer von einer gewissen Partei als infallibel betrachtet werden, man wieder anfangt ihn als ein „Meteor" zu bezeichnen, „welches die Jahrbücher

der Wiſſenſchaft noch in ferner Zukunft verherrlichen wird, ſo mag hier auch noch ſein Verhältniß zu Ludwig Zacharias Werner näher beleuchtet werden; früher habe ich darüber ſchon Andeutungen im Geſellſchafter von Gubitz mitgetheilt. Nach Allem, was von Scheffner öffentlich und privatim vorliegt und nach eigener vieljährigen Kenntniß des Mannes und ſeiner Perſönlichkeit, ſoll die Beleuchtung ſeines eigentlichen Characters verſucht werden: wer ſich wie Scheffner ſeinen Zeitgenoſſen überliefert, darf auf Schonung wenig Anſpruch machen, ſondern nur auf ſtrenge Gerechtigkeit und Wahrheit!

Joh. George Scheffner war ein Mann, welcher zwar in keiner Wiſſenſchaft gründliche Studien beſaß, weil er zu flüchtig Alles erfaßte und tiefes Nachdenken ſcheute, aber vermöge der Leichtigkeit ſeines Geiſtes und ſeines ſchnellen Ueberblicks ſich von Allem ſo viel anzueignen konnte, als er nöthig fand, in geſellſchaftlichen Zirkeln, und unter weniger Wiſſenden zu glänzen. Mit der oberflächlichen Kenntniß der franzöſiſchen und deutſchen ſchönen Literatur verband er einen dunkeln Begriff von dem klaſſiſchen Alterthum, in ſo weit dies nämlich durch deutſche und franzöſiſche Ueberſetzungen zugänglich war. Die Vollendung ſeiner belletriſtiſchen Ausbildung gab er ſich durch Journal- und Zeitungslektüre. Dieſem fragmentariſchen Wiſſen, das er in ſich aufgenommen und das einem Amalgama aus heterogenen rohen Maſſen glich, gab er durch einen ſpielenden, ſchiefen und bösartigen Witz die Schleifung eines böhmiſchen Steins, den er bei dem ungewiſſen Kerzenſchimmer der Thees und in buntgefüllten Salons an ſeinen Fingern ſpielen, und für einen Brillanten gelten ließ. Dieſe böſe Art ſeines angebornen Witzes kam ihm aber nicht wenig zu ſtatten: daher er im geſelligen Leben, wie im Kammerkollegio bei ſeinen Arbeiten, wo es überdies wohl auf tiefe Gründlichkeit nicht ankommen mochte, geſchätzt, mehr aber be-

wundernd gefürchtet, als geliebt wurde. In gewiſſer Hinſicht war er Menſchenkenner; mit den menſchlichen Schwächen bekannt, und bei der Klugheit ſeines Benehmens war es ihm folglich ein Leichtes, einflußreiche Perſonen zu gewinnen und auf ſeine Seite zu ziehen, was er denn auch — oft zum Nachtheil derer, denen er ungünſtig geworden war, nicht unterließ. Es ſind Beiſpiele vorhanden, daß er über ſolche bedeutende Geſchäftsmänner, ohne daß ſie es merkten, die völlige Superiorität gewann. Bei größerer Ausbildung des Geiſtes und der techniſchen Kunſt hätte Scheffner vielleicht in der poetiſchen Epiſtel und Satyre etwas Tüchtiges leiſten können. Seine Sittlichkeitsausbildung begann er mit „den Gedichten im Geſchmacke des Grecourt“ und beſchloß ſie mit ſeinem „Ueber Manches im Dienſt“ und ſeiner Selbſtbiographie. — Hiernach wären ſeine Verzüge, ſeine Talente doch wohl nicht hinreichend geweſen, ihn geehrt und gefürchtet zu machen. Er erſann zwei andere Hulfsmittel. Das eine war das Vorgeben von bedeutenden Verbindungen in Berlin, das andere, ebenfalls ſehr kräftige, war ein Freitägiges Mittagsmahl für hungrige Literaten!

In die erſte dieſer Fallen ging denn auch L. Z. Werner! Auf dem Königlichen Geheimen Archiv zu Königsberg in Preuſſen liegen, laut Scheffners Verfügung, die an ihn geſchriebenen Briefe Werners, — „weil es manchen Menſchen Vergnügen macht, die Handſchrift nicht unbedeutender Perſonen kennen zu lernen“. Profeſſor Joh. Voigt theilt dieſelben in den Blättern fur literariſche Unterhaltung mit, leider aber nur im Auszuge. Sie liefern aber dennoch einen bedeutenden Beitrag zu Werners Charakteriſtik. So ſehr es auch zu bedauern iſt, daß die Antworten von Scheffner zur genauern Kenntniß der Wernerſchen Briefe nicht auch erhalten ſind und dieſen beiliegen, ſo wird doch aus den handſchriftlichen Originalbriefen Werners — die ich bei Scheffners Lebzeiten ſchon

zu leſen Gelegenheit hatte*) — ziemlich klar, wie der Inhalt der Antwortſchreiben möge beſchaffen geweſen ſein, zumal wenn man Scheffner perſönlich oder aus ſeinen gereimten und ungereimten Werken kennt. Wer aber Werner in ſeinem ganzen Thun und Handeln nicht begriffen und verſtanden, für den könnte ſich leicht eine falſche Idee von dieſem wahrhaft edeln, mit hohen Dichtergaben ſo reich beſchenkten Mann bilden, wenn er dieſe Briefe an Scheffner lieſt, die eine Art Schmeichelei und Kriecherei athmen, welche empören muß, wirft man nicht auch gegentheils einen ſehr ſcharfen Blick auf Scheffners Character, Perſönlichkeit und Geiſt.

Werner fühlte ſich berufen zu einem Verkündiger göttlicher Wahrheiten an die Menſchen, und obſchon ſich nicht leugnen läßt, daß ſeine Verſuche, in der dramatiſchen Form Darſtellungen zu geben, durch die der religiöſe Sinn geweckt werde, nicht erfolglos geweſen ſind; ſo muß man doch geſtehen, daß, indem er die Poeſie zu einem bloßen Werkzeuge erniedrigte, um gewiſſe myſtiſche, durchaus unvorbereitete Ideen mitzutheilen, — denen eben als myſtiſchen alle Klarheit abging —, die dramatiſche Form die unpaſſendſte war, da eben ſie höchſte Klarheit und Ausgeprägtheit erfordert. Dieſen Widerſpruch ſeines Zweckes mit den gewählten Mitteln nicht bemerkend, und doch erkennend, daß die beabſichtigte Wirkung nicht erfolgt, gerieth er in einen andern Irrthum und glaubte es bedürfe äußerer Hülfsmittel, z. B. einer prunkvollen Darſtellung ſeiner Schauſpiele auf einem großen Hoftheater, der Gunſt eines Fürſten, u. dergl. Dieſe unglückliche Anſicht feſthaltend, rief ihm Berlin ins Gedächtniß. „Wie herrlich,

*) In den durch Voigt zum Druck beförderten Briefen Werners iſt alles perſönlich Bezügliche, leider auch Characterſchilderungen intereſſanter Zeitgenoſſen, meiſtens wegzulaſſen und dadurch dem Publikum Hochintereſſantes vorenthalten worden.

ſchrieb Werner, wenn ich aus Warſchau, wo in literariſcher Hinſicht nichts zu machen iſt, nach Berlin verſetzt würde, den proſaiſchen Iffland gewinnen, ihn für meinen Zweck gewinnen könnte und dann ein großes Sujet zur Aus- und Aufführung brächte, wodurch denn auf die Maſſe des Publikums zu wirken ſein müßte. Berlin giebt für das ganze nördliche Deutſchland den Ton an; welch einen weiten Spielraum hätte ich da gewonnen!“ So ſchrieb der edle, verkannte Werner, der ſich einbildete ein großer Menſchenkenner zu ſein, aber in der That nichts weniger als das war. „Wie kommſt Du aber nach Berlin?“ war wohl nun die Frage, welche das Andenken an Scheffner in Königsberg rege machte und auf ſeine vielfach gerühmten Connexionen in Berlin Hoffnungen begründete. Und Werner begann an dieſen Mäcen zu ſchreiben, glaubend, wenn er nur erſt ihn und Iffland für ſeine Ideen gehörig enthuſiasmirt, daß er dann auch den Miniſter von Schrötter für dieſelben würde gewinnen können; durch Scheffner eine Anſtellung in Berlin zu erhalten, ſchien ihm übrigens keinem Zweifel unterworfen zu ſein. Um ſich nun aber dieſe Correſpondenz erträglich zu machen, bemühte ſich Werner mit der Anſtrengung, mit welcher Don Quixotte Windmühlen für Rieſen anſah, — den Scheffner für etwas Anderes zu nehmen, als er wirklich war. Scheffner war — wie ſchon bemerkt — ein flacher, leerer, maliziöſer Witzling, alſo ſah ihn Werner für einen geiſtreichen, genialen, mit Witz, Laune, Scharfſinn ausgeſtatteten Mann an. Ja es gelang ihm ſogar, ihn ſich als einen Mann zu denken, der ein wenig von Myſticismus und Myſtik angeſteckt wäre, da er zu der Zeit, als Stark in Königsberg war, mit dieſem Letztern im Clerikat der Tempelherren geſpielt. Daher die Treuherzigkeit, mit der Werner ihm auf die Frage: was denn der Baſſomet in dem erſten Theile der Söhne des Thales bedeute? Alles auskramt, was er ſorgfältig unter ſieben Siegeln ver-

ſchloß, denn er ſah in dieſer Frage die Wißbegier eines nach höheren Aufſchluſſen Verlangenden, und es war doch bloß der Schalk, der da fragte, und die Miene des Aſpiranten annahm. Durch den unterthänigen, demüthigen Ton, in dem Werner an ihn ſchreibt, durch das Kuſſen von Scheffners ehrwürdigen Händen am Schluſſe eines jeden Wernerſchen Briefes, durch das ihn (Scheffnern) ſeinen (Werner) Meiſter und Lehrer nennen, wird Scheffner allmälig ſo aufgeblaſen, daß er endlich Wernern ganz wie einen Schüler und thörichten Knaben behandelt, den er ſeiner hohen Protektion und Belehrung würdige, — ja ihm ſelbſt einen für ihn aufgeſetzten Brief an den Miniſter zuſchickt, und ihn wörtlich abzuſchreiben befiehlt und ihm dabei ſagt: er habe das und das von ihm gehört, er müſſe das und das an ihm höchlich mißbilligen, er bringe es ja zu Nichts in der Welt, man urtheile über ihn nicht vortheilhaft, man ſage das und das u. dergl. m. Endlich regt ſich Werners Empfindlichkeit über die übermüthige Protektionsmiene, welche Scheffner gegen ihn annimmt. Er ſchreibt: „Sie nennen mich immer den Verfaſſer der Söhne des Thales; bin ich Ihnen denn nicht mehr, als ein Verfaſſer?“ Er rechtfertigt ſich gegen die ihm gemachten Beſchuldigungen, und weil er vermuthet, Scheffner ſei mit deshalb böſe, weil er hinſichts des zu copirenden Briefes an den Miniſter vielleicht ſeinem Befehl nicht wörtlich Folge geleiſtet, ſagt er ihm: er habe den Brief wörtlich abgeſchrieben, und bloß ſtatt „armen Poeten“, da ihm jede Einmiſchung des Höheren in die perſönlichen Verhältniſſe zuwider ſei, „einen Jünger der Kunſt“ geſetzt, da und da ſei er von Recenſenten gelobt, da und da von hohen und höchſten Perſonen mit Beifall beehrt und ehrenvoll aufgenommen worden. Der beſcheidene Werner, der nie prahlte, der nie um ſein ſelbſt willen um den Beifall der Großen buhlte, der auf die höchſt zweideutigen Lobäußerungen der Vornehmen und des Publikums ſo gar nichts gab, ward

doch genöthigt, allein um sich Scheffners hofmeisternde, poetisirende Anmaßungen ein wenig vom Halse zu halten, ihm durch dergleichen Erwähnungen Achtung einzuflößen. Dennoch küßt er und seine Frau, am Schluß der Briefe, Scheffnern und dessen Frau fortwährend in der tiefsten Unterthänigkeit die väterlichen und mütterlichen Hände. Obschon wir über den eigentlichen Zweck dieser auszugsweisen Mittheilung der Wernerschen Briefe an Scheffner keine bestimmte Ansicht auszusprechen uns erlauben wollen, so können wir doch nicht die Ansicht zu äußern hier unterdrücken: man wolle durch die Bekanntmachung der Briefe mit Auslassung aller Stellen, welche die eigentlichen persönlichen Beziehungen auf Werner selbst und dessen Freunde enthalten, — allein nur eine neue Verherrlichung des alten Scheffner hervorrufen. Deshalb haben wir uns verpflichtet gehalten, einige Fingerzeige zum richtigen Verständniß jener Briefe zu geben.

a.

An Karl Gottl. Bock in Marienwerder.

d. 10. Juni 1776.

Ob ich Ihnen gleich nicht geantwortet, so hab' ich doch Ihren Auftrag wegen der Kupfer gleich bestellt, weil ich weiß, wie sehr Ihnen diese Sache am Herzen liegt — viele Stücke verdienen es auch wirklich — die Agrippina, Epaminondas, Telemach sind seelbezaubernde Kompositionen, zu denen ich der erste Prätendent wäre, wenn nicht geschrieben stände: Du sollst nicht begehren. — — Ich sehe Sie herzlich gern hier, allein ich weiß doch, daß der Kauf der Kupfer Ihnen mehr werth sein wird, als einige Stunden Gespräch mit einem Menschen, der im Staube der Einsamkeit nicht mehr Gesicht genug hat, um in die Sonne sehen, oder ohne Schwindel von Geniestrahlen reden zu können. Wundern Sie sich also nicht, mein

Lieber, wenn ich mich gar nicht an ihren Nisus und Euryalus wage — vor drei Wochen verbrannte ich meine Ueberſetzung dieſer herrlichen Epiſode. Die jetzige Zeit iſt für die Ueberſetzer äußerſt kritiſch, es werden Ueberſetzungen für Meiſterſtücke ausposaunt, die mit wahrer franzöſiſcher Leichtſinnigkeit und Freiheit gemacht ſind, was ſoll man nun thun, um Beifall zu finden — treu ſein — oder mit dem Original nach Herzensluſt herumſpringen. Um das Dichterüberſetzen iſt es ohnedem eine doppelt mißliche Sache, beſonders Dichter, deren groſſes Verdienſt Wohlklang iſt. Virgil ſoll dieſen Wohlklang im hohen Grade haben, wie giebt man den der Proſa? vielleicht, wenn man erſt Hexameter macht, und die hernach in Proſa auflöſt. Geßner hat es vielfältig ſo gemacht. Ich weiß bereits zu wenig Latein, und mache ſelbſt zu holprige Verſe, um Ihre Proſa meiſtern zu dürfen. Sehen Sie alſo Ihr Manuſcript noch ſelbſt durch; ſchade, daß man über Niſus und Euryalus kein Blatt von Rafael und Strange hat — das ſollte einen fürtrefflich begeiſtern, Virgils ganze Schönheit zu erreichen. Ich ſchreibe hierüber mehr als ich wollte — ein offenbarer Beweis, daß ich das Ding nicht verſtehe; verzeihen Sie es mir, um der guten Meinung wegen. Leben Sie übrigens recht wohl, und tödten ſo viel möglich Ihre Unzufriedenheit über Marienwerder, es iſt überall nur ſo viel gut, als man's ſich in ſeinem eigenen Herzen macht, denn in der Einſchränkung auf ſich ſelbſt findet man eine groſſe Ruhe, die einen ganz ohne Geräuſch glücklich macht. Dies iſt ein Stückchen vom Syſteme Ihres Scheffner.

b.

An denſelben.

d. 13. Febr. 1786.

Willkommen, willkommen zu Hauſe, mein lieber Bock — lange ſchon hab' ich Ihrer Reiſebeſchreibung entgegengeſehen,

aber geſtern erſt ſelbige von Hamann, nebſt Ihrem Briefe an ihn, und dem ſeinigen an Sie erhalten. Was Sie mir über Berlin ſchreiben, hab' ich mir gleich vorgeſtellt, der Erwartungs- und Eindrucksgrad ſind aber immer ein Paar unrichtige Gewichte, die die kalte Vernunft erſt raradiren muß, und weil man dieſer oft nicht die gehörige Zeit läßt, ſo wird die Welt mit den mehreſten Reiſebeſchreibungen getäuſcht. Es macht mir immer die lebhafteſte Freude, von vernünftigen Augenzeugen die Ideen berichtigt zu erhalten, die ich mir von manchen Schriftſtellern gemacht, gegen die mehrſten hab' ich eine Art von Animoſität, weil ſie blos Schreiber, und nicht Thäter ihres Worts ſind, und es ſcheint, daß die Natur bei den mehrſten einen gewiſſen Widerſpruch zwiſchen ihren Leibern und Geiſtern angebracht hat, der den blos gutmüthigen Menſchen warnen ſoll, ſie ja nicht für Götter zu halten, es wäre dann für epicuräiſche mit den Händen im Schooß — freilich giebts Ausnahmen, zu denen gehört aber nicht Klopſtock, nicht Claudius. — O mein Beſter, glauben Sie es mir, über die Erhabenheit des erſtern und die Naivetät des leztern werden ſicher unſere Enkel, wo nicht ſchon die Kinder, ſchwere Gerichte ergehen laſſen. Sie werden mein Urtheil hart finden, aber wenn wir mit einander ſprächen, dächt' ich Ihnen ſeine Unparteilichkeit gut erweiſen zu können. Den Tändler Gerſtenbergk hätt' ich mir ganz anders gedacht; der junge Cramer iſt ein Geck, indeſſen kann ich ihn doch nicht zum Schaafskopf machen laſſen. Vielleicht ſchleift ihm die Zeit ſeine Suffiſance ein wenig ab, ſollte ſie aber ihm ſo eingefleiſcht ſein wie die Poeſie Ihnen iſt, ja dann muß er als Geck ſterben, ſo wie ſein lieber Junge wohl immer alles mit der Imagination ergreifet, die in Ihren Augen funkelt, und wenn Sie ſie noch ſo ſehr zur Liebreichheit herabſtimmen. O Bock, ich ſehe Sie von Klopſtock Abſchied nehmen, und wären Sie hier, ich wette, wir lachten bis zu Thränen über die Poetengruppe,

die ihr machtet. Daß Sie Ihrem Glückſtern darüber eine kleine Libation machen, daß er Sie mit Reichardt zuſammentreffen ließ, iſt ſehr billig, der Reichardt iſt für mich ohne Rückſicht auf Ihre Freundſchaft ein vorzüglicher Menſch, ſeine muſikaliſche Art und Kunſt verſteh' ich gar nicht zu beurtheilen, er hat eine gewiſſe Freimüthigkeit, die mich unendlich für ihn eingenommen hat, und die eigentlich auch nur ein Künſtler haben kann, der in dieſem Stück etwas gleiches mit dem Handwerker hat, und ohne Vorurtheil geſagt, iſt nicht Kunſt blos der Spiritus, der von dem Handwerksmeiſch abgezogen wird. Reichardts Erklärung über Mendelsohns Tod in den N. Hamburger Zeitungen hat mir ausnehmend gefallen, ob ſie gleich wider Engel iſt, der mir in Berlin viel Freundſchaft erwieſen — und wenn Sie ihm ſchreiben, ſo legen Sie ihm doch mein Erkenntlichkeitsſcherflein mit einem herzlichen Gruß bei. Nichts iſt mir komiſcher aufgefallen als die Verwechſelung des Hamannſchen Bildes mit der Frau D. Luthern! und Ihnen mag nichts trauriger aufgefallen ſein als der Rückfall nach Marienwerder, wo Ihnen keine Winthem vorſingt, kein Reichardt auf der Orgel vorſpielt, kein Ramler vorlieſt, wenn Sie indeſſen die Scherbenberge anderer Arten ſich zurückerinnern, werden Ihnen die inländiſchen zerbrochenen Töpfe weniger auffallen, und ich wünſche Ihnen hierüber etwas von meiner proſaiſchen Gemüthsart mittheilen zu können. Gedicke möcht ich am liebſten von Perſon kennen, weil die Schulmeiſterei des Landvolks ſeit neuerer Zeit mein Steckenpferd iſt, und ich hier keine recht wirkſame Hülfe habe; doch wer weiß wozu das leute gut iſt! Was macht der Virgil?

Ihr S.

c.

An denſelben.

d. 29. Septbr. 1786.

Sie haben es alſo nicht laſſen können, dem neuen Könige mit einem Liede entgegen zu ziehen, wollte Gott Sie hätten dadurch ſo wenig Ihres Glücks verfehlt, wie David des Goliathſchen Stirnbeins. Daß man Ihnen die perſönliche Ueberreichung erſchwert, laß Sie nicht wundern — in einer ſolchen Zeit hält man keinen Bürgerlichen werth ein Königsgeſicht zu ſehen, viel weniger ſich ihm zu nahen. Selbſt den klugdenkenden Edelleuten hat der Huldigungsſchwindel den Kopf verſchoben. Wofern Sie nicht zweimal an mich ſchreiben wollten, ſo hätt' ich's lieber geſehen, Sie wären mit Ihrem Briefe, den ich geſtern erhielt, ein wenig ſpäter zur Poſt gegangen. Da ich alt werde, ſo hat das Ende der Dinge immer etwas Angenehmeres, wie ihr Anfang, weil ich bei dieſem beſorge, jenes nicht zu erleben. Die Wendung Ihres Lobes im Gedicht einzuſehen, gehört ein an deutſche Muſe gewohntes Auge — ob Friedrich Wilhelm das hat, kann ich nicht ſagen, und ſtänd' es ihm auch an der Stirne geſchrieben, weil ich mich nicht aus meinem Waldwinkel gerührt, um die Huldigungsherrlichkeiten zu ſchauen. Seitdem ich mich aus der Theologie zur Religion herausgearbeitet, hab ich eine beſondere Abneigung gegen allen Ceremoniendienſt, er ſei weltlich oder kirchlich: ich weiß nicht ob es recht iſt, ſo lang' mich aber Niemand vom förmlichen Unrecht überzeugt, zieh ich das vor, was mir am behaglichſten iſt.

Ich habe ſehr bei dem Tode von S. an Ihre Verſetzung nach Königsberg gedacht; es ging nicht; — und wenn Sie es, mein Lieber, recht bedenken, ſo iſt alle Zufriedenheit nicht ein gegebenes, ſondern ein genommenes Gut; ſehen Sie ſich nur

auf Ihrem Fleck recht genau um, und ich hoffe, Sie werden auch da froh ſein können, wenn Sie es nur recht ernſtlich wollen. Machen Sie es mit der Heiterkeit wie mit den Muſen, ſo wird es Ihnen auch in Marienwerder nicht an fröhlichen Stunden fehlen. Mein Beſter, wenn ich nicht die Möglichkeit dieſer Kunſt und Wiſſenſchaft aus Erfahrung kennte, ſo würd' ich ſie Ihnen nicht anpreiſen. Kommen Sie doch auch wieder einmal zu mir, vielleicht wird ein Waſchen in meinem höchſt kunſtloſen Bade Ihnen wohlthun, wenigſtens würden ſeine ſchattigen Erlen Ihnen einen lieblichen Anblick ſchaffen.

Grüßen Sie all' meine Freunde und denken in trüben und heiteren Tagen fleißig an Ihren S.

d.

An denſelben.

d. 6. Octob. 1786. 2 Tage nach Empfang Ihres Briefes.

Da ſehen Sie nun, mein lieber Herr, daß es beſſer iſt Vater eines Amorknaben als ein Odenſchöpfer zu ſein, und ich geſteh Ihnen aufrichtig, daß ich mich im Geiſte auch mehr über Ihren Sohn*) freue, der ſchon ſo jung Fürſtenherzen mit der kleinen Hand und einem offenen Blick lenken kann; was wird aus dem werden, wenn er einſt größer wird und Alles beibehält, was ihm Mutter Natur auf die Lebensreiſe mitgab. Jezt, mein Beſter, hübſch behutſam in Rückſicht Ihres künftigen Schickſals, laß Sie doch kein Rath Dämon quälen, beim Commerzienrath iſt ohnedem kein Brod, könnten Sie nur erſter

*) Der nachmalige Bibliothekar Rafael Bock, welcher ſich durch mehrere poetiſche und philoſophiſche Schriften in der Literatur bekannt gemacht hat und als Kind ſeiner Schönheit wegen Friedrich Wilhelm II. auffiel.

Königsberger Kammersekretair werden, so hätten Sie gutes Auskommen, noch besser aber ist das Sekretariat beim Staatsminister, weil dabei, wo ich nicht irre, 800 Thlr. sind, und Arbeit nicht für 800 Pfennige. Den Minister müssen Sie bei Leibe nicht von sich ablenken, er leitet sonst den Kabinetsordrebach gar nicht auf Ihre Mühle. Ich umarme Sie mit der Herzlichkeit, die Sie mit Recht zutrauen

Ihrem S.

e.

An denselben.

d. 5. Novbr. 1793.

Unserm Kant ist seine Scriptur nicht so zu Sinn gegangen, wie mir Ihr Kupferstichhandel, denn sonst hätt' er unmöglich solche Stellen hingeschrieben, wie ich mit Erstaunen von Ihnen angeführt lese. Sollte er aber darin nicht Recht haben, daß dem Unterthan wider einen solchen Oberherrn*) kein anderes Mittel als Gewalt übrig bleibt — den Tyrannen fehlt es entweder am Willen oder am Verstande, was würde in beiden Fällen Klage und Vorstellung helfen? Daß die Oberhäupter sich vom Zwangsrecht ausnehmen, lehrt die Erfahrung, aber Gott behüte vor der Lehre, daß sie sich mit Recht und natürlicherweise davon ausnehmen können und dürfen. Welche Meinung ist aber so arg, daß sie nicht irgend ein Philosoph oder Priester behauptet hätte!

Ihr S.

f.

An denselben.

d. 9. Septbr. 1793.

Daß Sie Ihr Gesicht von den Büchern ab, auf die Menschen gekehrt haben, wird Ihnen nicht leid thun, selbst wenn

*) Kaiser Paul I.

Sie wieder auf Ein Buch ſo verfallen ſollten, wie auf den Virgil. Ich halt' es für die Cultur der Humanität, ſo wie überhaupt für das liberale Studiren, das eigentlich die wahre Menſchenglückſeligkeit ausmacht, nachtheilig, wo nicht gar gefährlich, wenn man ſich Einer Wiſſenſchaft oder gar Einem Autor zu ſehr hingiebt, und leiten wir zum Theil aus den Anblicksabänderungen die Vortheile ab, die das Reiſen einem jungen Mann, und in Ermangelung deſſen, Geſchäfte und durch dieſe der Umgang mit Menſchen bringt.

Wird die mehrere Muße auch Ihr häusliches Vergnügen erweitern, oder beſſer zu ſagen, ihm neue und größere Kraft geben? Ich erinnere mich, daß Mendelsſohn zu ſagen pflegte, daß er ohne die Mühſeligkeit des Seidenladens und des Buchhaltens die Seligkeit des Philoſophirens nie ſo innigſt gekoſtet hätte. Ich weiß nicht, ob's eine Folge des betrübten Sündenfalls oder eine Natureigenſchaft des Menſchen iſt, aber ich hab's an mir ſelbſt und vielen andern bemerkt, daß man mit mehr Muth, Luſt und Kraft reagirt, als agirt, daß ſich eine gewiſſe Chicane in Alles miſcht, wenn's den Reiz des Gewürzten haben ſoll. Verzeihen Sie, lieber Bock, dieſem Geſchwätz, — das Alter fühlt in Allem ein Minus, nur nicht in Worten. Ihr Beſuch wird mir zu allen Zeiten höchſt angenehm ſein, Sie müſſen aber in ſolchem Glauben zu mir kommen, wie die Katholiken zu den Reliquien wallfahrten.

Ihr S.

5.

An denſelben in Königsberg.

Wir ſind alle zu ſinnliche Menſchen, um nicht an fliegenden Haaren etwas hängen zu bleiben. Beinahe alle Religionen verbieten daher den Weibern das bloße Haar, und erlauben es blos den Mädchen. Sollte dieſer Gebrauch ein bloßes Mode-

ſpiel ſein, oder nicht vielmehr aus der Ueberzeugung der Geſetzgeber entſpringen?

Warum reimen Sie ein Stückchen, wie Ihren „Seufzer an die Liebe" nicht? Der ſchöne Reim iſt keine Klingelei, ſondern Blume des Wohlklangs; wenn Sie es noch thun, ſo ſezen Sie ein Vergißmeinnicht zwiſchen die Roſe der Liebe und das Rosmarin der Eiferſucht.

S.

h.

An denſelben.

d. 20. Mai 1802.

Sie haben mir, lieber Freund, durch Ihre Correkturen, die ich ſo eben durchgeleſen und paginirt habe, unausſprechliches Vergnügen gemacht, es befremde Sie daher auch nicht, daß ich meinen Dank dafür nicht ausſprechen kann, ſo aufrichtig ich ihn Ihnen ſage. ⅔ Ihrer Abänderungen haben mir ſo eingeleuchtet, daß ich glaube, bei genauerer Erwägung wird auch das fünfte Fünftheil nicht auf die Erde fallen. Was Sie über die Jamben ſagen, iſt wohl ganz wahr, aber ich war zu beſorgt, Alles zu ſpringinsfeldiſch zu machen, wenn ich nicht dem kurzen Rock kleine Falbeln anſteckte. Die Birke wurde gemacht als Hippel mir ſeine Handzeichnungen geſchickt hatte — jezt traue ich mir nicht mehr zu ſie jambiſiren zu können. Die Verſe über meine Monette liegen mir ſo am Herzen, daß ich Ihnen gern frei gebe, wegzuſtreichen, was Sie wollen, aber aufgeben kann ich ſie nicht, denn ſie ſind mit ſolcher Herzlichkeit gemacht, daß ich mir einbilde, ſie möchten nicht alle ganz gleich ſchlecht ſein. Lieber, lieber Freund, was iſt ſo treu als ein Hund? Sie haben gewiß nie einen Favorithund gehabt. Bei einigen Stücken ſind Sie mit dem Schneidemeſſer ganz vorübergegangen, — lohnte es gar nicht ſie zu beſchneiden?

Ich schicke Ihnen das Ganze zurück, und würde es gern sehen, wenn Sie auch in der Vorrede streichen, was Ihnen zu streichen nöthig scheint. Hoffentlich wird es die Reihe an die Kunstrichter treffen. — Den Moritz, der die Sylbenquantität nach dem Werth der Worte für bestimmbar hält, hab' ich schon gelesen. Wenn sein Satz wahr ist, so könnte wohl kein Volk auf seine Sprache stolzer sein als wie das deutsche.

Gott stärke Ihre Geduld, daß sie nicht laß werde durch Zurechtweisungen wohl zu thun

Ihrem Scheffner.

I.

An denselben.

d. 19. Juli 1802.

Wenn Ihre Beischriften mir weniger gefallen hätten, so würd' ich meinem Vorsatz, Sie von der Revision des Antiacherons zu dispensiren, treu bleiben, jetzt aber kann ich mich der Bitte um Ihre gefällige Fortsetzung nicht erwähren.

Was Ihr Urtheil über mich selbst betrifft, so kann ich ihm, der ihm für mich höchst schmeichelhaften Wendung unerachtet, nicht ganz beitreten. Im Ton ist freilich etwas Romanzenhaftes, aber hat der Gedanke über sich selbst zu verseln nicht so etwas an sich, das in Radomontade ausarten würde, wenn man ihm nicht durch eine Art von Trivialität, möcht' ich sagen, seine Emphase benähme? Alle kurze Versarten haben etwas Leierndes, das einem an hohen Wohlklang gewöhnten Ohr lästig werden muß. Wie wär' es, wenn ich eine etwas längere Elle nähme, doch versteht sich, ohne blos zu recken, oder einige Sylben einzuschieben. Was Sie über das Versemachen im Moment der Empfindung selbst bemerken, ist sehr richtig, denn so sehr auch die Poesie von der Geschichte entfernt ist, so scheint sie doch zum Erzählen der Gefühle greifen

zu muſſen, wenn ſie ſie ſo darſtellen will, wie ſie ſie einſt hatte.

Kraus hatte alſo recht — und ich hatte auch recht, als ich mich im Stillen über Ihr Urtheil über Ramler wunderte, ihm aber nicht widerſprach, weil ich Sie für infallibel in der hohen Rhythmik hielt, und mir keine richterliche Competenz in der edeln Proſodie zutraue. Ich danke Ihnen jetzt für Ihren Widerruf, ob ich gleichwohl nie lernen werde, wie Ramlers und Klopſtocks Oden zu leſen ſind. Genug, daß ich nun gewiß bin, daß ſie metriſch correkt ſind, ſo wie auch, daß die 2te Hälfte des Pentameters durchaus 2 Dactylen haben muß.

Nun helf Ihnen Gott mit dem Antiacheron zur Belehrung und Freude

Ihres S.

k.

Mit folgenden Reimen hab' ich heut früh das über mich unſerm Nachbar Borowsky zugeſchickt.

Längſt iſt vorbei die Silberhochzeit unſrer Freundſchaft,
Du kennſt alſo beinah' gleich mir mein ganzes Ich.
Doch findſt Du was hier ſteht zu vortheilhaft für mich,
So frag' ich: ſollt' das Recht, das ſelbſt auch nicht der Feindſchaft
Das Gute, das vom Schlimmen unterſtützt
Oft mehr in's Auge fällt, und darum beſſer nützt,
Auch dann, wenns unſer Feind beſitzt,
Zu überſehn erlaubt, ſollt' dieſes mir verbieten,
Zu ſagen von mir ſelbſt, wodurch ich Lebensnieten
Gedeckt, und den Gewinnſt auf's möglichſte genützt?
Recht bleibt am End' doch Recht, und Wahrheit
Iſt mir vor allem theur, drum bitt' ich Dich,
Nimm nicht Partei für mein beſchriebenes Ich,
Sei Richter — und findſt Du die Wahrheit
In meinem Hauptbericht nicht in ungeheurer Klarheit,
So mach' durch's Ganze einen Strich —
Wo nicht, ſo corrigir's und ſchick's zurück an mich.

I.

An denſelben.

d. 6. October 1807.

Ich hab' mich in jüngeren Jahren ſo wohl bei Ihrer Kritik befunden, daß Sie ſich nicht wundern dürfen, wenn ich in ſpäteren wieder zu ſelbiger zurückkehre, — ſchon im vorigen Jahre ließ ich mich bereden, Umdeutſchungen einiger allemaniſcher Lieder zu verſuchen, und ſie wurden in der Morgenzeitung abgedruckt; in dieſem traurigen Jahr hab' ich meine unnütze Arbeit fortgeſetzt, und nach vorgängiger eigner Reviſion übergeb' ich ſelbige jetzt der Ihrigen, bei der ſie gewiß weit mehr gewinnen werden, da Sie ein ganz anderer Sprachkundiger ſind. Wären wir neulich nicht unterbrochen worden, ſo hätt' ich Sie mündlich um dieſe große Gefälligkeit gebeten, deren gütige Erfüllung Ihren angenehmen Zuſpruch wieder verſchaffen wird

Ihrem Scheffner.

II.

Scheffner theilte mit einigen Worten begleitet, an Bock ſeine eigenhändige Abſchrift eines Briefes an den nachmaligen wirklichen Geheimrath v. Stägemann mit, welcher lautet:

An den Herrn Geheimen Finanzrath Stägemann.

Da die Zeiten ziemlich weiblich werden, ſo hab' ich meines hohen Alters unerachtet, mich doch auch auf die weibliche Reimſeite legen müſſen, und wenn dadurch meine Zeilen noch erbärmlicher geworden ſind, ſo verzeihen Sie es mir, denn es ſteht geſchrieben: ſchickt Euch in die Zeit, denn es iſt böſe Zeit. Mit meiner Kanzlei ſteht es ſchlecht, ſonſt würd' ich

für den Herrn Finanzrath Schön*) eine besondere Abschrift beigelegt haben, — da sich aber in alten Zeiten zwei Tempelherren mit Einem Pferde behelfen mußten, so werden sich doch auch wohl zwei Geheime Finanzräthe an Einer Abschrift nun genug lesen können.

Uebrigens wünsch' ich Glück zur baldigen Herreise, besonders wenn die Majestäten auf's Schloß ziehen, wo Sie hingehören, ohne arme Leute in ihren Häusern zu stören.

Ich habe sie bereimt ohn' alle Kunst und Neuheit,
Du sing' ein feurig Lied der himmlisch schönen Freiheit,
Ohn' die doch nichts gedeihen kann.
O sie verdient gewiß der Ode Lorbeerreifer,
So gut wie jeder fremde Kaiser,
Und wär' er auch der allergrößte Mann.
Hoffst Du nicht auch, sie werd' uns stärker, weiser,
Zu echten Zeitenutzern machen?
Vielleicht auch besser uns bewachen
Als alle Halmenkämm' und Stutz- und Backenbärte,
Und wohlthun unserm Land, das sie lang' genug entbehrte,
In dem die Basis man sehr oft nach oben kehrte
Und doch sich wunderte, als es dem Uebermuthe
Sie leicht zu stürzen war, was auf der Spitz' nur ruhte. —
Und ach! auf was für einer Spitze!
Auf keiner von der Art, die dem lichtschnellen Blitze,
Der einzuschlagen droht, Ableitungswege zeigt.
Freund, wenn jetzt Deine Muse schweigt,
So werden Dich und sie die Zeitgenossen schelten.
Denn da die Majestäten doch nur selten
Das Praetium affectionis wirklich gelten,
Was nach dem Saltungsrecht sie auf sich selber setzen,
Ist's denn nicht billiger nach wahrem Werth zu schätzen
Das, was mehr Gutes thut als alle süße Reden
Der schönen Fürsten, die das Freundsland mehr befehden
Als wie den Feind? die oft blutwenig wissen
Von Kriegs- und Friedenskunst, und Frieden schließen
Nicht wenn Sie wollen, nein, dann erst, wenn Sie müssen.

*) Der nachmalige Geheime Staatsminister und Oberpräsident v. Schön in Preußen.

8.

An Karl Gottl. Beck.

In magnis voluisse sat est — wenn Sie dieses nicht denken und glauben, so werden Sie mich mit meinen Notlein gar sehr auslachen. Beim 3. und 4ten Gesange hatte ich Voſſens Uebersetzung, und ich bekenne aufrichtig, daß ich in letzterer wenigstens ½ nicht verstände, wenn der Text nicht daneben wäre — die Ihre*) ließ sich ganz unvergleichlich, und solche Hexameter wünschte ich auch machen zu können. — Ihre Arbeit ist keine Ilias post Homerum, wenn gleich Voß und Voßianer dawider streiten würden.

Nun lieber Kriegsrath, Manus manum lavat, wenn auch die eine viel beschmutzter ist wie die andere. — Voriges Jahr als ich noch mehr Muth hatte, wie in diesem, schrieb ich einige Spätlingsverse ab, um sie drucken zu lassen; ließ sie aber wieder liegen und hab' jetzt weder Kraft noch Lust zur Revision. Wollen Sie wohl Ihren kritischen Kamm zum Besten meines Reimzwickels brauchen? Kämmen Sie so scharf Sie wollen, — mein poetischer Kopf ist hartháutig, wird das Reißen nicht fühlen, aber für das Glatt- und Reinkämmen sehr danken. Was gar nicht taugt, wird ganz abgeschnitten. Es sind nur einige Bogen, damit Sie nicht aus Furcht vor der Quantität der Bitte um die Verbesserung der Qualität ein Unmöglich entgegenrufen.

Ihr S.

9.

An denselben.

Dem Baron Schrötter**) hab' ich Ihren Virgil empfohlen, und ihn nochmals darauf gewiesen als er mir eine

*) Virgils Georgika. Deutsch, von Karl Gottlieb Beck.
**) Baron Ferdinand von Schrötter, Sohn des Kanzlers von Preußen.

Ueberſetzung aus dem Tibull vorzeigte. Wenn er Ihnen ſein poetiſches Herz öffnet, ſo geben Sie ja nicht gelinde mit ihm um; ein dichtender Freiherr muß ſcharf gehalten werden; überdem hat mir ſein Vater aufgetragen, ihm nicht durch die poetiſchen Finger zu ſehen. Ein gleiches, lieber Freund, bitt' ich auch bei mir nicht zu thun. — Sie arbeiten fleißig genug im Feuer, damit Sie ſich nun des Waſſers nicht ganz entwöhnen, ſo lege ich Ihnen meine leichtfüßigen Reime bei, bei denen Sie wenigſtens meine Folgſamkeit gegen die Winke der competenten Inſtanz nicht verkennen werden. Die Versleichtigkeit verleitet einen gar zu gern zur Versſeichtigkeit, vor der ich einen großen Abſcheu trage, wenn ich ſie nur immer ſelbſt merken könnte. Unausſprechlich iſt aber mein Dank für jedes halt! halt! das mir ein Freund zuruft, an den ich glaube.

S.

A. W. Iffland.

geb. den 19. April 1759, geſt. den 22. Sept. 1814.

Iffland war unbeſtritten der verdienſtvollſte und beſte Bühnendirektor ſeiner Zeit, reihte ſich ſeinem berühmten Lehrer Eckhof und dem nicht minder geachteten Schröder an. Sein Wirkungskreis in Berlin war weitumfaſſender als der beider ebengenannter wahrhaft großer Künſtler. Daher aber auch um ſo ſchwieriger. Seine Feſtigkeit und Strenge, gepaart mit Herzensgüte und echter Liberalität, wo ſie die Ehre und Würde der Kunſtanſtalt forderten, waren die Waffen, mit denen er jeden Widerſtand zu beſiegen wußte. Selbſt großer Künſtler, beliebter dramatiſcher Schriftſteller, wohlwollender Belehrer und Beförderer junger, aufkeimender Talente, verſtand er nicht nur ſie zu tüchtigen Künſtlern heranzubilden, ſondern auch ihren individuellen Fähigkeiten diejenige Richtung zu geben, für die ſie ſich am meiſten eigneten. Die hohe Stufe, auf der er als Künſtler ſtand, die Gediegenheit ſeiner Urtheile, die Zweckmäßigkeit ſeiner Anordnungen, das Treffende ſeiner nie in beleidigenden Tadel, oder grobe Aeußerungen ausartender Belehrungen und Zurechtweiſungen ſicherten ihm die Achtung und unbedingteſte Folgſamkeit der erſten Kunſtverwandten ſowohl als der Kunſtjünger zu. Und Iffland hatte viel zu kämpfen,

nicht allein mit den Bühnenmitgliedern, sondern auch besonders mit Schriftstellern, die ihn oft durch harte Worte sehr verunglimpften; so schrieb ihm Ende des Jahres 1801 Fr. Schlegel folgende Zeilen: „Sie haben mir durch unsern Unger sechs Louisd'or Honorar für den Alarcos anbieten lassen. Ich muß vermuthen, daß dieses ein Mißverständniß sei. Sollte es aber nicht sein, so würde es doch überflüssig sein, auf ein solches Anerbieten eine Antwort zu geben, da Sie unstreitig Verstand genug besitzen, um zu wissen, daß ich diese sechs Louisd'or eben so wenig von Ihnen annehmen kann, als Sie sie mir hätten anbieten sollen. Wollen Sie aber von dem Stücke umsonst Gebrauch machen, so wird es mir unter der Bedingung, daß die Rollen so besetzt werden, wie ich gefordert habe, recht angenehm sein."

Iffland hatte sich in seinen Urtheilen und Anordnungen gewissermaßen den Ruf der Unfehlbarkeit erworben. Wo hätte dagegen Renitenz, Widerspruch oder Besserwissen aufkommen wollen, wie das in unsern Tagen so oft vorkommende Belächeln eines Direktorialbeschlusses stattfinden können? Das größte Unglück für eine Theaterverwaltung ist es, wenn die Untergebenen klarere Begriffe in Sachkenntniß haben als der Chef. Wie kann aber auch ein in allen verwandten Kunstzweigen Nichterfahrener, in seinen Urtheilen höchst Beschränkter und Befangener, in der praktischen Kunstausübung gänzlich Unwissender, die Leitung einer der ersten vaterländischen Bühnen übernehmen wollen? Man darf sie nur einer bewährten artistischen Notabilität, einem Manne vom Fache anvertrauen: und das war Iffland. Wer wußte wie er die Würde der Anstalt zu behaupten? Welche Ordnung, welche Stille, welche Aufmerksamkeit herrschte in den Proben, die er stets selbst leitete. Trefflich war die Scenirung und Ausstattung der Schauspiele und Opern, weil er sie nicht fremden Händen überließ und sie mit der größten Sorgfalt und umfassender

Bühnenkenntniß beschaffte. Keine verschwenderische Pracht, aber Reichthum, wohin er gehörte, sowie Eleganz und geschichtliche Treue in der Wahl der Kostüme, waren das Ziel, welches er stets im Auge behielt, und wie glücklich er es erreichte, beweisen die Ausstattungen einer Jungfrau von Orleans, Zauberflöte und die Weihe der Kraft. J. Fr. Reichardt schrieb 1805: „So sieht man denn auch jetzt, unter Ifflands vortrefflicher Anordnung und Direktion, Vorstellungen, die an Pracht und Schmuck und Zusammenstimmung selbst die glänzendsten Pariser Opernvorstellungen hinter sich zurücklassen. Man sieht und hört jetzt auf diesem Theater Alles, was die Kunst in Frankreich, Italien und Deutschland Schönes und Ausschweifendes je hervorgebracht hat und noch hervorbringt: von Gluck bis zu Wenzel Muller, von Mozart bis zu Kauer herab.“ Erlaubte sich Iffland wohl je Versehe gegen das Kostüm der Zeitalter, in welchen die Stücke und Opern spielen, und wie wir solches fast täglich auf der Berliner Hofbühne sehen? Hätte er wohl zugegeben, daß die Kostumirung der Chöre mit jener der Hauptpersonen öfters um ein halbes, ja um ein ganzes Jahrhundert in Widerspruch stehe? Hätte sich eine Schauspielerin, Sängerin oder Tänzerin wohl unterfangen ihm zu erklären: sie spiele, singe, oder tanze nicht, wenn sie nicht das oder das Kleid von dem oder dem Stoffe erhalte? Gelangte eine Forderung der Art an ihn, die er zurückzuweisen für nöthig erachtete, so geschah dies nicht durch den Garderobier, sondern durch ihn selbst, eigenhändig geschrieben mit Ruhe und Freundlichkeit, mit Anführung der Gründe, die ihn zur Verweigerung bestimmten. (Siehe Brief 8 an Madame Bethmann, vormalige Unzelmann.) Da Iffland immer wußte was er wollte, und nie eine Verfügung erließ ohne sich von dem Nutzen und der Ausführbarkeit überzeugt zu haben, so hätte er eher seine Stellung aufgegeben, als ein Haarbreit davon abzuweichen. Das wußten seine Untergebenen, ehrten und befolgten

ſie. Welcher oder Welche hätte es gewagt, eine ſolche Verfügung am Tage ſelbſt wo ſie bekannt ward, zu übertreten? Begünſtigung oder Bevorzugung einzelner Mitglieder zum Nachtheil anderer waren ihm fremd. Er wußte die Kräfte eines jeden Mitgliedes dazu zu verwenden, wo ſie der Anſtalt und dem Individuum ſelbſt am nützlichſten waren. Der Ernſt und die Beharrlichkeit, mit denen er Alles ergriff, was der Anſtalt ſowohl als der Kunſt förderlich ſein konnten, hätte ſeinen Nachfolgern zum Muſter dienen, und ſie ermuntern ſollen, die ihnen mit noch weit bedeutenderen Mitteln auf ſo treffliche Weiſe geöffnete Bahn unabläſſig zu verfolgen. Mit bewundernswerther Konſequenz leitete Iffland das ſo ſchwierige Geſchäft während der franzöſiſchen Invaſion. In den gefährlichſten Momenten machte er ſich nie einer Taktloſigkeit ſchuldig und erwarb ſich auch in dieſer Hinſicht das vollſte Vertrauen des geliebten Königspaares. Ein Feind aller marktſchreieriſchen öffentlichen Anzeigen, würde es ihm nie eingefallen ſein, in den Zeitungen anpoſaunen zu laſſen, welche Neuigkeiten die Bühne in einem Zeitraume von drei und noch mehreren Monaten liefern werde, welche Gaſtſpiele und Engagements zu erwarten ſeien. Dergleichen ſogenannte Mittel das Publikum herbeizulocken, erkannte er einer Königlichen Nationalbühne für durchaus unwürdig. Welch richtiges Maaß hielt er in Zulaſſung der Gaſtſpiele, wohl erkennend die unverantwortlichen Nachtheile, die ſie den heimiſchen Künſtlern ſowohl als dem Inſtitute ſelbſt bringen. Dagegen wußte er den Ehrgeiz fleißiger Mitglieder durch beſondere Remunerationen wohlgerathener Leiſtungen zu erregen und ihren Eifer zu befeuern. Er gab durchaus nicht zu, daß junge talentvolle Mitglieder, welche zu geſelligen Vereinen geladen waren, ſich daſelbſt von Andern freihalten ließen (um zu ſingen, zu deklamiren), ſondern verſorgte ſie heimlich auf die delikateſte Weiſe mit dem nöthigen Gelde, um ihre Zeche ſelbſt zu bezahlen; ſowie er überhaupt ihr ſittliches

Betragen in der Stille scharf beobachtete und danach das seine gegen sie einrichtete. Viel ließe sich hier noch von dem anführen, was er zum Besten des Institutes that, um es nachfolgenden Direktionen zum Vorbild und zur Befolgung anzuempfehlen. —

Durch glücklichen Zufall habe ich nicht allein die Correspondenz zwischen Iffland und dem gleichfalls als mimischen Künstler gleich ausgezeichneten Unzelmann — damals Liebling des deutschen Publikums, erhalten, sondern auch Briefe Ifflands an die unvergeßliche Bethmann. Ich halte mich um so mehr verpflichtet, diese charaktervollen Blätter mitzutheilen, als sich daraus frappante Bilder der Individualität dieser merkwürdigen Menschen herausstellen; sie sind ein klarer Spiegel für unsere Zeit und ich glaube, man kann viel daraus lernen! Iffland wird für die Kunst, welcher er mit Begeisterung sein Leben widmete, und für Preußen, welches er durch Wahl — er war Hannoveraner — zu seinem Vaterlande machte, unvergeßlich bleiben: sein und der andern großen Mimen Andenken verdient um so mehr bei jeder Gelegenheit in der dankbaren Erinnerung der Nachlebenden aufgefrischt zu werden, als des Mimen Werth und seine Leistung nur der Gegenwart, dem Augenblick angehören, in dem sie leben.

Iffland war als Schauspieler groß, als Direktor einzig und unerreicht, und als Theoretiker auf lange Zeiten für eine junge Generation von seltenem Einfluß. Langmuth, Güte und der Wunsch zu belehren, zu überzeugen, charakterisiren ihn in diesen jetzt folgenden Briefen; er achtete das Publikum mit rücksichtsvoller Schonung, war höflich und artig, besonders gegen die Künstler, hülfreich wo er es sein konnte, knappte und knauserte nicht um Pfenninge, streng und unerbittlich, wo er es nothwendig sein mußte, doch stets mit Anstand, Würde, niemals grob.

Bis auf den einzigen Brief g sind alle übrigen Briefe von Ifflands eigener Hand geschrieben, sehr flüchtig hingewor-

sen, meistens auf ganze Bogen Papiers. In ähnlicher freundlicher Art, wie Iffland den Unzelmann behandelte, belehrte und tröstete, machte er es mit allen seiner Bühne angehörigen wahren Künstlern; stets schrieb er Alles eigenhändig bei solchen Gelegenheiten.

Meine Sammlung Autographen besitzt ein von Iffland gleichfalls eigenhändig geschriebenes und an Madame Bethmann gesendetes Aktenstück (siehe r.), welches die Geschichtserzählung enthält, wie diese ausgezeichnete Frau im Jahre 1807 auf heftige Art ihren Abschied forderte und Iffland ihn noch heftiger gewährte; in diesem interessanten Dokument erkennen wir, wie fein Iffland einzulenken verstand, sobald er glaubte vielleicht selbst zu heftig gewesen zu sein! Unter t. findet man eine eigenhändig geschriebene Belehrung für Herrn H. Bethmann, voll trefflicher Ansichten und Vorschriften für alle Theaterdirektionen aller Zeiten, also auch für unsere jetzige.

Briefe

von Iffland an Unzelmann.

a.

Mannheim den 3. Mai 1789.

Das Landland (Berlin), hat bessere Menschen, als das Weinland! So überwiegt das Ganze zu ihrem Vortheil. Ich nehme wahren Theil an der Freude, die Sie und die liebe Unzelmann dem Berliner Publikum machen.

Den Herrn Braun konnte ich, ohngeachtet mannigfacher Verwendung, nicht anbringen. Eben ist er mit Empfehlung nach Straßburg. Er war ganz ohne Geld, also habe ich für

den Verwandten der Mad. Lana, die ich sehr schäze und liebe, gern die Anslage seines achttägigen Aufenthalts durch Gutsage gemacht.

Leben Sie wohl, lassen Sie mehr von sich hören, und denken Sie gern an den, der nicht unter Ihre lezten Freunde gehört.

Iffland.

b.

Mein lieber Unzelmann.

Berlin, den 2. November 1797.

Es ist weder Einmischung, noch weniger Mißtrauen, daß ich Herrn Jacobi zum Antheil an Ihrer Zahlungsregulirung anstelle. Sie mögen auch das mit ihm einrichten, wie es Sie am wenigsten genirt. Ich fordere auch nicht, daß Jacobi auszahle. Aber wenn es Ihnen selbst um Ihr Glück Ernst ist, so nuzen Sie, bei Entwerfung eines Hauptsystems in Ihrem Schuldzahlungsplan, seinen Rath und Theilnahme, als den eines erfahrnen, redlichen Mannes.

Von den Quittungen muß er Notiz haben. Diese Gattung Fürsorge für Sie selbst und die Schuldner ist es allein, was meinen, gegen alle Verfassung und Instruction laufenden Schritt, mit diesem höchst beträchtlichen Vorschuß, einigermaßen wenigstens, entschuldigen kann.

Es gilt Ihr Glück! Dieser Schritt, den sicher die vorige Direktion nie gethan haben würde, ist der lezte, der in der Art geschehen kann.

Versäumen Sie Ihr Heil, fangen Sie nicht an, sich zu versagen; so muß ich bei allem, was künftig vorfällt, nur an den Saz denken, daß die Schauspieler hier nicht eingeklagt werden können, und alles gehen lassen, wie es will.

Sie haben dies Jahr

1) Ein beträchtliches Benefize; 2) 100 Thlr. Gratifi-

kation; 3) 600 Thlr. Vorſchuß, deſſen Abzug nach dem jetzigen Kaſſen-Abzuge erſt anfängt.

Wollen Sie nun nicht einen andern Weg einſchlagen — ſo iſt es Ihr Werk. Was der wohlwollendſte Menſch zu Ihrer Rettung thun konnte, iſt geſchehen!

Von dem Vorſchuß darf Niemand wiſſen. Lieber mag man vermuthen, Hr. Jacobi habe es Ihnen geliehen.

Iffland.

c.

Berlin, den 14. März 1798.

Ich gebe keinen Vorſchuß an Sie. Sie konnten ſich vorſehen, ich ließ Ihnen Zeit. Erſt nannten Sie 1200, dann 1600, dann 2000, dann 2500, und ich machte dieſe zu 3000 Thlr.; nun ſind es 4300 Thlr. und endlich noch mehr.

Ich habe mein Wort gegeben, keinen Abzug anzunehmen, und halte es heilig. Der Gläubiger kann ſich von Ihnen bezahlen laſſen, wie Sie können. Wenn Jemand bei 4500 Thlr. Schulden die Gage frei behält, 100 Thlr. Gratifikation erhält und Hoffnung, 600 Thlr. geſchenkt zu erhalten, ſo iſt er unbeſcheiten, wenn er ſich unglücklich nennt.

Ziehen Sie aber das baare Geld in der Hand dem Arrangement vor, — ſo iſt es noch Zeit.

Beſuchen Sie Ihre Gläubiger, ſo wird es beſſer gehen. Weg mit dem unzeitigen Stolz.

Iffland.

d.

Berlin, den 24. Mai 1798.

Mein lieber Unzelmann! Es mag an und für ſich nichts daran zu tadeln ſein, daß der Graf dem Herrn Bittermann eine Fliege am Leibe erſchlägt. Allein da ich dennoch nicht

wunsche, daß es heute so sei: so mache ich Ihnen dies vorher bekannt.

Iffland.

c.

Berlin, den 1. September 1798.

Früher konnte ich nicht schreiben. Meine Meinung, auf Erfahrung gegründet, ist indeß zu wichtig, als daß ich sie länger vorenthalten durfte; besonders da Sie sie verlangen. Es ist die Rede von unsrer wechselseitigen Zufriedenheit, also müssen die Gründe der Unzufriedenheit über Manches gesagt werden. Nicht affektirtes Mißverständniß und Spiegelfechterei, sondern Wahrheit, und zwar in bestimmter Sprache, muß unser Verhältniß auseinander setzen. — Ich achte Ihr Talent, warum scheint es doch, als wollen Sie selbst manchmal es verkennen? Ich achte recht gern die lange Bekanntschaft und Sie haben die Beweise davon, daß ich das thue, redlich empfangen. Ungern spreche ich davon, muß es aber thun, da Sie, was heute geschieht, oftmals morgen vergessen. Ihre Briefe zeigen, daß heute Ihre Dankbarkeit ausschweifend in Worten ist, daß Sie dann wieder acht Tage darauf bestimmt betheuern, Sie hätten keinen Freund auf der Welt. Demungeachtet behalte ich guten Willen für Sie, aber die Hoffnung auf ein gleiches Betragen muß ich ja wohl aufgeben.

Was das Theater betrifft: so sehen Sie wohl an der rastlosen Thätigkeit, die ich ihm widme, daß ich es auf einen lebendigen, raschen und anständigen Fuß haben will. Ich hätte nach der uneingeschränkten Vollmacht, die ich besitze, zu Erreichung dieses Zweckes ganz anders, kurz und durchgreifend verfahren können, da ich nicht meinen Eigensinn durchsetzen, sondern das Gute befördern will. Ich habe das bisher nicht gethan, bin mit Wohlwollen und Künstlerbehandlung entgegengekommen. Aber nicht immer kann und darf ich erbitten, was

ich zu fordern ein Recht habe, damit meine Gutheit nicht für Schwäche genommen werde, damit sie Verdienst behalte, muß das Ansehen meiner Stelle eintreten; dabei kann ich kein Vergnügen haben. Ihr Betragen bei den Proben der Geisterinsel, des Roland u. s. w., mußte nach langer Geduld mich empören. Sie öffneten kaum den Mund, hatten fast kein Wort gelernt und wollten das in unendlichen Pausen dehnen und also in tötenden Manieren masquiren. Wie schadet das den Stücken? Wie entstellt es Ihr wahres Talent? Selbstzufrieden antworteten Sie mir: Sie würden Abends im Spiel schon thun was nötig wäre. Allein was Roland anlangt, haben Sie den Abend wenig gewußt, gedehnt und gespielt — wie man zu spielen pflegt, wenn man durchaus unsicher ist. Fragen Sie sich ehrlich selbst, machen Sie auf diese Weise den Gebrauch von dem Talent, was Sie wirklich haben, was in so manchen Rollen das Vergnügen der Kenner macht, so wie es mich entzückt und bedauern läßt, daß Sie selbst so ungerecht gegen sich sein können? Wäre es verantwortlich, wenn ich Ihnen nichts darüber äußerte? Ist es Ihrer und des Berliner Theaters Würde angemessen, wenn Sie bei den Annoncen, in solchen Lazzi's, welche aus der schlimmen Zeit herstammen, mit dem Publikum sich foppen? Sie müssen das Mißfallen der Mehrheit an diesen Dingen bemerkt haben und daß dergleichen Ihre persönliche Achtung schmälert. Aendern Sie das selbst, lassen Sie mich Sie darum bitten, es ist ja besser, als daß ich fordere und gesetzmäßig anordne.

Neulich in Erinnerung wußten Sie neben mir, der ich Verfasser und Direktor bin, fast keine Silbe, und dehnten dann in ewigen Pausen, neben jedem Kenner, um wieder eine Reception vom Souffleur zu empfangen. Sie spielen den Figaro im Barbier von Sevilla sehr gut — um so weher that mir das fürchterliche Beinaufheben an dem Grafen Almaviva, im ersten Akt. Kann mir die Anrede an das Publikum,

im dacapo Rufen des Oberon gefallen? Sie hat Niemand gefallen und es ist nicht anständig gefunden, daß das Königliche Haus gegenwärtig war!!!

Wenn Sie nun nach all dergleichen auf einmal ein sehr kitzliches Ehrgefühl an die Spitze stellen, sobald man Ihnen Wahrheit sagt und das Unfeine nicht fein finden will — wie wollen Sie, daß ich das aufnehmen soll? Sie können unmöglich glauben, daß ich meinen Namen, meine Zeit und meine Freude an diese Bühne hingeben will, ohne Anständigkeit, Leben und Würde zu erreichen!

Die Rollen-Monopole, womit alle Theile belastet waren, haben ein Ende. Es ist also Niemand mit Arbeit überladen. Jedermann hat Zeit und Muße, zu leben, zu lernen und froh zu sein. Das verlange ich, halte es und setze es durch. Aber Partheisucht kenne ich nicht.

Was Ihre Aeußerung von hier wegzugehen anlangt, so will ich, nach Allem was für Sie geschehen ist, nicht davon reden, ob Sie ein Recht haben, das zu sagen: sondern ich muß Sie als einen vernünftigen Mann aufmerksam machen, daß schwerlich eine Direktion reich genug ist, Sie mit 5000 Thlr. hier auszulösen. Da Sie nun zu viel Ehre haben, um ohne diese vorher prompt und nett zu bezahlen hier wegzugehen: so frage ich Sie als ein alter Bekannter, was es bedeuten soll, daß Sie mir so etwas schreiben, wozu ich nur freundschaftlich lächeln kann? Denn wenn ich diese Aeußerung ernstlich aufnehmen sollte oder wollte: so müßte ich auch ernsthafte Maaßregeln zu Ihrer Ersetzung treffen. Und — so schmerzlich mir Ihr Verlust sein würde: so muß ich Ihnen doch redlich sagen, daß mein Direktionssystem, von mir angefangen, durchaus keine Unentbehrlichkeit erträgt. Wie Sie denn auch deutlich sehen müssen, daß jetzt keine Unentbehrlichkeit existirt, obgleich Achtung für das Talent jetzt, wie Aufmerksamkeit für geleistete Dienste, so sehr existirt als

jemals. Ihre Hypochondrie ſehe und begreife ich nicht, und wenn ſie vorhanden iſt, wird weder ich noch ein unbefangener Menſch die Veranlaſſung dazu in mir oder meiner Behandlung ſuchen noch weniger finden — ſondern in andern Urſachen, über die zu reden mir nicht das Recht zuſteht.

Verläumdungen finden bei mir nicht ſtatt und außerdem bin ich nicht gewohnt, jede Aeußerung, die etwa einmal über mich gemacht wird, hoch und gefährlich anzurechnen.

Ich bin Freund Ihrer Perſon, Ihres Talents, Ihrer Laune, es ärgert mich, daß Sie ſelbſt es nicht ſo ſind als ich es bin, daß Sie durch Vernachläſſigung manches unter dem wahren Werthe ausgeben, und ſo weder ſind, was Sie ſein können und ſelbſt darauf renonciren zu werden, was Sie noch werden können.

Inſofern Sie fortfahren, das nicht zu ändern, ſtimmen wir nicht zuſammen, können es auch nicht. Denn meinen Zweck zur Veredlung dieſes Theaters verliere ich um keinen Preis aus den Augen, er ſei welcher er wolle. Was ich für Sie ſein ſoll, oder nicht ſein ſoll, ſteht allein bei Ihnen.

Wollen Sie Ihr Beſtes: ſo achten Sie dieſen Brief.

Wollen Sie Ihr Beſtes widrigen Gewohnheiten aufopfern: ſo werden Sie Aergerniß daran nehmen.

Wie dem ſei, meine Ueberzeugung ſteht feſt. Ich gehe meinen Weg gerade aus fort, lieber auf dem Wege der vertraulichen Zurechtweiſung, als mit dem Ernſt meiner Stelle. Nichts aber hemmt meinen Willen für Jedermann, für Sie! und meinen beſten Willen für das Ganze!

Iffland.

f.

Berlin, d. 6. April 1799.

Sie haben auf den Proben ſo hübſch geſpielt und haben auch die Wirkung Ihres Spiels und der Rolle auf uns Alle

gesehen. Abends nahm der Gedächtnißmangel Ihre Laune, eine gewisse Ruhe, die zur Wirkung des Komischen nöthig ist und das Moll, was die gefälligen Rundungen giebt.

Das ist unvermeidlich, da man Abends den Soufleur weniger beobachten und nur unter Hindernissen seine Hülfe haben kann. Alsdann, wenn das komische Salz fehlt, kann eine Rolle aus embarras, mehr laut, oft ungewiß in Schritt und Tritt gegeben wird, tritt blos das Skeletirte, Widrige des Charakters vor, nicht seine komische Seite.

Das, was Sie auf der Probe geleistet haben und das Interesse am Stück, macht, daß ich Sie für die Wiederholung um genaueres Memoriren dringend ersuche.

Ihr ergebener

Iffland.

5.

Berlin, 16. Jenner 1800.

Des Königs Majestät haben unterm 16. Jenner 1800 geruhet, durch allerhöchste Kabinetsordre der Direktion des National-Theaters hieselbst zu erkennen zu geben, daß Sie ein neues Schauspielhaus in Berlin erbauen zu lassen beschlossen haben.

Nach Befinden des jedesmaligen Ueberschusses wollen Ihre Majestät befehlen, ob und was die Königl. Theater-Kasse zur Verringerung des zum Bau aufzunehmenden Kapitals beitragen soll. Vor der Hand ist diese von einem Anfangs mit 3000 Thlr. jährlich dazu bestimmt gewesenen Beitrage gnädigst dispensirt.

Bei dieser Gelegenheit haben des Königs Majestät unter mehreren Verfügungen eine Erklärung gegeben, welche zur Wissenschaft sämmtlicher Mitglieder des Königl. National-Theaters gelangen muß. Statt der Circulare, welche gewöhnlich offen durch den Kassendiener umhergegeben werden, glaubt die Direktion für diesesmal den Weg einschlagen zu müssen, oben-

genannte Königl. Willensmeinung in wörtlicher Abschrift ohne Unterschied jedem bei dem Königl. National-Theater in Gehalt stehenden Mitgliede unter dessen Adresse versiegelt zuzuschicken.

Abschrift.

„Bei dieser Gelegenheit kann ich aber nicht umhin, Euch zu erkennen zu geben, wie Ich in den Vorstellungen Gedächtniß-Nachlässigkeit und Mangel an Deutlichkeit bereits lange mißfällig wahrgenommen habe. Ich verlange daher von Euch, daß Ihr keine strafbare Nachsicht hegt, sondern daß diesem Fehler abgeholfen, oder statt der nachlässigen Mitglieder andere Engagements getroffen und jene entlassen werden. Ich wünsche die vaterländische Bühne so vollkommen als möglich zu sehen, daher unbrauchbare und nachlässige Subjekte davon entfernt und bessere engagirt werden müssen. Auch die Benefices müssen nicht so häufig und ohne Unterschied wegen langer Dienstjahre, oder weil es Andere bekommen, bewilligt werden. Benefices müssen Belohnungen für ausgezeichneten Künstler-Fleiß sein und nur auf solchen gegründete Anträge werde Ich von Euch erwarten. Für dergleichen Schauspieler werde Ich auch gern im Alter sorgen und darauf abzweckende Anträge genehmigen. u. s. w.

General-Direktion des Königl. National-Theaters.

Iffland.

h.

Berlin, 1. März 1802.

Ja wohl ein böser Dämon! — Wer hat ihn nicht zu Zeiten? Künstler am öftersten. Nur muß man die Hinterthür nicht verrammeln, wo hinaus er so unvermuthet geht wie er gekommen ist.

Ich will durchaus offen mit Ihnen reden.

Ihre Lage hier ist gut, und ich zweifle daß Sie anderwärts besser wäre. Ich weiß wohl, was Sie gewollt und will nun einmal Unzelmanns Portrait für Unzelmann malen.

Sie haben eine dramatische Habsucht. Aber diese ist nicht die gemeine Rollensucht, nicht die Wuth Alles zu spielen, sondern es ist wirkliche Kunstliebe. Sie möchten Alles in Allem thun. Daher auch die Melomanie. Wie ist aber das dem Direktor und Unzelmann selbst zu vereinen möglich? Sie beschweren Ihr Gedächtniß, können nicht Alles leisten und dadurch entstellen Sie Ihr wirkliches Talent. Sie fühlen — und fühlen mit Recht, daß Ihr Talent zu mehreren da ist, als allein im Komischen sich abzubezen. Das macht Sie trübe, weil Sie Ihren Künstlerwerth nicht gehörig verwendet sehen.

Nun schicke ich Eines voraus. Sie haben Recht, ernste Charaktere zu fordern, aber nicht die absolut ernsten Charaktere, sondern die Charaktere von Ernst und Humor.

Theils gab es eine Zeit her deren wenige und wenn Sie weniger darin wirken, worin liegt es?

Darin, daß Sie sich in allen Opern-Wust stecken und es sehr übel nehmen würden wenn man Sie davon abhielte. Und — Sie müssen mir die Offenheit erlauben — darin, daß Sie sich oft, mehr als Stück und Rolle fordern, in persönlich komische Verhältnisse mit dem Publikum setzen, was nachher jedes ernste Wort durchaus entkräften muß.

Uebernehmen Sie nun ernste Rollen, so fehlt Ihnen das Imponirende. Das thut Ihnen weh, gleichwohl können Sie es nicht über sich gewinnen, jenes nicht zu thun.

Vorzüglich aber — — — hier bitte ich mich als Zuschauer und Mitbruder zu nehmen; — vorzüglich schaden Sie Ihrem Talent damit, daß Sie, weil Sie zuviel übernehmen — manchmal nicht gut memoriren und dann sich in Pausen entkräften, die zu lang sind.

In ernſten Rollen ſchaden Ihnen die Menge von Opern-Rollen. Räth man Ihnen weniger zu nehmen: ſo deuten Sie es übel. Hätte ich die Larifari an Labes gegeben: ſo hätte es das Publikum übel genommen und Sie. Auch möchte ich ihn nur von Ihnen ſehen. Daher alle Rollen, welche ächt komiſch ſind, in der Oper bei Ihnen bleiben müſſen. Aber von denen, die mehr Singrollen ſind, ſollten Sie ſich losmachen. Nur in eine Annonce trüge ich das Komiſche nie über; da iſt nicht mehr die Rolle, da iſt Unzelmann. Aber wenn ich böſen Humors wäre: ſo ließe ich es in meiner Rolle auch nicht merken.

Dieſe Perſönlichkeiten ſchaden.

Anlangend ernſte Rollen: ſo ſind gewiß die humoriſtiſchen Ihr Fach. Ich ſtimme daher Ihrem Verlangen mit dem Ober-Kommiſſair ſehr bei, aber das Stück iſt aus der Mode.

Der Philipp im Carlos iſt ein undankbares Weſen.

Den Otto von Wittelsbach? — Möchte ich meinem Feinde nicht rathen, viel weniger meinem Freunde! Darauf liegt aller Enthuſiasmus ſeiner, Flecks Verehrer, nebſt ſeinem großen Verdienſte. Sie ſehen übrigens, daß das Publikum unter Allen die hier ſind, Niemand für fähig hält ſein Fach zu erfüllen. Sie hören wie ich, dieſe Erklärung, geſagt, geſchrieben und gedruckt. Man verlangt an die Stelle noch ein Mitglied und auch der König befiehlt es. Ich kann alſo Herrn Flecks Rollen nur mit einer gewiſſen Reſerve zu vertheilen wagen.

Was mich anlangt: ſo werde ich nur einige davon übernehmen und keine von den bedeutenderen. Nicht die Jagow, nicht Otto und ſo weiter.

Was die Druckſchriften anlangt: ſo frage ich Sie, ob ich, dem man laut den Neid gegen Fleck vorwirft und zwar gedruckt — Neid auf einen Todten! — ob ich ein beſſer Loos habe als Sie?

Das Gute von mir wird entweder verſchwiegen, oder ſo kalt, ſo mitleidig geſagt, daß es mich noch mehr ärgert, als die Pasquillen, die man mir ſchickt oder gegen mich druckt.

Man muß vermeiden es zu leſen. Das thue ich.

Sie wünſchen aus Berlin weg?

Hierüber zwei Bemerkungen.

Oekonomiſch können Sie nirgend ſo gut ſtehen als hier. In unſerm Alter iſt jede Veränderung bedeutend, bedenklich, gefährlich.

Wer allein ſteht, darf dem Gebot ſeiner Laune folgen! Wir Beide ſtehen nicht allein.

Das Geſchleppe von Perſonen und Umſtänden verbietet kränkliche Entſchlüſſe und noch weit kränklichere Ausführungen. Nur ein Extrem darf ein Extrem veranlaſſen — dann freilich muß Alles ſich fügen und fügt ſich Alles.

Sie wünſchen zu reiſen. Deshalb habe ich in manchem Stücke Sie frei gelaſſen. Im künftigen Jahr können Sie nicht reiſen. Auch Andere wünſchen zu reiſen, z. B. Herr Mattauſch. Darum laſſen Sie mich nun bald wiſſen, ob und wann Sie dies Jahr zu reiſen wünſchen. Den Pinto anlangend: ſo wird man Sie und mich für die Rolle des Pinto nicht gut finden. Ich dächte, Hr. Mattauſch ſollte ſie ſpielen, den man in Charakterrollen der Art zu ſehen gewohnt iſt.

Sie ſehen, daß dieſer Brief aus der Mitte meiner Empfindung kommt, die Ihr Wohl redlich will, nehmen Sie ihn ſo auf und ſagen Sie mir jedesmal Ihre Wünſche. Ich bin redlich bemüht, Ihnen zu begegnen, wo ich es irgend kann. Dieſes iſt Wahrheit, welche ich ohne Betheurung ernſtlich Ihnen hieher ſchreibe, weil ich ſie empfinde.

Von Herzen der Ihre

Iffland.

1.

W. d. 6. Februar 1803.

Auf Ihre vorgeſtrige Zuſchrift hatte ich geantwortet und befohlen es Ihnen zuzuſtellen, als man geſtern Abend meine Antwort unabgegeben um deswillen zurückbringt, weil mit Ihnen folgendes ſich im Theater zugetragen.

Man begehrt nämlich Ihre Arie im Sonntagskind lange und laut da Capo, welches Sie nicht thun. Man pocht bei Ihrer Erſcheinung, Sie beleidigen das Parterre, welches applaudirt. Sie gehen ab, kommen in Ihren Szenen nicht wieder, das Publikum ſchimpft, aber keine Vorſtellungen vermögen Sie dahin, das Stück zu enden, ſondern Sie gehen vor Ende deſſelben vom Theater.

Ich rede nicht vom Recht oder Unrecht des da Capo-Rufens, vom Recht oder Unrecht Ihres Empfindens und Wollens dabei. Ich rede blos von dem ungeheueren Unrecht Ihres davon und nach Hauſe Gehens, welches ohne Beiſpiel in der Geſchichte aller Theater iſt. Ich ſchreibe Ihnen nicht als Direktor, ſondern ich halte einen guten Rath für unerläßliche Menſchenpflicht des alten Bekannten.

Ohne dem Publikum eine ernſte und honette Erklärung zu geben, können Sie nicht auftreten. Je eher Sie auftreten, je beſſer, denn die Sache agirt ſich ſonſt. Schützen Sie Krankheit vor, und daß Sie deshalb vor Schmerz nicht in Beſonnenheit geweſen. Die Widerſetzlichkeit weder ſpielen noch gut machen zu wollen, zwingt mich die Sache gerichtlich zu betreiben.

Ich bin genöthigt das heutige Stück auf der Stelle zu ändern, weshalb ich Ihren Entſchluß auf der Stelle bedarf. Kurze Thorheit die beſte Thorheit. Weshalb wollen Sie Ihre Dienſtjahre und Hoffnungen auf das Spiel ſetzen?

Daß das Weggehen ohne auszuſpielen beſtraft wird, iſt natürlich, aber die nachherige Weigerung verſchlimmert zu ſehr, wenn Sie heut' weder ſpielen noch etwas thun, was auf anſtändige Weiſe das Parterre beſänftigen kann. Laſſen Sie meinen Rath durch Ihre Freunde prüfen, folgen Sie nicht einem dumpfen Unmuth, den Sie als eine Krankheit anſehen müſſen, die, wenn Sie dieſelbe nicht grundlich beſtreiten, Ihnen überall hinfolgt.

Dieſes iſt der Augenblick mit Anſtand ſchnell gut zu machen, was ſchnell gefehlt iſt, laſſen Sie ihn nicht vorbei. Es wäre traurig, müßten Sie je bedauern, meinem freundſchaftlichen Rathe nicht gefolgt zu ſein.

Der Ihre

Iffland.

k.

Berlin, den 19. März 1804.

Ihr geſtriges Schreiben iſt allerdings von eignem und ganz beſonders bedeutendem Inhalt.

Das Anerbieten des Petersburger Theaters, unter Privatdirektion des Herrn Miré, Ihnen jährlich 2400 Rthlr. Gehalt, ein Benefiz und einen zu erlaſſenden Vorſchuß von 350 Dukaten für ein dortiges Engagement auf drei Jahre zu geben, iſt der Art, daß kein Theater Ihnen dafür Erſatz geben kann.

Das hieſige Theater hat geglaubt Ihrer verſichert zu ſein; ſo wie Sie hier Ihrer Zukunft verſichert ſind.

Ich für mein Theil habe die Freude gehabt, Ihr jährliches Benefize zu gründen, Ihren Gehalt zu verbeſſern und wo es nur möglich war, Ihnen Achtung für Ihr Talent und Antheil an Ihrer Perſon zu beweiſen.

Ich werde es mir redlich angelegen ſein laſſen, das in naher Zukunft auf möglichſte Weiſe zu thun.

Allein was ein Engagement zu dem deutschen Theater in Petersburg unter der Direktion des Herrn Miré gilt, oder nicht gilt: darüber wird Ihre Kenntniß aus Erfahrung ohne all' mein Zuthun Ihnen das, was darüber zu sagen ist, am besten sagen.

Noch minder ziemt es mir, Ihnen etwas darüber zu sagen, was das Berliner Theater gilt oder nicht gilt.

Die Anträge des Petersburger Theaters haben ein halbes Dutzend Briefe, den Ihrigen mehr oder minder ähnlich, mir zuwege gebracht.

Jedes Theater hat einen Maaßstab, wie weit seine Kräfte reichen. Wer ihn für das Talent nicht so ehrlich anlegt, wird durch harte Verluste hart bestraft. Wer aber Dinge unternehmen wollte, die mit Allen ihn verwickeln und so den Bestand der gespannten Kräfte zersprengen würden, würde die Vernichtung des Ganzen herbeiführen.

Petersburg liefert eine glänzende, aber kurze Aussicht. Berlin nur Wohlhabenheit aber Sicherheit.

Es kommt nun auf Jeden an, was er vorzieht.

Da so Viele verlangen, wird die Unmöglichkeit gemacht, etwas Eigentliches zu thun.

Unter der jetzigen Direktion ist viel geschehen, daß sie den Kredit haben kann, sie werde, wo uns irgend die Gelegenheit sich zeigt, das Mögliche thun. Am meisten für die, welche wie Sie, als Stamm der Bühne zu achten sind.

Allein ich, der ich heute, wie Holzbecher, noch leider! mit 150 Thlrn. auf dem Etat habe u. s. w., kann mich jetzt um Anerbietungen willen, welche denen, die sie annehmen, hart gereuen werden, nicht zu Ueberspannungen auf res Vermögens leiten lassen und abenteuerliche Versprechungen wagen.

Was nur möglich ist, soll redlich geschehen, sobald es geht. Verdient die allgemeine Führung keinen Glauben: so

muß ich es innig, ſehr innig bedauern. Aber über gerechte Wahrheit kann ich nicht hinaus! Mit vollkommner Achtung

Ihr Freund und Diener

Iffland.

I.

P. d. 4. Juli 1806.

Recht gern will ich Ihren Urlaub, bis Ende Juli, nach Ihrem Wunſche verlängern. Ich erwarte, mein lieber Unzelmann, daß Sie alsdann von dem Vergnugen, welches Sie mir ſchildern, geſtärkt zu uns zurückkehren.

Jedes Publikum hat ſeine Eigenheiten, welche in unſerm Beruf mehr oder minder auf uns wirken. Ich kenne manche Laſten, die hier drücken, ſo wie manches Gute, was hier mehr als anderwärts ſich findet. Sie ſind hier im hohen Grade geliebt und werden das mit in Anſchlag bringen, indem Sie gern an Ihre bedeutende Stelle zurückkehren.

Das Leben iſt kurz, Pflicht iſt es, alles Gute in dieſer Spanne mit Kraft zu ergreifen, nicht aber ſich ſelbſt einem Humor hinzugeben, der das Gute ſchwächt und das Uebel was uns trifft, vermehrt. Nehmen Sie freundlich dies freundſchaftliche Wort auf von Ihrem Freunde

Iffland.

III.

Berlin, 27. Mai 1806.

Es iſt die Geſchichte aller Sonntage, an denen beliebte Stücke mit hervorgehenden Charakteren gegeben werden, daß die Gallerie, nach Beliebung, Jemanden aus den Hauptrollen hervorruft, heute dieſen, morgen den.

Es iſt den Gerufenen nicht immer angenehm zu kommen und muß dem, welcher zu annonciren hat, noch unangenehmer

sein, zu kommen, da es leicht geschieht, daß der wilde Haufe tobt, wenn der nicht kommt, der gerufen ist. Die Mißempfindung des Gerufenen und des Annoncirenden ist begreiflich, aber durch keine Verfügung zu heben. In der Regel endet die gute Laune so was am Besten. Im Ganzen gehört dies zu der Gattung Schauspielerverdruß, den man am Abend sehr ärgerlich empfindet und als eine nicht zu ändernde Unsitte am anderen Tage übersieht.

Bei dem gestrigen Falle hat Madame Bethmann durch die Annonce die Verlegenheit sehr glücklich geendet.

Dieser ganze Sonntagsvorgang ist einer von denen, welche Sie in Berlin so oft gesehen und sicher so oft belächelt haben, wie ich. Dieser ganz gewöhnlichen Sonntagsscene liegt keine Kabale oder Anstiftung zu Grunde, welches Sie so gut wissen als ich.

Daß Sie sehr mißvergnügt sind, glaube ich bemerkt zu haben. Es ist mir leid, da ich Sie achte und Ihre Einwirkung zum Ganzen eben so ehre, als das Werk derselben bedarf.

Da ich aber mit der besten Gewißheit eines ehrlichen Mannes weiß und in der Brust die lebende Ueberzeugung habe, daß, was in meinen Kräften steht, geschehen ist und geschieht, um Ihnen die Ueberzeugung davon zu geben: so bleibt mir nichts übrig, als es herzlich zu bedauern, daß Sie in Mißvergnügen sich befinden.

Diese Stimmung entsteht auf einer argwohnenden Weise, welche, wie die Erfahrung darthut, in Perioden eine Gemüthsstimmung veranlaßt, die Herr über Sie wird.

Ich wünsche, daß Sie Ihre Kräfte anwenden, dagegen zu arbeiten. Sie machen eben so sich selbst das Leben damit lästig, wie Sie mit finsterm Humor Ihr Talent verschleiern und Unmuth mittheilen, an dem Niemand Ursache ist, gegen den man also auch, wenn die Pflicht für Sie als Mensch und

Künstler reichlich erfüllt ist, nichts mehr zu thun und zu sagen vermag.

Wie widrig es ist, mit Unmuth zu spielen, erfahre ich oft, da aller Unmuth Aller an mich hingeworfen wird und ich es gleichwohl nicht merken lassen darf, und spielen und arbeiten muß, ich mag gequält sein wie ich will.

Das ist das von unserer Lage unzertrennliche Loos.

Ich bin gewiß der theilnehmende Freund eines so achtbaren Künstlers, und habe es bewiesen, ohne dazu gerufen zu werden. Man kann gewiß auf meinen Willen rechnen, so weit irgend meine Kräfte gehen. Aber ich werde älter, das Werk fordert täglich mehr den ernstesten Ueberblick und eine sehr präcise Anstrengung. Wenn ich also auch wohl den Willen habe, dem verdrießlichen Humor nachzugeben, auszuweichen oder ihn auszugleichen: so kann ich das, was das Geschäft anlangt, nicht mehr, wie ich es ehedem vollend genug gethan habe.

Sie und Ihre Situation haben keine wärmeren Theilnehmer in allen Realitäten, als ich. Alle Berechnung darauf können Sie sicher machen. Ich begreife, daß der gestrige Vorgang, wie oft er auch schon eben so war, Ihnen unangenehm ist. Aber den übrigen Ausguß Ihrer Bitterkeit begreife ich nicht.

Arbeiten Sie gegen Ihren finstern, grundlosen Humor. Erhalten Sie Ihre gute Laune zu unserem und Ihrem Besten. Hören Sie mein ehrlich gemeintes Wort, weil Sie noch die Kräfte haben es zu gebrauchen, und sein Sie gewiß, daß wenn mir Vernunft und Pflicht durchaus befehlen, üble Laune nicht zu beachten, Sie in Realitäten nie den Freund vermissen werden.

Ihr ergebenster

Iffland.

Die sicherste Selbstkenntniß, daß der widerwillige Humor leicht Herr über Sie wird, können Sie, wenn Sie selbst sich

nicht hierüber prüfen wollen, daraus abnehmen, daß seit meinem Hiersein jedes Jahr eine oder mehrere Klagen ähnlicher Art enthält. Sie sind so gern gesehen, wie Sie es gewiß verdienen. Sie können die üble Laune gewiß nicht für ein Mittel achten, noch lieber gehabt zu sein.

11.

Berlin, den 27. Februar 1805.

Die dringende Nothwendigkeit fordert es, daß zur Aufführung der Söhne des Thales nur diejenigen Ausgaben gemacht werden, welche auf gar keine Weise vermieden werden können. Die Mühe und die Kunst, womit ich mich quäle, nur die Zahlung der Gagen möglich zu machen, ist ein Zustand, von dem die Schauspieler nichts wissen. Anlangend die Kleider der Tempelherren, so wird dazu das vorhandene römische Kostüm gebraucht, wo Aermel hineingesetzt werden. Die braunen Stiefel, wenn es auch besser wäre, fallen weg, indem es nicht gut wäre, wenn Einige darin gingen, und ich für Alle die Ausgabe nicht machen kann. Nach des Verfassers ausdrücklich schriftlich erklärtem Willen trägt Hugo einen längeren Bart, als die übrigen. Doch werde ich ihm die Vorstellung noch machen, ob dies bei Abreißung des Mantels nicht Mißstand erregen könnte, und Ihnen davon Nachricht geben. Das graue Haar, welches Sie zu Philipp im Don Carlos bekommen haben, oder irgend ein anderes graues Haar, welches Sie besitzen und für passend halten, und wozu nur der Bart neu gemacht wird, kann uns die fünf Thaler für eine Perrücke ersparen. Wir Beide müssen gleich gebarnischt gehen, und morgen werde ich Ihnen sagen können, ob ich bis an die Knie oder weiter gebarnischt gehen werde. Besondere Kosten

kann ich nicht daran wenden. Die Beinkleider sind die gewöhnlichen, welche Sie in der Oper „die Uniform“ trugen.

Ihr ergebener

Iffland.

o.

B. d. 18. März 1807.

Sobald der erste Schreck der Kriegsbegebenheiten nicht mehr so heftig wirkte, that ich wegen der Benefizen Anfrage, und bei günstiger Antwort benachrichtigte ich Sie und Alle, that für Sie und Alle, wie ein ehrlicher Mann, das Beste. Daran genügt mir vollkommen. Das Publikum hat Fehler, das Theater hat weit größere. Faulheit und Prätension richten es zu Grunde. Meine Geduld ist davon ermüdet und ich werde so handeln, wie ich es meinem Gewissen und dem Könige verantworten kann.

Ich glaube es Ihnen, daß Viel gesprochen wird und wunderliche Dinge: zum Theil weiß ich sie und freue mich, daß ich nicht viel unter Menschen komme, es also nicht weiß, wie es entsteht.

Was das Publikum sagt, muß uns nicht hindern den Weg des Geschmacks und des mechanischen und artistischen Fleißes zu gehen. Ihre Vorstellung habe ich gestern, Ihrem Verlangen gemäß, auf Anfang Mai an Herrn Gerns Vorstellung vorher angesagt: so wie Ihre gestrige Antwort es verlangte, daß Ihr Stück im März sein sollte.

Ihr ergebenster

Iffland.

p.

Berlin, 21. November 1810.

Die so übertriebenen Urlaube, und die so weit ausgedehnten Perioden der Reisen der Berliner Schauspieler, mußten

endlich den lauten degout des Publikums — und dieser eine sehr drückende Verordnung in Betreff der Reisen, wie sie ehestens erscheinen wird, herbeiführen. Dieser Umstand und so manche Bereicherung meiner zu weit getriebenen Nachsicht — die ich sehr, sehr bitter empfinden muß, machen mich leicht lebhaft. Das — und sehr ermattet, sehr reizbar war ich gestern. Bitter war ich nicht.

Noch haben Sie keinen Beweis gehabt, daß ich es nicht gut mit Ihnen meine und werden ihn auch nicht haben. Ich lasse Jeden gegen mich verfahren, wie er will und bleibe stets derselbe, zu redlichen Diensten ehrlich und willig und gern bereit, so auch für Sie.

Iffland.

q.

B. 22. November 1811.

Lieber Freund!

Auf jeden Menschen eher als auf Sie geht — nach aller Leute Meinung — jener Aufsatz, der Sie ja gar nicht berührt — den Verfasser konnte ich nicht auffinden, und möchte es auch nicht.

Heut' sieht in Spener's Zeitung ein Flegelaufsatz, bei Gelegenheit des Salisbury gegen mich. Ich frage nicht mit einer Silbe darnach und bate Gottlob! keine Freunde, die mich ohne Noth hegen. Dergleichen Freunde sind verdammte Feinde!

Ihr

Iffland.

r.

An Frau Bethmann.

Berlin, d. 25. October 1817.

Am 19. dieses Monats hatte Madame Bethmann ihre nächste Benefizvorstellung schriftlich bestimmt und es ist am

21. d. M. Alles zu deren Beeilung angeordnet. Am 23sten Abends schickt mir Madame Bethmann ein Billet, welches unter No. 1. in Abschrift hierneben folgt, worin Sie ihre getroffene Wahl wieder zurücknimmt, indem Sie die Jungfrau von Orleans zum Benefiz für sich vorschlägt und zugleich die offene Stelle aus der Oper, die Wette — welches Stück Tages zuvor auf dem Reverteir stand, mit dem Beifügen, daß diese Rolle anders besetzt, oder das, was zu jugendlich wäre, darin geändert werden möge.

Diese abermalige Benefizauswahländerung, das Begehren, eine Rolle in einem so nahe angesetzten Stücke anders zu besetzen, oder das Jugendliche zu streichen, zugleich mit dem Begehren einer eben so jugendlichen Rolle zum Benefiz — mußten mich, der ich Madame Bethmann für beide Rollen passend halte — und da Sie die erstere vor zwei Jahren selbst zum Benefiz proponirt hat — eben in dem Augenblicke, wo ich um Vorstellungen sehr verlegen bin und Alles für den nicht aufgehaltenen Gang der Dinge thue, sehr widerwärtig betreffen.

Im nämlichen Augenblicke, wo ich Ihren Brief erhalten und halb darauf geantwortet habe, kommt Madame Bethmann selbst auf mein Zimmer im Theater, übergiebt mir einen Brief aus Hamburg, welcher, wegen der ihr dorthin mitgegebenen

---

No. 1. Die Rolle in der Wette, muß ich Sie recht sehr bitten, mir abzunehmen, oder Alles was Beziehung darauf hat, daß ich zu jung zum Heirathen sei wegzustreichen und lieber dafür einen anderen Fehler der sich nicht zum Heirathen paßt, dafür anzuführen, der erst müßte abgelegt werden. Ich sende Ihnen zu dem Ende die Rolle mit. Ferner nehme ich mir die Freiheit, Sie zu fragen, ob es denn gar nicht möglich wäre, daß ich die Jungfrau von Orleans zum Benefiz geben könnte. Haben Sie die Güte mir doch etwas darüber zu sagen, was ich auch allenfalls denen Menschen, die mich darum quälen, wieder sagen kann.

Ihre ergebenste

Bethmann.

Musik zur Aline, versichert, diese müsse hier sein, indem sie dort abgeschickt sei.

Hier sind nur die Orchesterstimmen angekommen. Es fehlen also — die Singstimmen, das Textbuch und die Partitur — mithin die Hauptsache.

In diesem Augenblicke nun, wo — ich wiederhole es — die Benefizwahlwechselung — die Rollenschwierigkeit ohne Noth und die Gewißheit, daß ich bei fehlender Partitur die Oper Aline in acht Wochen nicht geben kann — mit einem Male vor mir stehen, rede ich Madame Bethmann — nachdem ich einen Blick in den Hamburger Brief geworfen — wegen des Wechselnwollens des Benefize mit Lebhaftigkeit und Heftigkeit an.

Denn diese drei gehäuften Vorfälle hatten Heftigkeit in mir erregt und hatten sie um so mehr in mir aufregen müssen, als ich mich in dem ganzen Herganze und seit geraumer Zeit nicht nur nicht delikat — sondern ganz ohne alle Rücksicht behandelt gefunden habe.

Sehr schnell und heftig sagte ich also ungefähr Folgendes:

„Madame! Sie fordern die Jungfrau von Orleans zum Benefiz, welche die französischen Autoritäten noch nicht gestattet haben. Sie wollen eine jugendliche Rolle nicht und begehren doch eine andere eben so jugendliche. Sie wechseln ein schon gewähltes Benefiz und setzen mich immerfort in Verlegenheit! — Hören Sie auf, mir diese Touren zu spielen, denn ich kann und darf mich nicht mehr in Ihre Eigenwilligkeiten fügen."

Hier fielen Sie mir in's Wort und ich setzte hinzu: „Nein! Es ist aus. Ich kann nicht mehr vor aller Welt Ihr Narr scheinen."

Darauf sagten Sie: „Mein Herr, ich werde meinen Abschied fordern!" und eben so schnell und heftig als Sie das gesagt hatten, antwortete ich: „Meinetwegen!"

Madame Bethmann setzte noch hinzu: „Ich nehme

Sie beim Worte!“ und ich erwiderte: „Ja. In Gottes Namen. Je eher je lieber!“

Madame Bethmann verließ das Zimmer.

Ich schickte darauf den hier nebenstehenden Brief, No. 2. ab, den ich fast vollendet hatte, als Mad. Bethmann in's Zimmer trat.

Gestern Morgen um elf Uhr erhalte ich in meiner Wohnung, im Thiergarten, unter der Adresse: „An die Generaldirection“ den unter No. 3. hieneben abschriftlich beigefügten Brief von Mad. Bethmann.

Statt diesen Brief, wie Mad. Bethmann verlangt, als Direction zu beantworten, liegt es mir, glaube ich, ob, ehe dieses geschieht, einige Bemerkungen in meiner Eigenschaft als

---

Berlin, den 23. October 1807.

No. 2. Die Jungfrau von Orleans kann nicht gegeben werden, weil es die Franzosen nicht wollen, was in der Alexandrine zu lang wäre, wäre auch in der Jeanne D'Arc. Aendern Sie was Sie darin nöthig finden, ich finde nichts, daher setzt die Rolle zurück.

Im Uebrigen finden Sie mich bereit zu allen billigen Forderungen, aber zu allen unzulässigen Forderungen taub, aus Pflicht.

Zur ergebenster

Iffland.

No. 3. Ich bin nicht gewöhnt, mir in Gegenwart von Anderen so begegnen zu lassen, als Sie mir heute Abend. Die Jungfrau von Orleans zu meinem Benefiz zu geben, war bloß eine bescheidene Frage, so wie die Bitte, das Jugendliche von der Rolle wegzustreichen, oder im Fall es nicht ginge, mir die Rolle abzunehmen. Hätte Beides nicht geschehen können, so wäre es billig gewesen, daß Sie mir es auf eine Art abgeschlagen hätten, wie es sich für uns Beide schickt. Da es aber auf eine Art geschehen ist, die meiner Ehre zu nahe tritt, so bleibe ich bei meinem Entschluß, ich betrete nie mehr das Theater, weder die französischen noch die deutschen Gesetze sollen mich dazu zwingen, und wenn mein größtes Unglück daraus entstehen sollte. Ich bitte daher, daß Sie mir meinen schriftlichen Abschied ausfertigen, den Sie mir heute Abend mündlich so bereitwillig ertheilten.

Bethmann.

mehrjähriger Bekannter, Ihrer selbst und Ihrer übrigen Familie, zur Erwägung vorzulegen.

Ob Mad. Bethmann über die von mir zu Berlin geführte Direction, als Direction sich zu beklagen habe; darüber lasse ich Sie selbst urtheilen, so wie Jedermann es zu übersehen im Stande ist.

Inwiefern ich außerdem Ihnen zur Last gereicht habe, will ich ebenfalls Ihrer eigenen Entscheidung überlassen, da, bei dem Bewußtsein guter Absicht, gleichwohl die Eigenliebe mich parteiisch zu meinen Gunsten machen könnte.

Was den Vorgang von ehegestern betrifft, so kommt's darauf an zu beurtheilen, ob meine heftige Anrede nicht gerechte Folge so mancher unstatthaften Zumuthung sein mußte und ob die genannten Umstände in ihrem Zusammentreffen Unwillen haben erregen können, oder nicht.

Zu Vermeidung widriger Aeußerungen bestimmen übrigens die Theatergesetze schriftliche Verhandlungen.

Bei dem ehegestrigen Vorgange der Unterredung mit mir auf meinem Zimmer, würde Mad. Bethmann — selbst in dem Falle, wenn sie darauf beharren wollte, Unrecht zu finden und dieses nur auf einer Seite zu finden — auf der anderen aber nur das klare Recht annehmen zu wollen — sie würde sich, sage ich, in diesem Falle über Iffland zu beklagen haben, nicht aber über die Direction des Theaters zu Berlin.

Iffland für sich ist Mad. Bethmann nicht fremd und es kommt darauf an, wie sie dessen Gehalt überhaupt angenommen hat, um den Uebergang zu würdigen, den sie von einer begreiflich aufgereizten Privatunterredung zu einer Directionsverhandlung genommen hat.

Es ist, wenn schon vorher das Gespräch heftig geworden ist, begreiflich, daß auf die Anrede — „so fordere ich meinen Abschied", die Antwort folgt: „Meinetwegen."

Dieſes wird aber noch begreiflicher, wenn Mad. Bethmann ſich der Vorzeit aufrichtig erinnern will.

Daß bei dem Einrücken der franzöſiſchen Armee Madame Bethmann augenblicklich die Stadt verlaſſen wollte, hat mich nicht befremdet. Die Schrecken der Zeit, die Unbekanntſchaft mit den Ereigniſſen, rechtfertigten damals jede Beſorgniß.

Daß aber eine ſolche plötzliche Entfernung vier Wochen darauf, wo es deutlich war, daß wir nichts, die Perſonen und das Eigenthum Betreffendes zu befahren hatten — nach Prag hin wieder begehrt ward, daß ſie etliche Wochen ſpäter, nach Wien hin, abermals unternommen werden ſollte — ich will der übrigen öfteren Aeußerungen, die Sie von hier wegbringen ſollten, nicht erwähnen — das kann es doch wohl begreiflich machen, wenn ich nach den früheren, öfteren Anbrohen des Abzuges, endlich bei der letzten, beſtigen, abermaligen Aeußerung — auch in dieſer Hinſicht — einmal ſage: „Meinet wegen!“

Ueber das Schreiben No. 3. — will ich aufrichtig und rund meine Meinung ſagen.

Soll durchaus die Rede davon ſein — was mir ſehr leid ſein würde — daß Sie Berlin verlaſſen wollten: ſo wäre dazu eine geſetzmäßige Kündigung nach der in Ihrem erſten Kontracte als ſtillſchweigend fortlaufenden Klauſel „und geſchieht die etwaige Aufkündigung von beiden Seiten ein volles halbes Jahr vor Ablauf deſſelben, bei deren Unterbleibung er immer wieder auf Ein Jahr verlängert angeſehen wird“ — erforderlich. Ihr Kontract iſt urſprünglich auf drei Jahr, von Oſtern zu Oſtern feſtgeſetzt. Ihre Kündigung würde alſo erſt den 1. October 1808 erfolgen und Ihr Kontract erſt den letzten März 1809 als beendigt erklärt werden können.

Das Theater von jetzt an nicht mehr betreten zu wollen — iſt Etwas, das — ſo lange hier und auswärts Geſetze und

Billigkeit stattfinden und so lange Künstler ihren eignen Ruf ehren — aus eigner Ueberzeugung nicht in Ihrer Macht steht.

Sollten Sie es gleichwohl wollen: so müßte der Ernst der Landesgesetze in Anspruch genommen werden, Sie zur Erfüllung Ihrer Pflicht anzuhalten.

Erwägen Sie wohl, dieselben Gesetze, die in diesem Fall gegen Sie sprechen, sind es, welche für Sie reden, wenn die Direction sich eine unbillige Handlung gegen Sie erlauben wollen könnte.

Die ehegestrige Unterredung zwischen Ihnen und mir auf meinem Zimmer, wo wir Beide allein waren, würde daher, meines Erachtens, der Gegenstand einer Privatklage von Ihnen gegen mich werden müssen — wenn Sie dieses Verfahren für sich nöthig finden sollten.

Dieses zusammengenommen müßte den Inhalt einer Directionsantwort ausmachen, wenn Sie darauf beharren wollten, von Berlin wegzugehen und gar nicht mehr hier auftreten zu wollen.

Ich würde mich aber nur ungern dazu entschließen, eine solche Antwort zu geben.

Ich bin es dem königlichen Hofe, dem Publikum von Berlin, welche Ihr Talent achten und lieben, wie seine Bedeutendheit es verdient, schuldig — ich bin es unserer langen Bekanntschaft schuldig, Ihnen die Gründe darzulegen, weshalb Sie auf einer solchen Antwort nicht beharren sollten.

Sie haben vom Jahre 1788 an dem Berliner Theater Ihre Talente gewidmet und während dieser Reihe von Jahren daselbst Gutes geleistet und Gutes empfangen.

Ihr Talent kann an allen Orten einer vollen Aufnahme und sehr anständigen Belohnung gewiß sein; nirgends aber kann Beides besser ausfallen, als Sie es hier schon besitzen. Nirgends können Sie die Ansprüche geltend machen, welche

aus der Gegeneinanderrechnung der Wechselleistung, so wie hier, für Sie hervorgehen.

Ihr Mißgefühl über die ehegestrige Unterredung mit mir, kann — nach einigem Nachdenken — nicht so groß sein, als das Gefühl der Erkenntlichkeit lebhaft Sie an das erinnert, womit Sie S. M. dem Könige in seiner Art und Weise für Sie zu handeln verpflichtet sind.

Es kann daher Niemanden wahrscheinlich dünken, daß eine Frau und Mutter etliche veranlaßte heftige Wechselreden auf Beschimpfung deuten wollen wird und nur deshalb einen langjährigen Aufenthalt auf einmal verlassen wollen sollte!

Hätte es aber früher in Ihren Ideen gelegen, Berlin bald zu verlassen, so müssen Sie um Ihrer selbstwillen einen anderen Grund dazu angeben, als den genannten.

Was mich selbst in Betracht Ihrer anlangt, so kann es Ihnen nicht schwer fallen, dem Augenblicke von ehegestern — andere Momente entgegenzustellen, welche geeignet sind, um jenen vollgültig aufzuwiegen. Mir kann es jetzt nicht zukommen, bestimmter daran zu erinnern.

Künstler haben heißes Blut in den Adern und nicht laues Wasser: aber die Vernunft behauptet ihre Rechte, wenn das Blut wieder im ruhigen Kreislaufe ist und — wer an die Vernunft sich wendet, indem er alle anderen Berufungen verschmähet, beweiset die wahre Achtung, welche rechtliche Leute sich unter einander schuldig sind.

Bei den künftigen Directionsverhältnissen würde es für beide Theile gut sein, wenn wir einen unangenehmen Augenblick vergessen, den wir uns, von den Umständen gedrungen, gemacht haben.

Im Gegensatze würde dem Egoismus geopfert und die Ehre darüber im Stiche gelassen.

Iffland.

8.

An dieſelbe.

Berlin, d. 28. Februar 1812.

Sie melden mir unterm 9. Februar d. Jahres, daß Sie „wegen Verluſt Ihrer Benefizvorſtellungen und des Abzuges zu den Staatsabgaben, die allein auf Ihr Theil 150 Rthlr. machten, Ihres Garderobe-Geldcontractes entlaſſen würden oder ein Kontract entworfen würde, worin Sie nur für die neufranzöſiſchen Kleider zu ſorgen hätten.“ Sie verlangen eine Sache, welche Sie bereits aus einer 16 Jahre von mir beobachteten Rückſicht beſitzen.

Nach Paragraph 3 Ihres Garderobecontractes ſind Sie gehalten:

„alle erforderlichen franzöſiſchen, altdeutſchen, ſpaniſchen, türkiſchen oder ſonſtigen Anzüge und Zuthaten dazu ſelbſt zu ſtellen. Nur die Anzüge, welche zu mythologiſchen Rollen, oder zu amerikaniſchen und chineſiſchen, oder ganz ungewöhnlichen Rollen erfordert werden, ſind in No. 1 der Direction vorbehalten.“ Sie wiſſen aber recht wohl, wie viele und manche Anzüge, davon die Direction ſich ganz oder theils hätte losmachen können, von derſelben zu Ihrer Erleichterung übernommen ſind. Die Rechnungen des Theaters könnten das darthun.

Es ſind Ihnen zu der Unvermählten, Kind der Natur, Selbſtbeherrſchung, Umkleidung in Figaro, Götz von Berlichingen, Taſſo u. ſ. w. Anzüge gemacht, welche nach dem Buchſtaben des Contractes Ihnen, und nicht der Direction angehen.

Ohne Anſtand würde ich es übernehmen, für 170 Thaler Ihre neufranzöſiſchen Kleider machen zu laſſen, wenn nicht die Neigung, welche die Damen und Sie beſonders nach Ihrem Geſchmacke und Phantaſie haben, Kleider und Toilette mannig-

fach zu verändern, uns wechselseitig in Ungelegenheiten verwickeln müßte, die wir gewiß Beide gern umgehen.

Nehmen Sie also die feste Versicherung hiermit an, daß „Ihr Garderobegeldcontract hiermit insofern aufgehoben ist, daß Sie für 170 Thaler nur den neufranzösischen Anzug zu stellen haben, ganz wie er ist: alle übrigen Kleider ohne Ausnahme übernimmt die Direction."

Generaldirector der königlichen Schauspiele.

Iffland.

t.

An Heinrich Bethmann.

Berlin, den 3. März 1812.

Auf die unterm 22. Februar dieses Jahres dem Unterzeichneten eingereichten Anfragen des königlichen Schauspielers Herrn Bethmann, welche wörtlich also lauten:

„Eine ꝛc. Generaldirection der königlichen Schauspiele wird von dem Unterzeichneten gehorsamst ersucht, nachstehende Fragen mit Güte aufzunehmen und zu beantworten."

„Werde ich mit dem nächsten Etatsjahre einen jährlichen Gehalt von 1500 Thalern erhalten können? Ist es bei den hiesigen Verhältnissen möglich, das Rollenfach zu bestimmen, welches ich einnehmen kann?"

„Bei der Unmöglichkeit beider Fälle, bescheide ich mich eben so gehorsamst, und bitte — versteht sich für meine Person — mir meinen Abschied so bald als möglich zu ertheilen."

„Berlin, den 22. Februar 1812."

„Einer ꝛc. Generaldirection der königlichen Schauspiele"

Gehorsamster Diener

Heinrich Bethmann"

ist Folgendes zu erwidern:

Etatspropositionen überhaupt können des Königs Majestät höchstens im Anfang des Monats Mai vorgelegt werden.

Ueber Gehaltserhöhungen von Bedeutung können ohnedies nicht eher Vorschläge eingereicht werden, bis das Erforderniß des Ganzen zu übersehen ist und bis eben im Mai, mit Anfang vom elften Monate des Etatsjahres, eine Bilance über Gewinn oder Verlust, mindestens einigermaßen anzunehmen, und der Prospectus für das künftige Jahr beizufügen ist.

In diesem von Herrn Bethmann in Anregung gebrachten Falle ist des Königs Majestät um so weniger jetzt schon ein besonderer Antrag zu machen, da Herr Bethmann, nachdem ihn der Unfall einer funfzehnmonatlichen Krankheit betroffen, erst seit sechs Monaten wieder hat in Thätigkeit sein können.

Auf das Befremden, was dem Unterzeichneten darüber geäußert werden müßte, daß er außer der Zeit und unter den angeführten Umständen einen solchen Antrag habe unternehmen können, würde in der That von ihm nichts Schickliches zu erwidern sein.

Uebrigens erklärt der Unterzeichnete freimüthig, daß, indem er auf dem Tableau des künftigen Jahres eine anständige Gehaltsverbesserung für Herrn Bethmann sich gedacht hat, er für seine Person bei dem muthmaßlichen, — man kann sagen — gewissen Minus der Einnahme gegen die Ausgabe des vorigen Jahres bei der Zahl derer, welche auch nur mäßige Erwartung, theils aber dringende Ansprüche haben, die von Herrn Bethmann verlangte jährliche Gehaltszulage von 350 Thalern, mit dem Verhältniß und der Lage des Ganzen nicht vereinbar finden kann; es sei denn, daß Se. Maj. der König einen solchen Zuschuß alljährlich verleihen wollten, welcher Alles, was von so vielen einzelnen Personen bedurft und erwartet wird, in ein billiges Gleichgewicht bringen könnte.

Der Direction kommt es nicht zu, sich über die Art, womit einzelne Glieder ihre Schätzung festsetzen, früher einzulassen, als bis kassenmäßig davon die Rede ist. Alsdann ist bei dem besten Willen eine Gattung-Verletzung der Begriffe leider nicht zu umgehen.

Indem ein Jeder seine Lage für die erstzuberücksichtigende erklärt, die Zeitumstände aber außerordentliche Verwilligungen an königlichen Jahreszuschüssen nicht wohl wahrscheinlich machen; so fordert die Pflicht der Rechtlichkeit, die Erklärung zu geben, wie sie hier gegeben ist.

Anlangend das Fach des Herrn Bethmann, so bestimmt sich das nach den verschiedenartigen Rollen, die derselbe spielt:

Cäsar, in der Braut von Messina.

Jacob, in Klementine.

Tasso, in Tasso.

Sacolo, im Wald von Herrmannstadt.

Hauptmann, im Ring.

Loving, in der Unvermählten.

Hyppolit, in Phädra u. s. w.

In diesen Fächern wird Herr Bethmann künftig ebenfalls spielen, so lange sie ihm zusagen.

Jemehr die Schauspieler Herr Beschort und Mattausch in Väterrollen übergehen, wie das die Nothwendigkeit zunehmender Jahre oder Gestaltveränderung erheischen, so wird Herr Bethmann in deren Character- und Männerrollen theils übergehen, wie mit der Rolle des Tellheim in Minna von Barnhelm, des Hauptmann in dem Fremden begonnen ist, und andere Rollen aus diesem Fache folgen werden.

Eine nähere oder ausschließliche Bestimmung irgend eines Rollenfaches giebt keine Direction der deutschen Theater.

Es ist solches von den vorhergehenden Directionen hier nicht geschehen, und der Unterzeichnete, der jeder Verfügung, welche scheinen könnte ein Monopol in Kunstsachen herbeizuführen, nach Umständen und Kräften entgegengestrebt hat, könnte sich darauf, weil es überhaupt der Eigenthümlichkeit deutscher Bühnenverfassung entgegen strebt, nicht einlassen.

Sollte Herr Bethmann über diesen Gegenstand besondere Wünsche haben, so ist deren Mittheilung zu erwarten, um über das, was thunlich ist oder es nicht sein kann, sich mit Gradheit zu erklären.

Eine Kündigung von Herrn Bethmanns Contract, wenn diese seinerseits hätte stattfinden sollen, würde nur am 1. Februar haben geschehen können; so wie solche nun erst am 1. Februar 1813 geschehen kann, um alsdann den 1. Aug. 1813 von hier abzugehen.

Von diesem Rechte würde von Seiten des Unterzeichneten nicht abgegangen werden können; es sei denn, daß auf besonderes Ansuchen des Herrn Bethmann bei des Königs Maj., Höchstdieselben diese Willkür nachsehen und die Gewährung gestatten wollten.

Der Unterzeichnete würde zu allen Zeiten nur sehr wider Willen über den Abzang eines Künstlers, welcher durch Betragen und Dienstjahre sich Ansprüche erworben, welche für die Zukunft von Bedeutung sind, Erörterungen geben, falls sie verlangt werden sollten.

Madame Bethmann hat vor zwei Monaten dem Unterzeichneten die mündliche Erklärung gegeben, daß Herr Bethmann seiner Gesundheit wegen diesen Sommer wieder eine Reise ins Bad machen müsse. Es ist darauf erwidert, daß dieses mit Ende Juni angehen könne.

Wegen der nöthigen Einrichtung, welche die gewährten Reisen anderer Schauspieler veranlassen, wolle Herr Beth-

mann die Erklärung eingeben, wie viel Wochen zu dieser Nachfur unumgänglich nöthig erfordert werden.

Berlin, den 3. März 1812.

Generaldirector der königlichen Schauspiele

Iffland.

Friederike Unzelmann, nachherige Bethmann,

geb. den 24. Januar 1771, geſt. den 16. Auguſt 1815.

In den Reminiszenzen habe ich bereits verſucht das Andenken an die unvergeßliche, noch unerreichte Schauſpielerin Bethmann zurückzurufen; ſeitdem iſt mir noch viel intereſſantes Material nicht allein zur Charakteriſtik dieſer merkwürdigen Frau, ſondern auch vieler ausgezeichneter Zeitgenoſſen derſelben zugekommen, welches zu veroffentlichen mir von allen Seiten die dringendſten Aufforderungen geworden ſind. Mißſuchtige, ſich nur ſelbſt ſchätzende Rezenſenten werden es freilich unnütz und unintereſſant finden, doch fur ſolche Nachtvögel iſt nichts von Bedeutung, was nicht ihrer eigenen Perſon oder ihrer Parthei angehört, ſie mögen fortheulen, — uns ſoll es nicht ſtören!

Die erhaltenen Dokumente mögen chronologiſch hier nur folgen; ſie erklären ſich ſelbſt und geben zugleich das ſchönſte Bild von Frau Bethmann, von dem Enthuſiasmus ausgezeichneter Männer ihrer Zeit und von der großen Anerkennung, welche ihre Kunſt überall fand, — von des Königs Majeſtät bis zu dem Letzten. Geiſt, Anmuth und ihre himmliſch blauen Augen zogen mit Magnetes Gewalt zu ihren Fußen! Goethe ſchloß mehrere ſeiner Briefe — die jedoch ohne Intereſſe ſind

— mit der Phrase: „Ich drücke Ihnen die Hand und küsse Ihre freundlichen Augen.“ A. W. v. Schlegel, der sie heirathen wollte, dichtete sein liebliches Feenkind, und sang, als sie die Nina gespielt:

„Von des Grames Trümmerein,
Von verlornen Schwärmereien,
Nina, wurdest du geheilt.
Doch da hast die zarten Schmerzen
Aus den Wahn bethörter Herzen
Allen Hörern mitgetheilt.“

Alles huldigte der Unvergleichlichen, der Unerreichten! Bände von Gedichten fanden sich in Ihrem Nachlaß. Als Madame Bethmann zum ersten Mal die Elvira in Müllners Schuld spielte, war Iffland so entzückt, daß er noch aus dem Theater an dieselbe schrieb: „Worte sagen es nicht, was ich für Ihr Talent, Ihre Lieblichkeit und Hoheit empfinde. Gott erhalte Sie, Amen!“ — Den schwedischen Gesandten am Preußischen Hofe, von Brinkmann, diesen liebenswürdigen Dichter und Philosophen, den Freund Schleiermachers und aller geistreichen Männer jener Zeit, wähle ich aus der Reihe der Bewunderer; was er damals an die Frau Bethmann, als sie noch an Unzelmann verheirathet war, geschrieben, gedichtet und was ungedruckt ist, findet sich unter A; so auch ein Gedicht von A. W. v. Schlegel.

Wie hochgeachtet und mit welcher Auszeichnung die unvergleichliche Künstlerin auch von des Königs Majestät und dem trefflichen Minister Beyme behandelt wurde, geht aus B hervor; — Schreiben, die nicht fehlen dürfen, um das Bild vollständig zu machen.

Im Jahre 1812 forderte Frau Bethmann für sich und ihren Gatten Zulage oder den Abschied, da ihr die Uebernahme der Theater-Direktion in Leipzig und Dresden angetragen sei; es entspann sich der unter C mitgetheilte Briefwechsel, welcher einen neuen Beweis giebt, mit welcher Achtung die

Künſtlerin behandelt und wie ſehr ihr Bleiben in Berlin gewünſcht wurde. Der Staatskanzler verwendete ſich ſehr lebhaft mündlich und ſchriftlich bei Sr. Majeſtät, um die gewünſchte Zulage für Frau Bethmann zu erhalten, doch der König bewilligte ſie nicht. Solche kleine Züge ſchildern Verhältniſſe und Perſonen oft klarer und deutlicher als große Verhandlungen, und daher hoffe ich, wird man die Blätter nicht ohne Intereſſe leſen. Der Staatskanzler ließ durch Stägemann der Frau Bethmann mittheilen, daß der König durchaus keine Zulage bewilligen wolle, was er ihr früher durch Stägemann als beſtimmt bereits zugeſagt hatte; die liebenswürdige Frau erneuerte darauf ihr Abſchiedsgeſuch und motivirte ihren Entſchluß: durch ein Zuſammenlebenwollen mit ihren Kindern. Der Abſchied wurde gewährt. Doch als ſie hörte, daß des Königs Majeſtät ſich bedauernd und unmuthig über ihren Abgang ausgeſprochen habe, ſchrieb ſie deshalb anfragend an Fürſt W. und als auch von hieraus die Beſtätigung davon kam, entſagte ſie ihrem Vorſatz und blieb in Berlin.

Im Jahr 1814 ſtarb Iffland und die treffliche Bethmann, wenn auch oft im Leben in Streit mit demſelben, war aber doch die wahre Freundin und Verehrerin ſeines Talents und ſeiner Kunſt, nahm ſofort alle ihre Verbindungen in Anſpruch, um dem unvergeßlichen Manne, — der jedem Theater-Direktor als größtes Muſterbild vorſchweben ſollte, — ein würdiges Denkmal zu ſetzen. Um keine Zeit zu verlieren, ſchrieb Frau Bethmann ſofort an den König und an den Staatskanzler Fürſten von Hardenberg nach Wien, und ſelbſt unter dem Gewühle der Congreßgeſchäfte machte der Fürſt Vortrag, und es entſpann ſich der unter D mitgetheilte Briefwechſel, in dem ſich Goethe's kalte Ablehnung nicht freundlich ausnimmt.

Das Denkmal erhielt leider erſt nach Mad. Bethmanns Tode ſeine Vollendung; es beſtand in einer ſitzenden Figur des

Künstlers in Wermer von Tieck angeführt; sie ist im Schauspielhause aufgestellt; freilich wäre zu wünschen gewesen, ein Bildhauer ersten Ranges hätte das Werk ausgeführt.

Zum Schlusse dieser Theater-Korrespondenzen mögen auch unter E Auszüge aus Briefen der Frau Bethmann an ihren Mann folgen, welche auch für die Zeitgeschichte von 1815 nicht gleichgiltig aufgenommen werden dürften. Da man der Bethmann fehlerhafte Orthographie aus den von mir herausgegebenen Reminiszenzen bereits kennt und auch dieselbe in dem hier mitgetheilten Briefe an den Fürsten von Hardenberg beibehalten worden, so ward es besser gefunden, in den folgenden Briefen der großen Künstlerin sie zu berichtigen.

A.

Karl Gustav von Brinkmann, Königl. Schwedischer Gesandter am Preußischen Hofe, war den 24. Februar 1764 geboren; er gehörte zu den feurigsten Verehrern der Bethmann, damals noch Unzelmann. Die Freunde des Brinkmann werden die noch erhaltenen Blätter der liebenswürdigen Muße desselben gewiß gern hier lesen.

a.

Berlin 1794.

Die Freundschaft eines Dichters hat bisweilen seine großen Unbequemlichkeiten, meine liebe Freundin! und dies erfahren Sie seit einiger Zeit auch. Ich glaube, so lange ich Sie kenne, Sie wohl nie so oft mit Versen ennuyirt zu haben. Ich bin denn gestern natürlich im Schauspiel gewesen und halte es nicht für möglich, naive Rollen schöner und göttlicher zu spielen, wie Sie es thun. Ich bin noch entzückt davon, und ob ich gleich bei einem sehr aufgeräumten Souper bei Ephraim bis nach 12 Uhr blieb, so sehen Sie aus folgenden Strophen doch, wie lange mich die holden Bilder des Abends noch bis in die späte Nacht beschäftigten. Adieu. Brinkmann.

An Madame Unzelmann, als sie die Gurli in der „Indianerin in England“ gespielt hatte,

den 26. August 1794.

Mit der Unschuld seligen Gefühlen
Sorgenlos das Leben hinzuspielen
Hat kein Gott dem Sterblichen gegönnt;
Auf der Täuschung flatterndem Gefieder
Flieht die Holde zum Olympos wieder,
Eh' die Weisheit ihren Werth erkennt.

Ja! sie flieht und der Genuß des Lebens
Welkt dahin! die Wollust pflegt vergebens
Frische Blüthen auf verdorrter Flur;
Ja sie flieht! — Doch ihres Zittigs Tönen
Weckt und weiht die schlummernden Kamönen
Noch zu Priesterinnen der Natur.

In des Dichters Lied, in Idealen
Hoher Kunst, beleuchtet von den Strahlen
Einer rein entflammten Fantasie;
Ach! im Traum, den Amors Schwestern weben
Mag die Unschuld noch das Herz erheben,
Doch auf Erden wallt die Holde nie.

Aber alles, was die Musen schildern,
Allen Zauber, der in Dardes Bildern
Je des Kenners trunknem Blick gefiel,
Alle Reize, die Thalien schmücken,
Uebertraf, — noch bebt' ich vor Entzücken! —
Heut Dein edles, seelenvolles Spiel.

b.

den 30. Juli 1795.

Wo wallt — o welche Blüthenpfade
Verschönert jetzt Dein holder Fuß?
Ach, welcher fernen Oreade
Ertönt, o Liebliche! Dein Gruß?

Wo laden schattige Gestade
Dich ein zum schlummernden Genuß?
Wo mischt die freundliche Najade
Für Dich zum kühlen Morgenbade
Den Manna-Quell in ihren Fluß?

In der That, meine schöne Freundin! ich sende dies Blatt nur so aufs Ungewisse, indem es leicht sein kann, daß Sie schon wieder von allen Bädern zurück sind, und dann soll meine Freude wahrlich so groß sein wie meine jetzige Sehnsucht. Die L. wird Ihnen noch ausführlicher erzählen, wie platt und ennuyant ich diesen Sommer verbracht habe; ich hatte mir vorgenommen, es Ihnen selbst recht ausführlich zu schildern, als plötzliche Kopfschmerzen mir es unmöglich machen viel zu schreiben, und aufschieben darf ich es doch nicht, sonst trifft Sie dieser Brief gewiß nicht mehr in Töplitz. Glauben Sie es also nur auf mein Wort, daß ich mich so sehr nach Ihrer Rückkunft sehne, daß ich Respect vor Wilke bekommen habe, wenn er wirklich erst seitdem toll geworden ist, daß Sie ihn nicht mehr sehen mögen. Ich küsse Ihnen mit schwärmerischer Zärtlichkeit im Geiste die Hände und versichere Ihnen, daß Ihr armer Freund gar keine Art des Vergnügens diesen langweiligen Sommer über genossen hat. In die Komedie habe ich zweimal Schweden fuhren müssen, die kein Deutsch konnten, aber wahrlich sie mochten doch wohl mehr von dem Spektakel haben als ihr verwaister Fuhrer.

Kein Himmel aus Thaliens Hallen
Erweckt sein schlummerndes Gefühl;
Mag auch des Dichters Kunst gefallen,
Bezaubern kann uns nur Dein Spiel.
Dies hält des Lebens klaren Spiegel
Der Seele vor, die staunend weilt,
Wenn von des Pindus Blumenhügel
Die Muse nur auf schnellem Flügel
Der Fantasie vorübereilt.

Melodisch fließt aus Aganippen
Die Rede, die den Geist erfreut,
Doch bei dem Hauch von Deinen Lippen
Schmilzt jedes Herz in Zärtlichkeit.

O Zauberin! Die Geist und Leben
Erst in des Dichters Schöpfung haucht
Und seinen Lorbeern Glanz zu geben,
In Paros Fluth sie niedertaucht;
Die siegreich unter jedem Bilde
Der Kunst mit unsern Herzen spielt
Und selbst nach dem Medusenschilde
Der Pallas nie vergebens zielt —
O Zauberin! warum verliehen
Dir alle Götter Witz und Scherz,
Die Allmacht süßer Harmonien,
Und Reize, die unsterblich blühen —
Mir nichts, als ein gefühlvoll Herz!

Br.

C.

An Fr. Unzelmann.

Du bist entfernt, und mich begrüßen
Nicht mehr vertraulich Witz und Scherz;
Kein Lied will mir harmonisch fließen,
Denn, Freundin! nur zu Deinen Füßen
Ergreift Begeisterung oft mein Herz.

Die Musen und die Charitinnen,
Die immer Dir zur Seite gehen —
Die fliehen auch mit Dir von hinnen
Und lassen sich verführend schön
Nur des Olymps Bewohnerinnen
Mit Dir vereint — im Bade sehn.

Wir, die noch hier im Staube wallen,
Entbehren jedes reine Glück,
Und heitern nicht mehr unsern Blick
Aus jenen fließenden Krystallen

Der echten Musenquelle, die
Apoll dem Amor zu Gefallen,
Dir, Holde! jüngst zum Bade lieh.

Die Grazien, wie Mädchen pflegen,
Verlangen wirklichen Genuß
Und eilen lieber Deinem Kuß
Als meinem schönsten Lied entgegen;
Und freilich, unter uns, wer weiß,
Würd' ich nicht selbst um diesen Preis,
Den Göthe gar bei Seite legen!

Dein Putztisch nur ist der Altar,
Den Amors Schwestern froh umflattern,
Die lieber Dein gelöstes Haar
Als meine Verse in Ordnung bringen;
Dir reichen sie die Blumen dar,
Die sie von Paphos Fluren pflücken,
Dem Lorbeer kehren sie den Rücken,
Weil Daphne, leider! sprödre war.

Sie schmücken lieber einen Busen,
Den jugendliche Fülle bläht,
Als einen, den zum Reim auf Musen
Ein Dichter sich aus Silben dreht;
Gefällig knien sie Dir zur Seite
Und knüpfen mit vertrauter Hand
Dir — Englands schönstes Ordensband;
Indeß hier keine frische Saite
Auf Deines Dichters Laute spannt.

Mag es immer sein, meine schöne Freundin! daß bei der so eben beschriebenen Toilette nicht Alles in der gehörigen Zeitfolge geschieht; wie soll ein Uneingeweihter es wissen, ob ein Strumpfband vor oder nach dem Frisiren geknüpft wird? Genug, daß ich mit vieler Gewißheit überzeugt bin, daß die Grazien mit Ihrer Toilette von jeher beschäftigt waren, und leider! ist es hart genug, daß die Einwohner des geschmacklosen Böhmens noch immer vier Wochen Zeit haben werden, sich

ebenfalls davon zu überzeugen. Leben Sie wohl und würdigen Sie mich Ihrer gütigen Freundschaft!

B.

d.

An Madame Liepmann.*)

Ich muß Ihnen, meine liebe Freundin, Verse auf die Unzelmann schicken, die ich — nicht gemacht habe. Denken Sie sich, ein Russe, ein Kammerherr, der sonst auch ein förmlicher Thor ist, hat sich neulich durch das Spiel der Göttlichen so begeistert gefühlt, daß er folgende Strophen ausgehen ließ. Die Menschen schreiben sie auf meine Rechnung, und um mir doch einiges Verdienst dabei zu machen, habe ich sie ein wenig umgestutzt und ein paar Sprachfehler gebessert; die Idee aber — die mir gefällt, — und die ganze Wendung gehört dem Russen.

Da die göttlichen Angelegenheiten den königlichen vorgehen, und Ihre fast anbetungswürdige Religiosität beiden, so muß ich Ihnen dies gleich schreiben, trotz dem Posttag, und trotz der Einschränkung, die er ohnehin durch ein großes Diné und Soupé bei Ferdinands erleidet.

Als Madame Unzelmann den Amor im „Baum der Diana" gespielt hatte.

Wann folgt ein Mädchen Amors Spur
Und sucht den Schalk nicht nachzuahmen,
Doch ihn an Schönheit übertreffen
Kann seine Lieblingsschwester nur.

*) Eine intim. Freundin der Madame Bethmann.

Ja! schwebt' er selbst im Götterkleide
Herab, und böte sich uns an,
Und spräche: „Wählt! hier sind wir Beide!"
— Wer wählte nicht die Unzelmann?

e.

An Madame Unzelmann, als sie dem Verfasser ein Band geschenkt hatte.

Um dankbar für Dein schönes Band
Ein Lorbeerkränzchen Dir zu winden,
Bat ich den kleinen Gott, den ich zu tausend Stunden
Der leichten Fantasie sonst immer willig fand,
Schnell zum Parnaß sich aufzuschwingen.

Doch er, der meinen Wunsch verstand,
Sprach lächelnd: „Hat es denn Dein Herz noch nicht empfunden,
Daß jene kleine Zauberhand
Schon längst mit einem feinern Band
Selbst Amors Flügel festgebunden?"

Br.

f.

An Madame Unzelmann.

Scythen bezwang Iphigenia dort, und der heiligen Jungfrau
Sittenveredelndem Reiz huldigt ein wildes Geschlecht;
Hier auch hat sie Barbaren bekämpft, und zu Griechen veredelt
Dein harmonisches Spiel Scythen des Aftergeschmacks.

Br.

Ein von A. W. Schlegels Hand geschriebenes Blatt befand sich gleichfalls unter diesen Gedichten, welches sich wahrscheinlich auf der Unzelmann Spiel im „Taubstummen" bezieht.

An Frau Unzelmann.

Taubſtumm ſchienſt Du geboren, und machteſt zum Tauben und Stummen
Mich, vor Bewunderung ſtumm, taub bei der Anderen Wort.
Hatte Dir auch das beſeelte Geſpräch und die liebliche Stimme
Streng die Natur verſagt, dennoch entzückteſt Du ſo.
O wie wollt' ich alsdann mich bemühn, dieſe Zeichen zu lehren,
Kund zu geben das Herz, Regungen zarten Gefühls!
O wie wollt' ich mit Eifer der Blicke Beredſamkeit üben,
Bis ich verſtanden mich ſah' an dem erwiedernden Blick!
Doch die hören nicht wollen, das ſind die unheilbarſten Tauben,
Sagt man; und alſo vielleicht hülfe die Lehre da nicht.
Biſt Du doch taub, wie das Schickſal, und ſtumm wie den Fragen die Zukunft,
Redend und hörend ja ſchon: wärſt Du nun ſtumm noch und taub!
Zürnſt Du ſchweigend mir jetzt, ſo wirſt Du der türkiſche Stumme,
Der den erwürgenden Strick, ach dem Verdammten! mir reicht.

B.

a.

An die Schauſpielerin Unzelmann.

Se. Königliche Majeſtät von Preußen ꝛc. unſer Allergnädigſter Herr! ſind nicht abgeneigt, der Schauſpielerin Unzelmann ein für allemal eine jährliche Benefizvorſtellung zu bewilligen, ſo lange dieſelbe mit Nutzen und zu meiner Zufriedenheit ihre Pflichten erfüllet, und haben dieſerhalb die nöthigen Befehle an die Direktion erlaſſen.

Berlin, den 25. Dezember 1795.

Friedrich Wilhelm.

b.

An dieſelbe.

Obgleich die Anfertigung eines förmlichen Reglements zu Penſionirung der Schauſpieler und Schauſpielerinnen des Na-

tionaltheaters vor der Hand noch ausgesetzt bleiben muß; so wollen Se. Königl. Majestät von Preußen ꝛc. doch dem Pensionsgesuche der Schauspielerin Unzelmann vom 24. October v. J. eine ihrem Talente und ihrer bisherigen gefälligen Thätigkeit angemessene Distinktion vorläufig dahin widerfahren lassen, daß Höchstdieselben der Unzelmann nach dem Verhältniß ihres jetzigen Gehaltes von 1560 Thalern, für ihr künftiges Alter eine Pension von 600 Thalern hiermit versichern wollen. Es versiehet dabei jedoch sich von selbst, daß, da in dem künftigen Pensionsreglement bei Bestimmung der Pensionssummen die Dienstjahre wesentlich mit in Anschlag kommen werden, die Unzelmann nach dem fernern Maaße ihrer Dienstjahre, sodann auf die Hälfte ihres Gehaltes und auf ein mehreres noch, zu einem künftigen Pensionsgenuß Aussicht behält.

Berlin, den 14. Februar 1804.

Friedrich Wilhelm.

c.

An dieselbe.

Ich habe Eure Eingabe vom 10. d. M., worin Ihr mich um Bewilligung eines Hausbaues bittet, wohl erhalten und würde gern Euren Wünschen entgegen kommen, wenn die Menge und Größe schon für mehrere Jahre im voraus bestimmter Baugegenstände es gestattete. Ich hoffe indessen bald eine andere Gelegenheit zu erhalten, wo ich Euch durch die That beweisen kann, wie sehr ich Euren Werth als eine vorzügliche und seltene Künstlerin schätze als Euer gnädiger König.

Charlottenburg, d. 14. Juli 1804.

Friedrich Wilhelm.

d.

An Madame Unzelmann.

Charlottenburg, d. 19. Juli 1804.

Ich habe es ſehr bedauert, daß Ihre ſchnelle Abreiſe von hier mir die Freude geraubt hat, Ihnen mündlich herzlich zu danken für die Theilnahme, die Sie mir an meinem Geburtstage bewieſen haben. Das Gute, was Sie von mir in Ihrem mir ſehr werthen Briefe ſagen, bürgt mir indeſſen dafür, daß Sie mich auch ohnedem nicht für undankbar halten werden. Ich habe mir indeſſen die Gelegenheit verſchafft, Ihnen einen ſchriftlichen Beweis der königlichen Gnade auszuwirken, um den reellen vorzubereiten. Dieſer iſt nun durch Erhöhung Ihrer Gage bis auf 2000 Rthlr. erfolgt, ſo daß dieſelbe ein Geheimniß bleiben ſoll. Gern hätte ich es geſehen, wenn es öffentlich und noch reichlicher geſchehen wäre, weil keine Künſtlerin ſich Ihnen zur Seite ſtellen kann und es dem Könige Ehre bringen würde, ein ſo einziges Talent königlich zu belohnen. Es hat aber nicht in meiner Macht geſtanden. Dies werden Sie mir eben ſo gern als die Verſicherung glauben, daß ich mit Vergnügen jede Gelegenheit ergreifen werde, Ihrer Liebenswürdigkeit zu huldigen.

Beyme.

e.

An dieſelbe.

Berlin, d. 29. Juli 1804.

Der königlichen Schauſpielerin Madame Unzelmann macht die Generaldirektion des königlichen Nationaltheaters hiermit bekannt, daß Se. Königl. Majeſtät Allerhöchſt geruhet haben, durch Allerhöchſte Kabinetsordre d. d. Charlottenburg 19. Juli 1804 derſelben eine jährliche Gehaltszulage von 440 Rthlrn. vom 1. Auguſt l. J. an zu bewilligen; wodurch mithin

die Besoldung der Madame Unzelmann von 1560 Rthlr. bis auf 2000 Rthlr. erhöht wird. Jedoch kann nach der Allerhöchsten Willensmeinung diese Gehaltszulage von 440 Rthlrn. nicht in wöchentlichen, sondern nur in vierteljährigen Terminen aus der königlichen Haupttheaterkasse von Madame Unzelmann bezogen werden, auch muß die Direktion es derselben zur Bedingung machen, daß sie über diese Verbesserung, die Se. Majestät zwar gern ihrem Talente, Fleiße und ihrer Dienstzeit zugestehen, die anderen Schauspieler jedoch im Wahne gleicher Ansprüche zu ähnlichen Forderungen veranlassen könnte, alle Verschwiegenheit beobachte, zu deren Bewirkung die Direktion ihrerseits ebenfalls die erforderlichen Maaßregeln nehmen wird. Der Direktion gereicht es zum besonderen Vergnügen, der Madame Unzelmann diesen verdienten Beweis der Allerhöchsten Anerkennung ihrer Talente mittheilen zu können.

Iffland.

C.

Der für alles Geistreiche und Schöne gleich empfängliche Staatsmann Stägemann verwendete sich vorzüglich für der Bethmann (ehemalige Unzelmann) Gesuch um Erhöhung des Gehaltes; der Staatskanzler Freiherr v. Hardenberg schien auch keinen Zweifel deshalb zu haben, denn Stägemann schrieb an Madame Bethmann: „Der Herr Staatskanzler hat mir aufgetragen, mit seiner Empfehlung Ihnen vorläufig zu sagen, verehrte Frau, daß Alles nach Ihren Wünschen abgemacht sei. Ich kann uns nur Glück wünschen, wenn Sie die Sache nun arrangirt ansehen wollen, wie ich gewiß hoffe. Morgen Vormittag habe ich die Ehre Sie zu sehen, da es heut' Abend, wie ich lese, nicht möglich ist.

20. October 1812. Stägemann."

Es ging aber nicht nach des Staatskanzlers Willen; er schrieb deshalb an Stägemann: „Ich eile Ew. Hochwohlgeb.

anzuzeigen, daß Se. Majestät der König der Madame Bethmann und ihrem Manne keine Zulage bewilligen wollen. Sie wissen, daß dieses meinen Wünschen nicht gemäß ist, indessen bleibt nun nichts übrig, als der Sache ihren Lauf zu lassen, wenn Herr und Madame Bethmann nicht vorziehen, auf die alten Bedingungen zu bleiben.

28. October 1812.

Hardenberg."

Auf dieses Billet schrieb nun Madame Bethmann an den Staatskanzler Folgendes:

„Im Gefühl der innigsten Dankbarkeit für daß Wohlwollen welches Ew. Excelenz jederzeit, und insbesondere jetzt, gegen mich bewiesen, aber auch von tiefen Schmertz über daß Fehlschlagen Ew. Excelenz gütiger Verwendung, durchdrungen, richte ich diese Zeilen an Hochdieselben, welche die Bestimmung haben, mich von der möglichen Beschuldigung des Undancks für die mir, während der 24 Jahre meines Hierseins, bewiesene Gnade der Allerhöchsten Königlichen Familie, auf daß Vollkomenste zu reinigen. Wen ich auf den mir gethanen Vorschlag, die Direction der Dresdener und Leipziger Bühne zu übernehmen, eingegangen bin, so haben mich folgende Rücksichten dazu bestimt. Die Gelegenheit meine Kinder um mich zu versamlen und in ihrem Kreise zu leben; eine Freude der ich hier entsagen muß, da die hiesigen Verhältniße mir diese Aussicht fur imer rauben, sie hier angestelt zu sehen; den Wunsch sie in einer Anständigen Lage zu versetzen, und endübrigt zu sein, sie ferner wie bißher aus meinen Mittlen unterstuzen zu müßen, auch an ihrer Künstlerischen Ausbildung thätig theil nehmen zu können, Wünsche die hier nicht in Erfüllung geben können; weil die Plätze die sie einehmen konten, durch andre, — ich darf es wohl sagen, nicht eben glänzendere Talente — besetzt sind, und es auch immer bleiben werden."

„Nur jene für daß Herz einer Mutter, so Wohlthätige Hoffnungen veranlaßen mich, denen Anträgen Gehör zu geben. Von unserer Seite ist ein Gesuch um Vermehrung unseres Gehalts nie gemacht worden, als eine Bedingung unseres Hierbleibens. Der Herr Director Iffland selbst hatt uns dazu aufgefordert, wen wir Wünsche hätten, die unser hierbleiben bewürken könten, sie doch noch vor seiner Abreise in seine Hände zu legen, um mit Ew. Erelenz deshalb Rücksprache nehmen zu können, dieß bin ich im Stande durch seine eigene Handschrift zu beweisen. Eine Verbesserung unseres Gehalts von solcher arth, zu einer Zeit wo sich so viele außerordentliche Ausgaben finden währe sehr erfreulich für uns gewesen, ich wäre dadurch in den Stand gekommen, für die von mir getrennten Kinder mehr thuen zu können, und auf die Erzihung der 3 Kleineren Knaben mehr verwenden zu können. Mein Mann hatt zur endschädigung seiner zweyjährigen Benefice Vorstellung 1?6 Rthlr. erhalten, und hatt nie weniger als 1200 Rthlr. eingenommen. Waß er dabey, und bey seiner Unglücklichen Krankheit, welche er sich bloß auf unserem kalten zugigem Theater, und durch einem Heftigen Zanck mit dem Herrn Rendanten Jacoby, der ihm aber gewiß alle Ehre macht, zugezogen, verloren hatt, glaubte ich ohne unbescheiden zu sein, durch eine Gehaltsverbesserung ersetz zu sehen, da er mit der Endschädigung seines Benefices nur 1150 Rthlr. erhält. Der Herr Geheime Staats Raht Stägemann hatte die Gewogenheit, sich mir zum Mittels Mann anzubieten, wen ich unsere Wünsche in seine Hände legen wolte, diese Güthe, und der Geheime Wunsch Berlin nicht verlaßen zu dürfen bewog mich also meine Wünsche an Ew. Erelenz gelangen zu laßen."

„Verzeien Ew. Erelenz der Weitläufigkeit meines Briefes, allein sie war nöthig um den Vorwurf der Undankbarkeit gegen Sr. Majestät den König von mir abzuwälzen, der mein

Herz welches dem König so ganz ergeben ist, allzusehr gekränkt haben würde, und zu zeigen daß kein unedles Motiv des Eigennutzes und der Gewinsucht mich bewogen hatt die geschehenen Schritte zu tuhen. So gerne ich mein Leben in dem schönen Berlin, unter dem Schutz des Besten Königs beschlöße, so unbegränst ist auch meine Danckbarkeit und Verehrung gegen Ew. Exelenz, womit ich ersterbe."

Auf dieses Schreiben erhielt sie nun die Erlaubniß, die Theater in Dresden und Leipzig übernehmen zu dürfen und somit ihren Abschied. Die Ordre lautete:

„Der Wunsch mit Ihren Kindern vereinigt zu leben und sie als vollendete Künstlerin auf dem Wege der Kunst zu leiten, ist so natürlich, daß Ich das Gewicht dieses Motivs, die hiesige Bühne zu verlassen und die Direktion des Theaters in Leipzig und in Dresden zu übernehmen, nicht verkennen kann. Sie sind daher über diesen Ihren Entschluß bei Mir vollkommen gerechtfertigt und Ich wünsche, daß Sie in diesem neuen Verhältniß Ihre völlige Zufriedenheit finden mögen.

Charlottenburg, den 3. November 1812.

Friedrich Wilhelm.

Madame Berhmann, die, wie bereits erzählt, unter den alten Bedingungen nun bleiben wollte, meldete solches dem Könige und dem Staatskanzler und erhielt folgende Antworten von des Freiherrn v. Hardenberg eigener Hand:

„Ich bezeuge Ihnen meine lebhafte Freude darüber, daß Sie sich und Ihren Herrn Gemahl uns erhalten. Nehmen Sie zugleich die Versicherung meiner vorzüglichen Hochachtung an.

Berlin, den 14. November 1812.

Hardenberg."

„Ew. Wohlgeboren benachrichtige ich, daß ich der Königl. Generaldirektion von Ihren bei des Königs Majestät gemachten

Schritten rücksichtlich der Fortsetzung Ihrer Dienste bei der hiesigen Bühne, Kenntniß gegeben und derselben eröffnet habe, daß es hiernach keinem Zweifel unterliegt, daß Sie mit Ihrem Ehemann unter den bisherigen Bedingungen bei dem hiesigen Theater bleiben, worüber ich Ihnen meine Freude zu erkennen gebe.

Berlin, den 25. November 1812.

Hardenberg."

D.

a.

An die Schauspielerin Fr. Bethmann.

Ich will Ihre Absicht dem verstorbenen Generaldirektor Iffland ein Monument zu errichten gerne dadurch erleichtern, daß Ich Ihnen auf Ihren Antrag vom 27. v. M. erlaube, sich deshalb in der von Ihnen bemerkten Art an die deutschen Theaterdirektionen zu wenden. An die Generaldirektion zu Berlin habe ich die Verfügung erlassen, daß die reine Einnahme des dortigen Theaters am 19. April kommenden Jahres, jenem Denkmal gewidmet und dem Kriegsrath Schmucker überwiesen werden soll. Von dem Gesammtbetrage der Einnahme erwarte Ich zu seiner Zeit Ihre Anzeige.

Wien, d. 15. October 1814.

Friedrich Wilhelm.

b.

An dieselbe.

Wien, d. 31. October 1814.

Ich habe die Ehre gehabt, Sr. Majestät den Inhalt Ihres gefälligen Schreibens vom 27. v. M. vorzutragen. Allerhöchstdieselben genehmigen vollkommen Ihren Vorschlag wegen eines unserm Iffland zu errichtenden Denkmals.

Die treue Freundschaft, welche Sie diesem großen Künstler während seiner Lebenszeit bewahrt haben, bürgt mir dafür, daß Sie die Ausführung Ihres Plans mit aller Sorgfalt und mit dem Ihnen eigenen Geschmack leiten werden. Mit Vergnügen will ich dazu mitwirken und Ihre desfalsigen Wünsche, deren Aeußerung ich entgegen sehe, nach Möglichkeit zu befördern suchen.

Empfangen Sie die Versicherung meiner vollkommenen Hochachtung.

C. F. v. Hardenberg.

c.

Darauf erließ nun Madame Bethmann an alle Bühnen Deutschlands ein Cirkular folgenden Inhalts:

„Da der lebende Iffland nicht allein Berlin, sondern ganz Deutschland angehörte, so bin ich überzeugt, daß Allen, die ihn kannten, und sein Talent bewunderten, so sehr als mir sein Andenken heilig ist, und daß es daher gewiß das Bestreben aller derer sein wird, dem Todten ein ehrenvolles bleibendes Denkmal zu schaffen."

„Es würde mir leicht geworden sein, bei dem hiesigen Publiko so viel zusammenzubringen; aber ich hielt es für meine Pflicht, denen den Vorzug zu gönnen, die ihm näher waren, worunter sich Viele befinden, die durch ihn gebildet wurden, und noch mehr, die ihn so bewunderten und schätzten, als ich! Zu dem Ende habe ich an Se. Majestät den König geschrieben, und für alle deutsche Bühnen den Vorzug erbeten, ihm dieses Monument setzen zu dürfen, wodurch ich nicht allein den Verstorbenen, sondern alle diejenigen zu ehren hoffe, die dazu mitwirken."

„Die abschriftlich beiliegende Kabinetsordre beweist, wie gnädig es der König aufgenommen, indem er gleich so gnadenvoll mir meine Bitte gewährte."

„Mein Vorschlag würde folgender sein. Am 19. April künftigen Jahres (1815) als am Geburtstage des Verstorbenen, möchten alle deutsche Theater eine Vorstellung geben, und die Einnahme, sei sie auch noch so geringe, zu diesem Zweck bestimmen. Aus seinen besseren Stücken die besten Scenen herausgenommen, und damit den Abend ausgefüllt, würde wohl am zweckmäßigsten sein. Ich werde Sorge tragen, daß von einem unserer vorzüglichsten Dichter eine Rede oder Prolog angefertigt wird, die von den ausgezeichnetsten Künstlern vorgetragen werden muß. Ich werde sie an alle Theater schicken, damit uns Alle an demselben Abend Ein Geist belebt. Auf einer Marmortafel an dem Monument werden die Namen aller derer eingegraben, die mich bei diesem Vorhaben gütigst unterstützt, so wie der ganze Ertrag sämmtlicher Einnahme, gleich nach Empfang in allen Zeitungen bekannt gemacht werden soll, wie auch die Berechnungen, welche der Herr Kriegsrath Schmucker in Berlin ablegen wird. An ihn bitte ich auch die Einnahme zu schicken, wogegen er die Quittungen ausstellt. Die ersten Künstler Berlins werden sich beeifern, daß das Monument des Verstorbenen würdig werde."

„Ich habe das volle Vertrauen zu allen Direktionen, an welche mein Brief gelangt, daß sie mich bald und gewiß mit einer Antwort, meinen Wünschen entsprechend, erfreuen werden.

Berlin, den 4. November 1814.

Friederike Bethmann."

Beinahe alle Bühnendirektoren Deutschlands stimmten bei; doch, zwar zusagend, bemerkten mehrere: „Ich gestehe offenherzig, daß ich ein zu großer Freund des Entschlafenen war, als daß ich nicht wünschen sollte, es möge ihm auf irgend eine andere Weise als durch Beiträge ein Ehrendenkmal errichtet werden."

Göthe, den die Bethmann zugleich um einen Prolog gebeten hatte, antwortete dagegen für Weimars Theater ablehnend Folgendes:

d.

Weimar, den 12. November 1814.

Auf Ihre freundliche zutrauliche Sendung, meine Theure, antworte ich schnell, aber ungern, da ich Ihre Wünsche zu erfüllen nicht im Stande bin. Eine dreimonatliche Reise hat mich in die sehr unbequeme Lage versetzt, daß ich weder Rechts noch Links sehen kann, wenn ich bis Ostern dasjenige leisten will, was man von mir fordert und erwartet. Gern möchte ich unserm verewigten Iffland auch auf meine Weise ein Denkmal stiften, und zu jenem beitragen, das eine so liebe Hand errichtet. Ich habe seine Verdienste gewiß rein empfunden und sehr oft darüber nachgedacht. Gelingt es mir jemals, etwas darüber auszusprechen, so hoffe ich es in der Form zu thun, die Ihrem Zwecke gemäß ist.

Leider darf ich auch meinen Herrn Mitcommissairen beim Theater kaum von Ihrem zweiten Wunsche Kenntniß geben. Wir haben so entschieden, auch bei dringend nahen Gelegenheiten, alles was nur einer Benefizvorstellung ähnlich sieht, abgelehnt, daß wir nur bittere Vorwürfe erwarten müßten, wenn wir eine solche, selbst zu dem löblichsten Zwecke, ankündigen wollten. Gedenken Sie mein zu guter Stunde, und verzeihen das doppelte Nein; welches Sie doch aus meinem Briefe heraushören würden, wenn ich es auch mit noch so viel glatten Worten umkleiden wollte. Möchte ich immer das Beste von Ihnen vernehmen!

Möchten Sie meiner, auch in diesen schönen und glänzenden Tagen, mit Neigung gedenken.

Göthe.

e.

Königsberg, d. 5. Decemb. 1814.

Meine allerliebenswürdigste Freundin!

Als Sie einst in einem Anfall von guter Laune beschlossen, Ihre Sonne über den Norden aufgehen zu lassen, da schrieb ich mir die Finger krumm, um Ihnen in Petersburg eine recht brillante Aufnahme zu verschaffen; es gelang mir, ich meldete es Ihnen und — erhielt nicht einmal eine Antwort. Damals hatte ich kein Hähnchen, keinen Hahn, sondern einen Vogel Strauß mit Ihnen zu pflücken, aber ich blieb Ihr Verehrer nach wie vor und rächte mich bloß dadurch, daß ich einen bloßen Complimentenbrief unbeantwortet ließ. Wer hat nun Recht?

Ihre Protestation im vorigen Jahre meine Adelheid zu spielen, hat mich freilich auch sehr geschmerzt, indessen waren Ihre Gründe unverwerflich und der jetzige Erfolg, den ich gewiß größtentheils Ihnen verdanke, rechtfertigt Sie vollkommen. Ach, wenn ich es doch nur einmal mit ansehen könnte!

Es ist doch recht unartig von Göthe, daß er Ihnen den Prolog für Ifflands Denkmal abgeschlagen hat; man hat es selbst in Weimar ihm sehr verdacht. Aber daß Sie mir zumuthen, die Stelle eines Göthe zu ersetzen — darauf kann ich nichts weiter antworten als: Führe uns nicht in Versuchung!

Ihre Frau Tochter länger als bis zum 1. April zu behalten, steht nicht in der Macht unserer Theaterkasse und folglich auch nicht in der meinigen. Ich versichere Sie auf meine Ehre, daß, wenn Sie nicht ihre Mutter wären, sie schon am 1. October hätte abgehen müssen.

Die gute Madame Limann hat mir durch ihren Brief ein sehr großes Vergnügen gemacht. Ich habe heute den ganzen Vormittag auf eine recht hübsche Antwort studirt; am Ende ist mir beigefallen, daß diejenige Antwort ihr gewiß die ange-

nehmſte ſein wird, die ſie durch den Mund ihrer Freundin empfängt, und alſo bitte ich Sie, ihr ja recht viel Schönes — nein, Herzliches von mir zu ſagen.

Meine Frau empfiehlt ſich Ihnen beſtens, ſo wie ich dem braven Patrioten, Ihrem Manne mich empfehle. Ich hoffte einen Augenblick, man würde bei Beſetzung von Ifflands Stelle auf mich Rückſicht nehmen. Je nun, Graf Brühl iſt ein trefflicher Menſch und kunſterfahren, Sie werden auch zufrieden mit ihm ſein.

Von ganzem Herzen Ihr alter treuer Freund und Verehrer

Kotzebue.

f.

Verehrte Freundin!

Leipzig, am 20. März 1815.

Für gütige Ueberſendung des Prologs zu Ifflands Todtenfeier danke ich recht herzlich. Indem ich Ihr ſchönes Streben, dem biederen Künſtler ein würdiges Denkmal zu ſetzen, nicht verkenne, muß ich Ihnen doch geſtehen, daß dieſer Prolog mir viel zu kalt und ſteif erſchienen iſt, um würdig genug eine ſolche Feier zu begründen. Herr Herklotz hat hier ſeine übrigen Verdienſte unbeſchadet durchaus nicht das Herz ſprechen laſſen, ſondern nur die Feder gebraucht. Ich traute meinem Urtheile nicht, ſondern legte ihn in Dresden Fr. Rind und in Leipzig Blümner, Gebler und Mahlmann vor, Alle aber waren einſtimmig gegen deſſen Aufführung in Leipzig, und meinten, es ſei ein porzellaner Parnaß, wie er vor 50 Jahren ungefähr Mode war. Ich fürchte daher, daß auch Sie in Berlin nicht viele Freude davon erleben werden, Sie müſſen ihn denn durch hohen äußeren Reiz und treffliche Chöre unterſtützen. Beides können wir hier in Leipzig, und beſonders in der Meſſe nicht, er iſt daher für uns nicht ausführbar. Ja

die Meſſe ſelbſt, in welche der 19. April noch fällt, verbindert die ganze Sache. Erlauben Sie mir daher, daß ich nach der Meſſe dieſe Feier ſo herzlich und anſtändig als immer möglich eintreten laſſe, wozu Hofrath Mahlmann noch etwas dichten wird und wo uns dann mehr Zeit als jetzt übrig bleibt, ein gelungenes Werk einzuſtudiren. Denn Sie können leicht denken, wie beſchränkt die Zeit jetzt iſt, wo eine kleine Geſellſchaft an jedem Tage der Woche ſpielen muß, ohne die Abwechſelung der Oper zu hoffen. Leipzigs edle Bewohner werden dann gewiß für das Denkmal ihres bewunderten Iffflands reichlich ſteuern und ich hoffe, Ihnen, wenn auch erſt ſpäter, doch nicht karg den Beitrag hieſiger Verehrer zu ſenden. Verzeihen Sie, verehrte Freundin, daß ich ſo rückhaltlos mit Ihnen ſprach, aber die große Künſtlerin iſt gewiß auch vorurtheilsfrei und läßt mich daher nach eigenem Gefühl ſchalten. Möge Freude und Glück Sie ſtets begleiten, gewiß thut es unausgeſetzt die innige Hochachtung

Ihres treu ergebenen Freundes

Karl Winkler.

E.

Auszüge

aus Briefen der Friederike Bethmann an ihren Mann.

a.

Weimar, d. 15. Juni 1815.

Es gefällt mir hier recht ſehr, und ich bin recht freundlich aufgenommen, wenn Du hier wärſt, ſo bliebe mir nichts zu wünſchen übrig, ſo fehlt mir aber das, was mir auf der Welt das Liebſte iſt, Dein lieber Umgang. — Vorgeſtern gingen wir

ins Theater und ſaben Johann von Paris, es gefiel mir beſſer, wie bei uns, weil die Jagemann viel beſſer ſpielte und ausſah, und Strohmeyer viel beſſer ſang und ſpielte als die Müller und Rebenſtein, das Orcheſter iſt unter aller Kritik. Geſtern beſah ich das Schloß, was ſehr ſchön iſt, und wo ich mich geärgert habe, daß meine Statue hier, und nicht im Berliner Schloß ſteht, und daß bei uns ſo wenig für die Ehre der Künſtler geſchieht. Im Theater ſahen wir Adolph und Clara, wo nur Carl allein gut war, die Heigendorf war recht ſchlecht; dann die Mitſchuldigen, da waren alle ſchlecht. Wie überhaupt das Theater recht elend iſt, beſonders war Herr Wolf ganz miſerabel und elend. Abends habe ich auf lauter Silber bei der Heigendorf geſpeiſt, der Herzog konnte nicht kommen, weil unſer Kronprinz hier iſt, und er bei ihm ſoupirte. Heute ſahen wir Camilla, und morgen früh reiſe ich weiter. Denke Dir, die Schütz ſpielt Gaſtrollen in Bautzen und bekommt für vier R llen 100 Thlr. Wie weit es doch mit — — — — Menſchen kommen kann!

b.

Ullenſtein, d. 18. Juni.

Meine Vaterſtadt Gotha hat mich entzückt, es iſt was Göttliches, und ich habe alle Urſache mich zu freuen, aus einem ſo ſchönen Lande entſprungen zu ſein.

c.

Liebenſtein, d. 18ten.

Ich bin Dir noch eine Beſchreibung von Camilla ſchuldig, hier iſt ſie. Ich ging mit großen Erwartungen ins Schauſpielhaus, wurde aber gewaltig getäuſcht; Herr Strohochſe iſt mit Fiſcher gar nicht zu vergleichen; ſeine Stimme iſt ſein Alles, er ſingt ſchlecht, das heißt ohne allen Geſchmack, und

spielt wirklich wie ein Streb- oder Eisenmann, dabei geberdet er sich äußerst unedel und nonchalante. Deine ehemalige Vergötterte sang zu schlecht, und spielte die ganze Rolle elend bis auf einen einzigen Moment, es war der, wo sie das Kind verhungern sieht, da verließ sie ihre Eisekälte in etwas. Der junge Herr Genast, von dem der Papa so eingenommen ist, daß er sagt, er hätte eine Stimme wie Strohmeyer, spielte Nebensteins Rolle wie eine Latte, hatte sich aber ein paar Waden ausgestopft, wogegen dem dicken Koch seine nur Pfeifenstiele sind; dabei die andere Figur so mager, wie der lange Weber; überhaupt scheint das Ausstopfen und das monoten sein die Haupteigenschaft der Schauspieler von Weimar zu sein. Madame Wolf hielt zu Ehren der Großfürstin eine Rede, im Klingelton, und hatte bei einem ganz reichen Kleide keinen Fächer in der Hand, das ist akurat, als wenn ein Mann bei einer solchen Gelegenheit ohne Hut erscheinen wollte, überhaupt wissen Alle nicht was sich schickt.

Gestern Nachmittag als wir eben spazieren gehen wollten, sahen wir auf einem Leiterwagen sechs Stabsoffiziere ankommen, die sogleich auf die Ruine — wo wir waren — stiegen; wir kamen nach zwei Stunden zurück, wo uns Heinrich entgegenkam und sagte, die Offiziere hätten nach mir gefragt; der eine kam mir auch gleich entgegen und sagte mir, der Kronprinz ließ mich bitten, ja nicht zu verrathen, daß er es sei und wünschte mich zu sprechen, ich ging an den Tisch, wo er saß, und saure Milch verzehrte, und wurde recht gütig und kindlich von ihm empfangen; er sprang noch eine Stunde um mich herum, und fuhr dann nach Altenstein, um die berühmte Höhle zu besehen; er ist überaus liebenswürdig, als er fort war, sagte ich den Leuten, wer es gewesen sei, und sie wollten vor Schreck in die Erde sinken.

d.

Liebenſtein, 23. Juni.

Die Gegend hier überſteigt Alles was Du jemals in Töplitz geſehen, es iſt unmöglich ſie ſich ſo reizend zu denken. Das Haus, wo ich wohne, liegt auf einem Berg und an einem Berg, vor der Thüre iſt eine ſchöne Terraſſe mit unendlichen Linden und Bänken, dann kommt ein Felſenbrunnen, dann ein großer grüner Platz, auf welchem ein großer Springbrunnen iſt. Die Hinterſeite des Hauſes liegt am großen Schloßgarten, der bergauf geht, und von da aus man gleich auf die Ruine gehen kann. Seitwärts am Hauſe iſt ein ganz dunkler Platz mit großen Bäumen, und aus dem Felſen ſtürzt ſich das Waſſer in ein Becken, in einer Grotte; da hinaus geht eines meiner Fenſter. Das Alles iſt freilich göttlich ſchön, aber es fehlen Menſchen, die die Landſchaft beleben, mir fehlt freilich nur Einer, der geht mir aber über das ganze Menſchengeſchlecht, und ohne den iſt Alles todt für mich, auch lebe ich nur halb, wenn ich mein Leben nicht mit ihm theilen kann. — Sind wir erſt wieder zuſammen, ſo wollen wir uns blos um uns bekümmern, und über die Theaterwelt lachen, nicht uns ärgern. Ich bin mit meinen Gedanken immer bei Dir, und freue mich jeden Tag, daß die Trennung ſich immer verkürzt.

e.

Liebenſtein, 3. Juli 1815.

Ich kann mir wohl denken, was Du für Gefühle bei alle dem Herrlichen und Großen gehabt haſt, womit Gott das Haus Preußen geſegnet hat, daher war es mir ſo höchſt ſchmerzlich, daß ich die ſchönen Gefühle nicht mit Dir theilen konnte, indeſſen es wäre vielleicht zu viel Glück geweſen, wenn wir es zuſammengenoſſen hätten, ſo mußten wir getrennt, Jeder es

nur zur Hälfte empfinden. Die Versicherungen Deiner Liebe und Treue beleben und stärken mein Herz, mir wurde erst im Herbst meines Lebens ein Herz zu Theil, des meinigen würdig, nachdem ich im Frühling meine Liebe an undankbare und schlechte Menschen verschleuderte, die meiner ganz unwürdig waren. Dafür bin ich Dir aber auch mit Leib und Seele ergeben, und was ich zu Deinem Glücke beitragen kann, wird das meinige befestigen.

Gestern bin ich der Frau Herzogin vorgestellt worden, sie hat mir sehr gefallen, indem sie gar nicht stolz und recht natürlich ist, Sonntag wird sie mit uns am allgemeinen Gasttisch essen. Sie hat mir auch erzählt, daß sie mich hat in Frankfurt die Nina spielen sehen, und mehrere Rollen, die ihr entfallen sind. Wenn Du Heim (Arzt) siehst, da sage ihm doch, daß sich die Herzogin sehr theilnehmend nach ihm erkundigt hätte, und grüße ihn von mir, wie auch Wolfs und die Milder.

Deine Dich liebende, Dich aber beherrschende Frau.

f.

Liebenstein, 10. Juli 1815.

Sage Niemandem, daß ich früher zurückkommen werde, denn ich will die Tage, die mir noch übrig bleiben, für mich haben, und will nicht gleich wieder ins Joch.

Madame Milder wird sich auch, wenn sie länger in Berlin ist, nicht gefallen, und sich nicht sehr lange erhalten. Aber ist denn Brühl ganz toll, daß er den edeln Karl VII. die Narrenjacke von Murad tragen läßt, ist das nicht abscheulich, auch mokiren sich sogar hier alle Menschen darüber, und sind Alle meiner Meinung, daß nur in einer Posse von einem rechten Narren die Jacke hätte getragen werden müssen. Was sagt denn die arme Beck zu ihrem Sturz als Johanna?

G.

Liebenſtein, d. 14. Juli.

So eben kommen wir von einer Spazierfahrt aus dem ſogenannten Druſenthal, wo wir auf einem großen Leiterwagen eine Art von Höllenfahrt gemacht haben; denn es fuhren 12 Perſonen, ungefähr die ganze Badegeſellſchaft, in immerwährender Gefahr den Hals zu brechen, denn ſo einen Weg hat der Teufel ſelbſt für die Verdammten nicht ausſtudiren können; die herzogliche Familie machte den Weg auf drei Droſchken. Wir wurden aber am Ende reichlich dafür durch das göttliche Thal belohnt, was noch viel ſchöner iſt als der Plauenſche Grund, und das ſich die kühnſte Phantaſie nicht ſo fürchterlich ſchön denken kann. Ich ſchließe Dich in meine Arme und drücke Dich an meine treue Bruſt, denn meine Liebe zu Dir iſt eben ſo ſtark als ſie es vor 12 Jahren war, und es ewig bleiben wird. Ohne Dich komme ich mir wie von der ganzen Welt verlaſſen vor; da kann man recht ſehen, daß der Mann die Stütze des Weibes iſt!

H.

Liebenſtein, d. 17. Juli.

Schlechte Menſchen giebt es überall mehr als gute, beſonders ſolche, die Luſt am Böſen haben, ſo laſſen ſie hier Blücher mit 20,000 Mann in Paris in die Luft geſprengt ſein, und laſſen es ſich nicht abſtreiten. Ich erkläre ein für allemal die Berliner noch mit für die beſten, die klügſten ſind ſie gewiß, und ich will doch lieber mit Menſchen leben, die klug und boshaft, als dumm und boshaft ſind, wie es hier deren eine Menge giebt. Geſtern trat mit einem Mal Michel-Beer in mein Zimmer; er hat mir Wunderdinge vom Theater und beſonders von Brühl erzählt, die mich aber gar nicht weiter berührt haben, denn ich erwarte nur thörichtes Zeug

von diesen — — — —. Thue mir nur den Gefallen und laß Dich nicht von den Plattheiten alteriren; das ganze Theaterwesen ist nicht werth, daß Menschen, wie Du und ich, sich nur eine trübe Stunde machen, das wollen wir uns so oft sagen, bis es Wurzel faßt, und eine eiserne Rinde sich über unser Theatergemüth zieht. Ich habe Michel-Beer auf den Ball geführt, und ihm eine schielende Hofdame als Tänzerin zugeführt, die (sage seiner Mutter) gar kein Balachain wäre, aber doch die hübscheste die dort war.

I.

Liebenstein, d. 19. Juli 1815.

Das Wetter ist immer schlecht; die Gesellschaft eben so ungenießbar, denn die Leute wissen nicht warum sie leben, und sind zwar herzlich gut, aber auch eben so dumm.

Ich bin es müde! wie Markgraf Azo.

Der Graf Hatzfeld, der ehemals in Berlin Gesandter war, ist auch hier; so ein guter Gesellschafter er auch sonst war, so ist er jetzt gar nicht mehr, und paßt recht gut zu den Andern, ich kann mich nicht einmal über die Andern mit ihm mokiren.

Ich bitte Dich nochmals, dem Theatervolk nichts davon merken zu lassen, daß ich früher komme, ich will die Zeit meines Urlaubs noch in Ruhe genießen.

Wir haben schon einigemal bei der Herzogin Thee getrunken, gestern auch, wo sie keine Ruhe ließen bis ich singen mußte. Ich sang die Cavatine aus Figaros Hochzeit und mit der Limann das Duett aus der Schweizerfamilie, dann noch ein kleines Duett ohne Accompagnement, und Alle waren entzückt und konnten sich nicht genug bedanken, es war auch eine Prinzeß Hohenlohe da, eine Schwägerin der ehemaligen. Der ganze Hof ist so erstaunlich human, daß man auf seiner Hut sein muß, nicht zu vergessen, wo man ist.

BIBLIOTHECA MONACENSIS.

Namen-Verzeichniß

derjenigen Perſonen, deren in dieſem Werke Erwähnung geſchieht.

d'Acunha, Kapitain 118. 130.
Alexander I. Kaiſer. Vorwort. 25. 89.
Altenſtein, Miniſter 179.
Alt-Larisch, General 48. 54. 59.
Araktſchejeff, Graf. Vorwort. 24.
v. Anſtetten, Miniſter. Vorwort.
Archenholz 149.
Arenſchildt, Kapitain 128.
Augereau, Marſchall 40.
v. Bailleoidz 48. 51.
Barthold 173.
v. Bechtolsheim 36.
Beer, Michel 291.
v. Beeren, General 35.
v. Blücher, General 33. 36. 38. 42. 69. 87. 104. 291.
Blümner 285.
v. Benningſen, General 63. 64. 67.
Bentham, Jer. 94.
Beresford, Lord 113. 130. 133.
Bernstorff, Graf, Miniſter 145. 157.
Berthier, Marſchall 89.
Beſchort 260.
Bethmann, Heinrich 229. 258.
Bethmann, Friederike 228. 245. 249. 262. 263.
Beyme, Kabinetsrath 93. 264. 265.
Bock, K. G. 202. 209.
Borowsky, Erzbiſchof 219.
v. Borſtel 51. 63.
v. Boyen, Kriegsminiſter 80. 81.
Braun 229.
Braunſchweig, Herzog von 43. 52.
Brinckmann 264. 266.
Briren, Oberſt 31. 44. 49. 68.
Brühl, Graf 285. 290. 291.
Brüne, Marſchall 79.
Buchholz, Fr. 152.
Burlton, Admiral 13.
Butturlin 15.
Campbell, Oberſt 130.
Chateaubriand 153.

v. Chlebowsky, General 65.
Cloots, Anacharsis 150.
Coudray, Baumeister 192.
Craddock, General 114.
Cramer 149.
Curtius, Syndikus 158.
Custine, Marquis 1.
Dacunja, Kapitain 126.
Davoust, Marschall 3.
Deinhardstein 190.
Descartes 182.
Diderot 163.
v. Dierecke, Oberst 41.
v. Dörenberg, General 82.
v. Dresler, Major 37.
v. Dumoulin, Oberst 82.
Duncker, Buchhändler 166.
Durbach, Hauptmann 138.
v. Eben, General 112.
Eichhorn, Staatsminister 96. 175.
Eichhorn 166.
v. Eisenhart, General 29. 35. 69. 87.
Erichson, Oberst 49.
v. Ernst, General 59.
v. Essen, General 63.
v. l'Estocq, General 63. 64. 100.
Fischer, Sänger 287.
Fleck 239.
Fliegler 170.
Forster, G. 149. 171.
Fouqué, La Motte 30. 159.
Frankenberg, General 100.
Freire Andrade, Bernd., General 112. 136. 140.
Friedrich II. 95.
Friedrich Wilhelm II. 213.
Friedrich Wilhelm III. 92. 95. 273. 274. 279. 280.
Friedrich Wilhelm, Kronpr. v. Pr. 287. 288.
v. Gagern 161. 169.
Gans, Ed. 94. 174. 178.
Gebler 285.
Genast 288.
Gerstenbergk, Fr. v. 197.
Gluck 226.
v. Gneisenau 47. 79. 80. 81.
Görres 149.
Göschel 176.
Goethe 162. 169. 172. 186. 265. 283. 284.
Grollmann 149.
v. Haaken, General 37.
v. Hake, Oberst 81.
Hamann, J. G. 172.
Hardenberg, Fürst 69. 80. 81. 84. 265. 266. 277. 279. 280.
Hatzfeld, Graf 292.
Heigendorff, siehe Jagemann.
Heim, Dr. 290.
Heine, Heinr. 161. 170. 176.
v. Henning 149. 173.
Herder 200.
Herklotz, Dichter 285.
Hessen, Kurfürst von 37.
Hochhausen 198.
Hohenlohe, Fürst 39. 41. 46. 49. 60. 79.
Hohenlohe, Prinzessin 292.
Holzbecher 243.
Horn, Senator 158.
Hoym, Graf, Minister 93.
Huber 149.
Jacobi 230.
Jagemann 287.
Iffland 207. 224. 264. 265. 275. 281. 283. 284.
Igelström, General 100.
v. Kalckreuth, Feldmarschall 101.
Kauer 226.
Kind, Fr. 285.
Kleinmichel, General 27.

Klinckoſtröm, General 100.
Klopſtock 151.
v. Knebel 200.
v. Knesebeck 34. 78.
Koch 288.
v. Köhler 48. 51.
Kosloffsky, Fürſt. Vorwort. 1.
Kotzebue, Aug. v. 284.
Krauſe, Staatsrath 80.
Kraus 219.
v. Krafft 36.
Labes 239.
Lafayette 151.
Le Camus, General 88.
Lecoq, General 36.
Leo, Profeſſor 174.
v. Lettow, General 55.
Levaſſeur 153.
Lieber, General 85. 116.
Lindner 161.
Liermann, Madame 271.
Limann 292.
Linſton, Kapitain 122.
Louis Ferdinand, Prinz 38. 40. 75.
Luchesini, Marquis 32.
Mahlmann 285.
Maria Thereſia, Kaiſerin 9.
Martignac 153.
v. Maſſenbach, Oberſt 49. 50. 52. 55. 60. 62.
Mattauſch 240. 260.
Mecklenburg, Großherzog von 3.
Mendelsſohn, Moſes 212. 216.
Metternich, Fürſt 188.
Miguel, Don 179.
Milder, Sängerin 290.
Miré 242.
Modene, Graf 16.
v. Möllendorff, Feldmarſchall 91.
Montesquiou, Oberſt 47.
Moore, John, General 116.
Mozart 226.
v. Müffling 41.
Müller 226. 287.
Mundt, E. (T.) 163.
Napoleon, Kaiſer 13. 40. 53. 58. 74. 88. 104. 113.
Nelſon, Admiral 13.
Neſſelrode, Graf, Staatsminiſter 2.
Ney, Marſchall 63. 130.
Nicolas, Großfürſt 16. 19.
Nicolovius, Geh. Rath 163.
Niebuhr, Staatsrath 146.
v. Ochs, Generalquartierm. 39.
Parreras, General 115. 130.
Pascal 182.
Perponcher, Baron, Oberſt 114.
Perthes, Fr. 145.
Peter der Große, Kaiſer 8. 14.
Pfeilſchifter 150.
v. Pfuel, General 162.
v. Pfuhl 47.
v. Pilat 154.
Pinto, Oberſt 125.
Pizarro, Oberſt 126.
v. Plötz, General 39.
Polit 152.
Pozzo di Borgo, Graf. Vermerk.
Pückler, Fürſt 163.
Quieros, Oberſt 118.
Radziwil, Fürſt 189.
Ranke 166. 174.
v. Raumer, Fr. 158.
Rebenſtein, 287. 288.
Rehmann 149.
Rehberg 149. 159. 166.
Refues 173.
Reichardt, Joh. Fr. 149. 212. 226.

v. Reiche, General 80.
v. Ribbentrop, Generalintendant 69. 71.
Robespierre 153.
Röbenbeck 94.
Romana, General 119.
Rominsky, Graf, General 64.
Rotteck 152.
v. Rouquette, General 63.
Rüchel, General der Infanterie 29. 70. 75. 93. 96.
v. Rüchel-Kleist 50. 58.
Rürleben, Kapitain 127.
Ruffo, Minister 188.
Rzewuska, Rosalie 22.
Sack, Oberpräsident 93.
v. Savigny, Minister 175.
v. Scharnhorst 34. 44. 65. 80. 81. 87. 165.
Scheffner, J. G. 202.
v. Schenck, General 51. 55. 72.
Schlegel, A. W. v. 264. 272.
Schlegel, Fr. v. 225.
Schleiermacher 176. 264.
Schmalz, Geh. Rath 178.
Schmeller, Maler 189.
Schinkel 187.
Schirach 149. 153.
Schloffer 170.
v. Schöler, General 34.
v. Schön, Minister 221.
Schröder, Kaufmann 83.
v. Schrötter, Minister 207.
v. Schrötter, Ferd. 222.
Schulenburg-Kehnert 33.
Schulz, Joh. Heinr., Prediger 93. 103.
Schulze, Joh. 179.
Schweitzer 176.
v. Schwerin, General 99.
Scott, Walter 195.
v. Sedmoratzky, General 63.
Sieveking, Syndikus 158.
Silveira, General 119. 124. 135.
Sinclair 169.
Siniavine, Admiral 14.
Smidt, Senator 158.
Solms, Prinzessin 23.
Soltikoff, Prinzessin 20.
Soult, Marschall 126. 130.
v. Stägemann 31. 220. 265. 276.
Staël, Frau von 2.
Steffens, H. 162.
vom Stein, Minister. Vorwort. 169.
Stenzel 170.
Stollberg, Graf 149.
v. Strachwitz, General 35.
Strohmeyer 287. 288.
Strohofe 287.
v. Stutterheim, General 67.
Tauentzien, Graf, General 57. 7
Tschitschagoff, Admiral 15. 16.
v. Teschen, Lieut. 100.
Tieck, Friedrich 266.
Tormasof, General 100.
Traversay, Admiral 16.
v. Tscheppe, General 59.
Unzelmann 228. 229.
Unzelmann, Friederike, siehe Bethmann.
Varnhagen v. Ense 20. 145.
Varnhagen v. Ense Rahel 1. 173.
Victor, Marschall 88.
Victoria, Brigadier 126. 135.
Villaboas, Ingenieur 115.
Voigt, Joh. 165.
Volkonsky, Prinzessin 16.
Voß, J. H. 222.
v. Wangenheim 161.
v. Warburg, Lieuten. 100.
v. Wedell, General 36.

v. Wegener, General 96.
Weimar, Herzog von 43. 197. 287.
Weimar, Herzogin von 290. 292.
Weiße 176.
Werner, L. Z. 204.
Wieland 200.
Wilke 268.
Wilson, Robert, General 113. 115. 138.
Winkler, Karl 285.
v. Winning, General 37. 54.
Witt, Joh. genannt von Döring 2.
Wöllner, Minister 94. 95. 96.
Wolff 288. 290.
Würtemberg, Eugen, Prinz von 38.
Zahn, Wilh. 186.
Zinzendorf, Graf 173.

Druckfehler.

Seite	7	Zeile	4	v.	oben	lies:	eblouissante	statt	ebbouissante
„	—	„	3	„	unten	„	cherchent	„	cherchant
„	13	„	3	„	„	„	aux nôtres	„	ceux nôtres
„	15	„	8	„	„	„	que je sache	„	qui je sache
„	—	„	15	„	„	„	recueillies	„	recueillier
„	—	„	1	„	„	„	pourra	„	pouvra
„	19	„	1	„	eben	„	inhérent	„	inhétent
„	21	„	12	„	„	„	précisement	„	precivement
„	23	„	2	„	„	„	vivantes	„	vivans
„	—	„	11	„	„	„	ait	„	sie

Bei demselben Verleger sind erschienen:

Vier Fragen eines Oesterreichers. Preis 1 Thlr.

Oesterreich und Rußland. Preis 1½ Thlr.

Die Juden in Oesterreich. Preis ¼ Thlr.

Portfolio eines Oesterreichers. Erster Band. Preis 1½ Thlr.

Slaven und Magyaren. Preis 1 Thlr.

Schattenrisse aus Oesterreich. Preis 1½ Thlr.

Oesterreich und seine Staatsmänner. Ansichten eines österreichischen Staatsbürgers über Oesterreichs Fortschritte im Jahre 1840. 2 Bände. à Bd. 2 Thlr.

Politische Memorabilien aus Oesterreichs Neuzeit. Preis 1 Thlr.

Böhmens Provinzial-Zustände auf dem Schachbrete der Oeffentlichkeit. Vom Verfasser der Schrift: „Oesterreich und seine Staatsmänner." Preis ⅓ Thlr.

Revue österreichischer Zustände. Erster und zweiter Band. Preis à Bd. 1 Thlr.

Geschichte Joseph's II. Kaiser von Deutschland. Von M. Camille Paganel. 2 Bände. Preis 2 Thlr.

Der Fortschritt und das conservative Prinzip in Oesterreich. In Bezug auf die Schrift: „Oesterreichs Zukunft." Von Dr. S. Preis 1 Thlr.

Die Geheimnisse von Wien. Von J. Chownitz. 2 Bände. Broch. 2½ Thlr.

Böhmens Zukunft und Oesterreichs Politik vom Standpunkte der Vergangenheit und Gegenwart. 2 Bände. Preis 3 Thlr.

Austriaca. Erster Band. Preis 1½ Thlr.

Fürst Rosloffsky.

Fürst Kosloffsky,

Kaiserlich russischer wirklicher Staatsrath, Kammerherr des Kaisers, außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister in Turin, Stuttgart und Karlsruhe.

Herausgegeben

von

Dr. Wilhelm Dorow.

C'est un Russe engraissé par la civilisation
Madame de Staël.

Mit zwei Portraits und einem Facsimile.

Leipzig, 1846.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der

noch lebenden Familie

und den

vielen treuen Freunden

des

Fürsten Rosloffsky

widmet diese Blätter

der Herausgeber.

Vorwort.

Die nachfolgenden Blätter sind nur ein schwacher Versuch — es sind einzelne Bausteine zu dem Monumente, welches dem geistreichen Fürsten Rosloffsky gewiß einstens noch gesetzt werden wird, wenn nur erst die Furcht entschwunden ist, daß durch Mittheilung seiner Korrespondenzen, seines schriftlichen Nachlasses allerhöchstes Mißfallen erregt werden könnte.

Doch man irrt gewiß in solcher Voraussetzung! Muß es dem mächtigen Kaiser von Rußland, muß es allerhöchstseinem ruhmgekrönten Feldherrn, dem Fürsten Paskewitsch — dem Freunde Rosloffsky's, nicht erfreulich sein, wenn dem Landsmanne, durch Bekanntwerdung seines Talentes,

seines Geistes und seiner Liebenswürdigkeit die Bewunderung, die Liebe der Zeitgenossen und einer späteren Generation erhalten wird? Ja es ist zu hoffen, daß des Kaisers Majestät selbst den Befehl geben wird, alle noch vorhandenen schriftlichen Dokumente, Ausarbeitungen des Fürsten Kosloffsky zu sammeln.

Und somit gebe hin, anspruchloses Buch, und sorge dafür, daß alles Gesammelte werth gehalten werde, was von dem ausgezeichneten Manne noch vorhanden ist und sich auffinden läßt: dankbar wird jede Mittheilung über den Fürsten Kosloffsky von dem Herausgeber aufgenommen werden, — selbst die kleinste denselben charakterisirende Anekdote, jedes ihn bezeichnende sinnreiche und witzige Wort. —

Halle an der Saale, im Juli 1845.

Dorow.

Inhalt.

	Seite
Lebensnachrichten vom Fürſten Kosloffsky	1
Lettre d'un Protestant d'Allemagne à Monseigneur l'évêque de Chester (1825)	24
Aus den Denkwürdigkeiten des Fürſten (1825) . . .	45
Lettres au Duc de Broglie sur les prisonniers de Vincennes (1830)	75
Fürſt Kosloffsky auf dem Wiener Kongreſſe (1814—1815)	102
Fürſt Kosloffsky und der Marquis Cuſtine auf dem Dampfboote Nicolaus I. (1839)	128

Anlagen.

A. Rede des Biſchofs von Cheſter, im Oberhauſe gehalten, den 17. Mai 1825	161
B. Fürſt de Ligne Nachrichten von der Gräfin Roſalie Rzewuska	224
C. Authentiſche Nachrichten über Napoleon's Landung und deren Bekanntwerdung auf dem Wiener Kongreſſe	229

»Mich freut der Denkstein, den Sie dem Fürsten Kosloffsky — diesem prächtigen Russen — setzen wollen, in tiefster Seele, ein solches geistig glänzendes Dasein darf nicht ruhmlos hinabgehen, ein fortdauerndes Andenken gebührt ihm, und wird manchem Nachlebenden, der Sinn und Liebe für solche Erscheinung hat, zum Gewinn; ich liebe, denen, mit denen ich gelebt, in denen meine Zeit sich bedeutend ausgedrückt, Denksteine gesetzt zu sehen; das flüchtige Leben soll Dauer haben!« So schrieb mir Varnhagen von Ense, als er von meinem Vorhaben hörte, Alles zusammenzustellen, was von und über Fürst Kosloffsky vorhanden und noch zusammenzubringen wäre. Ihm und noch einem andern trefflichen, hochverehrten Freunde des Vollendeten verdanke ich das reiche Material, was ich hier mitzutheilen im Stande bin. Doch dieses zwar mühsam Zusammengetragene kann allerdings einstweilen nur das künftige Denkmal andeuten und fordern, denn bei aller Anstrengung wird

doch die Hauptsache jetzt schon zu leisten unmöglich sein; die wichtigsten Briefschaften und Denkschriften des Fürsten wird jetzt Niemand ausliefern, aber die erweckte Aufmerksamkeit sie um so sorgfältiger bewahren für eine künftige Veröffentlichung. Kosloffsky bietet einen Stoff, der in zehn Bänden nicht zu erschöpfen sein würde!

In diesem Sinn nehme man also das von mir hier Dargebotene nachsichtig und freundlich auf, und betrachte es als ein Material, welches — bisher theils unbekannt, theils zerstreut zu einer Charakterschilderung des interessanten Mannes hier gesammelt, durch eine talentvollere Feder künftig zu benutzen sein wird.

Vom Leben und den Schicksalen des Fürsten Kosloffsky kennt die literarische Welt als wahr und unzweifelhaft nur die wenigen Zeilen, welche Fürst Dolgoruky in seinem Werke über die russischen Familien von ihm giebt: »Les princes Kosloffsky sont issus d'une branche de la maison de Rurik qui regna à Smolensk. Leur nom vient de la ville de Kozlov. Le prince Pierre de Kosloffsky, decédé en 1840, fut un homme d'un esprit supérieur et de l'érudition la plus vaste.« Ferner: eine bösartige und hämische Darstellung im Ermite en Russie, freilich was seine paradoxe Laune betrifft, nicht ganz unrichtig; die geistreichen Salon-Unterhaltungen während des Wiener Kongresses von de la Garde und endlich die Unterredungen und Erzählungen des Fürsten, welche der

Marquis de Custine in seinem gehässigen Werke über Rußland bekannt gemacht hat.

Durch schriftliche Mittheilungen eines sehr vertrauten Freundes des Fürsten können hier nun zuverlässige und ausführliche Lebensnachrichten über denselben folgen, welche, da sie aus sicherster Quelle geflossen, zugleich dem Werke des Grafen de la Garde*) mehr Glaubwürdigkeit verschaffen werden, indem die Angaben desselben über Fürst Kosloffsky als wahr und begründet durch diese Mittheilung sich bekunden. Auch wird man in den folgenden Blättern der von mancher Seite verbreiteten Meinung widersprochen und sie durch Thatsachen als unwahr erwiesen finden, daß die Kaiser Alexander und Nicolaus den Fürsten Kosloffsky verfolgt, vernachlässigt oder gar ihn und die Seinigen hätten darben lassen, und daß, wenn des Fürsten diplomatische Laufbahn so frühe beschlossen ward, solches wohl das Werk seiner eigenen Uebereilung gewesen ist. Kaiser Alexander und sein Nachfolger Nicolaus gaben ihm Beweise des Antheils und der Huld, ja der jetzt regierende Kaiser hat, wie wir sehen werden, auf das Mildeste für seine Hinterlassenen gesorgt.

Der Fürst Peter Borisovitsch Kosloffsky**) war in Moskau im December 1783 geboren, Neffe des

*) de la Garde: Fetes souvenirs du Congres de Vienne. 3 Vol.

**) In Betreff der Schreibart des Namens ist Kosloffsky zu folgen, der Fürst schrieb selber so. Das y am Ende ist eigent-

Fürsten Kosloffsky, welchen die Kaiserin Katharina an Voltaire gesendet hatte. Fürst Peters Erziehung wurde sehr vernachlässigt, doch nach dem Tode seines ältesten Bruders änderte sich dieses; man betrachtete ihn nun als den alleinigen Erben und gab ihm in allen Wissenschaften gelehrte Männer als Erzieher, besonders aber in der französischen und englischen Sprache. Schon in seinem 10 — 11ten Jahre hatte er Gelegenheit, ausgezeichnete Fremde kennen zu lernen und in ihrer Gesellschaft seinen Geist zu bilden, vorzüglich waren es emigrirte Franzosen, welche, wie bekannt, in Rußland sehr gut aufgenommen waren. Die Herren d'Autichamp, Lambert, Chamisso, welche das Haus seines Vaters vielfältig besuchten, waren von der frühen Geistesentwickelung des jungen Fürsten bezaubert.

Fürst Alexander Kurakin, Ambassadeur in Wien, attachirte ihn seiner Gesandtschaft; unter Kosloffsky's Kollegen befand sich damals auch der jetzige Minister des öffentlichen Unterrichts, Ouvaroff, und dann noch ein junger Mann, welcher sich, in Folge der Lektüre

---

lich falsch, es sollte ein doppeltes i sein, von denen das letzte, als ein verhallendes, gewöhnlich als i geschrieben wird, woraus denn leicht y wird, was auch die Russen unbedenklich gelten lassen. Die Schreibart Kozloffsky kann nur für Franzosen gelten, um sie zur rechten Aussprache zu zwingen, im Deutschen würde sie durch das z grade eine falsche werden; das s ist allerdings ein weiches, allein wir haben für das weiche und für das scharfe keine unterschiedenen Buchstaben. —

von Werthers Leiden, das Leben nahm; auf Rosloffsky machte dieses einen tiefen Eindruck und veranlaßte ihn, Werthers Leiden ins Russische zu übersetzen; zu dieser Zeit wurden poetische Versuche aller Art gemacht, russische und französische Verse von ihm auch gedruckt, obschon er nur wenig Werth darauf legte; dreißig Jahre später lachte er selbst recht herzlich über diese poetischen Ergüsse, welche tiefe Melancholie athmeten — ganz in dem Geiste der damaligen Werther-Periode. In seinem 16ten Jahre ward er der Gesandtschaft in Rom beigegeben, woselbst Ssiakiewitsch russischer Minister war, ein sehr gelehrter Mann, in frühern Jahren auch als Professor ausgezeichnet; dieser bemerkte sehr bald, daß des Fürsten Rosloffsky Wissen sehr mangelhaft und nur Stückwerk sei und hauptsächlich nur in einer gewissen Leichtigkeit und Fertigkeit bestand, sich in französischer, deutscher und englischer Sprache zu unterhalten; er gab daher den Rath, die Studien neu zu beginnen, führte den Fürsten zu dem französischen Jesuiten Lami, bei dem er nun die lateinische Sprache, Geschichte und die mathematischen Wissenschaften mit großem Eifer und Erfolg trieb. Der portugiesische Minister Vicomte Palmela und andere junge Portugiesen von ausgezeichneter Herkunft studirten damals bei den Jesuiten in Rom und befreundeten sich mit Fürst Rosloffsky. Daß dieser übrigens in seinen jungen Jahren Zögling katholischer Geistlichen — der Jesuiten ward, hatte für ihn das wichtige Resultat, daß er

zur katholischen Kirche übertrat; allerdings durfte in Rußland von seiner Religionsveränderung nicht die Rede sein, auch machte er, so viel man weiß, die Gebräuche der griechischen Kirche mit, wenn die Gelegenheit ihn dazu aufforderte. Auch katholisch nicht allzugläubig, hatte er doch einige Schreckniße katholischer Vorstellungen in der Seele erhalten, die ihm für das Leben blieben und ihn oft unangenehm störten; durch Dialektik strebte er sie zu beseitigen, niederzudrücken. Gegen die protestantische Kirche hatte sich bei ihm stets ein starker Widerwille erhalten und das Vorgeben der Katholiken: Luther sei nur aus Sinnlichkeit von der römischen Kirche abgefallen, hatte sich bei ihm für das ganze Leben festgesetzt und man vernahm oft sehr harte und beißende Bonmots über den großen, unsterblichen Reformator. Ergötzlich war es anzuhören, wenn er die strengen unauflöslichen Ehebande der Katholiken pries, er sah darin für sich den seltsamsten Vortheil, — »si je fais la cour à une femme protestante, pflegte er zu sagen, et que je vaux à-peu-près son mari, elle veut sur le champ divorcer et devenir ma femme: je ne saurais vous dire quelle horreur cela me fait, de l'entendre parler *de la Scheidung!* Avec une catholique je suis en pleine sûreté, ce mot terrible ne se prononce jamais.«

Später knüpfte sich mit Chateaubriand ein sehr inniges Freundschaftsverhältniß an, welches bis zum Tode des Fürsten bestand. Während seines Aufenthaltes in

Rom ſtarb ſein Vater, der alte Fürſt Boris, er kehrte deshalb nach Moskau zurück und theilte edelmüthig ſeine ererbten reichen Glücksgüter unter ſeine Schweſtern; von denen die Eine wegen einer aus Liebe eingegangenen Heirath vom Vater enterbt worden war. Das ruſſiſche Geſetz ſpricht nur den 14ten Theil der von den Eltern nachgelaſſenen Glücksgüter den Töchtern zu; Kosloffsky, der dieſes Geſetz ungerecht und hart fand, zog es vor, arm zu bleiben, und vertheilte die ganze Erbſchaft ſeines Vaters in gleiche Theile unter ſeine Schweſtern.

Er trat nun in die Kanzlei des Grafen Romanzoff, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, welcher ihn ſehr lieb gewann. Doch der Umſtand, daß, als Kosloffsky eines Tages mit demſelben arbeitete und ſtatt Sand auf die Depeche zu ſtreuen, das Dintenfaß auf die ſchönen weißen Hoſen des Großkanzlers ſchüttete, wirkte entſcheidend auf ſeine Beförderung; Graf Romanzoff wollte nicht ferner einen ſo ungeſchickten Secretair um ſich dulden, er ward daher bald nach dieſem Vorfall, um das Jahr 1811, als Geſandter an den ſardiniſchen Hof geſendet; Kaiſer Alexander war günſtig für Kosloffsky geſtimmt, welches die Verſendung ins Ausland förderte. Durch folgenden Zufall ward der Fürſt dem Kaiſer werth. In dem Kriege 1809 nämlich waren öſterreichiſche Fahnen in die Hände der Ruſſen gerathen; der Krieg hatte keinen rechten Ernſt, und der Kaiſer Alexander wünſchte die trotz der

Feindseligkeiten freundliche Gesinnung dem Kaiser Franz auszudrücken; er beschloß also, gleich nach eingegangenem Waffenstillstande, jene Fahnen zurückzusenden, und zwar mit einem entsprechenden Handschreiben. Ein solches zu entwerfen, wurden mehrere angesehene Beamte aufgefordert. Der Kaiser wählte den Entwurf Rosloffsky's mit entschiedenem Beifall. Rosloffsky hatte in kurzen würdigen Worten aufs Glücklichste den vollen Sinn des Kaisers ausgedrückt. 1812 folgte er dem Hauptquartier des Kaisers Alexander, welcher nach Wilna zum Kampf mit den Franzosen zog: dieses ist der Glanzpunkt der kaiserlichen Gnade für Rosloffsky! Während dieses Feldzugs traf einst der Fürst den Kaiser in seinem Quartier fast ganz unbewacht, er war zu ihm gerufen, und trat, von einer fernen Schildwache unaufgehalten, durch Niemand angemeldet, ohne Weiteres in das Zimmer ein. Rosloffsky konnte sich nicht enthalten, dem Kaiser eine bedenkliche Bemerkung über diese Nachlässigkeit zu machen. Der Kaiser erhob sich aus dunklem Nachsinnen, sah Rosloffsky'n eine lange Weile ins Auge, führte ihn dann gegen eine offne Thüre, und zeigte ihm eine Schildwache ein paar Zimmer weiter. »Rosloffsky,« sagte er mit feierlichem Ernst, »siehst du dort die Schildwache stehn?« — Rosloffsky bejahte es schweigend. »Nun wohl,« fuhr Alexander mit Nachdruck fort, »diese Schildwache, siehst du, hat auch meinem Vater nicht gefehlt, aber seine Lebenstage hat sie nicht gerettet!« Rosloffsky, der diese Geschichte

an Varnhagen erzählte, fügte noch hinzu: »der Kaiser war oft in solchen Gedanken tief schwermüthig.« Kosloffsky wurde darauf wieder nach Cagliari gesendet und fand dort Gelegenheit, vielen Franzosen das Leben zu retten, welche niedergemetzelt werden sollten. Als Dank und Belohnung für diese edle Bemühung erhielt er von Napoleon das Offizierkreuz der Ehrenlegion; merkwürdig und charakteristisch auch für Napoleon, daß die Dekoration dem Fürsten übersendet wurde, als die Feindseligkeiten zwischen Frankreich und Rußland bereits begonnen hatten! Kosloffsky war es, welcher den König Victor Emanuel in seine Staaten des Continents wieder zurückführte; der Fürst lebte sowohl in Cagliari als auch in Turin mit dem Könige in sehr intimen Verhältnissen. In Cagliari arbeitete der Fürst sein Werk: Geschichte der Herrschaft der Genueser in der Krim; leider ist es Manuscript geblieben.

Während Kosloffsky sich in Cagliari befand, erschien auch der jetzige König der Franzosen, Ludwig Philipp daselbst, um dem sardinischen Hofe einen Besuch zu machen; beinahe sechs Monate blieb der Herzog von Orleans in Cagliari, und bewohnte mit Kosloffsky dieselbe Villa; beide Männer haben sich täglich und das innigste Band der Vertraulichkeit umschlang ihre Herzen. So ungern es auch geschieht, so muß hier des Joh. Wit gen. v. Dörring und seiner grundlosen Anklagen Erwähnung geschehen; auch Fürst Kosloffsky wird, wie so viele andre Männer, bösartig ver-

folgt — denn überall sieht und wittert Herr Wit — um sich selbst zu helfen, zu heben — Jacobiner oder Denunzianten, schildert also auch den Fürsten Rosloffsky als Erzjacobiner: sehr verläumderisch in der Sache selbst, doch mit Kenntniß äußerlicher Umstände und Verhältnisse. Daß Rosloffsky in seiner Stellung anonyme Briefe, falsche Armeebefehle u. s. w. gemacht, wird Niemand glauben, der den offenen, edlen Mann gekannt; seine Neigungen und Talente verfolgten eine andere Bahn!

Rosloffsky ward zum Congreß nach Wien berufen, um die Schweizer Angelegenheiten zu bearbeiten; er trat daselbst in freundliche Verhältnisse und angenehme gesellige Beziehungen zu ausgezeichneten Zeitgenossen, als: die Brüder Humboldt, Prinz Ypsilanti, Professor Gans, Prinz de Ligne, der ihn in geistreichen Versen besang, und noch zu vielen Andern; auch gab er dem Grafen de la Garde Veranlassung, seine interessanten Gespräche, Bemerkungen, Urtheile und Bonmots zu sammeln und der Oeffentlichkeit zu übergeben, welche auch hier mitzutheilen nicht unterlassen werden durfte.

Fürst Rosloffsky verließ 1819 den sardinischen Hof und ward in gleicher Eigenschaft, als Gesandter und Minister, nach Stuttgart und Karlsruhe gesendet; er schrieb noch vor seiner Abreise eine Vertheidigung zu Gunsten einer Person, gegen welche in der Schweiz ein Criminalprozeß im Gange war. Wir sehen ihn stets Parthei für Unterdrückte nehmen!

In dieser neuen Stellung richtete der Fürst seine ganze Aufmerksamkeit auf das ständische Wesen; eine Depesche, in welcher er seinem Kabinet eine richtige Vorstellung von den süddeutschen Ständeverhandlungen, insbesondre den badenschen, zu geben bemüht war, und die ständischen Abgeordneten gegen die von gewissen Seiten her geflissentlich verbreiteten Anklagen des revolutionairen Geistes, der anmaßlichen Umgriffe und bösen Umtriebe in Schutz nahm, sie vielmehr in ihrem vollkommenen Rechte darstellte, und Maaß und Besonnenheit der deutschen Gemüther lobte, — diese Depesche ward Veranlassung zu seiner Abberufung. Man wollte ihn nämlich darauf aus St. Petersburg belehren, er sei hierüber in großem Irrthum, seine Ansichten würden nicht gut geheißen, und er habe sich künftig in entgegengesetzter Weise zu äußern; Kosloffsky aber beharrte auf seinem Sinn und seinen Angaben, und erklärte endlich, bei so großer Abweichung in Auffassung der Thatsachen, wie zwischen ihm und dem Ministerium statt fände, sei es wohl am besten, wenn er einstweilen aus dem Amte träte, worauf denn 1821 seine Pensionirung, vielleicht schneller als er dachte, erfolgte.

Nachdem der Fürst seine Stelle aufgegeben, bereiste er Europa und erschien während dreizehn Jahre nur als Reisender. Man fand ihn bald in London, bald in Paris oder in Berlin; überall ward er mit Güte und Freundlichkeit, besonders von den Souverainen dieser Länder aufgenommen, ganz vorzüglich von Seiten

des Königs von England, Georg IV. In dieser Epoche machte er die nähere Bekanntschaft Cannings, der viel Freundschaft für ihn hegte und ihm Dienste in Canada antrug. Kosloffsky's ungewöhnliche Körperfülle, seine Sonderbarkeit in Rede und Betragen, verbunden mit blendendem, stets treffendem Witz, erregten das allgemeinste Aufsehen, und es fehlte in einem Lande wie England nicht an Karikaturen auf ihn, woran er selbst viel Vergnügen fand und herzlich darüber lachte. So hatte z. B. die sehr magre, sonst aber elegante russische Fürstin Liewen einem schlecht walzenden Engländer den Tanz abgeschlagen und sich des Ausdrucks bedient: je ne danse qu'avec mes comparses. Sogleich erschien eine Karikatur: der dicke Fürst Kosloffsky ward tanzend mit der überaus magern Fürstin Liewen dargestellt und darunter las man: la longitude et la latitude de St. Petersbourg. Ein in London erdachtes und in Berlin nachgestochenes Bild des Fürsten sieht man hierneben: wenn auch etwas karikirt, so doch von frappanter Aehnlichkeit.

1824 ward Kosloffsky in Paris von Ludwig XVIII. aufs Freundlichste empfangen und von der ganzen vornehmen Welt aufs Eifrigste gesucht. Er schrieb in dieser Zeit ein tableau de la cour de France, voll der sinnreichsten Einfälle und der pikantesten Anekdoten; das Buch wurde zwar bei Deleure gedruckt, doch auf Anrathen seiner Freunde, die es zu kühn, zu gewagt fanden, nicht publicirt. Die Angelegenheiten der ir-

schen Katholiken beschäftigten den Fürsten ganz besonders, er nahm den lebhaftesten Antheil daran und entbrannte über die Wuthrede des Bischofs von Chester (Dr. Blomfield), welche derselbe im Oberhause am 17. Mai 1825 *) gehalten. Der Fürst schrieb eine Entgegnung im Sinne eines Protestanten und betitelte sie: lettre d'un Protestant d'Allemagne à Monseigneur l'evêque de Chester. — man vergesse aber nicht, daß Kosloffsky selbst Katholik war! 1825 erschien der Fürst schon in Berlin, die Abendzirkel bei Varnhagen durch Witz und Geist belebend; natürlich mußte für eine solche Persönlichkeit Frau v. Varnhagen eine unwiderstehliche Anziehungskraft haben. Die geistreiche Frau schildert den Fürsten mit wenig Worten auf das Treffendste, wenn sie sagt:**) »Wir haben einen sehr originellen, verstandvollen Fremden hier: Fürst Kosloffsky, Russe, gewesener Gesandter in Turin, Stuttgart, Karlsruhe; in Frankreich, England, Italien zu Hause; voller Leben und Geist. Er ist weit über die sogenannte große Welt hinaus; bedarf ihrer aber, so wie großer Conversationen, und eines großen Interesses. Seine Geburt öffnet ihm alle Salons, da hat er die große Welt, die große Conversation macht er dort selbst, und

*) Die Anlage A theilt dieses merkwürdige, für die neueste Zeit wieder wichtig und interessant gewordene Aktenstück mit.

**) Rachel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Berlin 1834. Bd. III S. 179.

für sich allein; und bei seinem ungeheuern gesellschaftlichen Ehrgeiz schafft er sich, eben so für sich allein, auch ein großes Interesse mit kleinen Mitteln.« Aber auch Kosloffsky war tief ergriffen von dem Gemüthe und dem Geiste dieser seltenen Frau und er schrieb ihr bei seiner Abreise die gewichtigen Worte, welche ich auch als Facsimile diesem Buche beifüge: »Je suis bien aise de ne vous avoir pas trouvée. J'évite des sensations pénibles, et cela en aurait été une pour moi que de prendre congé de vous. Que les bénédictions du ciel reposent sur vous, qu'elles vous soutiennent, qu'elles vous éclairent, qu'elles vous donnent la force de traverser doucement le chemin qu'il y a à faire! — Quant à moi, si je n'avais pas des devoirs sur la terre, je vous jure, que je n'y tiendrai guère. Faites que j'entende parler de vous. Ne cherchez pas le bonheur, car il n'y en a pas; continuez à faire tout le bien que vous faites, continuez à pardonner, comme vous avez toujours fait, et les prières du pauvre comme celles de l'amitié pénètrent droit au ciel. Adieu.«

In Berlin war Kosloffsky besonders bei dem Könige Friedrich Wilhelm III. sehr beliebt. Er machte durch seine Eigenheiten, sein frankes Wesen und seine geistreiche, witzige Redefülle großes Aufsehen; die Einen ärgerten sich daran, die Andern vergnügten sich damit, und die Gescheidten und Freisinnigen freuten sich der oft kühnen Wahrheiten, die er in seiner drolligprächt-

tigen Manier oft unbefangen vorbrachte. Hof und Stadt aber ergötzten sich besonders an den beißenden Gegenantworten, mit denen er gegen die Höchststehenden nicht karg war, besonders wenn sie ihn, wie der Herzog von Cumberland zu thun beliebte, durch Angriffe herausforderten. Fürst Kosloffsky war viel verliebt und gab, da Eitelkeit ihn zu dem Glauben gebracht: er sei dem weiblichen Geschlecht sehr gefährlich, oft zu spaßhaften Auftritten Anlaß. Für die Blondinen empfand er besonders ein großes Interesse; eine gluterfüllte Begeisterung erfüllte ihn für die Erbgroßherzogin von Mecklenburg, eine Tochter unsres hohen Könighauses; diesem Enthusiasmus verdanken wir die Mittheilung des Bruchstückes aus seinen Denkwürdigkeiten*), wodurch er sich der Prinzessin angenehm zu machen hoffte. — An Paradoxen war er reich, wenn das Gespräch auf das weibliche Geschlecht kam; so hörte man ihn behaupten: nur Kutscher und deren Frauen könnten sich treu bleiben. Oft wenn er die hohen und höchsten Gesellschaften verlassen, liebte er es, noch Bälle der Handwerksgesellen und Dienstboten zu besuchen, versichernd: daß er in solchen Gesellschaften besonders gern Zuschauer sei, dort sei die meiste Menschenkenntniß zu erwerben. Hochstehende Freunde, denen er empfohlen war, die ihn aber zu jenen Bällen ihrer Stellung we-

*) Zuerst abgedruckt in: Krieg, Literatur und Theater. Mittheilungen zur neueren Geschichte von Dorow. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1843. 8.

gen nicht begleiten mochten, übergaben den Fürsten dann der Obhut eines Dieners, welcher ihn in die Gesellschaftslocale der untern Volksklassen führen mußte, wo er beobachtend und vergnügt bis zum anbrechenden Morgen verweilte. — Im Jahre 1830 finden wir Kosloffsky in den Niederlanden, gleichmäßig in Freundschaft mit dem Prinzen von Oranien und mit dem General v. Halen, bemüht beide Partheien zu vereinigen; diese Vermittelung scheiterte aber an der Gewalt der Begebenheiten! Er veröffentlichte in Gent seine Briefe an den Herzog von Broglie. Hauptzweck dieser Schrift war darzuthun, daß die Minister Karls X. nicht zu gleicher Zeit könnten gerichtet und verurtheilt werden; mit Vergnügen wird man diese geistreichen Briefe lesen.

Nach Paris zurückgekehrt, beschäftigte er sich viel mit Mathematik und arbeitete — wie ein Freund schreibt — »eine Abhandlung über das Studium des sections coniques en relief et fit construire dans ce but un appareil, dont il fit hommage au grand Duc héréditaire de Russie; il composa aussi un traité semblable pour la démonstration de la géometrie descriptive.« Fürst Kosloffsky verließ 1834 Frankreich, um nach Rußland zu gehen, berührte auf dieser Reise Warschau, um seinen vieljährigen Freund, den Fürsten Paskewitsch wieder zu begrüßen. Doch daselbst traf ihn gleich nach seiner Ankunft ein großes Mißgeschick. Den Kutscher, welcher ihn zum Mittagsessen beim Statthalter führen sollte, überfiel plötzlich eine

Gehirnaffektion, und statt Pferde und Wagen zum Schloß, lenkte er dieselben gegen einen Abgrund; der Fürst stürzte, wohl 40 Fuß hoch, in denselben; er brach ein Bein und blieb nach diesem Unfall sein Lebelang hinkend. Bei dieser Gelegenheit gab Kosloffsky abermals den Beweis, wie sehr das Geistige über das Körperliche bei ihm herrschend war! Als er nach diesem Sturz ganz zerschmettert in ein nahes Haus gebracht wurde, waren der Mann und die Frau des Hauses völlig erstarrt in Staunen und Furcht über den Ankömmling, und meinten, er müsse mit dem Teufel im Bunde stehen, weil er noch lebe und nicht den Hals gebrochen; sie betrachteten ihn daher mit abergläubischem Entsetzen, und Kosloffsky, als er ihre Gesichter sah, fiel in das unwiderstehlichste Lachen. Die herzugekommenen Leute, die den Fürsten kannten und zerschmettert daliegen sahen, riefen sogleich nach Aerzten, Boten wurden deshalb abgesendet. Kosloffsky aber, noch stets im Lachen, winkte mit der Hand, und rief: »avant tout il me faut un peintre! faites chercher un peintre, et qu'il arrive vite, sans cela ces deux figures m'échapperont; oh cette expression est unique; mes amis, un peintre, avant tout un peintre! Und dabei hatte er — wie gesagt — das Bein gebrochen, alle Glieder gequetscht und litt die größten Schmerzen. Dieser Unglücksfall fesselte ihn über ein Jahr an Warschau. 1835 erschien er endlich, nach 22jähriger Abwesenheit, in St. Petersburg, hatte jedoch

trotz dieser langen Zeit seine Muttersprache so wenig vergessen, daß er in derselben sogar für ein dortiges Journal mehrere interessante Abhandlungen über Dampfmaschinen schrieb. Während seines Aufenthaltes in Petersburg erfreute er sich ganz vorzüglich der Huld der Großfürstin Helene und ihres erlauchten Gemahls, des Großfürsten Michael. Die hohe Frau sah den Fürsten täglich, widmete dem geistvollen Manne das größte Interesse und blieb nach seiner Abreise mit ihm in lebhafter Korrespondenz. Auch der Kaiser bezeigte sich ihm gewogen und ergötzte sich an Kosloffsky's geistreicher Unterhaltung. Der Fürst befand sich einst in einer Gesellschaft, wo unvermuthet der Kaiser eintrat; Alles erhob sich, und auch Kosloffsky suchte aus seinem Lehnstuhl sich aufzurichten, aber ehe er dies zu Stande brachte, war schon der Kaiser auf ihn zugetreten, legte ihm beide Hände auf die Schultern, und hieß den Gebrechlichen ruhig sitzen bleiben; dieser bemühte sich auch ferner nicht, sondern blickte lächelnd in das Gesicht des Kaisers, und sagte: »Comment pourrais-je me lever, quand soixante millions pesent sur moi?« Das Wort gefiel, und indem es schmeichelte, deutete es doch zugleich ein Zwangsverhältniß an, das auch in der Gnade nicht zu vergessen war.

Fürst Kosloffsky erhielt endlich wieder eine dienstliche Stellung in der Umgebung des Fürsten von Warschau, seines Gönners und Freundes, welche ihm Muße gewährte, seine mathematischen Studien eifrig fort-

zuſetzen; ununterbrochen erfreute er ſich des Vertrauens und der Freundſchaft des Statthalters, und konnte daher bei ſeinem trefflichen, großmüthigen Herzen, kräftig und erfolgreich, ſeinen ganzen Einfluß anwenden, um das Schickſal der ungerecht verfolgten Polen zu mildern. Daher iſt ſein Andenken den Bewohnern Warſchaus ſtets theuer und werth: große, edle Dienſte hat Kosloffsky der unglücklichen Nation geleiſtet!

1837 begrüßte der Fürſt bei ſeinem kurzen Aufenthalte in Töplitz zum letzten Mal den König Friedrich Wilhelm III., der ihn gern auf der Promenade ſprach; als derſelbe eines Morgens den Fürſten ſitzend antraf, dieſer ſich erheben wollte, bekam der Stuhl nach hinten das Uebergewicht und der alte kranke Mann fiel über; der König eilte liebreich zu und half ſelbſt dem Unbehilflichen wieder auf die Füße. Auch den Fürſten Metternich, Marſchall Marmont, Alexander v. Humboldt ſah er zum letzten Mal; er machte nach dieſem Aufenthalt in Töplitz noch einen Durchflug durch das ſüdliche Polen; ein Rechenſchaftsbericht von dieſer Reiſe an den Fürſten Paskewitſch über die Schmelzhütten, Hammerwerke, Steinkohlen- und ſonſtigen Bergwerke des Gouvernements iſt von ihm vorhanden, der mit großem Talent und bewunderungswürdiger Umſicht abgefaßt, leider aber Manuſcript geblieben iſt.

Später machte der Fürſt noch zwei Mal Reiſen nach Peteroburg, bei der letzten traf er mit dem Marquis von Cuſtine auf dem Dampfboot Nicolaus I. zuſammen;

letzterer hat uns über dieses Zusammentreffen ausführlichen Bericht in seinem so berühmt gewordenen Werke über Rußland abgestattet. Wenn es im ersten Augenblick nicht passend erscheint, bei dieser Gelegenheit das Werk des Marquis zu erwähnen, man dessen Indiskretion und die Gehässigkeit, womit er Rußland behandelt und empfangene Freundlichkeit belohnt, auch höchlich tadeln muß, so würde mit Recht ein Vorwurf später zu machen sein, fehlten in dieser Schilderung die geistreichen Gespräche, Urtheile und Weltansichten, welche Fürst Kosloffsky in so reichem Maaße gegen den liebenswürdigen Franzosen spendete und welche, wenn auch bei so manchen Extravaganzen, doch einen tiefen Blick in des Fürsten ganze Denk- und Sinnesart thun lassen: man darf es übrigens nicht vergessen, daß es Herzensergießungen unter vier Augen waren, nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt. Die Mittheilung mag daher Marquis Custine verantworten! Der Fürst erhielt endlich noch die Erlaubniß, zur Stärkung seiner Gesundheit nach dem Rhein gehen zu dürfen; er starb in Baden den 26. October 1840 in seinem 56. Jahre; sein Tod wurde hauptsächlich durch eigenmächtig aufgelegte kalte Umschläge bei fließenden Hämorrhoiden veranlaßt, wodurch zu der chronischen Wassersucht ein acuter Anfall trat.

Des Fürsten Ueberreste ruhen auf dem alten Kirchhof zu Baden-Baden, wo ein wundersames Kreuz raget, welches das letzte Werk eines zum Tode verurtheilten

Meisters war. Russische Landsleute haben ihm das Denkmal errichtet, nicht weit von der Stätte, wo unser trefflicher Dichter L. Robert und seine schöne Frau ruhen. An Kosloffsky's Sterbelager waren seine Tochter, sein Sohn und deren Mutter, eine Italienerin, die mit dem Fürsten lange Jahre heimlich verheirathet war. Die Tochter erhielt, durch des Kaisers Gnade, bis zu ihrer Verheirathung eine Pension von 5000 Papier-Rubel.

Fürst Kosloffsky hat sehr viel geschrieben, seine diplomatischen Depechen galten als Meisterstücke; leider ist sehr wenig von ihm gedruckt und auch diese kleinen Broschüren so gut als handschriftlich zu betrachten, denn sie sind verloren, untergegangen, Niemand wußte vom Autor, Niemand, daß Kosloffsky der Autor war! Der Fürst unterhielt eine eben so lebhafte, als zahlreiche Correspondenz mit unsern berühmtesten Zeitgenossen und mit vielen Souverainen; ein unersetzlicher Verlust ist es wohl zu nennen, daß von diesen unzähligen Briefen aus allen Theilen des Erdkreises sich fast nichts erhalten hat: es lag in des Fürsten angeborner Sorglosigkeit. Er schrieb und sprach mit großer Leichtigkeit, mit bewunderungswürdiger Eleganz und Originalität das Russische, Französische, Englische, Italienische und Deutsche, auch der lateinischen Sprache war er durchaus mächtig; in seinen spätern Jahren studirte er die polnische Sprache, in welcher er auch ausgezeichnete Fortschritte gemacht haben soll. Zahlreiche Freunde fühlten

tief den unersetzlichen Verlust; bezaubernd durch seine Unterhaltung, wußte er mit unauflöslichen Banden Alle an sich zu fesseln, welche ihn näher kennen lernten. Bei seiner umfassenden Gelehrsamkeit, einem sehr feinen Geist und der Gabe der Rede und eines hinreißenden Vortrags, besaß er ein außerordentliches Gedächtniß. Doch alle diese glänzenden Eigenschaften — versichern Alle, die ihm näher standen — wurden durch das vortreffliche Herz, welches er besaß, aufgewogen: er war stets bereit zur Vertheidigung des Schwachen, des Unterdrückten gegen die Macht, gegen die Gewalt!

Das diesem Buche vorgesetzte Portrait ist nach einem Miniaturbilde gefertigt, dem leider die Lebendigkeit und die Freundlichkeit im Ausdruck fehlt, welche den Verstorbenen so sehr auszeichneten, — eine Freundlichkeit, die aus tiefster Seele kam; doch bei längerer Betrachtung genügt es denen, die den Fürsten in den vielfachsten Stimmungen gesehen. Kosloffsky wollte dem Maler aus unbezwinglicher Ungeduld nicht die eine noch erforderliche Sitzung gewähren. Das Bild war für einen ihm sehr theuern Freund bestimmt; ehe er zur Abreise, zur Trennung in den Wagen stieg, sendete er es demselben mit den Worten des Horaz:

et amara lento
temperat risu;

er hatte das temperet bei Horaz in das auf das Bild selbst passendere temperat verwandelt.

Lettre d'un Protestant d'Allemagne à Monseigneur l'évêque de Chester.

(1825.)

Monseigneur!

Etrangers à la lutte que les passions religieuses ont malheureusement pu faire naître dans un pays aussi éclaire que la Grande-Bretagne, nous nous serions abstenus d'adresser à Votre Grandeur ces humbles remontrances, s'il ne nous eût point été demontre que la nuit du 17 mai, loin d'être un sujet de douleur pour les catholiques d'Irlande, devra être pour eux, apres quelques momens d'irritation, un sujet de triomphe et de ravissement, si en effet ils sont aussi bigots que Votre Grandeur et ceux qui partagent son opinion l'ont soutenu. Telle

Anlage A theilt die Rede des Bischofs mit.

est au moins, Monseigneur, l'impression que la discussion de la Chambre des Pairs a produite sur le petit nombre de fanatiques de cette religion qui vivent au milieu de nous: et s'il est vrai que les doctrines répugnantes à l'humanité et au bon sens peuvent nuire dans l'opinion publique à une profession religieuse autant que les crimes les plus affreux, nous ne pouvons, dans notre douleur, nous dissimuler que, de la même manière qu'on oppose constamment aux catholiques la journée de la Saint-Barthélemy, on pourra nous opposer désormais les discours fanatiques que plusieurs de nos confrères d'Angleterre ont prononcés en faveur de l'intolérance.

Nous ne pouvons sérieusement croire, Monseigneur, nous n'osons pas même soupçonner que l'arrière-pensée de Votre Grandeur ait pu être d'avilir la religion protestante, de la présenter sous les formes les plus odieuses, de la déshonorer, en prétendant qu'elle seroit ébranlée du moment même où elle seroit privée des richesses qui la soutiennent, et où le gouvernement lui ôteroit le monopole. Non, Monseigneur, telle n'a pu être l'intention de Votre Grandeur: et nous ne doutons point que lorsqu'elle aura réfléchi sans passion au mal que ses paroles doivent faire à ses confrères en religion: lorsqu'elle aura considéré que, par inadvertance sans doute, elle met dans les mains des catholiques les mêmes armes dont nous nous sommes

servis contre eux avec tant de succès dans le seizième siècle, que son discours contient mot pour mot les doctrines que nous avons victorieusement combattues au commencement de la reformation; si vous daignez, disons-nous, Monseigneur, réfléchir au mal incalculable que de semblables doctrines, professées par un des apôtres de notre croyance, peuvent produire; au dégoût et à l'horreur qu'elles devront inspirer; au faux jour qu'elles peuvent jeter sur la reformation, nous ne doutons point que, donnant un exemple d'humilité apostolique, Votre Grandeur n'hésitera pas à guérir, par une rétractation solennelle, les blessures profondes que son langage doit porter à notre cause. Nous avons vainement cherché, Monseigneur, à distinguer dans vos paroles l'homme d'Etat du theologien. Et avec quelle joie n'aurions-nous pas saisi tous les moyens d'attribuer à la prévoyance inquiète de l'un des opinions, qui sont directement contraires à la charité évangélique de l'autre! Mais tous nos efforts pour apporter ce correctif à l'effet désastreux de la nuit du 17 mai sont restés impuissans, et nous n'osons nous entreprendre devant le tribunal de l'opinion du jour et des siecles, une tâche qui est évidemment au-dessus des forces humaines. Quelques considérations, Monseigneur, vous convaincront de cette impossibilité.

Cette partie de l'Europe, Monseigneur, que mylord Colchester appela confusément le continent, est

partagée en differens pays, tels, par exemple, que la France, l'Autriche, la Prusse, les Pays-Bas, la Suisse etc., qui ont chacun un différent régime de gouvernement. Cette distinction, Monseigneur, qui n'est pas une grande nouveauté pour nous, devient pourtant de la plus haute importance, lorsqu'on a entendu mylord Colchester, tenir le langage suivant: »On vous a engagés, dit Sa Seigneurie, à jeter les yeux sur ce »qui se passe sur le continent: mais la methode abré»gée (*summary manner*) qu'on y emploie pour faire »le procès à un homme, rend cette comparaison in»applicable à l'Angleterre. *Dans les pays* où les »souverains sont despotes, un danger qui peut se »présenter est facilement comprimé, et la puissance »souveraine déjoue ainsi les projets de la deloyauté.« (Voyez *le Courier* du 18. mai.) —

Cette assertion qui, au milieu de tant de théories étranges, religieuses et politiques, qu'on a recueillies cette nuit, aura passé probablement sans qu'on y fît attention, comprend deux choses distinctes: un fait et un raisonnement.

C'est à la postérité et à ses concitoyens de juger un pair d'Angleterre dont l'opinion, exprimée en d'autres mots, équivaut à ceci: »Vous êtes placés, my»lords, dans une alternative: choisissez ou de la li»berté sans tolérance, ou de la tolérance sans liberté.« Ce n'est point à nous de discuter jusqu'à quel point un dilemme aussi odieux doit plaire à la partie éclai-

rée de la Grande-Bretagne: mais il nous appartient de déclarer que la base de ce gothique édifice est entièrement imaginaire; qu'il est très-erroné de dire que dans tous les pays du continent où les deux religions sont également tolérées, on puisse faire le procès à un homme d'une *manière abrégée*: qu'il est encore plus erroné de confondre tous les gouvernemens du continent sous une seule forme, sans qu'il y ait même le moindre prétexte à appeler despotiques les gouvernemens des Pays-Bas ou de la Suisse. Nous engagerions sans doute Sa Seigneurie, à faire un voyage sur le continent en question, si elle vouloit au préalable se livrer à l'étude de quelques langues étrangères, pour mieux juger des gouvernemens et des pays: car dans le cas contraire, nous nous garderions bien de donner un semblable avis, de peur qu'à son retour en Angleterre, elle ne rapportât des notions semblables à celles qu'elle a recueillies en Italie, et qu'elle a développées ensuite dans un de ses savans discours dont toute l'Europe est restée émerveillée. Nous craindrions en outre que cette foiblesse de mémoire, qui prête à Bossuet *) une oraison funèbre qui fait la gloire de Massillon, deux

*) Lord Colchester prétend que c'est Bossuet qui a prononcé l'oraison funèbre de Louis XIV. (Voyez *le Courier* du 18 mai); mais que ne prétend-il point? (Voyez ses op. sur l'Italie).

hommes completement opposés de genie et de caractere, ne nuisit à cette clarté qu'il est necessaire d'apporter dans la classification des faits, et qu'apres son voyage Sa Seigneurie ne confondit également ce qui se passe dans differens pays sous le nom générique de *continent*. Ainsi, perdant tout espoir de convertir mylord Colchester à la croyance que sur le continent il y a differens régimes de gouvernemens, nous nous bornons ici à certifier que, pour nous autres au moins, le fait est très-avéré.

Nous allons plus loin, et nous pouvons assurer à Votre Grandeur qu'il est également certain pour nous que l'Angleterre n'est *pas la seule*, qui ait eu à soutenir des luttes religieuses, aussi insensées que sanglantes, dans des siecles moins éclairés: que ce n'est que dans les discours des amis de l'intolerance en Angleterre que nous avons trouvé avec surprise une semblable distinction employée comme un argument: que jusque là il nous a été constamment enseigné qu'aucun pays n'a été agité pas des guerres religieuses aussi longues et aussi fatales que l'Allemagne: que, lorsque tout se soumettoit presque sans secousse à la volonté de Henri VIII., l'empereur Charles-Quint livroit des combats, et trainoit captifs après lui les princes protecteurs de la réformation; qu'enfin la guerre de Trente-Ans est une époque de calamités unique dans son genre.

Ces vérités historiques étant une fois établies, il

est evident, que si les argumens tirés du passé pouvoient influer sur un homme d'Etat dans un siecle plus éclairé, et justifier la rigueur intolérante et jalouse de ses opinions, c'est plutôt en Allemagne et dans les Pays-Bas qu'en Angleterre qu'on pourroit expliquer, dans un homme d'Etat, par cette necessité politique que Milton appelle, dans *Satan, the Tyrant's plea*, des sentimens qui repugnent à l'humanité.

En effet, Monseigneur, l'origine même de la grandeur des maisons de Hohenzollern et d'Orange tient à la réformation, comme la prépondérance de la cour imperiale, à l'affection de la catholicité. Cependant un ministre ou un homme d'Etat qui s'aviseroit, dans un de ces pays, d'énoncer une opinion intolérante, et d'appeler les catholiques papistes, ou les reformés hérétiques, seroit non seulement exclu du conseil de son souverain, mais accablé de mépris par tous les gens éclairés de sa croyance: et si par hasard il existoit une loi insensée qui rendît indispensable à tout serviteur de déclarer dans son serment de fidélité ce qu'il croit de l'eucharistie, de l'adoration des images, du culte des saints, et d'autres dogmes semblables, et qu'un homme d'Etat voulût serieusement rétablir ou defendre de telles reliques de la barbarie, on le croiroit privé de la raison, et il ne seroit pas envisagé autrement qu'un medecin qui ne voudroit pas saigner son malade de peur de diminuer pour toujours la masse de son sang, parce que jadis on

etoit bien persuadé que tel étoit l'effet de la saignée. Il n'y a plus de village en Allemagne, Monseigneur, où il seroit permis à un tel homme d'exercer sa profession.

D'après ces considérations, il nous est impossible, à notre grand regret, de mettre sur le compte de l'homme d'Etat, un langage que nous voudrions bien ne point attribuer au ministre de l'autel. D'ailleurs, ce deluge de pétitions ecclésiastiques, ces diacres, ces archidiacres, ces chanoines, ces doyens, qui, sans aucune retenue, sont venus se présenter à la Chambre des Pairs, comme supplians en faveur de l'intolérance, ne nous laissent malheureusement aucun doute sur le mobile de semblables scandales pour la chrétienté.

Nous savons, Monseigneur, ce que des prêtres se sont permis en Egypte et dans Rome païenne; nous savons qu'on en a vu qui, égarés par la même intolérance, ont allumé le bûcher des auto-da-fé; nous connoissons aussi malheureusement l'histoire de Calvin et celle de Henri VIII, dans sa capacité religieuse; mais il nous étoit permis d'espérer que le tems étoit passé où l'on oseroit offenser ainsi l'opinion publique de l'Europe civilisée; il nous étoit permis de croire, Monseigneur, que le seul ridicule auquel un homme s'expose en se montrant si zélé pour le bien de sa patrie, dans une cause qui est évidemment celle de sa bourse, le ridicule ineffaçable de ces prétendus plaidoyers en faveur de la chose publique, qu'on ap-

pelle vulgairement *pro domo sua*, auroit dû arrêter ce torrent.

Il est de fait, Monseigneur, que si des ecclésiastiques français ou autrichiens eussent, de nos jours, presenté à leurs gouvernemens des petitions, afin de priver les dissidens des privileges politiques attachés à la qualité de citoyen, nous ne doutons point qu'un cri d'indignation publique n'eût fait justice de l'impudeur d'une semblable demande.

Il a donc fallu, Monseigneur, pour notre profonde contrition, que la reformation vit un scandale que le catholicisme n'oseroit plus donner, et nous engageons Votre Grandeur à reflechir aux suites d'un malheur aussi affreux; persuadés que, quel que soit votre attachement à la patrie, il ne peut point, comme prêtre, vous rendre indifferent aux périls et à la diffamation auxquels vous avez volontairement expose, par votre langage, cette reformation dont vous devez être un des plus fermes appuis.

En examinant ce discours fatal, nous passerons legerement, Monseigneur, sur la diction et l'arrangement. Nous regrettons sans doute que la memoire de Votre Grandeur soit chargée de morceaux poetiques qui ne sont pas le mieux choisis, et nous le regrettons d'autant plus que, dans votre illustre patrie, Monseigneur, les grands orateurs se sont particulierement distingues par l'elegance de leurs citations, et que les Pitt, les Fox et les Canning ont toujours eu soin

d'embellir leurs discours, non seulement par des souvenirs des auteurs classiques, mais encore par les plus beaux morceaux de ces auteurs.

En examinant ceux dont Votre Grandeur a parsemé son oraison, nous avons pensé qu'il n'eut pas été surprenant que ses savans collègues, impatientes de semblables choix, se fussent écriés avec la reine Catherine :

« O good mylord, no latin! »

Nous avons déploré pour elle le choix de ce *fixo gutture fremant*, qu'il a plu à Votre Grandeur de citer, et qu'on n'a guère envie de retenir, et nous aurions aussi préféré, par amour de la belle latinité, qu'au lieu de *hic fons et origo malorum*, elle eût appelé des vers bien plus purs d'Horace exprimant la même idée :

> Hoc fonte derivata clades
> In patriam populumque [illegible].

Nous n'avons pas non plus été fort émerveillés de cette comparaison de la marmotte avec le despotisme assoupi, et encore moins de cette métaphore humorique prêtée à ses adversaires : Je rosse le Chancelier, et non lord Eldon. « I beg leave to administer to your Lordship a knock on the head. » (Voyez le *Courier*.) Si le sujet étoit moins grave, et votre personne moins vénérable, Monseigneur, nous

appliquerions hardiment à ces passages et à d'autres semblables le humili sermone tabernas, et nous insisterions sur ce point, que le caractère de l'orateur et surtout celui du sujet requéroient impérieusement plus de goût dans le choix des figures, et plus de noblesse dans le langage.

Mais notre affliction, Monseigneur, ne nous rend point injustes, et nous sommes prêts à admettre l'apologie que Votre Grandeur peut offrir aux amateurs de la véritable éloquence sur les défauts oratoires de son discours. Nous avouons franchement qu'il seroit injuste et déraisonnable de lui en faire un reproche individuel: nous savons avec toute l'Europe que ce défaut d'éloquence ecclésiastique chez le peuple le plus éloquent parmi les nations modernes, cette absence de génie littéraire dans une seule classe tiennent, à ce qu'il paroît, beaucoup moins aux individus qu'au banc que vous occupez dans la Chambre.

En effet, Monseigneur, si l'Angleterre domine par l'abondance de ses capitaux et le perfectionnement de son industrie tous les marchés de l'univers, elle domine de nos jours bien plus encore le goût de l'Europe par sa littérature. Non seulement ses poëtes, mais tous ses illustres prosateurs sont traduits dans toutes les langues: et, ce qui est plus remarquable encore, ces traductions, quoiqu'il y en ait d'excellentes, sont depuis quelques années moins lues à mesure que les éditions originales s'impriment et se mul-

éplient en des formats divers dans tous les coins de l'Europe. Shakespeare, Milton, Byron, Moore, Robertson, Hume, Adam, Smith et tant d'autres, sont presque aussi soigneusement étudiés sur le continent qu'en Angleterre même. Il n'y a pas un homme instruit, contemporain des grands hommes qui ont place la tribune anglaise à côté de celle de la Grèce, qui n'ait retenu nombre de morceaux éloquens qui ont illustré le regne precedent et celui de Georges IV.: mais il existe une seule branche qui n'offre aucun aliment à cette avidité croissante des amateurs pour la litterature anglaise, et depuis le docteur Blair et les commérages amusans de l'evêque Burnet, les traducteurs et les éditeurs européens, ne peuvent découvrir aucun ouvrage remarquable d'une plume ecclésiastique. Il nous répugne, Monseigneur, d'admettre la supposition de quelques écrivains catholiques, qui soutiennent que cette invincible stérilité tient à la sécheresse de notre croyance, et Votre Grandeur préferera sans doute que nous l'expliquions plutôt par les nombreux soins domestiques auxquels la vie des révérens prelats est consacrée, leurs travaux politiques dans la Chambre, et surtout l'immense administration de leurs propriétés. Placés entre une explication odieuse pour la réformation, et une autre plus douce et plus raisonnable, vous trouverez sans doute louable, Monseigneur que nous preférions la derniere, et que nous disions avec Horace:

. . An, hæc animos ærugo et cura peculi
Cum semel imbuerit, speramus carmina fingi,
Posse linenda cedro et levi servanda cupresso?

Ainsi, mettant de côté l'examen de votre discours quant au goût et à l'éloquence, nous n'offrirons à Votre Grandeur nos observations que sur ses principaux raisonnemens, surtout en tant qu'ils nuisent à l'honneur, à la gloire et même au bien-être de la religion protestante; nous ne nierons aucun fait que Votre Grandeur a avancé, et nous prendrons pour bonnes, toutes les données qu'elle a admises.

La première chose qui nous frappe dans le discours de Votre Grandeur, est son étrange récrimination à l'egard des pairs laïques de la Chambre. Et qu'y a-t-il donc de blâmable dans ces seigneurs de veiller à la sécurité de leurs possessions? Qu'y a-t-il de blâmable à ce qu'ils attachent la garantie de cette sécurité à la noble intention de faire jouir tous les sujets du roi de la Grande-Bretagne des mêmes privilèges? Mais Votre Grandeur a-t-elle songé au péril d'un aveu ainsi échappé, que les ministres de l'autel tiennent avec la même ténacité à l'aisance de leur vie sur cette terre? Croit-elle que les protestans de de toute l'Europe, de l'Angleterre, quoi? même les plus bigots et les moins éclairés de ses ouailles, ne feront point cette reflexion, qu'au moment même où elle s'escrimoit ainsi, les évêques catholiques de l'Eglise gallicane supprimoient avec une admi-

rable sagesse, dans le rituel du sacre de leur roi, tout ce qu'il y avoit d'exclusif en faveur du clergé, et qu'ils ne placeront point à côté de ce tableau celui d'un évêque protestant animé d'une fureur athlétique pour la défense des privileges exclusifs de son corps!

La richesse du clergé françois, Monseigneur, a fait bien du mal à ses illustres membres: l'injustice ne les a point épargnés, et l'on sait pourtant que tous les pauvres de la France, où il n'existoit point de *poor rates* à la charge des propriétaires, n'étoient soutenus que par les aumônes infinies de ce clergé aussi libéral qu'isolé. Sera-t-il donc bien édifiant, Monseigneur, de trouver dans un évêque protestant un tel attachement aux biens périssables et corrupteurs de ce monde!

Cette récrimination est suivie d'un argument encore plus extraordinaire: «Puisqu'il s'agit de droit, qu'importe, dit Votre Grandeur, que les catholiques soient cinq ou six millions d'individus?» Et elle le dit dans le même moment, où elle soutient qu'il n'y a point de droit politique qui ne puisse être modifié d'après les convenances de l'Etat (on the ground of expediency.) Si donc cette dernière hypothèse est vraie, comment le nombre peut-il être indifférent, et comment peut-on alors reprocher aux adversaires d'en faire valoir l'importance!

Il se peut, Monseigneur, que l'étude de la théo-

logie dogmatique, et surtout de la théologie exclusive, ne laisse point de temps à celle des mathématiques: mais Votre Grandeur permettra que les hommes, qui ont du respect pour ces dernières, attachent quelque valeur aux nombres.

Un mathematicien vous diroit, Monseigneur, que s'il y avoit deux pays peuplés également de vingt millions d'habitans, que dans l'un il n'y eût que cinq individus dissidens et dans l'autre cinq millions, et que la même question y fût agitée, la raison pour le gouvernement, d'accéder à la demande seroit, entre les deux pays, comme $^5/_{20'000'000}$: $\frac{1}{4}$. Votre horreur pour la civilisation moderne, Monseigneur, iroit-elle jusqu'au point d'affronter même les connoissances mathématiques dont notre siecle est si jaloux?

Cette objection aux nombres est suivie de ses observations paternelles en faveur des reformes à produire en Irlande; nous les croyons toutes excellentes, et nous nous garderons bien d'y appliquer un vers célebre de Shakespeare, placé dans la bouche de la vertu persécutée et appliqué au cardinal Wolsey:

He was never.
But where he meant to ruin, pitiful . . . .

Mais ces observations sont terminées par une diatribe indirecte contre la propagation des lumières parmi les classes inferieures.

Non, dit Votre Grandeur, à peu pres en ces ter-

mes (Voy. le Courier): «Le paysan irlandais ignoroit les restrictions imposées par la loi aux personnes de sa religion, et accablé de ses malheurs privés, il les eût toujours ignorées sans les intrigues de l'Association catholique (without the deep machinations of the Catholic Association).»

Nous aurions voulu, Monseigneur, n'avoir pas lu ce passage; nous aurions voulu pouvoir douter de son authenticité; mais il a été répété dans tous les journaux et presque dans les mêmes termes. Comment se peut-il, Monseigneur, qu'un évêque protestant puisse publiquement avouer son opposition à ce qu'une vérité, une connoissance quelconque soit répandue? N'est-il pas au nombre de vos devoirs sacrés d'affirmer le contraire, et comment repondrions-nous de tout ce sang versé, de tous ces malheurs et de ces luttes de trois siècles, si la doctrine de Votre Grandeur se trouve si parfaitement d'accord avec celle de nos adversaires du quinzième siècle?

On ne sauroit réellement que penser de ses opinions, et, à moins que les paroles n'aient chez elle un sens different de celui qu'elles doivent généralement exprimer, les amis zélés de la réformation pourroient craindre que Votre Grandeur n'ait pour but de miner et de détruire la religion protestante. En effet, Monseigneur, un peu plus loin elle va jusqu'à soutenir que trente ou quarante membres catholiques dans

la Chambre des Communes suffisent pour ébranler l'Eglise protestante, et elle finit par une assertion encore plus inouïe, que la Providence ne protegera cette religion que tant que l'Eglise anglicane fera son devoir, c'est-à-dire tant qu'elle restera exclusive et intolerante.

Nous protestons solennellement contre cette conclusion. Nous déclarons qu'il ne dépend par des evêques anglicans de diriger ainsi les desseins de la Providence: que s'ils font ou non leur devoir, la reformation n'en existera pas moins en Angleterre, comme partout où elle aura une fois été repandue: qu'il est injurieux et diffamatoire pour notre croyance de soutenir que sa sûreté, soit en Angleterre, soit ailleurs, dépende de la richesse ou du bien-être d'un clerge quelconque, et que tant qu'il y aura une Bible à lire, des hommes véritablement pieux à prêcher, et la raison à suivre, la réformation n'aura rien à redouter des trente membres catholiques, mais certainement du scandale et du dégoût que feront naître dans quelques âmes moins fortes que bienveillantes, les discours attentatoires de ses prétendus zélateurs.

Pour terminer ce penible examen, nous ajouterons que nos professeurs de morale apprendront sans doute avec surprise que Votre Grandeur soutienne, sans aucune distinction, qu'il n'y a point de serment qui ne soit obligatoire, et que par conséquent un homme qui

auroit prêté celui de devenir assassin, seroit tenu à le remplir.

Daignez, Monseigneur, daignez relire vous-même ce discours qui doit affliger le cœur de chaque protestant éclairé, et que vos propres réflexions et vos vertus viennent à notre secours, afin que, par une honorable retractation, vous rassuriez nos âmes agitées, nos doctrines compromises, et notre charité attaquée.

En attendant, Monseigneur, il nous importe de ne laisser aucun doute sur nos sentimens. Écrivains obscurs, ce n'est pas sur *notre* talent que nous reposons notre espoir d'être lus: mais notre sujet est si grave, si important pour la réformation en général, que nous ne pouvons croire que cet écrit reste inconnu: et si nous osions prêter à nos coreligionnaires des sentimens qu'ils ne partageassent point, nous ne manquerions pas d'être solennellement désavoués.

Nous déclarons donc, Monseigneur, que si nous connoissions les sentimens et la doctrine de tout ce qu'il y a d'éclairé dans la nombreuse population protestante de l'Allemagne, il n'y en a pas un qui se refusât de signer la déclaration suivante:

«Que tous les pieux dissidens de l'Eglise catholique en Allemagne ont adressé des prières au Ciel,

»afin que l'oeuvre sainte commencée par la majorité »de la Chambre des Communes soit accomplie, et »que cette tache de persécution et d'intolérance soit »enfin effacée des annales de la reformation: que tels »seroient leurs sentimens fondés sur la connoissance »intime de leur religion, quand même aucune consi»deration, aucune sollicitude fraternelle ne seroit ve»nue militer en leur faveur: que, de plus, conside»rant que la majorité des gouvernemens établis en »Europe, ne sont point de leur croyance, l'humanité, »la sympathie, la fraternité religieuse leur imposent »un devoir sacré de ne point perdre de vue que leurs »coreligionnaires pourroient tôt ou tard, et plus ou »moins souffrir de toute doctrine intolerante qu'ils »pourroient professer: car comment réclameroient-ils »pour eux l'egalité des droits politiques, comme fon»dée sur la raison et sur la justice, si on leur mon»troit que là où ils sont plus forts, ils se rendent »également coupables de ces haines et de ces sen»timens hostiles si contraires à la morale de notre »Seigneur: qu'ils regardent comme une profanation »abominable de faire de la maison de Dieu un lieu »de conciliabules, un antre de conspiration au préju»dice de leur prochain en general, et à *fortiori* des »chretiens, leurs freres: qu'ils désavouent comme »étrangeres à leur morale et à leur foi les erreurs, les »fausses doctrines, les expressions haineuses que l'in»teret individuel, en abusant du nom de Dieu et de

»celui de la religion, a apportées dans la défense »d'une cause qu'ils méconnoissent pour être celle de »la religion protestante; qu'ils ne peuvent enfin ex»pliquer entièrement l'existence de ce malheur, que »comme ces fléaux qui dévastent souvent les pays les »plus favorisés de la nature, ces morts prématurées »qui arrachent aux affections des hommes les objets »les plus justement chéris, ces intervalles de férocité »ou de foiblesse, qui déparent les plus beaux caracté»res, afin que l'homme apprenne à ne point croire à »la perfection ici-bas. Ils croient donc que la Pro»vidence n'a permis l'apparition de ce terrible phéno»mène dans un pays qui, sous tous les autres rap»ports, est l'honneur, la gloire, le modèle de la civi»lisation, que comme un moyen d'avertir l'homme et »le chrétien de son néant sur la terre.«

Tels sont, Monseigneur, nous n'en doutons point, les sentimens de tous nos pieux confrères: et s'il nous avoit été permis d'exprimer nos voeux près du Parlement d'Angleterre, cette pétition auroit au moins, pour le nombre et le désintéressement, balancé celle de la chapelle de la rue Charlotte.

Mais le temps fuit, Monseigneur, vous le pouvez encore: quelques heures peut-être vous restent pour éloigner de votre tête consacrée, le plus grand des malheurs.

Un guerrier illustre n'a pas voulu descendre à la bassesse de dissimuler la vérité: et grâces lui en soient rendues! Il vous a montré la route dans laquelle vous vous êtes engagé (voyez le discours du marquis d'Anglesea dans le Courier du 18 mai); il a prononcé le mot fatal; et ce mot, Monseigneur, est le combat. Nous aurions dû croire, qu'averti par ce discours, chaque ecclésiastique devoit reculer de terreur, et que, quelque porté qu'il y fût d'ailleurs par d'autres considérations, il n'oseroit entrer dans une carrière dont la dernière limite pouvoit être arrosée de sang et de sang chrétien: qu'averti de ce danger, il n'oseroit, disons-nous, coopérer à ramener dans notre siècle des maux qui paroissoient être devenus à jamais étrangers au christianisme!

Si l'inflexible rigueur de la loi devoit frapper malgré elle une seule victime dévouée à la mort à la suite et par cause de votre discours, Monseigneur, songez quel aspect hideux présenteroit à nos frères protestans votre robe ensanglantée.....

Mais, ici s'arrêtent nos respectueuses remontrances; car nous sommes persuadés qu'éclairée par l'opinion de tout ce qu'il y a d'hommes instruits et bienveillans dans l'Europe entière, dont les sentimens sont à l'unisson avec les orateurs illustres qui ont plaidé dans le Parlement anglais la cause de la civilisation et de la tolérance, et surtout éclairée par

la honte de son propre cœur. Votre Grandeur n'hésitera point à faire le sacrifice de son amour-propre au sentiment de sa haute vocation et détournera par là des maux qui seroient un sujet de douleur et de honte pour les protestans de toute l'Europe.

Un habitant des bords du Rhin.

Bruchstück aus den Denkwürdigkeiten des Fürsten Kosloffsky.

(1825.)

Fürst Kosloffsky schrieb in seinen letzten Lebensjahren »Denkwürdigkeiten;« das vollständige Manuscript derselben hat bisher noch nicht aufgefunden werden können. Das hier folgende Bruchstück verdankt der begeisternden Bewunderung, welche der Fürst der Erbgroßherzogin von Mecklenburg zollte, seine Entstehung. — Obschon mitten herausgerissen aus dem größern Zusammenhang, und somit ohne Anfang und Schluß, giebt es dennoch ein kleines Gesammtbild, welches besonders durch sein glänzendes Kolorit jeden Leser einnehmen muß.

... et c'est en un mot le seul Souverain de l'Europe qui gouverne gratuitement. Il faut bien distinguer cet etat de choses de celui des apanages, ou de ce qu'on appelle ailleurs les biens ou les dotations de la couronne: cette espece de propriété est toujours plus ou moins une propriété nationale: le Grand Duc de Meklembourg est tout simplement un grand Propriétaire, qui entretient toute Sa maison et toute Sa cour de Ses propres fonds. L'etat ne Lui donne rien, et Ses revenus ne sont point preleves sur des biens de la Couronne, ou des dotations dont la nation a voulu enrichir Ses maîtres, mais sur des biens héréditaires, acquis soit à Titre onereux, soit par succession, comme toute propriété privée. Ceci explique pourquoi Ses sujets, pauvres ou riches, aiment également un maître qui ne leur coûte rien, et sert de commentaire à cette phrase ridicule de la dépêche du Maréchal Davoust, que les Meklembourgeois ne sont pas assez civilisés pour apprécier un régime plus conforme à l'esprit du tems.

Dobberan.

Pour arriver à Dobberan, il n'y a point de grande route. De quelque côté que vous veniez, vous traversez de petits chemins fangeux, étroits, passant par des villages assez mal bâtis, et éloignés les uns des autres. A l'uniformité de la plaine, qui est toujours

l'image d'une vie obscure et fatigante, se joint ici ce sentiment pénible du désert, qui révèle à l'homme sa vocation sociale et le besoin de vivre au milieu de ses semblables, quand même ils seroient méchants et farouches. Tout-à-coup, sans vous en apercevoir, vous vous trouvez transporté comme par une puissance magique, au milieu d'une habitation charmante. Ce n'est point une ville, ce n'est point un village, cela n'a pas même l'apparence d'un bain qui ordinairement se trouve enfermé soit par des montagnes, soit par d'autres habitations moins agréables à la vue: c'est un groupe de maisons dans un lieu écarté, qu'une société de gens du monde, assez philosophes pour être dégoûtés du bruit des villes, et assez aimans pour fuir la solitude, semble avoir bâties: on croiroit qu'une conformité de goûts, d'expériences, d'affections les a réunis, et qu'ils ont dit: »fuyons les sots et les méchans, et allons vivre ensemble.« On diroit qu'ils ont chargé un Italien de donner du grandiose et du goût à leur charmante retraite, et un Hollandois d'y soigner cette propreté recherchée, qui indique l'aisance et le bien-être, et sans laquelle les plus beaux palais de l'Italie paroissent autant de souvenirs d'une grandeur qui n'est plus. La maison des jeux, la salle de spectacle, et surtout celle de la Reunion sont bâties avec élégance, et sans ces ornemens ambitieux qui décèlent un goût peu exercé. Les maisons particulières sont toutes jolies propres,

entourées de terrasses et de petits jardins. Elles sont tellement vitrées, qu'on diroit que l'innocence qui ne craint jamais d'être surprise, a preside à leur construction. La nature de ce coin du Nord de l'Europe, sans être riche, n'est pourtant pas aussi stérile que les autres contrées de cette partie de l'Allemagne. A gauche vous voyez un bois touffu, où vous pouvez promener vos soucis ou rêver au bonheur, dans une profonde solitude: à droite, vous avez un parc assez vaste, et une plantation d'arbres fruitiers: en face une colline cultivée, qui vous rappelle la tâche imposée aux enfans d'Adam. En se voyant au milieu de ces monumens d'une nature bienveillante, on ne croiroit point être à une demi-heure de distance, de cette Baltique à laquelle elle semble avoir partout ailleurs refusé son sourire. L'édifice des bains qui se trouve sur la rive est construit avec soin et avec elegance: je suis fâché qu'on y ait placé une inscription latine, où il y a un jeu de mots. C'est une pensée heureuse que l'espace qui sépare les bains de l'habitation: cette route tous les matins, presente le tableau d'une promenade de la ville la plus peuplée: j'y ai compte une fois plus de cinquante equipages à quatre chevaux. Apres l'Angleterre, il n'y en a point de plus beaux en Europe, et les Seigneurs meklembourgeois viennent étaler à Dobberan tout le luxe de leurs magniliques haras. On voit dans ces voitures des femmes, dont la figure est en harmonie

avec la noble race de leurs coursiers. Il est juste que la beauté ait toujours un char de triomphe, et c'est le seul cas où les yeux du pauvre peuvent être éblouis par un luxe dont son coeur n'est point blessé. Mais ce qui paroît incroyable, si l'on n'a point vu Dobberan, c'est qu'un Prince d'Allemagne ait rêvé l'egalité, et qu'il ait réalisé ce rêve. On dîne et l'on soupe ensemble, dans le même salon, à la même table; on n'y est point par faveur, on y est de droit, parce que chacun paie son modique écot pour sa nourriture, et la table du Prince est une table d'hôte. Le Grand Duc est un homme âgé, d'une stature au dessous de la moyenne, et plutôt maigre: avec ces dehors, on le croiroit peu imposant, et pourtant c'est un des hommes qui inspirent le plus de vénération à Son approche. Sa vieillesse n'a rien d'aride; Sa physionomie est vive et animée, Ses yeux perçans, l'expression de Son visage plein de dignité et de franchise. Il a les manieres d'un général français de l'ancien regime, jointes à la bonhomie allemande. Il aime le jeu et les femmes, et l'on remarque avec sympathie dans sa figure, que ce coeur qui est caché, a souvent battu avec violence, et qu'il continue de battre. On seroit tenté de le serrer contre le sien, mais on s'incline avec respect, en se rappelant qu'il est l'objet d'une affection tendre et sincère pour un demi-million de nos semblables. Ce que j'ai remarque en Lui de plus extraordinaire, c'est

Son eloquence. Il parle elegamment le francais, et tout ce qu'il raconte, a toujours une tournure originale: mais en allemand je l'ai entendu prononcer un petit discours pour remercier les assistans de l'affection qu'ils Lui témoignoient à l'Anniversaire du jour de Sa naissance, qui étoit veritablement digne d'être recueilli: mais ce qui ne peut point l'être et ce qui en feroit un des plus grands ornemens, c'est la simplicité, la dignité, la noblesse avec lesquelles il profera ces accens qui partoient de sa belle âme, profondement emue. Chose etonnante! Il n'oublie le nom d'aucun de ses sujets, même les plus obscurs, s'il a eu l'occasion de l'approcher une seule fois: il ne leur parle point comme un père, cette maniere a toujours quelque chose d'arbitraire qui n'est point dans son caractere; il leur parle comme un ami, il discute avec eux leurs interêts, il les conseille, il les encourage. On croiroit voir des freres, qui se confient reciproquement leurs soucis, leurs peines, leurs projets. Vous verrez souvent à Ses côtés, souvent aussi auprès de quelque femme d'un négociant de Hambourg, ou au milieu des dames du pays, une jeune femme, mise avec autant de simplicité que d'elégance, qu'aucune pompe n'environne, qui rit, cause ou écoute comme toutes celles qui sont familierement placees autour d'elle, et que vous passeriez sans y faire la moindre attention, si Sa rare beauté ne venoit tout-à-coup

arrêter vos regards. Une tête qui rappelle l'idéal de l'antiquité, placée sur des epaules d'albâtre, arrondies, abaissées, élargies par les mains de l'Amour, quand, dans sa puissance créatrice, il songea à former une femme, que l'on pût toujours aimer, toujours désirer, toujours regarder sans que la vue ou le coeur connût le malheur de la satieté. Ses yeux sont grands, plus noirs que bleus, largement découpés et calmes comme le ciel d'un beau jour: Son regard n'est point perçant, mais c'est un torrent de lumière. Ses sourcils sont arqués et relevés d'une maniere peu commune, ce qui donne une noblesse particuliere à Sa physionomie: Son visage est ovale. Son teint d'une blancheur éblouissante: Ses bras si ronds et si moëlleux. Ses joues toujours colorées, indiquent cette fraîcheur de santé, que l'Amour defend de son égide, lorsqu'il veut preserver de l'atteinte malfaisante des maladies et du chagrin son plus bel ouvrage; Sa bouche vermeille devoileroit à un être d'une nature differente de la nôtre, que c'est à cette partie de l'image divine, que la Providence a accordé exclusivement la faculté de compenser dans un moment tous les chagrins, tous les maux, toutes les privations, tous les sacrifices de la vie, et que c'est là que doit s'operer ce prodige mysterieux de la nature, qui traduit en langage materiel, plein d'ineffables delices, l'affection passionnée de l'âme: qui trahit sans paroles ce que l'on a longtems caché, qui

recompense le devouement, et qui dans un moment de felicite fait benir des annees de souffrance. La bouche d'une femme exprime plus que ses yeux son caractere. La severite, l'indignation, la volupte, l'attendrissement, tous les mouvements de son âme se manifestent dans celui de ses levres. Celle dont je fais ici la peinture, les a fraiches, fortes et avancées: c'est la bouche du pinceau de Rubens, le plus passionné des peintres. Si vous avez voyagé dans l'Orient, vous la prendriez pour une Grecque, que sa beauté a elevee au rang des Sultanes: à la fraicheur de son teint, vous la diriez Allemande, à la nonchalance de ses attitudes et de ses paroles, qu'elle laisse tomber comme si elle etoit accablee de fatigue, vous la croiriez nee sous le ciel d'Italie, souvent calme elle est quelquefois riante, et alors c'est la gaieté d'un enfant, quelquefois aussi, elle est rêveuse; ses beaux yeux cherchent quelque-chose dans le vide, et prennent tout-à-coup une attitude immobile et triste, qui indique une agitation pénible de l'âme. C'est alors qu'elle vous paroîtra adorable; mais ne vous livrez point à l'attrait qui vous entraine vers elle; c'est la fille d'un roi, et la future souveraine du pays, où vous êtes. Si vous avez vu la Grande Duchesse hereditaire de Meklenbourg, vous comprendrez mieux l'histoire de cette reine de France et d'Ecosse, dont la beauté est devenue proverbiale pour les tems modernes, et vous apprendrez à être moins rigoureux dans votre juge-

ment à l'égard de sa cruelle rivale. Elisabeth connoissoit le coeur humain; elle savoit que cet air de dignité, de grandeur, de Majesté Royale qui en impose au vulgaire et que l'on admiroit dans sa personne, n'étoient que de foibles armes quand on les opposoit aux charmes séducteurs de la véritable beauté; que Marie, reduite à la condition, la plus obscure, sans fortune, sans protection, forte d'appas dont la nature l'avoit ornée, avoit toujours de quoi menacer le trône de la reine d'Angleterre; elle savoit que le plus devoué de ses serviteurs, deviendroit coupable du jour où Marie daigneroit jeter sur lui un regard de faveur, et béniroit encore la mort attachée à sa trahison, comme un bienfait du ciel pour son coeur amoureux. En voyant la Grande Duchesse on repugne à l'idée qu'Elle appartienne à une race royale et on l'adore comme une femme obscure, pour laquelle, on sacrifieroit et son rang, et sa naissance, et tous les préjugés que le monde a consacrés; esclave, née de parens indigens et inconnus, on l'éleveroit sur un trône, sans croire avoir assez fait pour elle. En la voyant, on ne pardonne pas seulement à Pierre le Grand, mais on sympathise avec Lui, et l'on se plait à admirer sa grande âme, en rejetant tous les temoignages de sa cruauté. Plus on etudie les femmes, et plus on se persuade que la beauté modifie chez elles entièrement le caractère. La Gr. Duchesse est bonne, simple, gra-

cieuse, spirituelle, indulgente, affectionnée à la maniere de sa beauté. Pourquoi seroit-elle dure, oppressive, mépriſante? Elle sait qu'on l'aime, quand on l'approche: pourquoi auroit-elle un air étudié, imposant, factice? Elle n'a pas besoin de son rang, pour qu'on trouve du charme à se dévouer pour elle. Lorsque Marie-Thérèse, dans tout l'eclat de sa jeunesse et de ses appas recourut à la protection de ses sujets de la Hongrie, ces hommes surpris par un sentiment qu'ils ne savoient définir, crierent *moriamur pro Rege*, tandis qu'ils n'etoient entraînés que par l'action irrésistible de sa beauté.

J'ai dit que la Gr. Duchesse est spirituelle comme elle est belle, et je vais en citer des preuves, qui rendront sensible ma pensée. Le Grand Duc rassembla il y a quelque tems les Etats du pays, et ils parurent récalcitrans aux nouveaux sacrifices que le gouvernement en exigeoit pour les besoins de l'administration. Elle comprit sur le champ, que les grâces valoient mieux que des raisons, que séduire c'est persuader, et que c'est la seule victoire que l'amour-propre reconnoit sans rougir, elle parla aux principaux membres de la députation, et tout fut aplani. Le cœur a été surpris, et l'on n'a point regretté des sacrifices, qu'une voix mélodieuse, un beau regard avaient imposés. Le Gr. Duc auroit peut-

être longtems lutte en vain contre des objections d'ailleurs solides.

Il y avoit au milieu des étrangers qui etoient à Dobberan, un homme qui passoit pour avoir de l'esprit, qui avoit beaucoup vu, mais dont la reputation quant à sa delicatesse n'étoit guere rassurante pour une jeune femme et encore moins pour une princesse. Elle ne pouvoit savoir si cette réputation étoit fondee ou non; cet homme etoit d'ailleurs un être tout nouveau pour elle. Elle n'avoit vu jusques là dans le palais de son père, comme dans celui qu'elle habitoit depuis son mariage, que des individus à la solde de sa famille, aux yeux desquels les interets de leur service faisaient disparaître tous les autres. Une position et un caractere tout-à-fait independants, devoient donc être une nouveauté pour elle. D'un coup d'oeil rapide, elle penetra dans la profondeur de son âme, sans qu'il eût proferé un mot qui lui fit comprendre l'impression qu'elle lui avoit fate, et y coordonna sa conduite de la maniere la plus admirable. Elle evita de lui donner occasion de trahir son secret auprès d'elle, et le fit sans dureté et sans affectation. Sa maniere d'être ne disoit point: »Je vous évite parceque je vous connois,« mais au contraire, »je vous evite, parceque je ne vous connois point encore.« En effet elle ignoroit s'il etoit assez maitre de lui-même pour ne pas la placer dans la situation cruelle de punir un crime involontaire, s'il

disoit ce qu'elle avoit déjà deviné. C'est cette mesure dans la conduite, cette promptitude dans la conception, cette sûreté dans le jugement, enfin ce tact divin, que j'appelle l'esprit de la beauté. Si elle eut été moins belle, elle auroit été ou plus dure, ou plus coquette: si elle eut été moins belle, elle n'auroit point conçu, comment un mot de sa part, devoit persuader des hommes indifférens à céder dans une question qui concernoit leurs plus chers intérêts et des droits qu'ils étoient venus défendre. C'est cette assurance que donne la beauté, et dont Virgile fait une si noble peinture, quand il représente Vénus demandant à son mari un bouclier pour Enée et souriant au triomphe de la beauté:

Sensit læta dolis, et *formæ conscia* conjux!

Mais l'esprit, quoiqu'on dise, est une qualité secondaire chez les femmes: c'est la sensibilité, qui leur assigne leur place; c'est elle, dont l'absence ôte aux yeux d'un homme pensant tout le mérite de cette prétendue vertu, qui n'est souvent que de la pétrification; c'est elle qui efface toutes leurs fautes, fait oublier tous leurs défauts, les rend semblables aux anges, et répond à tous les reproches que l'injustice ou l'ignorance leur adresse:

but when sorrow wrinkles the brow,
a ministering Angel thou!

Observez une femme que la nature a mal partagée à

l'egard du plus précieux de ses dons, de celui de la beauté, et vous verrez que loin de cacher ses émotions, elle fera parade de sa sensibilité même aux yeux les plus indifferens: parce qu'elle sait que l'émotion embellit toujours une femme, qu'elle attendrit et gagne les coeurs. Elle n'a point tort, car pourquoi voudriez-vous qu'elle renonçât à cet avantage qui lui tombe si rarement en partage pendant tout le cours de sa vie? Mais la beauté donne à la sensibilité, une direction differente: ella la rend discrete et mysterieuse. — Lorsqu'un jour le vieux Gr. Duc proposa de bojre à la santé de ses enfans, qu'il parla de son affection pour eux, et des consolations qu'il en recevoit dans ses vieux jours, la Gr. Duchesse en fut profondément emue: son visage se couvrit de ces couleurs d'inspiration, qui defient le talent des plus grands peintres: ses beaux yeux furent tout à coup gonflés de larmes, mais elle les avala comme si c'etoit une faute d'être sensible: elle couvrit d'un mouchoir son visage, comme s'il n'etoit pas alors plus ravissant que jamais, elle cacha son émotion avec un tel art, une telle rapidité que presque personne ne put s'en apercevoir. La sensibilité de la beauté est toute à Elle: elle fait en secret ou son bonheur ou son tourment: elle n'en a pas besoin comme d'un moyen de plaire: elle sait qu'on l'aimeroit encore, quand même elle ne seroit point sensible: qu'on l'aimeroit et mechante et perfide

Perfida, sed quamvis perfida
Cara tamen!

Peut-être ne reverrai-je plus cette femme séduisante de ma vie — c'est une de ces affreuses idées, auxquelles on se fait quand on a pris dès son enfance la triste habitude d'errer sur la terre; mais son image me poursuivra longtems, peut-être toujours, je me garderai bien de chercher à l'effacer de mon âme; il faut s'attacher aux souvenirs qui peuvent la remplir, car il en a tant de dévastateurs, qu'on cherche en vain de repousser! Les nobles Espagnoles, nées dans l'obscurité et l'indigence, tiennent toujours les yeux fixes sur les portraits de leurs illustres ancêtres, et se transportent ainsi dans une existence, qui ne sera jamais, qui n'a jamais été la leur.

C'est à Dobberan, quoique je vinsse de Paris, que j'ai senti la puissance de la Musique: mon âme y etoit plus disposée. J. van Müller, une des premieres clarinettes de l'Europe, s'y trouvoit alors de passage. Caché dans le bois voisin, ou dans quelque bosquet du parc, il nous fit souvent entendre pendant une nuit obscure ses sons mélodieux. C'est là que j'ai compris combien la musique gagne à l'absence de la lumiere, et que je me suis souvent repeté ces vers melancoliques de l'aveugle poete de l'Angleterre

— and a wakeful bird
sings darkling, and in shadiest covert hid
tunes her nocturnal note! ....

J'y ai fait la connoissance d'une famille allemande, établie en Pologne, que je vais accompagner à.....

.... et l'apparition de cet aide de camp mit fin aux anxiétés royales et au bavardage insupportable des oisifs de notre société.

Oemheten (nom Suédois, qui veut dire, tendresse).

Enfin ils sont arrivés. J'ai vu ce vaisseau si magnifique dans sa coupe, dans son volume, dans tous ses arrangemens intérieurs, enfin dans toute son existence physique, et si triste à contempler dans son existence morale. On le croiroit à peine. Comment imiter l'exemple de Napoleon et transformer les matelots en soldats, quand il est de notoriété publique, qu'il ne s'y est decide que lorsqu'il fut convaincu de l'impossibilité d'avoir une flotte, et qu'il préféra alors très sagement d'avoir des soldats qui augmenteroient son armée déjà épuisée, plutôt que de grossir le nombre des malheureux, expirans de maladies et de misere sur les pontons anglais? J'ai vu d'autres vaisseaux de ligne russes avant ce changement fatal, et il seroit difficile de peindre la peine que j'ai éprouvée par ce souvenir. Ces pantalons larges, ces jaquettes bleues, cette mise que la raison elle même semble avoir indiquée aux hommes

qui doivent grimper sur des mâts, que l'experience de l'Angleterre a demontrée pour être parfaite, jusqu'à l'evidence la moins contestée; tout a disparu. mais ce qui est plus triste encore, c'est le changement dans les attitudes de l'individu. «Un matelot, me disoit l'amiral Burlton,« qui n'a pas les pieds en dedans, et qui se promeneroit comme un autre homme sur le rivage, ne vaut rien du tout.« Que diroit-il s'il eût vu cet équipage, qu'aucun homme n'auroit pris pour des matelots, si on ne l'en eût averti d'avance? Mais faut-il un amiral pour decider d'une question aussi simple, aussi claire, et qui n'auroit besoin que des premieres notions de la théorie de la division du travail, pour être à la portée de chaque individu? De simples patrons des bâtimens marchands, avec lesquels j'ai causé à Rostock, sont arrivés à me dire, qu'ils étoient étonnés de l'infériorité de ces êtres amphibies, de ces matelots-soldats, non seulement en les comparant aux équipages des vaisseaux de la flotte de Nelson, qu'ils se rappeloient avoir vus, mais même aux nôtres, avant cette réforme, et qui à la connoissance de toute l'Europe, étoient parvenus jusques à égaler la perfection des maitres de la mer. Les amiraux anglais m'ont souvent parlé avec admiration de la flotte de l'amiral Siniadine qui sous ce règne avoit paru avec tant d'éclat dans la Méditerranée. Est-ce en effet le besoin impérieux d'avoir des hommes pour servir dans

la ligne, qui a pu decider à détériorer ainsi une partie des forces nationales, qui dès son origine avoit donné de si hautes et de si nobles espérances? Cette question me conduit à une autre plus vaste encore: on a souvent reproché à l'empereur d'employer de préférence des hommes médiocres, mais les motifs sur lesquels j'ai toujours entendu baser cette prédilection, m'ont paru tout à fait injustes, et c'est un reproche essentiel qu'on doit faire à l'ouvrage de Mr. James sur la Russie. Il est faux que ce prince ne distingue pas sur le champ le talent de la médiocrité; il est encore plus faux qu'il s'imagine que la médiocrité soit plus passive et plus obéissante: mais je crois qu'on pourroit expliquer de tels choix avec beaucoup plus de justice, en disant qu'il s'effarouche facilement des défauts qui accompagnent presque toujours tous les genres de supériorité. Si on lui eut souvent répété avant qu'il fût sur le trône, que les Chatam, les Pitt, les Bacon, les Colbert, les Louvois, avoient tous de grands et de terribles défauts, mais que l'expérience a prouvé qu'on pouvoit neutraliser ce mal attaché à l'imperfection humaine, ou le compenser au centuple par les avantages qu'on pouvoit recueillir de leurs grandes pensées, il se seroit peut-être moins accommodé de la médiocrité qui agit toujours mal, qui est incorrigible par sa nature, et dont les torts sont moins évidens sans être moins réels, et sans offrir

aucune compensation quelconque. Cette réflexion générale s'applique au cas particulier de la flotte. Il s'est présenté en Russie un homme extraordinaire, un homme que Pierre le Grand n'auroit pas su comment récompenser, dont il aurait fait un instrument immense pour l'exécution de ses projets, et qui tout ancanti qu'il est, fait encore l'admiration de tous les hommes de l'art qui ont été dans le cas de l'approcher ou de causer avec lui sur cette partie. Je veux parler de l'amiral Tchitschagoff. C'est, depuis que la marine russe existe, le seul officier né dans le pays dont on ait entendu parler avec un profond respect par les héros de la marine britannique, et cela au point, que Dundas, qui passe pour un des plus savans capitaines de la flotte anglaise, m'a dit qu'il n'en connoissoit point chez eux, qui connût mieux son métier que l'amiral Tchitschagoff. Je ne discuterai point ici la question, de ses torts ou de ses excuses dans l'affaire de la Berezina. Je compte un jour, dans mes mémoires sur l'histoire de Russie, présenter dans un cadre resserré tout ce qui a été écrit et dit à ce sujet par Buttourlin, par le savant officier de l'état major de l'armée française qui a fait l'histoire de cette campagne, par Wilson, par Tchitschagoff lui-même, et y joindre toutes les anecdotes et les opinions que j'aurai recueillies sans porter aucun jugement, sur une question qui est au dessus de ma portée; mais elle

n'a rien à faire avec celle du mérite que Tchitschagoff peut avoir comme officier et comme ministre de la marine. Il est de fait que non seulement il connoit la pratique du metier, mais qu'il a des connoissances profondes dans la theorie, et qu'il a etudié avec soin les principes et la direction de l'amirauté anglaise. Il est aussi de fait que personne que je sache, n'a jamais attaqué son desintéressement dans le service public. Tout ce que les Russes pourroient dire quant à son savoir ne signifie absolument rien, quand on l'oppose aux témoignages des Anglais, qui sont là dessus des juges competens et irrecusables. L'ignorance aura beau parler des carcasses de vaisseaux qu'il faisoit brûler comme inutiles, en le lui imputant à crime: le patriote éclairé et honnête ne pourra que regretter qu'il n'ait point été là pour livrer aussi aux flammes les frégates que la Russie a envoyées à l'Espagne et qui lui ont coûté par la suite le double de ce que lui auroient coûté de bons vaisseaux propres à la navigation, car jusqu'à present les siens sont encore la fable de l'Europe. On n'a pas besoin de 50 vaisseaux comme celui de Portugal, appelé l'immuable et qui l'étoit de nom et de fait: il suffit d'en avoir 25, mais toujours prêts à mettre à la voile, bien construits, bien equipés et bien dirigés. C'etoit là sa tendance, et elle etoit certainement raisonnable: mais sans entrer dans les details, il me suffit que son savoir et son inte-

grite ne puissent point être contestés pour que je n'hésite point de l'appeler un présent extraordinaire que la Providence avoit fait à l'empereur pour en illustrer son histoire maritime. *Savoir et intégrité*, voilà les deux principaux *Postulata:* tout le reste n'est qu'accessoire. »Mais il étoit dur, violent, intraitable,« et qu'importe? neutralisez le mal, qui n'est qu'un inconvénient subalterne, en comparaison des deux grandes qualités, qui suffisent pour rendre un homme inappréciable pour la chose publique, quand on veut en tirer parti: Son successeur a été l'amiral Traversay, il n'y a qu'un mot à en dire: Le Russe malin et satirique par nature, médit toujours, mais il faut savoir apprécier sa médisance. Quand il s'agit du talent, il énumère, il est vrai, les défauts, mais il ne nie pas les qualités. Quand il s'agit d'un homme médiocre, il ne reproche rien, mais il méprise et se moque. Les marins russes, qui savaient que l'amiral Traversay n'a jamais étendu sa navigation au delà de Revel, ont appelé le golfe de Finlande, l'Océan du marquis. Tchitschagoff étoit un bien autre homme à leurs yeux. Oemheten avoit a son bord le Grand Duc Nicolas, son épouse, et une grande partie des personnes qui forment leur cour. La princesse Volkonsky et le comte de Modène, qui sont à la tête de leur maison, n'y étoient point. En tant que je me rappele la premiere on n'en peut dire autre chose, si ce n'est que

c'est une femme qui a vieilli: le comte de **Modène** est un homme d'une société sûre et agréable; c'est un homme de cour ente sur un homme d'esprit. — Le Grand Duc a reçu de la nature un des plus beaux presens qu'elle puisse donner à ceux que le sort a places au dessus des autres: il a la plus noble figure que j'aie vu de ma vie. L'expression habituelle de sa physionomie a quelque chose de sévère et de misanthropique, qui ne met point à l'aise. Son sourire est un sourire de complaisance, qui n'est point le résultat de la gaieté ou de l'abandon. L'habitude de les reprimer est devenue tellement inséparable de son être, que vous ne voyez en lui aucune gêne, aucun embarras, rien d'etudié, et pourtant toutes ses paroles comme ses mouvemens sont cadencées comme s'il avoit devant lui un papier de musique. C'est une chose qui tient du prodige que toute la manière d'être de ce prince. Il parle avec vivacité, avec une simplicité et une convenance parfaites; tout ce qu'il dit est spirituel; aucune plaisanterie banale, aucun mot blessant ou deplace; il n'y a rien dans le ton de sa voix ou dans la composition de sa phrase, qui indique la fierté ou la dissimulation, et pourtant vous sentez que son coeur est fermé, que cette barriere est inaccessible, et qu'on seroit fou d'espérer de pénétrer dans l'intimité de sa pensée ou de posséder son entière confiance. Il a même communiqué jusqu'à un certain point à sa femme cette ex-

pression de physionomie. Elle a souvent le regard soupçonneux et scrutateur, qui s'allie mal avec les traits harmonieux de sa physionomie naturellement douce et gracieuse. Un Français, qui l'avoit beaucoup vue avant son mariage et paroît l'avoir beaucoup observée, m'a dit qu'elle avoit l'air toujours riant et toujours ouvert. Mais je me trompe peut-être; ce n'est pas l'exemple du Grand Duc qui aura révélé à sa femme le secret de se défier de l'espèce humaine; c'est plutôt cette cour de Russie, qui aura donné à tous les deux cet air de réserve et de méfiance: cette triste cour, où depuis les Menschikoff et les Ostermann toute indépendance morale, toute élévation de l'âme, sont regardées avec étonnement comme des élemens hétérogènes, et où la brigue et l'intrigue sifflent sans cesse comme des serpens aux oreilles des princes. Malgré ce défaut, la physionomie du Grand Duc est si noble, que je ne cessois de la contempler. Si mes impressions historiques sont exactes, il me fait l'effet de Louis XIV, modifié par l'esprit de notre siècle. Il a sur lui l'avantage d'avoir eu une éducation plus soignée, ou d'avoir lui-même acquis des lumières que ce roi n'avoit point. Il a de plus l'avantage négatif de n'être pas sujet à ces galanteries de foiblesse de coeur, qui, quoiqu'on en dise, ont souvent dégradé le roi aux yeux de son peuple. Le Grand Duc ne s'occupe pas seulement des détails de la partie militaire

mais on le dit ingénieur distingué et par conséquent bon mathématicien. Il lit beaucoup et tous ses alentours m'ont assuré qu'il possède au suprême dégré cette force d'attention qui, d'après les définitions mémorables de Montesquieu, n'est autre chose que le génie. Un mot caractéristique de tous les princes de sa maison m'est resté présent comme si je lui parlois encore. Il s'agissoit de Paris: il me disoit qu'il ne prevoyoit aucune chance de pouvoir y aller: à moins, me dit-il (c'étoit dans les derniers mois de la vie de Louis XVIII.) qu'on ne m'envoie pour féliciter le nouveau régent — »Mais V. A. Je est trop grand seigneur pour cela,« lui dis-je — »point du tout, me repliqua-t-il, on peut m'envoyer comme un autre.« Cette manière de s'effacer comme Grand Duc leur est particulière, mais il ne faut pas s'en féliciter. N'est-ce pas en effet anéantir complétement tout le reste, que d'offrir constamment à la vue, que les Gr. Ducs même n'ont aucun droit inhérent à leur haute naissance et qui modifie d'une maniere conventionnelle les volontés absolues du pouvoir, comme partout ailleurs? Que doit devenir alors le sentiment d'etre pour un simple individu? Une fiction que l'esprit ne peut saisir: une chose imaginaire, qui ressemble à la racine carrée d'un nombre négatif dans les mathematiques. Le Gr. Duc se borne jusqu'ici à être general, mais tout prouve qu'il sera aussi propre à être un homme d'état, et si ce prince

terminoit sa vie sans faire de grandes choses, c'est qu'il aura manqué sa vocation, car la nature semble l'y avoir destiné. Je ne doute pas qu'il ne donne à son fils une éducation distinguée, mais je crains qu'en l'occupant de sciences, il ne néglige de lui donner le goût des belles lettres et surtout de la poésie. Ce goût seroit un des plus grands bienfaits pour l'avenir de la Russie, car le monde réel de ce pays agit d'une manière si déplorable sur le caractère qu'il faut absolument l'en garantir par les charmes magiques de l'imagination. Auguste disoit que les Romains l'invitaient à la tyrannie, mais que Mecenes et ses illustres amis lui montraient dans leurs vers un autre chemin plus parsemé de roses, et qui en même temps étoit moins escarpé. C'est au fond aux charmes de la poésie, qu'Auguste doit le pardon de ses premiers faits politiques et de sa gloire comme souverain, dans la mémoire reconnoissante de la postérité. Si le Gr. Duc Nicolas monte un jour sur le trône, je ne doute pas qu'on ne le serve avec zèle, non qu'il gagne les coeurs par un aimable abandon comme Henry IV., mais parce que les hommes aiment à obéir à un prince qu'on peut toujours montrer avec orgueil, auquel le public peut justement appliquer les deux vers célèbres de Bérénice, et qui, sous ce cachet de la Majesté imprimée par la nature, possède une intelligence supérieure, qui ne fait qu'augmenter l'impression déjà produite par la vue. C'est

dans les affections, comme dans les haines, que se montre surtout notre individualité. Le Gr. Duc aime sa femme, comme il fait tout, d'une manière simple et noble. Ce ne sont point ces caresses pueriles ces empressemens toujours plus ou moins ridicules, cette tendresse affichée qui ne convient qu'à un berger couronné de myrtes, c'est une affection mâle, forte, prononcée, et d'autant plus estimable qu'elle se trouve rarement dans les individus de cette haute région, et qui indique un homme parfaitement constitué au physique comme au moral. La Grande Duchesse a une taille majestueuse, un air de souveraineté, des traits de physionomie agréables et harmonieux. Quand elle s'anime, la défiance de son regard scrutateur disparaît, et elle redevient tout entière la fille de la reine de Prusse, et la soeur de la Grande Duchesse de Mecklembourg. La princesse se voit moins, mais la femme, sous ses formes angéliques, paroît d'avantage. Elle reprend alors l'air de son pays natal, l'air de sa noble famille, qui attache d'une maniere indicible au prince héréditaire de Prusse, et en général à tous ses frères, ceux qui les ont approches. La Grande Duchesse a des mains très-blanches, et des bras moulés comme ceux de ses soeurs, et dont la beauté n'a point été exagerée par les peintres de leur incomparable mere. Ses enfans, à ce qu'on m'a dit, sont charmans, et quand vous joignez à cela l'affection que lui porte son époux et celle qu'il doit lui inspirer, vous la direz la

femme la plus heureuse sur la terre, si vous ne faites point entrer dans le calcul de ses destinées l'atmosphère physique et morale de la Russie.

La princesse Soltikoff qui l'accompagne est pour moi une ancienne connoissance. Elle trouva dans son berceau une boîte, où il y avoit une quantité de présens de la destinée. Une haute naissance par son père comme par sa mère, tout autant de grandeurs et d'illustrations de la part de son époux, une fortune considérable, une éducation distinguée, une belle figure, de la grâce dans les manières, de la douceur dans l'expression de son visage, de la finesse dans les aperçus de la vie sociale: et que cherche-t-elle encore cette femme d'une main tremblante et incertaine dans cette boîte précieuse? vous le voulez savoir, et vous ne le devinez point? Ah! vous n'avez pas étudié le cœur humain en général et encore moins celui d'une femme en particulier! Sort impitoyable, crie-t-elle, donnez moi l'amour et prenez tout le reste. Ce cri profond du cœur n'a point été entendu, et voilà qu'on lui érige un monument de chasteté, comme si sa vertu étoit un triomphe, et non une résignation. Quant à moi je déclare qu'elle a mon estime en dépit de cette abstinence, précisément parce que je suis convaincu qu'elle est involontaire et toute arrangée par le sort de sa vie, comme celle d'un évêque. S'il en étoit autrement, elle seroit morose, acariâtre, persécutrice, inplacable: ce sont les bonnes qualités qui

accompagnent ordinairement ce qu'on appelle, les femmes fortes; Elle est au contraire, douce et bonne, et semble demander pardon de n'avoir pas aimé. Sa tête inclinée, comme une fleur chargée de pluie, rappelle cette vierge de la ballade du Nord, qui attend qu'une main bienfaisante vienne briser son sommeil, imposé par la destinée. Ceux qui l'accusent d'être indifférente par tempérament, ne savent pas qu'il n'y a point de femme froide sur la terre. Les neiges qui couvrent le Mont Etna peuvent tromper le voyageur, qui ignore qu'une secousse violente, dont l'action est cachée aux yeux, peut à tout moment produire cette éruption volcanique, qui dévoilera à ses regards les flammes que le rocher isolé porte dans son sein. L'on me dira sans doute, que beaucoup d'hommes ont adressé en vain leurs hommages à Madame de Soltikoff; mais il faudroit savoir si au milieu d'eux, il y avoit celui qui devoit lui plaire. Les hommes ne sont pas aussi séduisants qu'ils se l'imaginent. Pour faire oublier à une femme et ses sermens, et tant d'années de resignation, il faut la réunion d'un coeur très-passionné avec un esprit très-supérieur, ou la beauté d'un Apollon, favorisé par les circonstances.

Anna, fatebor enim, miseri post fata Sychæi,
Coniugis, et sparsos fraterna cæde penates,
Solus hic inflexit sensus animumque labantem
Impulit —

Mais les Enees ne se rencontrent pas toujours. On pretend que le C. J. W. avoit un moment pénétré dans son coeur: c'est un homme assez frivole, qui n'a point d'originalité dans l'esprit, mais qui avoit une jolie figure, et une réputation d'homme à bonnes fortunes assez bien méritée. Il étoit d'ailleurs favorisé par les circonstances. On dit que le dernier jour avant son départ de Russie, il vint prendre congé de la princesse, et l'avoit tellement émue, qu'elle le conjura de quitter sa chambre. On dit aussi qu'il obéit à cet ordre, et c'est encore un *heureusement* de Marmontel, qui est, comme me le disoit un jour en riant, l'aimable Rosalie Rzewuska*), l'histoire de la plupart des femmes.

Dans le nombre des personnes qui accompagnent le Gr. Duc, il se trouve un médecin écossais qui est à son service. Jamais je n'ai joui de mon savoir anglais, comme en parlant avec cet homme. Ces accens de la liberté vinrent comme une rosée bienfaisante rafraîchir mon coeur encore tout rempli de la sensation d'avoir vu le frere de mon maître, de ce maître qui peut disposer quand il lui plait non seulement de ma fortune et de ma vie, mais encore de mon honneur et de mon nom dans les tems à venir! — Qu'ils sont pourtant mal instruits ces princes,

*) Siehe Anlage B.

qui repugnent aux hommes qu'on accuse du libéralisme anglais! Celui qui est imprégné de l'influence de ce noble pays, sera toujours le serviteur le plus utile et le sujet le plus fidele. Dans aucun pays de l'Europe, les droits des princes ne sont mieux consacrés. Nulle part on ne les vénere d'avantage, comme des garanties de la sûreté publique, des égides vivantes qui protegent l'ordre social contre la témérité d'une ambition présomptueuse; mais on les vénére sans s'avilir, sans renoncer à ses propres droits, et surtout sans être agité de la crainte: voilà toute la différence. Ce n'est qu'en Angleterre que Shakespeare a pu trouver par lui-même, et sans le secours d'Horace, le secret de ce caractere de l'homme de bien, que le poéte de l'antiquité a peint en des vers plus pompeux, mais non plus énergiques (voyez l'ode, Justum ac) et voici les deux vers de Shakespeare:

I would not flatter Neptune for this his trident,
nor Jove for his power of thunder! —

La petite princesse de Solms, fille de la Duchesse de Cumberland, me disoit à Töplitz comme malgré elle, »je n'aime pas les Russes,« et pourquoi cela, princesse? — »C'est qu'ils ont toujours l'air si inclinés, si faux, si courtisans, si étudiés. On ne peut pas être à son aise avec eux, et je ne sais que leur dire.« Pourroit-on s'imaginer que, sous ce joli visage, dans cette petite personne si réservée, il ait pu naître une observation aussi profondement politique? Pour

l'expliquer il faudroit des volumes, et j'aurois voulu essayer de lui montrer que nous sommes tout comme les autres, et que ce qu'elle prenoit pour un trait de caractère n'étoit qu'une attitude de position; mais comme il étoit impossible de renfermer ce que j'avois à dire en peu de mots, et que je n'aime pas à frapper les oreilles d'une femme d'un long discours qui l'impatiente toujours plus ou moins, je me suis borné à lui dire: «voilà une idée anglaise.» **St Helens** est le seul étranger qui ait compris.

Lettres au Duc de Broglie sur les prisonniers de Vincennes.

(Janv. 1830.)

M. Le Duc!

Etranger à la France et à l'Angleterre, je puis prendre Dieu à témoin, qu'aucune affection personelle, aucune raison politique, aucun esprit de parti, ne me lie aux prisonniers de Vincennes: il n'y en a qu'un parmi les quatre que je connaisse de vue. J'etois à Londres, lorsque le prince de Polignac fut appelé au ministère, et j'appartiens au petit nombre de ceux, qui, malgre les eloges du Times, qui reprochoit alors au peuple français une aveugle prévention, ne se dissimuloient point les malheurs que son impopularité devoit nécessairement attirer sur le roi et sur lui-même. A ces titres d'impartialité, je pourrois en

ajouter d'autres, qui devoient ôter à mes raisonnements toute suspicion d'être un plaidoyer obligé, ou l'inspiration d'un esprit travaillé par d'anciens préjugés. Mes études et mon séjour en Angleterre m'avoient, de tout temps, habitué à l'admiration des institutions libres, et j'ai professé cette admiration, au risque d'être accusé par mes ennemis d'exagération. S'il étoit nécessaire, pour donner plus de force à mes arguments, que je me nomme, je réclamerois peut-être votre propre témoignage, Monsieur le Duc, en faveur de tout ce que j'avance.

Cette digression sur ma personne n'est pas de trop, je pense, dans une question où la défiance se porte avant tout sur l'individualité de celui qui embrasse une cause, et les motifs qui l'y déterminent. Le mien, comme vous le voyez, ne peut-être que l'amour de la vérité et de la justice, joint au désir sincère que la France, au lieu d'être les délices de l'Europe, n'en devienne un objet de dégoût de d'horreur.

J'aurais certainement préféré, avec beaucoup d'autres amis sincères de la civilisation européenne, que les libertés de la France eussent pu se consolider sous l'égide du duc de Bordeaux, j'aurois voulu que la France eût dit avec le plus brillant de ses poètes, «que César soit grand, mais que Rome soit libre;» j'aurois désiré qu'une charte plus méditée, plus élargie, et surtout moins sujette aux interprétations, eût assuré un avenir à la France, conforme à ses vœux.

sans effaroucher l'Europe par le changement d'une dynastie, et sans créer tant de haines et briser tant d'existences qui s'y rattachent. Mais, puisque le sort en a voulu autrement, je ne désespère point que, sous un prince que j'ai connu et admiré dans ses malheurs, la France ne puisse couler des jours heureux et paisibles, et les amis et les serviteurs de la couronne ont la force et l'habileté de persuader au peuple français que la démolition n'appartient pas à l'art de l'architecture: que lutter contre un pouvoir bienfaisant, c'est se nuire à soi-même, et que chercher à en faire un instrument passif de la violence de la minorité agissante, c'est créer la plus mauvaise des républiques.

Une faute capitale a été, selon moi, commise par les amis du nouveau souverain, en ne facilitant pas l'évasion des prisonniers de Vincennes. «Comment, diront les aveugles partisans des persécutions, vous voulez donc les soustraire à la justice?» Et quelle justice, M. le Duc! Il faut qu'un individu soit bien ignorant dans l'histoire, pour ne pas savoir qu'aucun peuple ne l'a respectée dans sa colère. Non seulement les hommes auxquels on peut avoir de justes reproches à faire, mais des citoyens dont les noms sont devenus sacrés pour la postérité, ont succombé à la violence de cette colère. Celle des Grecs n'a point respecté les Thémistocle, les Aristide, les Socrate; celle des Romains a poursuivi les vaincus de toutes les opinions, et les pages de l'histoire moderne sont

ensanglantées par des meurtres, soit violemment, soit judiciairement commis pour assouvir la colère des peuples. Depuis Charles I. jusqu'à la princesse de Lamballe, et le déchirement des malheureux Fersen à Stockholm, et Prina à Milan, l'histoire n'offre qu'une seule vérité incontestable, commune à tous les pays, c'est que, s'il est difficile de brider par la raison la colère d'un individu, dans les premiers moments de son irritation, il l'est bien davantage de calmer celle des peuples au profit de la justice.

Par le principe fondamental de toutes les lois, que les choses odieuses doivent être prises dans le sens le plus restreint, et les choses favorables dans le sens le plus large, si une déviation du cours ordinaire de la marche légale devoit avoir lieu, il étoit plus humain et plus noble, de faciliter l'évasion des prisonniers de Vincennes, que de les arrêter avec l'infraction de toutes les lois, et sans aucun mandat d'autorités compétentes. Un tel acte d'avidité et de vengeance sera peut-être approuvé en France par des hommes passionnés: il ne l'est point, j'ose vous en assurer, nulle part en Europe, par les gens de bien d'aucun parti.

Comme il n'est pas donné aux hommes d'avoir d'autre guide pour leurs raisonnements, que les exemples du passé et l'expérience de tous les temps et de tous les peuples, je suis donc autorisé à dire, que les amis de la justice, du repos de la France,

de la solidité de son gouvernement, et du bonheur de son roi, doivent trembler à l'aspect du procès fatal intenté aux prisonniers de Vincennes. L'objet de ces lettres, M. le Duc, est de faire entendre aux passions, s'il est possible, la voix de la justice et de la raison.

Si, imitant l'ancien exemple de l'Allemagne, où l'on faisait souvent décider certaines causes par un tribunal étranger, la France eût déferé la connoissance de ce procès aux pairs d'Angleterre, cette lettre n'auroit pas été écrite. Elle ne l'auroit pas été, quand un jury quelconque des Etats-Unis d'Amérique eût été appelé à prononcer son jugement sur le sort de ces accusés. Elle ne l'auroit pas été lors même que la chambre des pairs de France, légalement constituée, en eût été investie, si elle eût pu transporter ses séances à Westminster-Hall, et se placer, pour ainsi dire, dans une atmosphère d'impartialité. En Angleterre, un accusé dont le crime est de nature à avoir excité l'animadversion ou les passions des citoyens de la ville qu'il habite, peut transporter sa cause devant les jurés d'une autre ville. On appelle communément cette faculté protectrice traverser son forum (to traverse), et plus on réfléchira à cette admirable prévoyance, plus on sentira combien les prisonniers de Vincennes gagneroient à ses effets. Dans tous ces cas, la vengeance auroit été difficilement prise pour de la justice. Hélas! M. le Duc, la

mort du maréchal Ney est encore là, et le parti qui la reproche à ses juges, doit, s'il y a une ombre d'équité, redouter la même faute, résultat déplorable des prétendus besoins du moment.

Le procès des prisonniers de Vincennes commence sous des auspices bien plus terribles encore que celui du maréchal Ney. Illégalité dans l'arrestation; illégalité dans le nombre des juges; illégalité criante dans les formes de la procédure. La chambre des députés a aboli d'un seul mouvement de colère, et sans égard à de la rétroactivité, le droit de la pairie des quatre-vingt-douze membres, nommés légalement par un roi, dont la France reconnoissoit la prérogative. Il y a lieu de croire, que, parmi ces pairs, la majorité auroit voté en faveur des vaincus et du malheur. D'autres pairs, par des scrupules de conscience, qui n'ont rien à faire avec le procès en question, ont cru devoir donner leur démission: il y a aussi lieu à présumer, que la plupart de ceux-là eussent également été favorables aux accusés.

La chambre des pairs, ainsi mutilée, devient un des tribunaux les plus incomplets qu'on ait jamais vu investi du droit de juger un crime politique. A cette accumulation d'illégalités s'en joint une autre, celle du pouvoir que la chambre des députés s'est attribuée d'interroger les prévenus. Lorsque la nation anglaise demanda raison des prévarications et des cruautés de Hastings, la chambre des communes dressa son accu-

sation, sans s'arroger le terrible droit de chercher la justification de ses propres idées dans les aveux de celui qu'elle poursuivoit en accusateur. Même pendant les troubles de l'Angleterre, la chambre des communes ne s'est point départie du principe conservateur qui ne permit point à l'accusateur d'interroger le prévenu, et le ministre de Charles I. n'a pas eu ce reproche à lui faire. En effet, c'est évidemment se placer dans l'odieuse position de juge et partie. C'est un empiètement sur les fonctions de la chambre des pairs: si, après avoir entendu les prévenus, elle procède à l'accusation, c'est un jugement, et la chambre des pairs, si elle acquitte les individus incriminés, ne lui dirait pas comme en Angleterre: «vous avez accusé à tort:» mais «vous avez mal jugé:» ainsi les prisonniers de Vincennes sont condamnés, par cette illégalité de formes que la justice et le bon sens rejettent, à subir deux jugements, dont l'un prononcé par ceux qui les accusent! Si les passions du moment rendent quelques Français insensibles au dégoût qu'une telle confusion de droits et de pouvoirs doit inspirer, il n'en est pas de même de l'Europe. Elle est impartiale, et de quelques formalités qu'on revêtisse une sentence évidemment injuste et illégale, elle jugera comme la postérité, et la France aura longtemps à en gémir.

Je vais passer, M. le Duc, à examiner la nature même de ce grand procès sous deux points de vue: sous celui de la justice, et sous celui de la politique.

Mon titre d'impartialité, quant au premier, est ma qualité d'étranger, qui n'a aucune liaison avec les prévenus, et qui n'a jamais été l'ennemi de la liberté et de la civilisation. Mes titres à pouvoir discuter le second, sont quelques connoissances théoriques et pratiques des cabinets et des états européens.

Première Question.

Le procès examiné sous le point de vue de la justice.

M. Le Duc,

Quand les ennemis de la gloire de Napoléon veuillent imposer silence à ses admirateurs, ils ne se bornent pas à blâmer son excessive ambition, mais ils demandent compte à la mémoire du héros, de chaque calamité que les armées françaises ont dû supporter en Russie et en Espagne. De même les ennemis de M. Necker ne manquent jamais d'associer son nom à toutes les horreurs des années 92 et 93. parce qu'ils rapportent l'origine de la révolution au compte rendu de ce ministre.

Cependant, ce n'est pas seulement une injustice criante, mais une des idées les plus fausses, que celle

de juger de la culpabilité des actions des hommes, par les conséquences imprévues qu'elles ont amenées. Si dans le monde physique les effets sont toujours proportionnés aux causes, dans le monde moral ces rapports n'existent point; et si cette vérité doit être généralement sentie par tous les peuples, aucun n'en devroit être plus pénétré que les Français, dont le plus brillant génie, Voltaire, s'est particulièrement amusé à montrer dans ses écrits historiques, comment des causes bien minimes ont amené des résultats, que nul homme n'auroit pu prévoir. Si l'on pouvoit, en politique, raisonner d'une manière différente, l'Angleterre auroit dû s'en prendre à cette dame, qui, dit-on, n'a pas ramassé les gants de la reine Anne, des fautes du traité d'Utrecht.

Si les passions n'expliquoient pas comment les meilleurs esprits peuvent être faussés dans leur jugement, on ne sauroit trop s'étonner, que, chez un peuple aussi mathématicien et aussi spirituel que les Français, il puisse se trouver non seulement des individus dont l'éducation logique a été négligée, mais des députés, des hommes d'état, qui, en même temps qu'ils accusent le ministère Polignac d'imprévoyance et d'aveuglement, le rendent aussi responsable des malheurs des trois journées. Il est pourtant clair, qu'affirmer que mon imprévoyance ou ma légèreté a cause un incendie, c'est dire que je ne suis pas un incendiaire.

Considérons donc d'abord si les auteurs des or-

donnances avoient prevu, et pouvoient prevoir les evenements de la derniere semaine de juillet.

Tout le monde est d'accord qu'il etoit impossible de les deviner. Mais, au debut de ces evenements, dira-t-on, le ministere Polignac a ordonné de tirer sur le peuple. — Et quel est le moyen de distinguer dans sa naissance une emeute d'une revolution? — Nous supposerons pour le moment que le ministere Polignac eût raison de considerer les ordonnances du roi comme ayant force de loi (nous examinerons par la suite s'ils pouvoient les considerer comme telles); et nous demandons comment il pouvoit souffrir des rassemblements qui s'opposoient à l'execution de la loi? — Des emeutes semblables ont lieu presque toutes les annees en Angleterre parmi les ouvriers, mecontents des progres de la mecanique. L'autorite civile reclame le concours de la troupe: le Riot act est dû (formalite qui n'existoit point en France et qui equivaut à la sommation de se disperser), et si le rassemblement continue, les troupes tirent sur le peuple. Jamais je n'ai entendu un homme respectable, un membre de la chambre des communes, qui jouit de la consideration publique, objecter à cet ordre de choses, et encore moins en faire un objet d'accusation contre les autorites locales. Ceux qui ont ete en Angleterre savent le cas qu'on y fait des declamations des Cobbett et des Hunts, dont ni l'un ni l'autre n'ont jamais pu arriver à l'honneur de repre-

senter leurs concitoyens. J'admettrai sans doute, que, si au lieu d'une émeute, on y voyoit clairement la résistance d'un peuple entier, les choses changeroient de face, et la position relative du gouvernement ne seroit plus la même; mais telle est la difficulté de tracer cette distinction dans les troubles des leur naissance, que je ne saurois mieux la représenter, qu'en la comparant à un cercle de courbature, qui, s'élargissant par la suite, se confond tellement dans sa naissance avec l'arc d'une courbe, que les mathématiciens sont convenus de les confondre et de les prendre l'un pour l'autre. Il s'agit donc de discuter ces deux points, si le ministère de Charles X. étoit autorisé à considérer le soulevement à sa naissance comme une émeute, et ensuite s'il pouvoit de bonne foi se croire autorisé de la disperser. D'après tout ce qui a été publié, les premiers rassemblements qui ont eu lieu à Paris, pour opposer de la résistance à l'exécution des ordonnances du roi, n'étoient point composés d'individus qui eussent une part quelconque dans le pouvoir législatif du pays, et qui, par conséquent, représentassent, d'une manière quelconque, l'opinion nationale. C'est un fait qu'aucun pair, aucun député, aucun individu du pouvoir judiciaire, n'y avoit d'abord pris part. Jusque là, ce soulevement n'étoit qu'une émeute, et n'auroit jamais été considéré autrement en Angleterre et aux États-Unis. Par la suite, il est vrai, quelques députés vinrent parlementer avec

le maréchal Marmont, et il eût sans doute été très sage de prêter l'oreille à leurs représentations; mais il n'en est pas moins vrai qu'ils le faisoient de leur propre mouvement; que la chambre des députés n'étant point rassemblée, ne pouvoit faire parvenir ses réclamations; que les pairs qui étoient à Paris, gardoient le silence; et que le pouvoir judiciaire en faisoit de même. Le soulèvement n'avoit donc même alors aucune forme de légalité, ou plutôt de nationalité. Depuis, le ministère Polignac ne pouvoit plus ni ordonner, ni diriger les mouvements.

Ce ministère n'a donc pas cru faire tirer sur le peuple, mais sur ce que l'on appelle en anglais *mob*, et qui ne peut se traduire en français que par populace. Lorsque le soulèvement prit un autre caractère, il n'avoit plus rien à ordonner.

Nous arrivons donc au second point, s'il pouvoit considérer les ordonnances royales comme devant obtenir la même obéissance que les lois? Cette question ne me paroît pas difficile à traiter, si l'on veut, de bonne foi, examiner quelles étoient les relations de la royauté et de la charte avant la dernière révolution.

Cette charte, œuvre prématurée d'un seul individu, étoit aussi imparfaite et aussi obscure qu'on devoit l'attendre de son origine et de la manière dont elle a été octroyée. On y parloit de responsabilité ministérielle, sans que rien à cet égard y fût déterminé. On y établissoit la liberté de la presse, et on y

trouvoit aussi la censure. Une chambre y a trouvé le droit de revenir, sur des crimes amnistiés; une autre y a trouvé le double vote d'élection et un renouvellement integral de ses députés. Chaque parti enfin pouvoit y trouver le moyen de l'interpréter à sa convenance: le républicain, les droits consacrés du peuple; le royaliste, une concession généreuse de quelques privilèges, qu'un roi entre à main armée dans ses états vouloit bien faire à ses sujets.

Les prisonniers de Vincennes, M. le Duc, seront aux yeux de la postérité et des étrangers entièrement couverts par l'article XIV. de cette charte. Bien avant leur existence ministérielle, nous avons entendu un publiciste allemand du premier ordre, interpréter cet article de la manière dont ils l'ont fait: il y trouvoit comme eux le droit dictatorial de la couronne, ne quid respublica damni capiat. Bonne ou mauvaise, il suffit pour moi de prouver que cette interprétation étoit possible, et rien d'ailleurs ne le démontre davantage, que l'abolition de cet article dans le nouveau pacte. On ne conçoit pas, qu'après cette mesure, on puisse leur intenter un procès, si ce n'est d'imperitie et d'aveuglement, dont certes je ne prétends pas les justifier.

Mais l'injustice d'accuser le parti royaliste sous Charles X. de persévérer dans ses opinions, devient encore plus frappante, quand on songe qu'à côté de cet article dictatorial, on avoit tous les jours l'opinion

des tribunaux, et, par conséquent, des hommes les plus compétents à juger de la nature d'une législation, dont les sentences condamnoient hautement comme une atteinte à la prérogative royale, toute expression qui fit supposer que le roi ne régnoit que par la charte. Il est en effet difficile à l'esprit de concevoir une donation quelconque, obligatoire pour le concessionnaire dans tous les cas, sans restriction. Les anciens ne le concevoient pas, et l'acte le plus solennel chez eux, si je ne me trompe, celui de l'émancipation, étoit limité par le cas de l'ingratitude de l'émancipé. Le vice originaire de la charte, celui de n'être pas un contract bilateral, tel que le sont la Magna carta et le Bill of Rights des Anglais, devoit nécessairement produire une confusion d'idées dans la tête de chaque royaliste de bonne foi. Encore une fois, je n'ai pas besoin d'autre preuve de ce que je viens de développer, que ce vice a été admis et reconnu, puisque la donation de la charte octroyée vient d'être changée en un contract bilateral.

Il n'y a donc rien de coupable, si les prisonniers de Vincennes, jugeant comme les tribunaux, pensoient que le roi avoit des droits préexistants et séparés de la charte; rien de coupable dans leur interprétation de l'article XIV, qui donnoit au roi le pouvoir dictatorial de pourvoir, lui tout seul, à la sûreté de l'état; rien de coupable dans leur soumission à ses volontés, d'autant plus que les cas de leur responsa-

bilité n'ont jamais été déterminés, et que ce mot de *haute trahison*, excepte l'Angleterre, n'a jamais signifie nulle part autre chose que correspondance avec l'ennemi ou trahison des secrets de l'état.

Je ne doute point que Charles X, lui-même n'ait été trompé par ce qu'il y avoit d'indeterminé et d'obscur dans la charte qu'il avoit jurée, et que, de bonne foi, il n'a jamais cru manquer à ses serments par ses ordonnances. Les meilleurs historiens anglais s'accordent de nos jours sur ce point, que le fils et le petit-fils de Jacques I. ont été constamment induits en erreur sur l'etendue de leur autorité, par ce qu'il y avoit alors d'indetermine entre la prérogative royale et les privileges des chambres.

Lorsqu'on emprunte une institution à un peuple, il semble, M. le Duc, que le bon sens exige qu'on consulte aussi les motifs sur lesquels elle a été basée. La responsabilité ministerielle, en Angleterre, n'est autre chose que l'égide des rois, et une conséquence naturelle de ce principe anglais, que le souverain ne peut pas mal faire (the King can do no wrong). La France vient non seulement de rejeter cette idée, mais elle punit encore toute la posterité du roi qu'elle detrône. Comment dont allier à cet acte, pour le cas donné, le principe de la responsabilité ministerielle, et, au nom de l'humanité, à quel propos: apres une aussi terrible sentence, qui frappe la famille du souverain, chercher encore à leur associer des victimes

subalternes, comme si la catastrophe n'etoit pas assez tragique pour effrayer et les princes et les peuples!

J'ai lu dans plusieurs de vos journaux des rapprochements ingenieux entre Jacques II. et Charles X.; mais quoiqu'on ne puisse nier que, dans le personnel de la famille des Stuarts et des Bourbons, il existe une certaine analogie de malheurs et de fautes, il n'en est pas moins vrai, qu'en approchant de plus pres du tableau historique de l'un et de l'autre, on decouvre que, ni le caractere, ni la catastrophe de ces deux princes ne se ressemblent guère. Cette comparaison est d'ailleurs outrageante pour le nouveau roi des Français. Il n'est pas venu, comme Guillaume III., à la tête d'une armee à lui, escamoter le trône de son beau-pere; il n'a pas entouré Charles X. d'intrigues, de terreurs, de defiance. Même après sa premiere fuite, Jacques II., à son retour de Feversham à Londres, fut reçu avec le plus grand enthousiasme. Pour l'honneur des Anglais, il ne faut pas oublier ce moment où ses malheurs avoient effacé dans tous les coeurs le souvenir de ses fautes. Il ne dependoit que de lui de tout concilier encore et de déjouer les projets de son beau-fils. Mais dégoûté de sa position, en proie à une pusillanimité inexplicable, il ne consulta que le lettre de la reine, qui fut interceptée par le Stadhouder, et remise ensuite par son ordre au roi. Cette lettre l'appeloit vers l'exil, il s'y rendit, et la nation anglaise le considera comme abdicataire.

Mais il existe un autre rapprochement historique, bien plus utile à fixer les idées, et à servir la justice, c'est la comparaison de ce qui se passoit à St.-Cloud avant les ordonnances, avec la révolution de Stockholm de l'année 1772. Gustave III. étoit un prince sans génie, d'un esprit faux, d'un caractère léger, et la guerre contre la Russie a mis au jour toute son incapacité. Cependant il résolut de renverser la constitution de son pays, et y reussit. Quand on étudie son caractère, on n'a pas lieu de présumer qu'une habileté extraordinaire lui ait suggéré des moyens que d'autres, qui auroient eu les mêmes intentions, n'auroient pas su découvrir. En effet, ceux qu'ils a employés se présentent à la capacité la plus bornée. Les comparer pourtant avec ce qui s'est fait en France, avant la publication des ordonnances, c'est, selon moi, prouver jusqu'à l'evidence, que Charles X., ou, si l'on veut, son ministère, n'a jamais eu la pensée de Gustave III.

Il a d'abord cherché à s'assurer de l'affection des officiers, qui lui parraissoient disposés à désapprouver l'ordre de choses existant en Suede; il leur a communiqué ses projets, en leur promettant tous les avantages qui résultent d'une telle complicité. Aucune démarche semblable n'a été faite par le gouvernement français avant la publication des ordonnances. Gustave réunit toutes ses troupes, sur lesquels il pouvoit compter, sur un seul point, et en entoura la capitale.

Le gouvernement français ne songea pas même à appeler à lui plusieurs regiments suisses qui etoient à sa portée. Enfin, Gustave, loin de dissoudre les chambres legislatives, les a convoquées pour faire arrêter en un jour tous ceux qu'il croyoit être opposés à ses desseins. La brièveté de cet écrit ne me permet pas d'entrer dans de plus longs developpements, mais il me suffit d'avoir indiqué qu'on ne sauroit trop etudier la revolution de Stockholm de l'année 1772, pour prononcer sur cette grave question, si Charles X., ou son ministere, avoit, ou non, le projet de renverser la constitution du pays.

Je déplore, avec les autres, M. le Duc, les calamités de Paris des trois journées; je déplore l'aveuglement et l'incapacité qui les a amenées; mais il nous sera permis, sans doute, à nous étrangers, de considérer les déclamations relatives à ces événements comme puériles et de mauvais goût. J'observe d'abord que la perte numérique d'hommes, dans ces trois jours, ne peut se comparer à celle des plus insignifiantes batailles des guerres passées, et encore moins aux malheurs inherents à la prise ou au siege de la ville la moins considérable. J'observe ensuite que la plupart de ceux qui ont péri, n'ont point été traînés au champ de la mort par la force, ni même par la voix d'un devoir impérieux dont l'accomplissement ne sauroit être évité. Ils y ont été poussés, direz-vous, par l'enthousiasme de la liberté et de la gloire: mais

nulle part ces grands prix ne s'obtiennent qu'au risque de la vie. Qu'est-ce, en effet, que la valeur comparative de ces calamités, à côté d'une des plus grandes capitales du monde en flamme, et cinquante mille individus périssant de faim sans les bois auprès de ses cendres! Que sont-elles à côté de ce que l'Italie, l'Allemagne, l'Espagne et la Russie ont à raconter!

Mais si ces déclamations ne sont que puériles, quand on s'y livre pour faire parade de sa sensibilité ou de son civisme, elles deviennent de véritables crimes, quand elles ont pour but d'exciter des haines, et d'aiguiser la soif du sang.

D'ailleurs, quelque grandes qu'elles aient pu être, il suffit, pour moi, d'avoir prouvé que les prisonniers de Vincennes ne peuvent en être rendus responsables, et que l'imprévoyance est par sa nature une justification.

J'ai également démontré qu'ils ne sont pas passibles des imperfections de la charte de Louis XVIII, qui, jointes à leurs idées de fidelité, devoient, soit à raison, soit à tort, leur montrer l'étendue de l'autorité royale, comme inscrite dans d'autres limites, que celles que leurs antagonistes lui attribuoient.

J'ai aussi démontré, qu'une fois convaincus, que le roi n'avoit aucun projet de renverser la constitution du pays, leur soumission à ses volontés, pour sauver, à ce qu'ils croyoient, la monarchie et la charte, étoit une conséquence naturelle du pouvoir qu'ils supposoient résider dans le roi.

Enfin, on a vu dans le cours de la démonstration, que le principe de la responsabilité ministérielle, empruntè à l'Angleterre, devient un mal gratuit, et, par conséquent, un acte de ferocité dans le cas extraordinaire, où le souverain lui-même a porte la peine de ses oeuvres.

La condamnation des prisonniers de Vincennes seroit donc une vengeance, et non une justice, et le peuple français perdroit en un jour toute la gloire de sa moderation.

Deuxième Question.

Le procès examine sous le point de vue politique.

M. Le Duc,

Le procès des prisonniers de Vincennes etant essentiellement politique, c'est surtout sous ce point de vue qu'il s'agit de l'examiner, à savoir, quelle influence il aura sur la politique de la France et des puissances européennes à son égard.

Je parlerai ici sans deguisement, parce que la reticence ou le menagement, dans les questions aussi graves, sont condamnes par l'humanite: je serai d'autant plus explicite, que les avocats des prévenus.

n'étant point étrangers, hésiteront peut-être d'exprimer leur pensée toute entière, de peur d'indisposer l'audience, et de la rendre moins accessible à la pitié. — Nulle part autant que chez vous, ces ménagements sont commandés aux orateurs par une triste expérience, et l'on a vu Manuel, expulsé de la chambre, pour avoir dit sa pensée toute entière, pensée qu'aujourd'hui un grand nombre de Français expriment avec la conviction d'une vérité incontestable.

Si des personnes moins éclairées que vous, M. le Duc, peuvent être trompées sur l'état réel des choses, par l'empressement que le cabinet de St.-James a mis à reconnoître le nouveau gouvernement, vous ne pourrez ignorer sans doute, que la crainte d'une guerre européenne, la position personnelle du ministère anglais à l'égard du nouveau parlement, et surtout l'appréhension qu'un plus grand retard pourroit amener en France d'autres catastrophes, l'ont déterminé à ne point hésiter dans cette reconnoissance. Mais obéir à une dure nécessité, ce n'est pas se réjouir des événements qui l'ont amenée. Vous seriez fortement trompé, M. le Duc, si vous prêtiez à la sympathie que la révolution française a excitée chez le peuple anglais, une durée proportionnée à l'ardeur des premières impressions. Le moindre acte de cruauté, et même de rigueur, qui sera exercé en France, la moindre démarche ambitieuse ou prosélytique, briseroit en un moment l'unanimité qui a existé au début. Le parti

aristocratique, déjà effrayé par les démarches de la chambre des députés à l'égard de la pairie, reprendroit sur-le-champ cette influence sur la majorité, qu'une longue possession de grandes propriétés, et surtout de nobles souvenirs lui assurent dans ce pays. J'ignore si les cabinets de St.-Pétersbourg, de Vienne et de Berlin suivront ou non l'exemple de l'Angleterre, et il nous importe peu de le savoir, car il nous suffit de ne pas ignorer que ce sera toujours malgré eux, et la tête baissée, que cette démarche sera faite. Il est en effet impossible, que des gouvernements tranquilles, quand même ils condamnent l'imprévoyance et l'aveuglement de la dynastie malheureuse, la voient sans effroi renversée avec une aussi grande célérité, non par un concours des chambres législatives comme en 1688 en Angleterre, mais par une puissance invisible, dont on ne sait autre chose, sinon qu'elle existe, mais dont personne ne peut analyser les élémens; car si vous faites abstraction des notabilités aristocratiques, représentatives, judiciaires, on se demandera toujours: qu'est-ce donc que le peuple, et quels sont les individus nommément chargés d'en exprimer la volonté?

Cette circonstance particulière de votre révolution absolument opposée à celle de l'Angleterre de 1688, que ni les corps législatifs, ni le pouvoir judiciaire, ni le clergé, ni même la grande propriété, n'y ont point pris de part, qu'après qu'elle a été faite, doit nécessairement placer les cabinets de l'Europe dans

un état d'alarme et de défiance à l'égard de la France, soit qu'ils reconnoissent ou non le fait et le droit de son nouveau gouvernement. Le bon sens d'un grand nombre de Français éclairés leur a indiqué dans cette occasion la dépendance dans laquelle les nations européennes, et surtout continentales se trouvent les unes des autres. Ils ont senti que, si même il n'eut pas été absurde d'imaginer, chez trente millions de vieux Européens, l'ordre de choses péniblement subsistant aux États-Unis, il y auroit encore cette difficulté à vaincre, que les états européens forment, pour ainsi dire, une association individuelle, dans laquelle aucun ne sauroit s'isoler et se placer au-dessus de toutes les règles admises par la société sans l'embarrasser et sans encourir les chances d'une lutte plus ou moins hasardeuse.

Cela posé, il est évident que la raison et la saine politique prescrivent impérieusement à la France, de ne rien faire, ni en dedans, ni en dehors, de ce qui pourroit augmenter la défiance, et surtout l'aliénation des autres gouvernements, que la révolution française a déjà alarmés. Dans le nombre des grandes vérités, dont on doit à Adam Smith la découverte, il n'en est pas une, selon moi, plus lumineuse, quoique très simple, que le principe, qu'on se tromperoit rarement en appliquant aux états les mêmes raisonnements dont on se sert à l'égard des individus.

Pour adopter ici ce principe, songeons qu'il est

rare que deux hommes d'un courage reconnu, aigris l'un contre l'autre par quelque difference sociale, ne soient entraînés à une querelle ouverte, si cette aliénation réciproque reçoit encore de nouveaux aliments.

Tel seroit inévitablement le cas entre la France et les grands cabinets de l'Europe, si le procès des prisonniers de Vincennes étoit, contre toute équité, jugé non avec l'impartialité de la postérité, mais d'après les passions du jour. L'absence de droit d'y intervenir, l'impossibilité même d'intercéder, l'obligation de garder le silence, tous ces ménagements prescrits de rigueur aux cabinets étrangers, seront autant d'épines, qui rendront la blessure plus sensible, l'horreur plus intime, l'aversion plus prononcée. Je n'entrerai point ici dans l'examen de cette vérité, qu'on s'arrête rarement dans la carrière des persécutions; qu'il faudra les justifier

par d'autres cruautés,
Et laver dans le sang vos bras,
ensanglantés.

Il me suffira d'affirmer qu'une telle iniquité irritera les cabinets de l'Europe sans les effrayer: qu'ils ne compteront plus sur les promesses rassurantes du gouvernement français, parce qu'ils le verront dans l'impuissance de suivre ses propres errements basés sur la sagesse, et dans la nécessité d'obtemperer aux passions d'une multitude égarée, à cet *ardor civium prava jubentium*, dont Horace compara la terrifique

puissance au visage du tyran irrité, qui presse en personne l'exécution du crime. Ils verront la destinée de la France et la leur, placée dans des mains inconnues; ils redouteront l'amour du proselytisme, la crainte armera, et la France impatiente courera elle-même aux armes.

Cette marche des événements n'est pas difficile à prévoir: »Mais, diront quelques hommes passionnés, »qu'ils viennent donc, tous ces étrangers, combattre »un peuple libre.« Je répondrai à cela, M. le Duc, qu'aucun sophisme ne sauroit en imposer à quelqu'un que se tient à la simplicité d'un raisonnement mathematique, et qu'en supposant même à un individu une irritation momentanée qui lui donne des avantages dans une lutte contre quatre, on sait qu'à la longue, la proportion numérique, qui est une quantité constante, doit se rétablir.

Lorsque les officiers des troupes alliées parloient à vos guerriers de la bataille de Leipsik, »le beau »miracle, disoient ces derniers, vous étiez quatre »contre un,« et cette reponse sera toujours sans réplique. — Napoléon, dans la plus belle de ses campagnes, Frederic le Grand, pendant la vie de l'imperatrice Elisabeth, ont laissé, j'imagine, assez de preuves, combien il est dangereux à la longue d'opposer à cette quantité constante du nombre, cette autre quantité variable, qui dérive de l'art et de l'enthousiasme. Mais en supposant même que la France

sortit victorieuse d'une telle lutte, qu'elle demande à l'Angleterre et à la Russie, ce qu'il leur en a coûté de se débattre contre une confédération d'états fortement organisée?

Frapper les prisonniers de Vincennes de châtiments exigés par la rigueur révolutionnaire, c'est déclarer à l'Europe, qu'il existe en France deux gouvernements, dont l'un est subordonné à l'autre, et cet autre, précisément à celui qu'elle redoute, et avec lequel elle ne pourra jamais établir des rapports de bonne intelligence: les acquitter, c'est lui dire que la révolution est finie, que la France, contente de son triomphe, veut jouir en paix de ses institutions, et que, calme et généreuse au dedans, elle ne sauroit être au dehors un foyer de malheurs et de troubles.

Je crois avoir prouvé, dans ces trois lettres, M. le Duc, que tout parle en faveur des prisonniers de Vincennes:

L'illégalité de leur arrestation, celle de la procédure du tribunal de la première instance, celle de la composition du tribunal de la dernière:

L'imperfection et l'obscurité de la loi, qu'on les accuse d'avoir enfreinte;

Enfin le repos de la France, ses rapports politiques avec les autres états européens.

Mais il est une autre considération, par laquelle je vais terminer mon foible essai, et que je ne saurois passer sous silence. Ceux qui ont l'honneur de

connoître personnellement le prince qui régit la France, ne doutent point que s'il pouvoit descendre du haut de son trône, et venir lui-même plaider la cause des prisonniers de Vincennes, il embrasseroit ce parti avec joie. Si l'on joint à la connoissance de la douceur de son caractere la considération de la situation embarrassante dans laquelle une rigueur inique à leur egard, le placeroit relativement à ses augustes confrères de l'Europe, on ne peut nier que, quand même sa position le forçât au silence, une douleur profonde, proportionnée au plaisir qu'il éprouveroit à les voir traiter avec justice et misericorde; une douleur profonde et à jamais ineffaçable, dis-je, sera pour son coeur le fruit amer de leur condamnation. Elle troublera la paix de ses jours, soit dans l'intimité de la famille, soit dans ses relations avec l'Europe, comme chef de l'état. Il est impossible de croire, M. le Duc, que la France l'ait placé si haut, pour lui faire partager les reproches de l'Europe, et l'abreuver de chagrins dès le debut de son règne. —

Je suis, etc. etc.

Fürst Kosloffsky auf dem Wiener Kongreß.

(In den Jahren 1814 und 1815.)

Unter den vielen hervorragenden Persönlichkeiten, welche sich während des Kongresses in Wien in den Salons bewegten, nimmt auch der russische Fürst Kosloffsky eine der bedeutendsten Stellen ein. Nicht allein glänzend durch seinen eminenten Geist, sondern auch äußerlich auffallend durch seine ungewöhnliche Körperdicke. — Wir verdanken vorzüglich dem Grafen de la Garde eine Menge interessanter Aufzeichnungen der geistreichen und witzigen Bemerkungen, welche der Fürst in so reichem Maße austheilte; leider hat uns Varnhagen in seinem frappant meisterhaften Bilde, welches er von dem Kongresse in Wien und den dabei handelnden Personen uns entworfen, dieses »prächtigen Russen,« wie er ihn in einem Briefe nennt, nicht erwähnt.

Bevor des Fürsten selbsteigene Mittheilungen hier wiedergegeben werden, wollen wir hören, was Graf de la Garde über denselben urtheilt, und was er uns über dessen Lebensverhältnisse mittheilt, von denen wir leider immer noch nicht genug wissen.

Un des convives, le prince de Kosloffsky, embassadeur de Russie à Turin, mandé au congrès par son souverain pour faciliter la fusion des États de Gênes dans ceux du Piemont, accompagnait chaque verre de Tokai d'un bon mot ou d'une épigramme qu'il lançait à tout hasard sur sa cour ou sur celle près de laquelle il résidait. Sa figure ouverte et animée avait une expression de franchise qui avait quelque chose d'attractif et faisait naître le désir de se lier avec lui. Petit-fils d'un homme que Catherine avait envoyé auprès de Voltaire comme un modèle de la civilisation et de la politesse russe, il passait pour un des hommes les plus spirituels de cette époque, où pourtant l'esprit n'était pas rare: sa conversation, pleine de variété, de feu et d'éloquence, eût été parfaite, si, chez lui, le monologue n'eût trop souvent exclu le dialogue.

Depuis lors, le prince Kosloffsky a rempli les fonctions de ministre de Russie à la cour de Stuttgardt, et a fait un assez long séjour en Angleterre. Dans ce pays sérieux, mais où l'on tourne tout en ridicule, on fit sur lui des caricatures, et il en tirait vanité: tant il semble qu'une célébrité quelconque en Angleterre

soit un objet envie. Entraine lui-même par la gaieté qu'il nous communiquait, il se mit à nous conter des anecdotes assez vraies sans doute pour qu'encore aujourd'hui elles doivent rester cachées. Bien vu de l'empereur Alexandre, qu'il amusait de ses saillies, au mieux avec toutes les autorités subalternes, toujours disposées à flatter ce quelles ne peuvent effacer sans danger, il me parut qu'il s'étourdissait sur la perspective d'une disgrâce ou d'un exil, car il s'exprimait avec cette noble indépendance qu'il n'avait certainement pas puisée dans la fréquentation des courtisans de son maître. Telle était la force et la vérité de ses remarques, que, s'il eût parlé à Petersbourg aussi librement qu'il le faisait à Vienne, j'eusse cru voir le feldjaeger et le kibitchka prêts à l'entraîner au fond de la Sibérie pour y prendre une leçon d'observation silencieuse, qui semblait devoir être une partie obligée de son rôle diplomatique. Du reste, le prince Kosloffsky était sincèrement dévoué à son souverain, passionné pour la grandeur et la gloire de son pays. — Dans la foule des curieux, j'aperçus le prince Kosloffsky. Depuis la mort du prince de Ligne, il me semblait qu'un instinct d'amitié et de réflexion me rapprochât de cet autre ami. Si auprès du vieux maréchal j'avois admiré ces trésors d'expérience et de raison, cette appréciation fine et délicate de la société, auprès du prince russe, je trouvais une hauteur de vues, une indépendance d'ex-

pressions sur les hommes et les événements politiques trop rares chez les diplomates. Sa conversation pleine de verve, attachait en même temps que sa franchise commandait l'affection.

Nachdem uns Graf de la Garde den liebenswürdigen Russen auf so anziehend-interessante Weise geschildert, läßt er den Fürsten verschiedentlich Mittheilungen der geistreichsten Art machen.

»Connaissez-vous, me dit Kosloffsky, ce charmant cavalier qui vient de passer devant nous? c'est le jeune comte de ***. Jusqu'à présent il n'a été connu que par ses succès auprès des dames; il aspire aujourd'hui à une autre gloire: il veut être ambassadeur. Croyez-vous qu'il ait voyagé, qu'il connaisse le monde, qu'il ait etudié les relations et les interêts des peuples? Non: mais il a la tournure la plus distinguée, une de ces figures qui tournent la tête aux femmes. La princesse de ***, que vous connaissez bonne et sensible, s'interesse vivement à ce solliciteur diplomatique: avant huit jours il sera ambassadeur. Le congrès fera bien d'autres miracles.«

»Avez-vous entendu parler, poursuivit Kosloffsky, d'une scène qui vient de mettre en émoi les salons politiques? Le baron de Stein, que vous voyez auprès de Mr. de Hardenberg, en a été le principal acteur. Naturellement violent et emporté, cet homme d'état n'a jamais pu adoucir la fougue de son

caractère malgré le contact du monde diplomatique dans lequel il vit. Déjà beaucoup de ses collègues avoient eu à s'en plaindre: il y a huit jours, le chargé d'affaires d'un petit prince allemand, plénipotentiaire inaperçu au congrès, mais fort important peut-être dans son pays, se fait annoncer chez le baron. Précisément celui-ci, très-occupé en ce moment, voulait être seul. Le visiteur s'introduit modestement, et se dispose à prendre la parole avec cette déférence qu'il doit témoigner au représentant d'une grande puissance. Le baron lève les yeux, et, sans demander au nouveau venu ni son nom, ni le motif de sa visite, il se précipite violemment sur lui, le prend au collet, et le jette à la porte. Tout cela s'est fait avec la rapidité de l'éclair. Cependant des explications ont été demandées: l'irascible diplomate a dû témoigner son repentir de l'inconvenante action qu'il s'était permise: mais l'impression n'en est pas encore effacée. Convenez-en, voilà un triste échantillon de la patience et du calme que les régulateurs de nos destinées apportent dans leurs relations.»

Kosloffsky me fit remarquer ensuite, non loin de l'impératrice Elisabeth, la comtesse de Tolstoy, femme du grand maréchal, née princesse Baratinsky: sa mère était de la famille de Holstein Beck, et cousine germaine de Catherine II.

«Vous savez, me dit Kosloffsky, que le grand maréchal est en pleine disgrâce. La voici. Le comte

Tolstoy, fort de l'indulgence de l'empereur, se permettait de prendre avec lui un ton de remontrances que bien peu de souverains auraient toléré: il le contrariait sur tout. Alexandre riait souvent de ses observations chagrines: quelquefois même il s'en fâchait et s'en vengeait plaisamment, à sa manière. Lorsque tous deux voyageaient en traineau découvert, et que les taquineries du grand maréchal avaient mis à bout la patience du czar, celui-ci, sans répondre, d'un coup d'epaule faisait tomber Tolstoy sur la neige, et le lassait pendant quelques minutes, courir après le léger équipage. Quand il jugeait la punition suffisante, on s'arrêtait. Le maréchal, tout en grommelant, se replacait près de son maître, et tout était oublié.»

»Persuadé que cette bonté ne se lasserait jamais, Tolstoy a voulu s'opposer à ce qu'Alexandre parût au congrès. A l'entendre, l'empereur n'y remplirait pas un rôle digne de lui. Fatiguée depuis longtemps, Sa Majesté a pris cette fois la chose plus au sérieux, et s'est séparée de son grand maréchal. Celui-ci est, dit-on, inconsolable de sa disgrâce. Fiez-vous donc à l'amitié des rois!«

Als man von der Gunſt ſprach, welche der Kaiſer von Rußland dem Gemahl der Gräfin Razumowska habe angedeihen laſſen, indem er ihn zum Fürſten gemacht, ſagte Rosloffsky:

C'est à bon droit qu'il a été l'objet de cette distinction. Le nouveau prince, depuis qu'il était notre ambassadeur à Vienne, s'y était créé de précieuses amitiés. Dans les dernières discussions sur la Pologne, c'est à lui qu'on dut le retour de la bonne harmonie, et la cessation des petites picoteries qui menaçaient devenir sérieuses.«

»Voilà un chapitre à ajouter à la nomenclature déjà si longue des élevations et des chutes en Russie. Razumowski est fort heureux d'en être quitte cette fois pour une moitié de palais brûlé.*) Lui aussi, il a connu la faveur et la disgrâce, le pouvoir et l'exil. En vérité, c'est un roman bien philosophique que l'histoire de mon pays: on y ferait un excellent cours de morale sur le danger des vanités et la fréquence des révolutions. Quels exemples frappants depuis moins d'un siècle! Menzikoff, de garçon pâtissier devenu prince et général, puis jeté subitement dans l'exil le plus affreux; Biren, le domestique élevé au rang des souverains, et pendant neuf ans maître de l'empire, chargé de fers un jour par Munich son rival, en présence de ses propres gardes glacés d'épouvante, expiant son élevation par

*) Das Palais des Fürsten Razumowski fing in einer schönen, mondscheinlosen Nacht Feuer; durch lebhaften Wind begünstigt, griff es äußerst schnell um sich, und bot den Anblick eines feuerspeienden Berges dar.

une disgrâce inouïe, pour remonter une seconde fois sur le trône; Munich puissant un jour, puis relégué vingt ans dans les déserts de la Sibérie; Lestocq, après avoir renversé la régente Anne, couronne Elisabeth, et conseille son règne, rejeté obscur dans la foule; la princesse Daschkoff, l'âme de cette conspiration qui détrôna Pierre III, pour donner le trône à sa femme, et bientôt après repoussée, exilée par celle dont elle se vantait imprudemment d'avoir inspiré les desseins et préparé la grandeur: enfin, sous nos yeux, les conjurés qui ôtèrent à Paul Ier la couronne et la vie, objet de la rigueur du nouveau souverain qui leur doit sa puissance.»

«Eh bien! en Russie les élévations sont quelquefois aussi bizarres dans leurs causes que les catastrophes sont terribles dans leurs effets: jugez-en. Parent du prince Kurakin, j'avais été placé près du grand chancelier Romanzoff. Un jour ce ministre me dictait une dépêche importante. Je ne sais comment je fis, mais au lieu de la poudrière, dans ma précipitation je pris l'écritoire, et la renversai... sur la dépêche? Non pas: mais sur la belle culotte blanche du grand chancelier. Cette écritoire renversée a décidé de mon avancement. Romanzoff se garda bien de conserver auprès de lui un secrétaire aussi maladroit. Il me donna une place de conseiller d'état, fonction où je n'avais qu'à diriger, et fort peu à écrire.

Sans cette frivole circonstance, je languirais peut-être encore dans les rangs subalternes.»

Graf de la Garde entgegnete: »Votre merite, cher prince, n'avait pas besoin de pareils auxiliaires: il eût suffi dans tout les rangs pour vous faire connaitre et vous élever. Und fahrt fort: Peu d'hommes en effet reunissaient comme le prince Kosloffsky autant de vivacite et d'intelligence dans le travail, jointes à une elocution pleine de feu et d'entrainement. Son instruction était profonde et variee, sa memoire admirable. L'histoire n'avait point de secrets pour lui: il possedait toutes les transactions diplomatiques, qui, depuis plusieurs siecles, ont reglé le sort de l'Europe. Sa maniere de juger les hommes etait celle d'un homme d'etat philosophe. Il appreciait en ami de l'humanite toutes ces questions politiques que l'intérêt particulier denature si souvent. Partisan de tous les progres, il aimait à rappeler qu'à l'exemple d'un personnage illustre, dont il a été question déjà, il avait reçu, lui aussi, de la main d'un postillon autrichien, certaine correction également tres-meritee. Voyageant fort jeune sur les frontieres de la Prusse, il s'était emporte jusqu'à frapper son conducteur qui ne pressait pas ses chevaux au gré de son impatience. Celui-ci avait riposté avec son fouet et vigoureusement flagelé l'apprenti diplomate.»

»C'est pourtant cet Autrichien, disait le prince

Kosloffski en riant dix ans apres, qui m'a donne ma premiere leçon de liberalisme.»

Graf de la Garde fährt fort: Employé dans la diplomatie, Kosloffsky franchit rapidement les premiers grades. Ministre plenipotentiaire aupres du roi de Sardaigne, il eut le bonheur de sauver la vie à plusieurs Français naufrages et faits prisonniers. Napoleon envoya aussitôt la décoration de la Legion d'honneur à ce représentant d'un souverain, son ennemi. C'etait au moment de la guerre de Russie. La récompense honorait egalement et l'ambassadeur de Russie et l'empereur français. L'un n'avait écouté que le cri de l'humanite, l'autre avait étouffé la voix des preventions politiques. — C'est à Cagliari, vers cette même époque, que le prince Kosloffsky avait connu le duc d'Orleans, aujourd'hui roi des Français, alors exilé de son pays et loin du trône où il est monte depuis. Une même ardeur de science, un même desir de connaitre tout, rapprocha bientôt ces deux intelligences. Tous deux avaient nourri leurs jeunes années de fortes et substancielles études. Dans sa vie si agitee, le prince français avait pu les fortifier par les enseignements du malheur. Ils faisaient ensemble de longues promenades sur le bord de la mer et prenaient plaisir à passer en revue les gigantesques evenements accomplis sous leurs yeux. Quelquefois ils lisaient Shakespeare dont la langue et les beautés leurs étaient egalement familieres.

Cette lecture n'était interrompue que par les cris d'admiration du diplomate russe, par les savantes et délicates remarques de l'exilé français. — Souvent au congrès j'ai entendu Kosloffsky rappeler les détails de cette intimité qui avait laissé en lui un vif souvenir malgré la différence de l'âge; car dix ans les séparaient.

»L'instruction du duc d'Orléans m'étonne et me confond, dit Kosloffsky: sur quelque sujet que ce soit, sciences, histoire, économie politique, il me tient tête et me bat. Mais ce que j'admire surtout en lui, c'est sa courageuse résignation dans le malheur, c'est sa profonde connoissance des hommes. Il les voit tels qu'ils sont, et cependant il les juge sans amertume. Proscrit, il a tourné constamment des yeux de regret vers sa patrie, et toujours il a refusé de se joindre à ceux qui voulaient la reconquerir les armes à la main. Ce n'est pas de lui qu'on pourrait dire qu'il n'a rien appris et rien oublié: homme, prince, il est de son siècle.«

Von der Großfürstin Katharina von Rußland sagte der geistreiche Fürst:

»Saluons la future reine de Wurtemberg: reine quand il plaira au Nemrod couronné de céder sa place, Mais, en vérité, jamais diadème n'aura paré un plus beau front.«

»La paix s'est refugiée sur le théâtre, dit Kosloffsky, bannie qu'elle est des reunions du congrès.

N'est-il pas plaisant de voir les nations de l'Europe se donner la main sur la scene de Leopold-stadt, et danser un ballet general, tandis que leurs graves representants, aquel ques pas d'ici, sont tout près d'en venir aux mains.»

— «Le carnaval semble avoir donné une commotion electrique aux plaisirs. Le congres ne marche pas, il danse, nous disait le prince de Ligne. Effectivement, à la multiplicite des bals pares, masqués, costumes qui se succedent depuis quelques jours avec une fureur nouvelle, on pourrait graver en gros caracteres sur une colonne au milieu de cette place, ce qu'on ecrivit jadis sur l'emplacement de la Bastille: *Ici l'on danse.*»

L'auguste areopage, comme on l'appelle ici, est plus occupé que jamais. Les reclamations pleuvent de toutes parts: elles se raniment avec de nouveaux arrivants, comme les plaisirs se sont ranimés avec le carnaval. Le congres ne sait, à la lettre, à qui répondre. Chacun se choisit un avocat qui puisse le mieux defendre sa cause. Malgre la décision déjà connue, et que lui a notifiée si agreablement Mr. de Metternich, Gênes ne se tient pas pour battue, et reclame aupres de l'empereur d'Autriche lui-même. On a dit un jour que l'Angleterre avait parlé du retablissement de la république de Venise; Venise aussitôt agit aupres d'Alexandre et implore ses bons offices. Il n'est pas jusqu'à la republique de

Ragusе qui ne se confie, toujours pour le même objet, à la protection du grand Turc. Viennent ensuite les princes mediatisés de l'Allemagne qui parlent d'envoyer de nouveaux ambassadeurs avec des finances mieux garnies cette fois; puis le roi detrône de Suede pour quel plaide Sidney Smith avec une perseverance et une abondance dignes d'un meilleur sort. Les juifs reclament le droit de bourgeoisie; le pape sollicite le rétablissement des Jésuites; on demande des îles Joniennes pour le prince Eugène. On demande.... que ne demande-t-on pas? Jusque-là tout est assez naturel. Mais ce qui est moins amusant, c'est que la plupart de ces réclamants, comme tous les plaideurs remplis de leur sujet, vous arrêtent au detour d'une rue, sans se soucier du vent qui souffle quelquefois à Vienne comme dans aucune capitale de l'Europe, et les voilà qui se mettent à dérouler une série de raisons, selon eux indubitables et sans réplique. En resume, ils en sont pour leurs frais d'eloquence, et l'auditeur pour un bon rhume qu'il doit à sa complaisance et à l'importunité.»

— «J'ai entendu parler d'une reclamation à laquelle ne faillira pas une haute protection, c'est celle de la Suisse soutenue par Mr. Laharpe, precepteur de l'empereur Alexandre.»

— «Il est vrai: Mr. Laharpe se presente sur la scène non seulement avec la certitude d'un puissant patronage; mais avec la reputation d'un caractere par-

ticulier qui repand sur lui tout l'interêt de la curiosite. Vous savez qu'Alexandre a conservé pour lui une affection sincere. C'est le czar, dit-on qui l'a appelé à Vienne. En tous cas, il y vient pour plaider la cause des Suisses du canton de Vaud, ses compatriotes. A l'entendre parler, au milieu de si grands intérêts qui se debattent ici, des petits intérêts de son canton, à voir avec quel feu il les defend contre les nobles de Berne, on se rappelle involontairement le mot de Paul I., qui nommait la révolution de Geneve une tempête dans un verre d'eau. Dans une de ces révolutions tout aussi sanguinaires que celle des grands états, mais sur une plus petite echelle, le parti de Mr. Laharpe ayant succombé, il fut pris et condamné. Des gendarmes le conduisaient au lieu où il demande à s'y arrêter: on l'accompagne dans une chambre dont il connaissait parfaitement la localité. Pendant qu'on l'observe moins, il ouvre la fenêtre, saute sur le sol peu élevé et tombe du canton de Vaud sur celui de Fribourg. Les soldats qui le conduisaient n'osent pas l'y poursuivre, et c'est ainsi qu'il parvient à s'echapper. Il a dû concevoir quelque ressentiment contre des gens qui lui avaient été si hostiles. L'âge n'a pas calmé sa fougue, et ses discours se sentent du danger qu'il a couru.»

— «Grâce à l'auguste protection d'Alexandre, les demandes de Mr. Laharpe vont être promptement accueillies.»

— Il n'est pas certain que le congrès ait le loisir de s'en occuper seulement : car, à voir le nombre des réclamans et la nature des réclamations, s'il voulait faire justice à tous, il n'aurait pas achevé sa tâche dans cent ans.»

— «Mais au moins les hauts arbitres sont-ils d'accord ?»

— «Pas le moins du monde. La question de la Pologne est vidée : mais toutes les autres sont encore à régler. Le sort de la Saxe et de son roi n'est pas encore fixé : la Prusse persiste à demander les anciennes provinces belges, les pays de Trèves et de Cologne. La France, qui redoute un pareil voisinage, ne veut pas de la Prusse sur la rive gauche du Rhin. D'un autre côté elle insiste pour que le trône de Naples soit rendu à la branche des Bourbons. Enfin, c'est un conflit inextricable. Croiriez-vous que le roi de Danemark s'est mis aussi de la partie, et réclame ce que chaque souverain est convenu d'appeler ses indemnités.»

— «Demande imprudente, sans doute! Frédéric eût dû se trouver très-heureux, dans ce chaos de prétentions, de passer inaperçu.»

— «Effectivement, entre tous ces souverains qui devaient quitter Vienne, enrichis des dépouilles de leurs voisins, le roi de Danemark seul était destiné à rester bien strictement enfermé dans ses anciennes li-

mites. Aussi tout le monde répéta-t-il sa réponse à Alexandre quand ils se séparèrent:

«Sire, vous emportez tous les cœurs avec vous, lui avait dit le czar.»

«Les cœurs peut-être, Sire, mais pas une seule âme, — répondit le roi avec un sourire malin.»

— Pour comprendre l'allusion spirituelle de ce mot, il faut se rappeler qu'âme veut dire sujet, et que, dans les décisions du congrès, on calcula toujours en supputant le nombre des habitants des pays abandonnés. Sous ce rapport, le roi de Danemark avait été un des souverains les moins bien traités.»

— «On a souvent dit que le congrès, cette montagne si grosse d'espérances, et qui, depuis cinq mois, avait à peine accouché d'une souris, présentait toutes les scènes de la vie humaine, se succédant aussi rapidement que dans un miroir magique. Cependant les observateurs désintéressés de ce Pandémonium étaient étonnés de voir se résoudre si paisiblement en fêtes, en soirées, en tournois à la rose les questions si irritantes du remaniement de l'Europe. Depuis quelques jours on parlait tout bas d'un duel qui avait surgi inopinément et manqué d'ensanglanter l'arène si joyeuse de Vienne. Cette rencontre avait eu lieu, non pas entre de jeunes écervelés; mais entre deux hommes graves, d'un âge mûr, très-haut placés, tous deux ministres d'une puissance influente, entre le savant et spirituel Guillaume de Humboldt et le

ministre de la guerre de Sa Majesté prussienne. — Ce n'est ni l'amour, ni l'ambition, ni l'orgueil qui ont amené les deux champions sur le terrain: mais bien une puérile susceptibilité d'etiquette. Invité à assister à une conference du congres, le general-ministre B... venait de donner des éclaircissements sur des points se rattachant à son departement. Mr. de Humboldt, au lieu de lui dire que, l'objet de sa présence etant rempli, la conference allait continuer sa deliberation, l'éconduisit sous un pretexte dont s'effaroucha la susceptibilité du militaire. Celui-ci a demandé une reparation, les armes à la main. Le courageux Humboldt, que le sang froid n'abandonne jamais, a accepté la partie de la meilleure grâce du monde. Le duel n'a eu pour temoins que le prince de Hardenberg et le docteur Koreff, que Mr. de Humboldt aime beaucoup. On s'est battu très-sérieusement et très-consciencieusement: mais il paraît que les membres du congrès sont inviolables: aucune peau ministérielle ou diplomatique n'a été entamée. Aussi, parle-t-on fort peu de cette rencontre dont la cause est tout au plus digne de jeunes sous-lieutenants? — Si quelques-uns s'égaient sur le chatouilleux amour-propre du ministre B...., généralement on admire le flegme, la conduite chevaleresque, et la bonne humeur de son adversaire, aussi imperturbable devant le canon d'un pistolet que devant le tapis vert de la table des conférences. — A propos du docteur Koreff, on s'en-

tretient d'un refus qu'il vient d'essuyer et qui caractérise merveilleusement le système du gouvernement autrichien. Vous avez entendu parler de la réception faite à l'empereur français, lors de son entrée dans sa capitale avant l'ouverture du congrès. Koreff, qui courtise à la fois Muses et Esculape, avait été témoin de ce touchant spectacle. Il se mit à composer une pièce de vers où il exhalait son enthousiasme. Communiquée d'abord à Mr. de Metternich, à la famille Schwartzenberg, à de Gentz, puis à la duchesse de Sagan, à toutes les personnes enfin qui composent ces cercles brillants et spirituels, l'ode fut généralement goûtée. Partout on applaudit à la poésie: partout les sentiments qu'elle exprime trouvèrent un écho dans les cœurs. Encouragé par ce succès, l'auteur veut faire imprimer son œuvre. Il s'adresse à Strauss. Mais quel est son étonnement quand l'imprimeur, quelques jours après, lui annonce que la haute police a refusé la permission! Persuadé, ainsi que toutes les personnes de la société, que ce refus, émané d'un subalterne, ne peut-être que l'effet d'un malentendu, le poète prend le parti de s'adresser au ministre lui-même. Mr. de Stager le reçoit avec la plus gracieuse politesse. L'enfant d'Apollon expose ses griefs: mais son étonnement est au comble quand le chef suprême de la police lui répond que ce refus n'est nullement dû à l'erreur d'un employé, et que le gouvernement autrichien a

pour principe de repousser tout enthousiasme aussi bien pour lui que contre lui. C'est ainsi que jadis à Vienne il était défendu, sous peine de mort, de parler du gouvernement, même en bien.« —

— »Enfin, hier le duc de Wellington est arrivé à Vienne. Les diplomates comptent beaucoup sur sa coopération. On espère, que l'estime que les souverains lui portent, aplanira les difficultés qui entravent les délibérations, et qu'il obtiendra des sacrifices que Lord Castlereagh n'avait pu déterminer.

— »Milord, dit-on, part chargé, non pas de trophées diplomatiques, mais de présents. Aux décorations qui lui manquaient encore et que les souverains, grands et petits, se sont empressés de lui envoyer, l'empereur d'Autriche a ajouté des vases magnifiques sortis de sa manufacture. Milady sera bien glorieuse de ce cadeau impérial.«

— »On parle vaguement de la découverte d'un immense complot tramé en Italie, et dont les ramifications embrassaient tous les différents états. Il s'agissait de constituer une véritable nationalité italienne, et, pour y parvenir, de mettre tous les étrangers à mort. Si cette nouvelle est exacte, elle doit, encore plus que l'arrivée de Wellington, hâter les décisions du congrès.«

— »L'Italie, on peut le craindre, poursuit de ses voeux une chimère quand elle rêve de former un seul

etat complétement indépendant: trop d'elements rivaux, trop d'intérêts divers se partagent le pays pour qu'un pareil projet puisse se realiser, et de nouvelles Vêpres siciliennes ne feraient qu'ensanglanter et ternir une cause noble, mais désormais perdue.«

»Tenez-vous sur vos gardes: Vienne est en ce moment infesté de voleurs. On parle de bandes organisées qui se jouent de la police. On a dérobé des diamants pour une valeur considérable chez le comte de Wurbna. Ni le larron ni le produit de son larcin n'ont pu être retrouvés. Voilà des gens qui, il faut en convenir, profitent bien mal des leçons d'équité que le congrès proclame ici pour l'instruction de l'Europe et du monde. —

Auf einem Maskenball bemerkte Graf de la Garde zum Fürsten Rodloffsky:

»A voir de tous côtés ces echanges de doux propos, de doux regards, d'étreintes plus douces encore, on pourrait appeler la redoute de Vienne une bourse où l'on trafique des effets galants, und erhielt darauf zur Antwort: »Beaumarchais l'avait dit avant vous de l'Opéra de Paris. Mais vous pourriez ajouter comme appendice, que de semblables effets ont cours sur toutes les bourses dansantes de l'Europe. Remarquez cette jeune femme si simplement masquée en paysanne calabraise. Elle paraît s'être souvenue de ce qu'un mouvement de vanité coûta jadis à sa mère. Cette mere, qui etait un peu alliée à ma fa

mille, éprouva qu'un diadème impérial blesse par fois cruellement le front, quand bien même la politique ne se rattache nullement à cet essai! Der Fürst fuhr fort: »Un jour l'impératrice Catherine voulut faire nettoyer la masse énorme de joyaux de toute espèce entassés dans des coffres qui, depuis le règne de Pierre le Grand, recelaient ainsi des valeurs dont on avait à peine connoissance au palais. Craignant quelques larcins dans cette revue générale, l'impératrice nomma deux capitaines aux gardes pour inspecter et surveiller les travaux. Le père de notre joli masque fut désigné. La vue de toutes ces richesses fascina tellement les yeux et la tête de deux inspecteurs, qu'ils conçurent la funeste pensée d'un vol. Tous deux s'entendirent pour dérober une partie de ces trésors, espérant que la soustraction passerait inaperçue. Ce coupable butin fut donc partagé entre eux. L'un, à qui échut un lot de perles, se hâta de les envoyer à Amsterdam par un homme affidé. Là, vendues secrètement, l'argent qu'il en reçut fut employé par lui au rachat de terres engagées par sa famille, et qu'il eut la prudence de substituer sur la tête de son fils. L'autre, dont la part se composait de diamants, attendit le printemps pour se rendre en Angleterre, se promettant d'en tirer un meilleur parti par lui-même que par le concours d'un agent.«

»Au nombre des objets dérobés se trouvait un diadème dont la valeur dépassait cent mille roubles.

Tous ces objets avaient été soigneusement cachés dans le coin le plus reculé de son appartement. Mais une fatalité semble toujours s'attacher au crime: sa femme découvre la cachette. En vain son mari lui jure que ce diadème ne lui appartient pas, que c'est un dépôt d'honneur. Elle le prie, non pas de le lui donner: mais de le lui laisser porter à un bal de la cour, ne fût-ce qu'un instant. Lui résiste: mais elle tourmente, supplie et pleure tant que le capitaine, amoureux fou de sa femme, cède malheureusement à ses prières, espérant que ce joyau, qui n'avait pas vu le jour depuis cent ans peut-être, ne serait reconnu d'aucune personne de la génération nouvelle.»

«La jeune femme, qui ne sentait pas que ce diadème lui brûlait le front, arrive au bal de l'Ermitage. Je vous laisse à penser de quels regards d'admiration et d'envie fut saluée cette merveilleuse parure. Jusque-là tout allait bien. Mais, voici qu'au plus fort de ce triomphe la vieille demoiselle Pratasoff, placée derrière le fauteuil de l'impératrice, entend Catherine s'extasier aussi sur le feu que jetaient ces brillans.»

«Madame, lui dit sa confidente en se penchant à son oreille, que Votre Majesté ne soit pas ainsi émerveillée. Ce diadème est celui de l'impératrice Votre tante: vingt fois je le lui ai vu porter.»

Ces mots sont pour Catherine un trait de lumière: elle se lève, s'approche de la jeune femme

qui, enchantée de son triomphe, avait, comme Cendrillon, oublié sa promesse de ne porter ce joyau qu'un instant.

»»Pourrais-je demander, Madame, lui dit l'impératrice, quel est le joaillier qui vous a monté ces belles pierres?««

La jeune femme troublée, nomme au hazard un bijoutier. L'impératrice, après quelques mots insignifiants, la quitte. Cependant la pauvre femme continue de danser avec ce malencontreux diadème suspendu sur sa tête, plus menaçant que l'epée de Damocles. L'impératrice envoie en toute hâte un aide de camp s'enquérir auprès du bijoutier désigné, depuis quand et pour qui il a monté ce diadème. Le bijoutier n'en a aucune connaissance. Cette réponse arrive immédiatement au palais: l'impératrice interpelle de nouveau l'imprudente.

»»Vous vous êtes jouée de moi, Madame, lui dit-elle: votre bijoutier nie vous avoir vendu ce diadème. Je désire positivement savoir d'où il vous est venu, ajoute-t-elle avec sévérité.««

»La jeune femme interdite, balbutie: les soupçons de Catherine se changent en certitude. A l'instant l'ordre est donné d'arrêter les deux inspecteurs infidèles. Tous deux, jugés et reconnus coupables, furent envoyés en Siberie Mais, par une étrange bizarrerie, celui qui avait vendu les perles en Hollande, et placé cette fortune sur la tête de son fils, n'en fut

pas dépouillé, tandis que les diamants trouvés dans la maison de l'autre furent soigneusement rapportés au trésor. Lorsque après quelques années d'expiation, l'impératrice fit grâce aux deux coupables, le premier put croire que la justice n'était qu'une fable, le second dut maudire toujours sa folle condescendance qui lui coûtait sa réputation et son avenir. Quant à la jeune femme, elle avait payé bien chèrement un éclair de vanité, et le plaisir d'écraser un instant ses rivales.

Als die Nachricht von Napoleon's Entweichung von Elba in Wien anlangte, sagte Fürst Rosloffsky: »La nouvelle a été apportée ici par un courrier que Lord Burghess avait expédié de Florence. Le consul anglais à Livourne la lui avait transmise. Lord Stewart, qui l'a reçue, en a prévenu Mr. de Metternich et les souverains. Les ministres des grandes puissances en ont été informés aussitôt. On ignore quelle route Napoléon a prise. Se rend-il en France? Veut-il, comme on l'a pensé, gagner les États-Unis? On se perd en conjectures. Mais, qui le préservera de l'orage, amoncelé et grondant sur sa tête? La fortune pourra-t-elle placer sur son front le lit conducteur pour en détourner l'orage?..... Les hauts arbitres du congrès désirent que cette nouvelle ne soit pas ébruitée avant qu'ils aient pu prendre quelques mesures dictées par la gravité des circonstances.«

Wien erfuhr noch nichts von dieser Europa betrübenden Flucht, tanzte und jubelte daher fort, bis denn endlich auf einem Balle bei Fürst Metternich, Napoleon's Landung und seine ersten Erfolge bekannt wurden.*) Jetzt war Napoleon den Herrschaften nicht mehr ein »Abenteurer,« wie Pozzo di Borgo in seinem Uebermuthe den großen Mann bezeichnet hatte. Der Ball war zu Ende, alles schlich davon, und mit der Schnelligkeit eines elektrischen Funkens durchflog die Neuigkeit Wien. Fürst Kosloffsky, als er die Bestürzung auf gedachtem Balle sah, so wie das Verschwinden der hohen Häupter, sagte: »Voilà pour M. M. les troubadours une excellente occasion de nous donner une seconde representation du charmant vaudeville: *La danse interrompue.* Le comte de Palfi, qui joue si plaisamment le rôle de Wasner, pourra nous chanter fort à propos:

Enfin voilà la danse interrompue:
Comment tenir à cet incident-là?

»Le refrain, il faut le craindre, sera peut-être bientôt accompagné du bruit de cent mille bouches à feu. Cette nouvelle jetée comme une terreur au milieu d'un bal, vous rappelle sans doute que ce fut pendant la représentation d'un ballet où dansaient Henry IV. et Sully, qui, cependant, ne fut jamais

*) Siehe Anlage C.

cité pour sa danse, qu'on vint annoncer la prise d'Amiens par les Espagnols. Ma maîtresse, dit le roi à la belle Gabrielle en lui prenant la main, il faut maintenant quitter nos danses et nos jeux, monter à cheval et commencer une autre guerre. Trêve aux joies de l'amour.»

«Voilà une phrase qui va se traduire ici en bien des langues.»

Fürst Kosloffsky und der Marquis von Custine auf dem Dampfboote Nicolaus I.

(Im Jahre 1839.)

Im Jahre 1839 ging Fürst Kosloffsky nach Petersburg, traf auf dem Dampfboote Nicolaus mit dem Herrn von Custine zusammen, der uns in seinem schon erwähnten Werke die interessanten Gespräche mittheilt, welche er mit dem geistreichen Fürsten während dieser Reise geführt.

Als das Dampfboot Travemünde verlassen wollte, die Anker gelichtet werden sollten, erzählt nun der Marquis: Je vis arriver sur le batiment on j'etais venu m'etablir d'avance, un homme âgé, très-gros: il se soutenait avec peine sur ses deux jambes enormement enflées: sa tête bien posée entre ses larges epaules

nue parut noble, c'était le portrait de Louis XVI. J'appris bientôt qu'il était russe, descendant des conquérants Varègues et par conséquent de la plus ancienne noblesse; il s'appelait le prince Kosloffsky.

En le voyant se traîner péniblement vers un tabouret, et s'appuyer sur le bras de son secrétaire, j'avais pensé d'abord: Voilà un triste compagnon de voyage: mais en l'entendant nommer, je me rappelai que je le connaissais de réputation depuis longtemps et je me reprochai l'incorrigible manie de juger sur l'apparence.

A peine assis, ce vieillard à la physionomie ouverte, au regard fin, quoique noble et sincère, m'apostrophe par mon nom. Interpellé si brusquement, je me lève avec surprise, mais sans répondre: le prince continue de ce ton de grand seigneur, dont la simplicité parfaite exclut toute cérémonie à force de vraie politesse.

»Vous qui avez vu à peu près l'Europe entière, me dit-il, vous serez de mon avis, j'en suis sûr.«

— Sur quoi, prince?

— Sur l'Angleterre. Je disais au prince »« que voici (en m'indiquant du doigt, sans autre présentation, l'homme avec lequel il causait), qu'il n'y a pas de noblesse chez les Anglais. Ils ont des titres et des charges, mais l'idée que nous attachons à la vraie noblesse, à celle qui ne peut ni se donner, ni s'acheter, leur est étrangère. Un souverain peut faire des

princes: l'éducation, les circonstances, le génie, la vertu peuvent faire des héros: rien de tout cela ne saurait produire un gentilhomme.»

— Prince, repliquai-je, la noblesse comme on l'entendait autrefois en France, et comme nous l'entendons vous et moi ce me semble aujourd'hui, est devenue une fiction et l'a toujours été peut-être. Vous me rappelez le mot de M. de Lourmarais, qui disait, en revenant d'une assemblée de maréchaux de France: Nous étions douze ducs et pairs; mais il n'y avait que moi de gentilhomme.

«Il disait vrai, reprit le prince. Sur le continent le gentilhomme seul est regardé comme noble, parce que, dans les pays où la noblesse est encore quelque chose, elle tient au sang et non à la fortune, à la faveur, au talent, aux emplois: c'est le produit de l'histoire; et, de même qu'en physique, l'époque de la formation de certains métaux paraît être passée, de même, en politique, la période de la création des familles nobles est finie. Voilà ce que les Anglais ne veulent pas comprendre.»

Il est certain, repliquai-je, que tout en conservant l'orgueil de la féodalité, ils ont perdu le sens des institutions féodales. En Angleterre la chevalerie a été subjuguée par l'industrie, qui a bien consenti de se loger dans une constitution baronniale: mais à condition que les anciens privileges attribués aux noms fussent mis à portée des familles nouvelles.

Par cette révolution sociale, résultat d'une suite de révolutions politiques, les droits héréditaires, n'étant plus attachés aux races, ne sont trouvés transférés aux personnes, aux emplois et aux terres. Jadis le guerrier ennoblissait le sol qu'il avait conquis: aujourd'hui c'est la possession de la terre qui constitue le seigneur: et ce qu'on appelle la noblesse en Angleterre ne fait l'effet d'un habit doré dont tout homme peut se revêtir, pourvu qu'il soit assez riche pour le payer. Cette aristocratie de l'argent est très-différente, sans doute de l'aristocratie du sang, le rang acheté dénote l'intelligence et l'activité de l'homme, le rang héréditaire atteste la faveur de la Providence. La confusion des idées sur les deux aristocraties, celle de l'argent et celle de la naissance, est telle en Angleterre, que les descendants d'une famille historique, s'ils sont pauvres et sans titres, vous disent: Nous ne sommes pas nobles, tandis que milord ***, petit-fils d'un tailleur, fait, en sa qualité de membre de la chambre des pairs, partie de la haute aristocratie du pays. Ajoutez à cette bizarrerie les substitutions de noms transmis par les femmes, et vous tomberez dans une confusion dont les étrangers ne peuvent se tirer.*)

*) Une des principales causes du malentendu, c'est que beaucoup de gens croient que les mots gentleman et gentilhomme sont synonymes.

»Je savais bien que nous étions d'accord, reprit le prince avec une gravité gracieuse qui lui est particulière.«

Le prince Kosloffsky, qui ne laisse jamais tomber la conversation et qui se plaît à traiter à fond les sujets qui l'intéressent, reprit après un instant de silence:

»Pour vous prouver que les Anglais et nous, nous n'avons pas du tout la même manière de définir la noblesse, je vais vous conter une petite anecdote qui vous paraîtra peut-être plaisante.«

»En 1814 j'accompagnai l'empereur Alexandre dans son voyage à Londres. A cette époque Sa Majesté m'honorait d'une assez grande confiance, et je dus à ma faveur apparente beaucoup de marque de bonté de la part du prince de Vales.«*)

»Ce prince me prit un jour à part et me dit: Je voudrais faire quelque chose qui fût agréable à l'empereur; il paraît aimer beaucoup le médecin qui l'accompagne: pourrais-je accorder à cet homme une faveur qui fît plaisir à votre maître?«

»Oui, monseigneur, répondis-je.«

»Quoi donc?«

»La noblesse.«

»Le lendemain, le docteur *** fut nommé knight (chevalier).«

»L'empereur se fit expliquer d'abord par moi, et depuis par bien d'autres, ce que c'était que cette

*) Alors régent, plus tard roi sous le nom de George IV.

distinction qui valait à son médecin le titre de sir et à la femme du sir, celui de lady; mais malgré sa perspicacité qui était grande, il est mort sans avoir pu comprendre nos explications, ni la valeur de la nouvelle dignité conférée à son docteur. Il m'en a encore parlé dix ans plus tard à Petersbourg.»

L'ignorance de l'empereur **Alexandre**, répondis-je, est justifiée par celle de bien d'autres hommes d'esprit, à commencer par la plupart des romanciers étrangers qui veulent mettre en scène des personnes de la société anglaise.

Cette histoire contée avec une élégance de ton, une grâce de manières, une simplicité de gestes, une expression de physionomie, un son de voix qui ajoutent de la finesse aux moindres paroles, en décelant plus d'esprit que celui qui parle ne semble en vouloir montrer, nous mit tous de bonne humeur et servit de prélude à une conversation qui dura plusieurs heures.

Nous passâmes en revue la pluspart des choses et des personnes remarquables de ce monde et surtout de ce siècle: je recueillis une foule d'anecdotes, de portraits, de définitions, d'aperçus fins qui jaillissaient involontairement du fond de l'entretien et de l'esprit naturel et cultivé du prince **Kosloffsky**: ce plaisir rare et délicat me fit rougir du premier jugement que j'avais porté sur lui en voyant arriver un vieux goutteux dans notre vaisseau. Jamais heures ne passèrent plus vite que ce temps presque unique-

ment employé par moi à écouter. J'étais instruit autant qu'amusé.

Le ton du grand monde en Russie est une politesse facile dont le secret s'est à peu près perdu chez nous. Il n'y eut pas jusqu'au secrétaire du prince Kosloffsky qui, quoique Français, ne me parût réservé, modeste, exempt de vanité et dès lors supérieur aux soucis de l'amour-propre, aux mécomptes de la vanité.

Malgré la réserve que je mettais dans mes réponses au prince Kosloffsky, l'ancien diplomate fut bientôt frappé de la direction de mes idées: »Vous n'êtes ni de votre pays, ni de votre temps, me dit-il, vous êtes l'ennemi de la parole comme levier politique.«

— C'est vrai, lui répliquai-je, tout autre moyen de découvrir la valeur des hommes, me paraîtrait préférable à la parole publique dans un pays où l'amour-propre est aussi facile à éveiller qu'il l'est dans le mien. Je ne crois pas qu'il se trouve en France beaucoup d'hommes d'un caractère assez ferme pour ne pas sacrifier leurs opinions les plus chères, au désir de faire dire qu'ils ont débité un beau discours.

— »Cependant, reprit le prince russe libéral, tout est dans la parole: l'homme tout entier et quelque chose de supérieur à lui-même se révèlent dans le discours; la parole est divine!

— Je le crois comme vous, répliquai-je, et voilà pourquoi je crains de la voir prostituer.

— «Quand un talent comme celui de monsieur Canning, reprit le prince, captivait l'attention des premiers hommes de l'Angleterre et du monde, la parole politique était quelque chose, monsieur.»

— Quel bien a produit ce brillant génie? et quel mal n'eût-il pas fait, s'il eût eu pour auditeurs des esprits faciles à enflammer? La parole employée dans l'intimité comme un moyen de persuasion, la parole secrètement appliquée à changer la direction des idées, à diriger la conduite d'un homme ou d'un petit nombre d'hommes, me paraît utile soit comme auxiliaire, soit comme contre-poids du pouvoir; je la crains dans une assemblée politique nombreuse et dont les délibérations sont publiques. Elle y fait souvent triompher les vues courtes et les idées communes aux dépens des pensées élevées et des plans profondement médités. Imposez aux nations le gouvernement des majorités, c'est les soumettre à la médiocrité. Si tel n'est pas votre but, vous avez tort de vanter le gouvernement de la parole. La politique du grand nombre est presque toujours timide, avare et mesquine: vous m'opposez l'exemple de l'Angleterre: je vous dirai que le pays n'est pas ce qu'on croit, qu'il est: il est vrai que dans les chambres on décide les questions à la majorité, mais cette majorité du parlement représente l'aristocratie du pays qui depuis long-

temps n'a cessé qu'à de bien courts intervalles de diriger l'état. D'ailleurs à combien de mensonges la forme parlementaire n'a-t-elle pas fait descendre les chefs de cette oligarchie masquée!.... Est-ce là ce que vous enviez à l'Angleterre?

— »Il faut pourtant mener les hommes par la peur ou par la persuasion.«

— D'accord, mais l'action est plus persuasive que la parole. Jugez-en par la monarchie prussienne: jugez-en par Bonaparte; de grandes choses se sont accomplies sous son règne. Or Bonaparte, à son début, a gouverné par la persuasion autant et plus que par la force, et pourtant son éloquence qui était grande ne s'adressait qu'aux individus; il n'a jamais parlé aux masses que par des faits; voilà comment on frappe l'imagination des hommes sans abuser des dons de Dieu: discutez la loi en public, c'est ôter d'avance à la loi le respect qui fait sa puissance.

— »Vous êtes un tyran.«

— Au contraire, je crains les avocats et leur écho, le journal, qui n'est qu'une parole dont le retentissement dure vingt-quatre heures; voilà les tyrans qui nous menacent aujourd'hui.

— »Venez chez nous; vous apprendrez à en redouter d'autres.«

— Vous avez beau faire, ce n'est pas vous, prince, qui parviendrez à me donner mauvaise opinion de la Russie.

— «N'en jugez ni par moi, ni par aucun des Russes qui ont voyagé; avec notre naturel flexible nous devenons cosmopolites dès que nous sortons de chez nous, et cette disposition d'esprit est déjà une satire contre notre gouvernement!....»

Ici, malgré l'habitude qu'il a de parler franc sur toutes choses, le prince eut peur de moi, de lui-même, surtout des autres, et il se jeta dans des aperçus assez vagues.

Je ne me fatiguerai pas inutilement la mémoire à vous reproduire les formes d'un dialogue devenu trop peu sincère pour qu'il pût ajouter au fond des idées par l'expression. Plus tard, le prince profita d'un moment de solitude pour achever de me développer son opinion sur le caractère des hommes et des institutions de son pays. Voici à peu près ce que j'ai retenu de ses déductions:

«La Russie est à peine aujourd'hui à quatre cents ans de l'invasion des barbares; tandis que l'Occident a subi la même crise depuis quatorze siècles: une civilisation de mille ans plus ancienne met une distance incommensurable entre les mœurs des nations.»

«Bien des siècles avant l'irruption des Mongols, les Scandinaves envoyèrent aux Slaves, alors tout à fait sauvages, des chefs qui régnèrent à Novgorod la Grande, et à Kiew, sous le nom de Varègues: ces héros étrangers venus avec une troupe peu nombreuse, sont les premiers princes des Russes, et leurs

compagnons sont la souche de la noblesse la plus ancienne du pays. Les princes Varègues, espèce de demi-dieux, ont policé cette nation alors nomade. Dans le même temps, les empereurs et les patriarches de Constantinople lui donnaient le goût de leurs arts et de leur luxe. Telle fut, si vous me passez l'expression, la première couche de civilisation qui s'est abîmée sous les pieds des Tatars, lors de l'arrivée de ces nouveaux conquérants en Russie.»

»De grandes figures de saints et de saintes qui sont les législateurs des peuples chrétiens, brillent dans les temps fabuleux de la Russie. Des princes puissants par leurs féroces vertus ennoblissent la première époque des annales slaves. Leurs noms traversent cette profonde obscurité comme des étoiles percent les nuages pendant une nuit orageuse. Or, le seul son de ces noms bizarres réveille l'imagination et fait appel à la curiosité.»

»Rurik, Oleg, la reine Olga, saint Wladimir, Swiatopolk, Monomaque sont des personnages dont le caractère ne ressemble pas plus que le nom à celui de nos grands hommes de l'Occident.»

»Ils n'ont rien de chevaleresque, ce sont des rois bibliques; la nation qu'ils ont rendue glorieuse est restée voisine de l'Asie; ignorant nos idées romantiques, elle a conservé ses moeurs patriarcales.«

»Les Russes n'ont point été formés à cette brillante école de la bonne foi dont l'Europe chevaleresque

a su si bien profiter que le mot honneur fut longtemps synonyme de fidelité à la parole; et que la parole d'honneur est encore une chose sacrée, même en France où l'on a oublié tant de choses! La noble influence des chevaliers croisés s'est arrêtée en Pologne avec celle du catholicisme; les Russes sont guerriers, mais pour conquérir; ils se battent par obéissance et par avidité, les chevaliers polonais guerroyaient par pur amour de la gloire. Ainsi, quoique dans l'origine ces deux nations sorties de la même souche eussent entre elles de grandes affinités, le résultat de l'histoire, qui est l'éducation des peuples, les a séparées si profondément, qu'il faudra plus de siècles à la politique russe pour les confondre de nouveau, qu'il n'en a fallu à la religion et à la société pour les diviser.»

«Tandis que l'Europe respirait à peine des efforts qu'elle avait faits pendant des siècles pour arracher le tombeau de Jésus-Christ aux mécréants, les Russes payaient tribut aux mahométans sous **Usbeck**, et continuaient cependant à recevoir de l'empire grec, selon leur première habitude, ses arts, ses mœurs, ses sciences, sa religion, sa politique avec ses traditions d'astuce et de fraude, et son aversion pour les croisés latins. Si vous réfléchissez à toutes ces données religieuses, civiles et politiques, vous ne vous étonnerez plus du peu de fond qu'on peut faire sur la parole d'un Russe (c'est le prince russe qui parle) ni de l'esprit de ruse qui s'accorde avec la fausse

culture byzantine et qui préside même à la vie sociale sous l'empire de czars, heureux successeurs des lieutenants de Bati.«

»Le despotisme complet, tel qu'il règne chez nous, s'est fondé au moment, où le servage s'abolissait dans le reste de l'Europe. Depuis l'invasion des Mongols, les Slaves, jusqu'alors l'un des peuples les plus libres du monde, sont devenus esclaves des vainqueurs d'abord, et ensuite de leurs propres princes. Le servage s'établit alors chez eux non seulement comme un fait, mais comme une loi constitutive de la société. Il a dégradé la parole humaine en Russie, au point qu'elle n'y est plus considerée que comme un piége: notre gouvernement vit de mensonge, car la vérité fait peur au tyran comme à l'esclave. Aussi quelque peu qu'on parle en Russie, y parle-t-on encore trop, puisque dans ce pays tout discours est l'expression d'une hypocrisie religieuse ou politique.«

»L'autocratie, qui n'est qu'une démocratie idolâtre, produit le nivellement tout comme la democratie absolue le produit dans les républiques simples.«

»Nos autocrates ont fait jadis à leur dépens l'apprentissage de la tyrannie. Les grands princes*) russes, forces de pressurer leurs peuples au profit des

*) Chez les Russes le souverain s'est appelé longtemps grand-prince.

Tatars, traînés souvent eux-mêmes en esclavage jusqu'au fond de l'Asie, mandés à la horde pour un caprice, ne régnant qu'à condition, qu'ils serviraient d'instruments dociles à l'oppression, détrônés aussitôt qu'ils cessaient d'obéir, instruits au despotisme par la servitude, ont familiarisé leurs peuples avec les violences de la conquête qu'ils subissaient personellement:*) voilà comment, par la suite des temps, les princes et la nation se sont mutuellement pervertis.«

»Or, notez la différence, ceci se passait en Russie à l'époque où les rois de l'Occident et leurs grands vassaux luttaient de générosité pour affranchir les populations.«

»Les Polonais se trouvent aujourd'hui vis-à-vis des Russes absolument dans la position où étaient ceux-ci vis à vis des Mongols sous les successeurs de Bati. Le joug qu'on a porté n'engage pas toujours à rendre moins pesant celui qu'on impose. Les princes et les peuples se vengent quelquefois comme de simples particuliers sur des innocents; ils se croient forts parce qu'ils font des victimes.«

---

*) L'engourdissement prolongé des Slaves est la conséquence de ces siecles d'esclavage, espece de torture politique qui demoralise ensemble et les uns par les autres, les peuples et les rois.

— Prince, repris-je apres avoir ecoute attentivement cette longue serie de deductions, je ne vous crois pas. C'est de l'elegance d'esprit que de s'elever au dessus des préjuges nationaux et de faire, comme vous le faites, les honneurs de son pays à un étranger; mais je ne me fie pas plus à vos concessions qu'aux prétentions des autres.

»Dans trois mois vous me rendrez plus de justice; en attendant, et tandis que nous sommes encore seuls,« il disait ceci en regardant de tous côtés, »je veux fixer votre attention sur un point capital; je vais vous donner un clef qui vous servira pour tout expliquer dans le pays où vous entrez.«

»Pensez à chaque pas que vous ferez chez ce peuple asiatique, que l'influence chevaleresque et catholique a manqué aux Russes: non seulement ils ne l'ont pas reçue, mais ils ont réagi contre elle avec animosité pendant leurs longues guerres contre la Lithuanie, la Pologne et contre l'ordre teutonique et l'ordre des chevaliers porte-glaive.«

— Vous me rendez fier de ma perspicacite; j'écrivais dernierement à un des mes amis que, d'apres ce que j'entrevoyais, l'intolerance religieuse etait le ressort secret de la politique russe.

— »Vous avez parfaitement deviné ce que vous allez voir: vous ne sauriez vous faire une juste idee de la profonde intolerance des Russes; ceux qui ont l'esprit cultivé et qui communiquent par les affaires

avec l'occident de l'Europe, mettent le plus grand art à cacher leur pensée dominante qui est le triomphe de l'orthodoxie grecque, synonyme pour eux de la politique russe.«

— »Sans cette pensée, rien ne s'explique ni dans nos moeurs, ni dans notre politique. Vous ne croyez pas, par exemple, que la persécution de la Pologne soit l'effet du ressentiment personnel de l'empereur: elle est le résultat d'un calcul froid et profond. Ces actes de cruauté sont méritoires aux yeux des vrais croyants: c'est le Saint-Esprit qui éclaire le souverain au point d'élever son âme au-dessus de tout sentiment humain, et Dieu bénit l'exécuteur de ses hauts desseins: d'après cette manière de voir, juges et bourreaux sont d'autant plus saints qu'ils sont plus barbares.«

— »Vos journaux legitimistes ne savent ce qu'ils veulent quand ils cherchent des alliés chez les schismatiques. Nous verrons une révolution européenne avant de voir l'empereur de Russie servir de bonne foi un parti catholique: les protestants sont au moins des adversaires francs: d'ailleurs ils seront réunis au pape plus aisement que le chef de l'autocratie russe, car les protestants, ayant vu toutes leurs croyances degenérer en systèmes et leur foi religieuse changée en un doute philosophique, n'ont plus que leur orgueil de sectaires à sacrifier à Rome: tandis que l'empereur possède un pouvoir spirituel très-réel et très-positif dont il ne se demettra jamais volontairement. Rome

et tout ce qui se rattache à l'Église romaine n'a pas de plus dangereux ennemi que l'autocrate de Moscou, chef visible de son Église: et je m'étonne que la perspicacité italienne n'ait pas encore découvert le danger qui nous menace de ce côté. D'après ce tableau très-véridique, jugez de l'illusion dont se bercent une partie des légitimistes de Paris.»

Cette conversation vous donne l'idée de toutes les autres; chaque fois que le sujet devenait inquiétant pour l'amour-propre moscovite, le prince Kosloffsky s'interrompait à moins qu'il fût parfaitement sûr que personne ne pouvait nous entendre.

Bei der Maschine des Dampfbootes zerbrach eine Hauptschraube; alles kam in Unordnung und lief durcheinander, jammerte und schrie; man war überzeugt, daß das Untergehen unvermeidlich sei. Allein nur le gros et aimable prince Kosloffsky n'a changé ni de visage, ni de place; il serait tombé de son fauteuil de sangle dans la mer sans se déranger.

Nous passions tantôt devant l'île de Dagö à la pointe de l'Esthonie. L'aspect de cette terre est triste, c'est une froide solitude, la nature y paraît stérile et nue plutôt que puissante et sauvage; elle semble vouloir repousser l'homme par l'ennui plus que par la force.

«Il s'est passé là une étrange scène, nous dit le prince Kosloffsky.»

A quelle époque?

»Il n'y a pas bien longtemps: c'était sous l'empereur Paul.«

Contez-nous la.

»Le prince prit la parole:«

»Un baron Ungern de Sternberg avait longtemps parcouru l'Europe en homme d'esprit qu'il était, et ses voyages avaient fait de lui tout ce qu'il pouvait devenir, c'est-à-dire un grand caractère développé par l'expérience et par l'étude.«

»Revenu à St. Pétersbourg, c'était sous l'empereur Paul, une disgrâce non motivée le décide à quitter la cour, il se renferme dans l'île de Dago dont il était le seigneur, et retiré au milieu de cette sauvage souveraineté, il jure une haine à mort au genre humain tout entier, pour se venger de l'empereur, de cet homme qui lui représente à lui seul les hommes.«

»Ce personnage, qui était vivant à l'époque de notre enfance, a pu servir de modèle à plus d'un héros de lord Byron.«

»Relégué dans son île, il affecte soudain la passion de l'étude, et pour se livrer en liberté, dit-il, à ses travaux scientifiques, il fait ajouter à son manoir une tour très-élevée dont vous pouvez distinguer les murs avec une lunette d'approche.«

Ici le prince s'interrompit et nous reconnûmes la tour de Dagô.

Le prince reprit: »il appela ce donjon sa biblio-

thèque et le surmonta d'une espèce de lanterne, vitrée de tous côtés comme un belvédère, comme un observatoire, ou plutôt comme un phare. Il ne pouvait, répétait-il souvent à son monde, travailler que la nuit et que dans ce lieu solitaire. C'est là qu'il se retirait pour se recueillir et pour trouver la paix.

»Les seuls hôtes admis dans sa retraite étaient un fils unique, encore enfant, et le gouverneur de ce fils.«

»Vers minuit, lorsqu'il les croyait tous deux endormis, il s'enfermait à certains jours dans son laboratoire: la tour vitrée était alors éclairée par une lampe tellement éclatante que de loin on la prenait pour un signal. Ce phare, qui n'en était pas un, était destiné à tromper les vaisseaux étrangers qui risquaient de se perdre sur l'île, si leur capitaine, venant de loin, ne connaissait pas parfaitement chaque point de la côte qu'il faut longer pour entrer dans le périlleux golfe de Finlande.«

»Cette erreur est précisément ce qui faisait l'espoir du terrible baron. Bâtie sur un écueil au milieu d'une mer redoutable, la perfide tour devenait le point de mire des pilotes inexpérimentés; et les malheureux, égarés par le faux espoir qu'on faisait luire à leurs yeux, rencontraient la mort en croyant trouver un abri contre l'ouragan.«

»Vous jugez que la police de la mer était mal faite alors en Russie.«

«Dès qu'un vaisseau était près de naufrager, le baron descendait sur la plage, s'embarquait en secret avec quelques hommes habiles et déterminés qu'il entretenait pour le seconder dans ses expéditions nocturnes; il recueillait les marins étrangers, les achevait dans l'ombre au lieu de les secourir, et après les avoir étranglés, il pillait leur bâtiment; le tout moins par cupidité que par pur amour du mal, par un zèle désintéressé pour la destruction.»

«Doutant de tout et surtout de la justice, il regardait le désordre moral et social comme ce qu'il y avait de plus analogue à l'état de l'homme ici-bas, et les vertus civiles et politiques comme des chimères nuisibles puisqu'elles ne font que contrarier la nature sans la dompter.»

«Il prétendait, en décidant du sort de ses semblables, s'associer aux vues de la Providence qui se plaît, disait-il, à tirer la vie de la mort.»

«Un soir, vers la fin de l'automne, à l'époque des plus longues nuits de l'année, il avait exterminé, selon sa coutume, l'équipage d'un vaisseau marchand hollandais; et depuis plusieurs heures les forbans qu'ils nourrissait à titre de gardes, parmi les serviteurs attachés à sa maison, s'occupaient à transporter à terre le reste de la cargaison du bâtiment échoué, sans remarquer que, pendant le massacre, le capitaine profitant de l'obscurité, s'était sauvé dans une chaloupe où l'avaient suivi quelques matelots de son bord.»

»Vers le point du jour, l'oeuvre de ténèbres du baron et de ses sicaires n'était pas achevée, lors qu'un signal annonce l'approche d'un canot: aussitôt on ferme les portes secretes des souterrains où le produit du pillage est deposé et le pont-levis s'abaisse devant l'etranger.«

»Le seigneur, avec l'hospitalité élégante qui est un trait caractéristique et ineffaçable des moeurs russes, se hâte d'aller recevoir le chef des nouveaux débarqués: affectant la plus parfaite sécurité, il s'était rendu pour l'attendre dans une salle voisine de l'appartement de son fils; le gouverneur de l'enfant était couché alors, et dangereusement malade. La porte de la chambre de cet homme qui donnait dans la salle, était restée ouverte. On annonce le voyageur.«

»Monsieur le baron,« dit cet homme d'un air d'assurance très-imprudent, »vous me connaissez, néanmoins vous ne pouvez me reconnaitre, car vous ne m'avez vu qu'une fois et dans l'obscurité. Je suis le capitaine du vaisseau dont l'equipage vient en partie de périr sous vos murs: c'est à regret que je rentre chez vous; mais je suis forcé de vous dire que plusieurs de vos gens ont été connus dans la mêlée, et que vous-même vous avez été vu cette nuit égorgeant de votre main un de mes hommes.«

»Le baron, sans répondre, va fermer à petit bruit la porte de la chambre du gouverneur de son fils.« L'étranger continue: »Si je vous parle de la sorte,

c'est parce que mon intention n'est pas de vous perdre; je veux seulement vous prouver que vous êtes dans ma dépendance. Rendez-moi ma cargaison et mon bâtiment, qui tout endommagé qu'il est, peut encore me conduire jusqu'à St.-Petersbourg, je vous promets le secret auquel je m'engage par serment. Si le désir de la vengeance me dominait, je me serais jeté à la côte pour aller vous dénoncer dans le premier village. La demarche que je fais aupres de vous vous prouve le désir que j'ai de vous sauver en vous avertissant du danger auquel vous exposent vos crimes.»

»Le baron garde toujours un profonde silence, l'expression de son visage est grave, mais elle n'a rien de sinistre: il demande un peu de temps pour réfléchir au parti qu'il doit prendre, et il se retire en disant que dans un quart d'heure il rapportera sa reponse.»

»Quelques minutes avant l'expiration du delai convenu, il rentre inopinement dans la salle par une porte secrète, se jette sur le temeraire étranger, et le poignarde!» —

»L'ordre avait été donné d'égorger en même temps jusqu'au dernier homme de l'équipage: le silence un instant troublé par tant de meurtres recommence à regner dans ce repaire. Mais le gouverneur de l'enfant avait tout entendu: il ecoute encore.... il ne distingue plus que les pas du baron et le ronflement

des corsaires roulés dans leur peau de mouton et couchés sur les marches de la tour.»

«Le baron, inquiet et soupçonneux, rentre dans la chambre de cet homme, il l'examine longtemps avec une attention scrupuleuse: debout, près du lit, le poignard encore sanglant à la main, il épie les moindres signes qui pourraient trahir la feinte: à la fin il le croit profondément endormi et se décide à le laisser vivre. — La perfection dans le crime est aussi rare qu'en toute autre chose,» nous dit le prince **Kosloffsky**, en interrompant sa narration.»

Nous gardions le silence, car nous étions impatients de savoir la fin de l'histoire; il continue:

«Les soupçons de ce gouverneur étaient éveillés depuis longtemps: sitôt que les premiers mots du capitaine hollandais arrivèrent à son oreille, il s'était relevé pour être témoin du meurtre dont il vit toutes les circonstances à travers les fentes de la porte, fermée à la clef par le baron. Il eut, l'instant d'après, comme vous venez de le voir, assez de sang-froid pour tromper l'assassin et pour sauver sa vie. Resté seul enfin, il se lève et s'habille malgré la fièvre, il descend par une fenêtre avec des cordes, détache un canot qu'il trouve amarré au pied du rempart, pousse l'esquif en mer, le dirige à lui seul vers le continent, et gagne la terre sans accident; à peine débarqué il va dénoncer le coupable dans la ville la plus voisine.»

L'absence du malade est bientôt remarquée au château de Dagö; le baron, aveuglé par le vertige du crime, pense d'abord que le gouverneur de son fils s'est jeté à la mer dans un accès de fièvre chaude: tout occupé à faire chercher le corps, il ne songe pas à fuir. Cependant la corde attachée à la fenêtre, le canot disparu étaient des preuves irrécusables de l'évasion. Le brigand, cédant tardivement à l'évidence, allait songer à sa sûreté, quand il se vit assiégé par des troupes envoyées contre lui. C'était le lendemain du dernier massacre: un moment, il voulut se défendre: mais trahi par son monde, il fut pris et conduit à Saint-Pétersbourg, où l'empereur Paul le condamna aux travaux forcés à perpétuité. Il est mort en Sibérie.»

«Telle fut la triste fin d'un homme qui, par le charme de son esprit, la grâce et l'élégance de ses manières, avait fait les beaux jours des sociétés les plus brillantes de l'Europe.»

«Nos mères pourraient se souvenir de l'avoir trouvé très-aimable.»

«Ce fait, bien qu'il nous paraisse romanesque, s'est reproduit assez souvent pendant le moyen âge: je ne vous l'aurais pas raconté, s'il ne se fût passé pour ainsi dire de notre temps; voilà ce qui le rend intéressant. En toutes choses, la Russie est en retard de quatre siècles.»

Quand le prince Kosloffsky eut cessé de parler, tout le monde s'écria que le baron de Sternberg était le type des Manfred et des Lara.

«C'est sans doute,» reprit le prince, qui ne craint pas le paradoxe, «parce que Byron a pris ses modèles dans le vrai qu'il nous paraît si peu vraisemblable: en poésie, la réalité n'est jamais naturelle.»

— C'est si juste, répliquai-je, que les mensonges de Walter Scott font plus d'illusion que l'exactitude de Byron.

— «Peut-être: mais il faut chercher encore d'autres causes à cette différence,» répartit le prince, «Walter Scott peint, Byron crée: celui-ci ne se soucie pas de la réalité, même lorsqu'il la rencontre, l'autre en a l'instinct, même lorsqu'il invente.»

— Ne croyez-vous pas, prince, repris-je, que cet instinct de réalité que vous attribuez au grand romancier tient à ce qu'il est souvent commun? Que de détails superflus! que de dialogues vulgaires!.... Et malgré cela ce qu'il y a de plus exact dans ses peintures, c'est l'habit de ses personnages et leur chambre.

—«Ah! je défends mon Walter Scott,» s'écria le prince Kosloffsky, «je ne permets pas qu'on insulte un écrivain si amusant.»

— C'est justement le genre de mérite que je lui refuse, repris-je, un romancier qui a besoin d'un volume pour préparer une scène est tout autre chose qu'amusant. Walter Scott est bien heureux d'être venu à une époque où l'on ne sait plus ce que c'est que d'amuser.

— «Le premier il a résolu d'une manière satisfaisante le difficile problème du roman historique: vous ne pouvez lui refuser ce mérite,» ajouta le prince Kosloffsky.

— C'est le cas d'appliquer le mot: Je voudrais que ce fût impossible! repris-je, que de notions fausses ont été répandues dans la foule des lecteurs peu érudits par le mélange de l'histoire et du roman! Cet alliage est toujours pernicieux, et quoi que vous en puissiez dire, il ne me paraît guère amusant..... Quant à moi, j'aime mieux, même pour me divertir, lire M. Augustin Thierry que toutes les fables inventées sur des personnages connus..... Je vous demande pardon de cet éloge, peu digne d'un si grave écrivain, mais son nom s'est trouvé dans ma pensée comme y serait venu celui d'Hérodote que ne laisse pas que d'être amusant aussi.

— «Si c'est affaire de goût,» interrompit le prince Kosloffsky, en souriant, «nous n'en disputerons pas plus longtemps.»

Là-dessus, il prend mon bras pour se lever, et me prie de l'aider à descendre vers sa cabine, où il

me fait asseoir, et me dit à voix très-basse: «Nous sommes seuls; vous aimez l'histoire: voici un fait d'un ordre plus relevé que celui que je viens de vous conter; c'est à vous seul que je le dis, car devant des Russes on ne peut pas parler d'histoire. Vous savez..... recommence le prince Kosloffsky, «que Pierre le Grand, après beaucoup d'hésitation, détruisit le patriarcat de Moscou pour réunir sur sa tête la tiare à la couronne. Ainsi, l'autocratie politique usurpa ouvertement la toute-puissance spirituelle, qu'elle convoitait et contrariait depuis longtemps: union monstrueuse, aberration unique parmi les nations de l'Europe moderne. La chimère des papes au moyen âge est aujourd'hui réalisée dans un empire de soixante millions d'hommes, en partie hommes de l'Asie qui ne s'étonnent de rien, et qui ne sont nullement fâchés de retrouver un grand Lama dans leur czar.»

«L'empereur Pierre veut épouser Catherine la vivandière. Pour accomplir ce vœu suprême, il faut commencer par trouver une famille à la future impératrice. On va lui chercher en Lithuanie, je crois, ou en Pologne, un gentilhomme obscur, qu'on commence par déclarer grand seigneur d'origine, et que l'on baptise ensuite du titre de frère de la souveraine élue.»

«Le despotisme russe, non-seulement compte les idées, les sentiments pour rien, mais il refait les faits,

il lutte contre l'évidence et triomphe dans la lutte! car l'évidence n'a pas d'avocat chez nous, non plus que la justice, lorsqu'elles gênent le pouvoir.»

«Le peuple et même les grands, resignés spectateurs de cette guerre à la vérité, en supportent le scandale, parce que le mensonge du despote, quelque grossière que soit la feinte, paraît toujours une flatterie à l'esclave. Les Russes, qui souffrent tant de choses, ne souffriraient pas la tyrannie, si le tyran ne faisait humblement semblant de les croire dupes de sa politique. La dignité humaine, abîmée sous le gouvernement absolu, se prend à la moindre branche qu'elle peut saisir dans le naufrage: l'humanité veut bien se laisser dédaigner, bafouer, mais elle ne veut pas se laisser dire en termes explicites qu'on la dédaigne et qu'on la bafoue. Outragée par les actions, elle se sauve dans les paroles. Le mensonge est si avilissant, que forcer le tyran à l'hypocrisie, c'est une vengeance qui console la victime. Misérable et dernière illusion du malheur, qu'il faut pourtant respecter de peur de rendre le serf encore plus vil et le despote encore plus fou!»

«Il existait une ancienne coutume, d'après laquelle, dans les processions solennelles, le patriarche de Moscou faisait marcher à ses côtés les deux plus grands seigneurs de l'empire. Au moment du mariage, le czar-pontife resolut de choisir pour acolytes dans

le cortège de cérémonie, d'un côté un boyard fameux, et de l'autre le nouveau beau-frère qu'il venait de se créer; car, en Russie, la puissance souveraine fait plus que des grands seigneurs, elle suscite des parents à qui n'en avait point; elle traite les familles comme des arbres qu'un jardinier peut élaguer, arracher, ou sur lesquels il peut greffer tout ce qu'il veut. Chez nous, le despotisme est plus fort que la nature: l'empereur est non-seulement le représentant de Dieu, il est la puissance créatrice elle-même; puissance plus étendue que celle de notre Dieu, car celui-ci ne fait que l'avenir, tandis que l'empereur refait le passé! La loi n'a point d'effet rétroactif, le caprice du despote en a un.»

»Le personnage que Pierre voulut adjoindre au nouveau frère de l'impératrice était le plus grand seigneur de Moscou, et, après le czar, le principal personnage de l'empire; il s'appelait le prince Romodanowsky.... Pierre lui fit dire par son premier ministre qu'il eût à se rendre à la cérémonie pour marcher à la procession à côté de l'empereur, honneur que le boyard partagerait avec le nouveau frère de la nouvelle impératrice.«

»C'est bien,« répondit le prince, »mais de quel côté le czar veut-il que je me place?«

— »Mon cher prince,« répond le ministre cour-

tisan, »pouvez-vous le demander? Le beau frère de Sa Majesté ne doit-il pas avoir la droite?«

— »Je ne marcherai pas,« répond le fier boyard.

»Cette réponse rapportée au czar, provoque un second message:

»Tu marcheras,« lui fait dire le tyran, un moment démasqué par la colère, »tu marcheras ou je te fais pendre!«

— »Dites au czar,« *) réplique l'indomptable Moscovite, »que je le prie de commencer par mon fils unique qui n'a que quinze ans; il se pourrait que cet enfant, après m'avoir vu périr, consentît par peur à marcher à la gauche du souverain, tandis que je suis assez sûr de moi pour ne jamais faire honte au sang des Romodanowski, ni avant ni après l'exécution de mon enfant.«

»Le czar, je le dis à sa louange, céda; mais par vengeance contre l'esprit indépendant de l'aristocratie moscovite, il fit de Petersbourg non un simple port sur la mer baltique, mais la ville que nous voyons.«

»Nicolas, ajouta le prince Kosloffsky, »n'eût pas cédé; il eût envoyé le boyard et son fils aux mines, et déclaré, par un ukase conçu dans les termes légaux, que ni le père ni le fils ne pourraient avoir

*) Pierre Ier n'a pris le titre d'empereur qu'en 1721.

d'enfants: peut-être aurait-il décrété que le père n'avait point été marié; il se passe de ces choses en Russie assez fréquemment encore, et ce qui prouve qu'il est toujours permis de les faire, c'est qu'il est défendu de les raconter.

Anlagen.

A. Rede des Bischofs von Chester über die Emancipation der Katholiken in Irland, den 17 Mai 1825, englisch und deutsch.

B. Die Gräfin Rosalie Rzewuska, vom Prinzen de Ligne.

C. Ueber Napoleon's Landung in Frankreich 1815. Aus den Papieren des Staatsministers, Grafen *** in T.

Anlage A.

Hansard the Parliamentary Debates Vol. XIII. London 1826, p. 711—728.

Rede, gehalten vom Dr. Blomfield, Bischof von Chester, im Oberhause den 17. Mai 1825.

The Bishop of Chester rose and said:

My Lords, — I rise under considerable embarrassment to the discussion of this question; an embarrassment proceeding not only from the unspeakable importance of the question itself, which, under whatever point of view I contemplate it, presents me only with a choice of evils, but an embarrassment arising from finding myself opposed in opinion to many of those, whose virtues I revere and love; whose friendship I hold to be amongst the most honourable distinctions of my life; whose wisdom I have great

reason to respect: and to whose political experience I am sensible that I ought to bow. But there are acts of duty, my lords, the faithful performance of which cost us a pang, to be compensated only by the consciousness that they are acts of duty. Whatever my conviction may be on this momentous question, I have at least the satisfaction of knowing, that it is a deliberate conviction, the result of much painful research and inquiry, and, in justice to myself, I ought to add that it is in opposition to my early opinions. The change, indeed, is not of recent date; but I do remember the time, when my mind — imbued with those principles of civil and religious liberty which are interwoven with the very rudiments of education in this country, and disgusted with the severity of the penal code in some of its more hideous features — was inclined to regard the claims of the Roman Catholics with favour. But when I became more thoroughly acquainted with the doctrines and constitution of the Romish Church, and their absolute incompatibility with those very principles, which had led me to favour its pretensions — when I understood, not only the importance of an established church, but the impossibility of having any establishment without certain privileges and co-ordinate disabilities — when I reflected upon the evils, which Popery, at least, if not the Roman Catholic religion, had inflicted on this country, on Europe, on

the world, and when I was thoroughly convinced, as convinced I have long been, that the genius of that ecclesiastical despotism remains essentially unchanged: that, if it couches, it slumbers not, but waits the opportunity of re-asserting its energies and grasping at its prey, then, my lords, my opinion was changed: and if aught had been wanting to the fulness of that demonstration, by which this change was wrought, I should have found it in the evidence lately laid before your lordships, nay, in those very parts of that evidence, by which, as I understand, some persons have been led to an opposite conclusion, dazzled by a marvellous brightness, outshining the light of history, experience, and common sense. But it may be said, my lords, it has been for the tenth time this very night, if not asserted, yet insinuated, that I come to the decision of this momentous question an interested, and a prejudiced judge: that I come into court with my eyes blinded, but not for the ends of justice: and with a preponderating weight, already cast into one scale. But, my lords, I ask with confidence, I ask this House, and let the question be repeated to the country, what right has any noble lord, to impute to the Protestant bishops of England motives of base and sordid interest, as the mainsprings of their opposition to this measure? I ask, my lords, what right? I mean, what grounds are there of history, or of observation, to justify the charge?

Were they motives of personal interest, which led the seven bishops to resist the arbitrary measures of a Popish king, to whose person they were zealously attached; and to embrace imprisonment and persecution, rather than deviate from their duty to the Protestant faith? Ambition, my lords, it may have been: that just and laudable ambition, which, I trust, has not ceased, to burn in the breasts of their less illustrious successors, the ambition of proving themselves vigilant sentinels and intrepid champions of the Church, and, if need be, martyrs in her cause.

With equal justice might interested motives be imputed to your lordships, the proprietors of vast hereditary domains, when you are sitting in deliberation on the laws, which have been devised and enacted by yourselves, for the protection of what is called »the landed interest.« With equal justice might it be said, that some of the supporters of this bill are swayed by the apprehension of danger to their own possessions. But I pass by such imputations, as unworthy of further notice, and as doing no good service to the cause in which they are employed.

We have heard, my lords, — not indeed this evening, although it has been alluded to —, but in the previous discussions of this important question, we have heard a great deal of the injustice and cruelty of debarring four or five millions of our fellow subjects from the enjoyment of their natural and inde-

feasible rights. Now, as to the principle, it makes no difference, whether it be four millions of men or four, that are deprived of what is said to be every man's birthright. I say, there is no difference in point of principle, whatever there may be as to political expediency. If, therefore, we are to argue the question on abstract principle, let the consideration of numbers be put aside, as an element, which does not enter into the solution of the problem. If the concessions be just and politic, grant them, were it but to forty: if otherwise, refuse them, even to four millions of claimants.

But let us examine the meaning of those words, »debarred of their civil,« or as some have said, »their natural rights?« Is there any civil right, which individual citizens may not be called upon to forego, if public expediency demands the sacrifice? Is not this a principle, which, in some shape or other, must be recognized under every imaginable form of civil government? In our own constitution, favourable as it is to liberty, it is recognized and acted upon in a degree, which seems to have been forgotten by those persons who so loudly denounce the injustice of withholding from any class of men a direct share in the actual government of the country: for this, simply this, is the civil right which is the present object of contention. It seems to me, I confess, to be as unjust, in the abstract, to exclude a man from the

legislature for want of a certain amount of property, as it is, to hold him disqualified on account of certain opinions which affect the integrity and security of the commonwealth. I really am unable, in this view of the subject, to discriminate between the shades of injustice in the two cases. I know of only one answer, which can be given to this argument, which is, that in the one case we have a certain test of qualification, in the other, an uncertain: an answer, which does not hold good with respect to the Roman Catholics, whose principles, if they are Roman Catholics indeed, are fixed, certain, and notorious. The fact is, that in both cases a civil right is concluded and foreclosed, because public expediency requires it.

But further, my lords, this principle is recognized by the supporters of the present bill, and in a manner somewhat extraordinary. The right of electing those, who are to legislate for us, is certainly not less sacred than that of having a direct share in legislation. To take away this privilege, is confessedly a greater violation of natural justice, a more daring inroad into the pale of civil right, than a mere exclusion from the legislature. Yet this is the very injustice, for so, arguing on their own principles, I must call it, which the advocates of civil right now propose to commit upon a gigantic scale by a sort of compensation, which, to my apprehension, throws

into the shade the minor solecisms of the penal code. To admit with safety a few favoured persons to the privilege of legislation, you disfranchise three or four hundred thousand, and deprive them of a much more sacred and inalienable right. I give no opinion as to the expediency of that measure, I am only arguing, that the ablest advocates of civil right are compelled to admit in practice, that it is limitable, and may be restricted, or withholden altogether. Nay more, my lords, in the very measure which now awaits your decision, is this principle acknowledged and embodied; for it proposes to continue and perpetuate the exclusion of Roman Catholics from certain offices of trust and power, to which they have as fair a right to aspire, as to a share in your legislative deliberations. Of all judicial situations, that of the Lord High Chancellor may well be the highest object of ambition to a Roman Catholic, and his exclusion from it the greatest grievance; in as much as in the decisions of a judge, who is not confined by the trammels of the statute law, but proceeds upon a discretionary equity, there is the greater scope for partiality and prejudice. Yet from this office, my lords, we are told by one of their own clergy, Mr. Collins, the Roman Catholics would consent to be excluded, on account of the great state necessity which requires such exclusion. And this great state necessity he interprets to mean the general persuasion of

the English people, that Roman Catholics should be excluded from that high office.

I maintain, therefore, my lords, that upon the plainest principles, which regulate civil society, upon the ground of universal and invariable usage by the admission and enactment of the framers of this bill, civil rights are limitable by expediency: and that a capacity, to serve the state in offices of trust and power, which is not limitable by the constitution, where there are just grounds for limitation, is such a capacity, as is inconsistent with all forms of government in the world. I think, then, my lords, that we have now disposed of the question of right: the next point of inquiry is, whether any opinions can form a just ground of disqualification for civil office.

It has been remarked elsewhere (with what truth I will not now stay to inquire), that a man is no more answerable for his opinions, than he is for the colour of his hair, or his constitutional peculiarities. Admitting, for the sake of argument, the justice of this observation, I need hardly remind your lordships, that there are constitutional peculiarities and personal defects, which do in fact disqualify a man from holding certain offices. They are his misfortune, not his fault. He is not morally responsible for them: but he must patiently submit to the privation, which, under the existing order of things, they unavoidably bring upon him.

The question then is, my lords, are the opinions held by Roman Catholics of such a nature, as to unfit them for holding offices of trust and power, and more especially for being legislators in a Protestant state? — that is one question. Another is, whether the exigency of the present case be such, as should induce us, for the sake of avoiding probable dangers, to venture upon a great violation of constitutional principle? A third question is, whether the measure now before your lordships, will answer the purpose for which it is intended? — that of pacification. I am not about, to dwell at any length upon these three points, the last of which seems to me just now to be the most important. If there be one fact, my lords, which the evidence lately put into your lordships hands more clearly establishes than another, it is this: that up to a very recent date, the disturbances in Ireland have had nothing to do with Roman Catholic disabilities. The calamities of that unhappy country have a far different origin. She labours under the malignant influence of a more deeply-seated, a more inveterate, but, I trust in God, not an incurable disease. It was stated in evidence, by a distinguished member of another House, that the proximate cause of disturbance in Ireland is the extreme misery of the peasantry: the remote is to be found in what he justly designated a radically vicious state of society — a state, which, if your lordships will

condescend to hear the opinion of one so inexperienced in political questions, I should say, requires the most prompt and vigorous measures of statistic legislation. It is, indeed, such a state of society, as exists in no other Christian country: where the chief proprietors of the soil are absent; and their places supplied by persons of inferior education, and, what is worse, of immoral habits, a system of tenancy engrafted upon tenancy, which, by an almost inconceivable climax of extortion, wrings at length from the miserable cultivator of the soil more than the soil itself produces: where whole provinces obstinately adhere to absurd and obsolete usages, in direct opposition to the common and statute law of the realm. Such a sate of society as this, my lords, is to be corrected, not by such measures as that which is now before the House, but by other measures of a more comprehensive and efficacious kind: by the adoption of a more equitable system of tenure: by a purer administration of justice in its inferior departments: by an alteration in the revenue laws; by the establishment of manufactures, and the extension of commerce; by the introduction of an effective system of education; and last, but not least, because it would lead the way to all the rest, by the return of the proprietors of the soil.

Relief from the evils of such a system, my lords, is the emancipation of which Ireland stands in need:

this is the emancipation which would raise her from her degraded state, by rescuing her sons, first from sloth and reckless poverty, and then from ignorance, superstition, and insubordination. When this comprehensive act of justice shall have been done; when these effectual remedies have been applied, and their effects perceived in the civil and moral improvement of her population, then, my lords, it will be time enough to talk of further concessions of political power.

It appears, that, until the year 1823, the great body of the Roman Catholics cared but little about what is called emancipation; and even now, their notion of it is according to one witness, the restoration of their church to its ancient supremacy: according to another, the recovery of the forfeited estates. Whichsoever of these expectations they may entertain, and I think it probable that they entertain them both, it becomes this House to consider, whether, if this bill be passed into a law, it will satisfy the great mass of the Roman Catholic peasantry, when they find that it confers upon them neither of those boons, although in effect it carries one of them in its train? To what lengths their feelings of disappointment may drive them, if the measures should not be carried, I pretend not to foresee: I confess I am not altogether free from apprehension. But be those feelings what they may, this I will venture to assert, that they owe their existence to the artifices

of a few political agitators — I use the term, my lords, advisedly and deliberately, for one of the most conspicuous of their leaders not long ago thanked his God that he was an agitator — a knot of men, who have thrown this leaven into the mass, predisposed from other causes to ferment, in order that while the vast body heaves and swells under the process, they may themselves be lifted to the surface. This view of the subject, my lords, is amply justified by the evidence before your lordships committee. It was not till the Catholic Association commenced its operations, that the great body of the Roman Catholics in Ireland began to think much of emancipation, at it is called: a question, which, as it directly affected only a few, was not likely to trouble the repose of the many: who if they had been permitted to enjoy, in any fair proportion, the produce of their honest labour, would have cared but little for the exclusion of a few of their richer brethren from parliament. That it has not hitherto been to them a cause of discontent, is proved by the fact, that their propensity to outrage and lawless violence has not diminished in proportion to the successive relaxations of the penal code. In fact, they hardly know, that such relaxation has taken place; a plain, an undeniable proof, that former concessions, far exceeding in number and importance those which remain to be made, have had no effect whatever on their conduct or their comfort. It is

also a proof, my lords, that those persons, on whom the Roman Catholic peasantry depend for information and instruction, have thought fit to withhold from them that knowledge, which, if imparted, would have been a persuasive to loyalty and contentedness, and a sedative, at least, to feelings of insubordination. The motives of that class of persons, who have kept the people in ignorance of those benefits, which were represented to be of vital importance to them, I pretend not to assign. But this I will say, that it is precisely the line of conduct, which would have been pursued by those, who, having a far greater and more perilous object of enterprize in view, would treat, as insignificant and trivial, all the preliminary points of conquest. It is consistent with the policy of skilful engineers, who regard the successive removal of barriers and outworks only as opening the way for an assault upon the citadel. Such would be the policy of those, who value even the admission of their lay-brethren into parliament, only as facilitating the accomplishment of their grand scheme, the establishment of the Roman Catholic upon the ruins of the Protestant church:

> Actum, inquit, nihil est, nisi Poeno milite portas
> Frangimus et media vexillum pono suburra.

Most truly, my lords, was it observed of Popery, in the remonstrance of the Commons to king James the first: "It hath a restless spirit, and will

strive by these gradations. If it once get but a connivance, it will press for a toleration: if that be obtained, they must have an equality: from thence they will aspire to a superiority: and will never rest, till they have got a subversion of the true religion.« That this, my lords, is the object, which the Roman Catholic hierarchy and priesthood of Ireland have in view, is, to my mind, as clear, as the sun at noonday. Nothing short of this will satisfy them: although I hope we may live to see the time, when, under the divine blessing, wiser and more effectual measures of relief shall render the lower orders in that country an educated, an industrious, a contended people: and shall wrest a formidable engine of disturbance from the han's of those, who now wield it at their will. Depend upon it, my lords, if the Roman Catholic population of Ireland suffer religious feelings to mix themselves with the causes of disturbance, they are feelings, which extend themselves far beyond the narrow limits of the present bill, which therefore we cannot reasonably regard as a measure of pacification. And surely it is somewhat suspicious, when we are told by some of its warmest advocates, by those, who are best acquainted with the feelings and habits of the people, that we must not expect complete pacification in less than twenty years, and even then, only from the combined operation of this measure with others of a very different kind. A very com-

petent witness, Mr. M. Carthy, has said, that if employment were provided for the peasantry, and other measures devised for their benefit, Ireland might be quiet, without these concessions; but he fears, they would still be made a handle of. A handle, my lords? Is there a noble lord, that hears me, who does not think, that, if the bill before us is passed, there will not be abundance of such handles, in the remaining points of exclusion, in the political inferiority of the Roman Catholic church, and in the materials which it will supply for electioneering intrigues and cabals?

I maintain, therefore, my lords, that in applying this remedial measure as an anodyne to the spasms, by which Ireland is convulsed, your lordships will commit a great practical error in the diagnosis of her complaint. You will administer a remedy for one disease, while all the symptoms indicate the presence of another. Persuaded, as I am, of the ultimate objects of the Roman Catholic priesthood (and I impute to them no blame, as sincere Roman Catholics, for entertaining such views), believing that they aim at the subversion of the Protestant church, and the erection of their own upon its ruins, can you blame me as a minister and guardian of that Protestant church, if I give my decided opposition to a measure, which will give them unspeakable facilities in the attainment of that object? We all know, what novel

and dangerous notions are afloat respecting church property. I need hardly remind you of that iniquitous resolution of the Irish House of Commons, relative to the tithe of agistment, which passed into a law at the Union. And have we no reason to apprehend still more daring attempts upon the property of the Church, when twenty or thirty Roman Catholic members shall have found their way into the other House, pledged to support every measure against the tithe system, and sure of being cashiered by the priests at the next election, if they be lukewarm and inactive in the cause I confess: my lords, I cannot contemplate without alarm the probable influence of such a compact body of voters, moving perhaps in the train of one of those portentous comets, which

> from their horrid hair
> Shake pestilence and war —

against all that protects the religious establishments of the country.

Such, my lords, are the opinions which I have been led to form, by a careful perusal of the evidence on the state of Ireland. We have been repeatedly told, my reverend brethren and myself, not to look at this question in a merely religious point of view, but to regard it as a great political measure. I have, therefore, thought it my duty, to enter, somewhat at large, into its probable results. In so doing, I am

not insensible of my presumption, in offering advice to your lordships, whose experience in these questions so greatly surpasses my own, and in taking upon myself a character, of which it has always been my endeavour to steer clear — that of a politician. My opinion, such as it is, is sincere; and I am open to conviction, if it can be proved to be false.

I come now, my lords, to that question, on which I may be considered more competent to form an opinion: I mean the doctrines of the Roman Catholic church. But before I touch upon dogmas of a more speculative kind, let me call your lordships' attention to a point, which affects us more nearly and directly: I mean, the sentiments and feelings, entertained by the Roman Catholic body towards the Protestant church. One distinguished witness, a member of that communion, declared, that were he not convinced, that the present measure would tend to strengthen the Protestant interest, he would not support it: of course this expression is to be taken with that latitude of meaning, which, I believe, is usually allowed to speakers from the other side of St. George's Channel; but certainly it savours of the indiscreet warmth of a witness, who, in his anxiety, to serve the cause in hand, proves rather too much. However, I have no right to question the sincerity of that very able and distinguished person, as far as his own feelings are concerned. But if you consider him, to

be the representative, in that respect, of the Roman Catholic body, no idea can be more fallacious. That such are not the sentiments of that body, appears from the general tenor of the evidence before your lordships. And now, with regard to that evidence, I must take the liberty of making one remark. As far as facts are concerned, and the opinion of the individual witnesses, I am disposed, to receive their testimony without hesitation or doubt. But, as to the views and wishes of the Roman Catholics of Ireland, I hope, your lordships did not expect, through the medium of your committee (for no tribunal so constituted could reasonably expect), to arrive at the truth, the whole truth, and nothing but the truth. That is a result, my lords, which depends quite as much upon those, who question, as upon those, who answer: a position most remarkably exemplified in the evidence before us, as I could easily show, were time and space allowed me. What I say, my lords, is, that as to the wishes and hopes of the Roman Catholics, you cannot form a correct estimate of them from the cautious and guarded statements of a few able men, whose answers would go no further than the questions put to them; who stood before you, armed at all points upon the objects of your inquiry, and declaring, not the views and purposes of the whole Roman Catholic body, for they had no authority so to do, but their own individual opinion of

what those views and purposes ought to be. No, my lords, if you would learn the sentiments and hopes, which pervade the great mass of the Roman Catholic population, attend their public meetings; hear their favourite orators, not unskilled in human nature, select those topics, which are most congenial with the feelings of their audience: hear them denounce the Protestant church as an intolerable nuisance, a baneful pest, an incubus upon the prosperity of the country: listen to the applause, with which these declarations are received, and then judge of the views, which the Roman Catholics entertain. In a very remarkable speech of Dr. Dromgoole, which was received by a crowded assembly with acclamations of applause, and which was afterwards declared by a priest of his communion to be »Catholic, purely, precisely Catholic,« he thus speaks of the Protestant church — »It shall fall, and nothing but the memory of the mischiefs it has created, shall survive. It has had its time upon earth: and when the time arrives, shall Catholics be bound by an oath, to uphold a system, which they believe will one day be rejected by the whole earth?« So spoke the Popish layman. Now hear the priest (Mr. Gandolphy) — and they are his words, taken from a book, which, although it was rejected by the moderation or the policy of the Vicar Apostolic of his district, was carried to the foot of the Papal throne, received the

sanction of the highest authority, and was declared worthy of being cased in cedar and gold, and highly advantageous to the Catholic church.« He says of the English church, that »she is the eldest of her heretical sisterhood — a rebellious child, with a hateful eye he views the sickly sprouts, which issue from is broken branches — they shall gather it up and cast it into the fire, and it shall burn«

— teda lucebit in illa
Qua stantes ardent, qui fuso guttare fumant

Such, my lords, are the sentiments at this day, avowed by some, and applauded by many more, of that great body, to whom we are required to make further concessions of political power.

As to the property of our church, I once thought, that the Roman Catholic priesthood cast a longing eye on her tithes. On that point I have been undeceived. They now tell us, that they have no desire whatever, to appropriate the tithes to themselves: they only intend to take them away from the Protestant church. Surely, my lords, there cannot be a more effectual method of destroying an adversary, than to deprive him of the means of subsistence. And that this is the full purpose and intention of the Roman Catholics, I prove by the most authentic testimony. I prove it, my lords, by their own petition, presented to the House of Commons on the 31st of May 1824.

In that petition, and it is a document well worthy your lordships' most serious attention, they plainly insinuate, that, in order to satisfy them, three things are absolutely necessary. And what are these three things? 1st, the repeal of the union; 2nd, the abolition of tithes; and 3rd, the annulling of all corporate privileges. Upon this remarkable petition I will not dwell at length, but request your lordships' attention to a not less important testimony. In one of the letters published under the signature of I. K. L., and generally attributed to Dr. Doyle, a very different person from the Dr. Doyle, who appeared before your lordships' committee — it is said, that »the Catholics, as Catholics, have no designs hostile to the church; but, as a body of men chiefly employed in agricultural pursuits, they object not to the church, but to the establishment.« My lords, I think, that a pretty convincing mark of hostility to the church would be, to take away the immunities and property, which it enjoys as an establishment. The distinction which is taken by Dr. Doyle, is about as valid, as if a disappointed suitor in the court of Chancery were to approach the noble and learned lord on the woolsack (I beg that noble lord's pardon, but I am sure, he will not be offended at my introducing his name, to illustrate my argument) — and were to say to him »My lord, I beg to assure you, that I, as A. B., entertain no personal animosity towards your lordship,

as Earl of Eldon; but, as a disappointed suitor in your court, I must beg leave to administer to you, as Lord High Chancellor, a knock on the head.— Exactly such, my lords, is the miserable sophistry of Dr. Doyle. He is kindly disposed towards the church, as a church, but as an establishment he would starve her to death.

This same Dr. Doyle (I beg his pardon, this same I. K. L.) declares that the Protestant clergy are, and will be detested: he asserts, that all the efforts of legislators to improve and enrich Ireland have been marred by the Protestant clergy: and that the murders and atrocities, which stain the character of the nation, harden its heart, and brutalize its feeling, have been occasioned, or committed, by the agents of the Protestant clergy — that clergy, my lords, to whose zeal and usefulness, and in most cases to their forbearance, your witnesses have borne their almost concurrent testimony: that clergy, who, in the great moral destitution and desolation of Ireland, remained as oases in the desert: the only class of resident gentry, to whom the peasantry looked up with respect and gratitude; whose houses, in the midst of nocturnal plunder and conflagration, remained unprotected, and uninjured.

My lords, I trust, that I am not moved to anger by these calumnious imputations upon my brethren. I hope, at least, that I shall not be thought disposed,

to say a word by way of retaliation; I would not speak with harshness of one, who is placed in the same spiritual order with myself; but, there are emergencies, my lords, when justice requires the truth to be plainly spoken; and the present is one of them. It is my duty to call upon your lordships, seriously to consider, what degree of weight, as to matters of opinion, ought to be attached to the testimony of a man, who, from the covert of his half-concealment, hurls firebrands into the sanctuary of the Protestant faith, and darts his poisoned arrows abroad: who engrafts upon the intolerant bigotry of the Romish church, the levelling doctrines of jacobinism, and then comes before your lordships, to soften down, with glozing words, the asperities of his recorded calumny; and hints his disavowal, and hesitates his dislike, of doctrines, which stand emblazoned in every official document of the church to which he belongs.

I now pass, my lords, by a natural transition, from Dr. Doyle to the Pope. It is easy, to show, that the distinction which is attempted to be drawn between the papal supremacy in things spiritual and things temporal, is a distinction, which exists only in theory. Before it can be admitted as practical, the religionists of the Romish church must provide themselves with two distinct sets of principles and feelings, the one relating purely and solely to the things of this world, the other to things eternal. I

had intended, to quote the sentiment of their own divines on this question, but the subject has been so ably discussed by my right reverend friend, the bishop of Llandaff, that it is needless for me to dwell upon it. The Pope's supremacy is at least ecclesiastical: and an ecclesiastical supremary necessarily involves some temporal jurisdiction. In point of fact, does not the Pope appoint all the titular bishops of Ireland, with incomes of from five hundred to two thousand pounds a year? And have not these bishops the nomination of all the parish priests, the minimum of whose total income is already 150,000 L.? Is this no interference in temporals? Is it nothing, my lords, that a foreign potentate, the mortal foe of your church, should have in the very precincts of that church a well disciplined army of 3000 men, sworn to pay implicit obedience to his commands; whose generals he appoints, and be it remembered, has appointed, if not the creatures and partizans, yet the nominees of a popish pretender to the throne? It is said, indeed, that a titular bishop appointed by the Pope, at the recommendation of the Pretender, might have retained unimpaired his allegiance to the Protestant monarch on the throne. It is possible, no doubt. But what do your lordships imagine, would have been his conduct, had the Pretender appeared at any time with an imposing force on the shores of Ireland? He would have been perplexed: but he

would probably have been relieved from his perplexity by the exercise of what is called the Altum Dominium, that ratio ultima paparum, the specific, reserved for emergencies of conscience. He would have been released from his oath of allegiance, as the subjects of the Bourbons, by a bull of Pius 7th, were released from theirs.

I come now, my lords, to the deposing power of the Pope, which Dr. Doyle tells us is obsolete; a well-chosen word: not abrogated; not annulled; not disavowed: but obsolete. Not to mention a long list of instances which occurred before the 17th century, I would remind your lordships, that Pope Urban 8th pretended to depose Charles 1st in Ireland, in 1643. That Benedict 13th issued a deposing bull against George 2nd in 1729, and that Pius 7th deposed Louis 18th and absolved all Frenchmen from their oaths of allegiance, when he crowned his dear son Napoleon. I acknowledge, my lords, that these were empty displays of authority. But although they were empty displays, as far as regards the actual power of the Pope, they were not without their effect upon the minds of faithful Roman Catholics, as we should have found to our cost, had circumstances favoured their operation. But Dr. Doyle says, this doctrine is obsolete, that is, out of use. Why, my lords, in 1805, Pope Pius 7th instructs his

nuncio at Vienna, that the church had decreed, as a punishment of heresy, the confiscation of heretical property, but unfortunately she cannot now exercise her right of deposing heretics from their principalities. This, then, my lords, is the obsolete power of deposing princes — obsolete, as the strength of a tiger is obsolete, when his claws are pared, and his limbs manacled. These offensive tenets are still embraced by the Romish church, individuals there may be, and doubtless are, who either disavow them, or retain them in a qualified and mitigated sense: but they are still the doctrines of their church: and it is not competent to any one, or more of its members, to disclaim them, in the name and on the behalf of the church. Dr. Doyle knows, that he has no authority so to do: for he himself has told us, that the decisions even of Roman Catholic universities on such matters are not conclusive. Neither Dr. Doyle nor any Roman Catholic university in Christendom will dare to say, that a single canon of the council of Trent is to be rejected or contemned: and I maintain, that a church, whose profession of faith and rule of discipline are to be found in the acts of that council, is unfit to be admitted to any considerable share of power or authority in a Protestant state.

In imputing to that church the doctrines, which she solemnly professes to maintain, I hope, I shall

not be considered as casting any blame upon the individuals of her communion. If they are consistent in their religious creed, if they are true Roman Catholics, they must believe, whatever their church has declared necessary to be believed. My lords, I had prepared myself to enter more at length into this part of the subject, and to show by documentary evidence, that not one of these offensive doctrines has, in point of fact, been relinquished by the Romish church. But having already trespassed upon your lordships' attention much longer, than I had intended, I shall draw my observations to a close.

At the same time, my lords, I think it right, to state, that some of these doctrines are asserted or insinuated both in the class books at Maynooth, and in the elementary books of religious instruction, which are in common use in Ireland. To mention only one: the sanctity of an oath. It is perfectly notorious, that the Irish peasantry in general pay no regard at all to this most sacred of all obligations. They are taught in Dr. James Butler's Roman Catholic catechism, a work in very general use, that an unjust oath is not binding; and to the question, what is an unjust oath? the answer is: that, which is injurious to God, our neighbour, or ourselves. As to the first part of the definition, we know what interpretation may be put upon it by the Romish

church: as to the last, it is very inconsistent with the description, given in a book of unquestionable authority, where it is said of the righteous man, that "he sweareth to his neighbour and disappointed him not, though it were to his own hindrance."

These are some of the arguments, my lords, which I have to urge against the adoption of the present measure. There are others, with which, at this hour of the night, I must forbear to trouble your lordships. Upon the whole, I contend, that the bill now before us, is not an effectual measure of pacification, on the contrary I regard it, as containing, within itself, the materials of dissension and civil commotion. That it is an inroad upon the constitution as by law established, and a violation of the principles of that constitution, is not to be denied. It proposes, to admit a powerful and active body of foes into the very citadel of our Protestant faith. It is but a stepping stone to those, who are bent upon scaling the walls of our immunities and rights. Once more I beg leave to declare, that I impute no blame to the Roman Catholics for desiring that consummation: and I think it but an act of justice, to say, that, as far as my personal acquaintance has extended amongst the higher orders of Roman Catholics in this country, I have seen nothing, which led me to believe, that they were under the influence of the more obnoxious

doctrines of their church. The few, whom I have known, I have had reason to value and esteem. One gentleman in my own diocese possessing large landed property, has, in a spirit of liberality (may I be permitted, without offence, to say) worthy of a purer faith, supported nearly at his own expense, a national school.

I must also, my lords, freely admit, that I may be mistaken, as to the consequences, which in my conscience I believe, this bill, if passed into a law, will produce. We live in an age, which has taught us by experience not to speculate too confidently upon the results of any great political measure. And I have, besides, a firm confidence in the continuance of that providential care, which has hitherto wonderfully protected the church of these realms, and which, while she continues to answer the great ends of her existence, will not, I am persuaded, be withdrawn from her. But it is our part and duty, my lords, to act according to the dictates of human wisdom; and I cannot consent, for the sake of avoiding a possible and contingent danger, to make a great inroad upon the constitution, nor sacrifice our certain securities for the uncertain chance of conciliation, injuring ourselves without conferring an adequate benefit upon others. These, my lords, are some of the reasons which will induce me to give my vote in

the negative this evening; not, certainly, a satisfactory but a conscientious vote — and I wish they may be such, as to turn your lordships' serious attention to the nature of those dangers, with which the Protestant interest is threatened by the present bill.

Ueberſetzung.

Der Biſchof von Cheſter erhob ſich und ſprach: Mylords! — Ich erhebe mich zur Erörterung dieſer Frage in einer beträchtlichen Verlegenheit; einer Verlegenheit nicht nur, die aus der unausſprechlichen Wichtigkeit der Frage ſelbſt hervorgeht, welche, betrachte ich ſie auch unter was immer für einem Geſichtspunkte, mir blos eine Wahl von Uebeln darbietet, — ſondern auch eine Verlegenheit, die mir aus der Wahrnehmung erwächſt, daß meine Anſicht im Gegenſatze zu vielen von denjenigen ſteht, deren Tugenden ich verehre und liebe, deren Freundſchaft ich unter die ehrenvollſten Auszeichnungen meines Lebens zähle, deren Weisheit ich allen Grund habe zu achten, und vor deren politiſcher Erfahrung ich ganz fühle, daß ich mich beugen muß. Aber es giebt Handlungen der Pflicht, Mylords, deren getreue Erfüllung uns einen tiefen Schmerz koſtet,

der nur durch das Bewußtſein eben ihrer Pflichtmäßigkeit aufgewogen werden kann. Was auch meine Ueberzeugung über dieſe gewichtige Frage ſein mag, wenigſtens habe ich die Befriedigung, daß ich weiß, ſie iſt eine wohlbedachte Ueberzeugung; ſie iſt das Ergebniß vielen und ſchmerzlichen Forſchens und Unterſuchens; und, um gegen mich ſelbſt gerecht zu ſein, muß ich hinzufügen, daß ſie im Gegenſatze zu meinen früheren Anſichten ſteht. Der Wechſel ſtammt zwar nicht aus jüngſter Zeit; aber wohl erinnere ich mich der Tage, wo mein Sinn — der von jenen Grundſätzen bürgerlicher und religiöſer Freiheit getränkt war, welche ſelbſt die erſten Elemente der Erziehung in dieſem Lande durchdringen, und angewidert ſich fühlte von der Strenge des Strafcodex in einigen ſeiner verabſcheuungswürdigeren Züge, — geneigt war, die Anſprüche der Römiſch-Katholiſchen günſtig anzuſehen. Aber als ich mit den Lehrſätzen und der Verfaſſung der römiſchen Kirche gründlicher bekannt wurde, ſo wie mit ihrer ſchlechtſinnigen Unverträglichkeit mit eben jenen Grundſätzen, welche mich zu einer günſtigen Stimmung für ihre Anforderungen veranlaßt hatten, — als ich nicht nur die Wichtigkeit einer mit dem Staate innig verbundenen Kirche einſah, ſondern auch die Unmöglichkeit des Beſtehens von jeglichem derartigen Inſtitute ohne beſtimmte Vorrechte und danebengeordnete dazu Beunfähigte, — als ich auf die Uebel hinblickte, welche wenigſtens der Papismus, wenn nicht die römiſch-katholiſche Religion,

über dieses Land, über Europa, über die Welt gebracht hatte, — und als ich völlig überzeugt wurde, wie ich es denn längst gewesen bin, daß der Geist jenes kirchlichen Despotismus im Wesen unverändert bleibt; daß, wofern er sich zur Ruhe niederlegt, er doch nicht schlummert, sondern die Gelegenheit abwartet, seine Kräfte wieder geltend zu machen und seine Beute zu fassen, — da, Mylords, änderte sich meine Ansicht; und hätte irgendwas an der Vollständigkeit jener Beweisführung, durch die dieser Wechsel zu Stande gebracht ward, gefehlt, so würde ich dies in der urkundlichen Darlegung, welche kürzlich Ew. Herrlichkeiten vorgelegt wurde, ja sogar gerade in den Theilen derselben gefunden haben, durch welche, wie ich vernehme, manche zu einem entgegengesetzten Schlusse geführt worden sind, indem sie sich durch einen das Licht der Geschichte, der Erfahrung und des gesunden Menschenverstandes überstrahlenden wundersamen Schimmer blenden ließen. Doch man möchte sagen, Mylords, — und man hat es zum zehnten Male diesen heutigen Abend, wenn nicht geradezu behauptet, doch angedeutet — daß ich zur Entscheidung dieser gewichtigen Frage als ein interessirter und als ein vorurtheilsvoller Richter herzutrate: daß ich vor die Schranken des Gerichtes träte mit einer Binde vor den Augen, nicht aber für die Zwecke der Gerechtigkeit; und mit einem Ueberschlag-gebenden Gewicht, das bereits in die eine Wagschale geworfen sei. Aber, Mylords, ich frage mit Zuversicht — ich frage dies

Haus, und möge die Frage dem ganzen Lande kund werden — welch' Recht hat irgend ein edler Lord, den protestantischen Bischöfen Englands Beweggründe nichtswürdigen und schmutzigen Interesses beizumessen, als die Haupttriebfedern ihrer Opposition gegen diese Maßregel? Ich frage, Mylords, welch' Recht? Ich will sagen, was für Gründe, der Geschichte oder der Beobachtung entnommen, giebt es, die Beschuldigung zu rechtfertigen? Waren es einst Beweggründe persönlichen Interesses, welche die sieben Bischöfe zum Widerstande gegen die Willkürmaßregeln eines papistischen Königs trieben, dessen Person sie mit warmem Eifer zugethan waren; und sie trieben, sich lieber Einkerkerung und Verfolgung hinzugeben, als von ihrer Pflicht gegen den protestantischen Glauben zu weichen? Ehrgeiz, Mylords, mag es gewesen sein, jener gerechte und preiswürdige Ehrgeiz, welcher, ich bin der guten Zuversicht, nicht aufgehört hat in der Brust ihrer weniger vortrefflichen Nachfolger zu brennen, der Ehrgeiz, sich als wachsame Hüter und unerschrockene Streiter der Kirche zu erweisen; und, wenn's sein muß, als Märtyrer in ihrer Sache.

Mit gleichem Rechte könnten interessirte Beweggründe Ew. Herrlichkeiten, den Eigenthümern ungeheuren Erbgrundbesitzes, beigemessen werden, wenn Sie in Berathung sitzen über Gesetzen, welche von Ihnen selbst entworfen und verordnet worden sind zum Schutze dessen, was man das Interesse der Grundbesitzer-

heißt. Mit gleichem Rechte könnte man sagen, daß manche der Unterstützer dieser Bill von der Furcht vor Gefahr für ihre eigenen Besitzungen regiert sind. Aber über solche Anschuldigungen gehe ich hinweg, da sie weiterer Beachtung nicht werth sind und der Sache, in der man sich ihrer bedient, keinen guten Dienst leisten.

Wir haben gehört, Mylords, — zwar nicht diesen Abend, obschon darauf angespielt worden ist, — sondern in den vorgängigen Erörterungen dieser wichtigen Frage, wir haben sehr viel von der Ungerechtigkeit und Grausamkeit gehört, die darin liegen soll, vier oder fünf Millionen unserer Mitunterthanen vom Genusse ihrer natürlichen und unveräußlichen Rechte auszuschließen. Nun, was das Prinzip betrifft, macht es keinen Unterschied, ob es vier Millionen Menschen oder vier seien, die dessen beraubt werden, was man jedes Menschen angebornes Recht nennt. Ich sage, es giebt keinen Unterschied in Hinsicht des Prinzips, welcher auch sonst sein mag rücksichtlich politischer Rathsamkeit. Sollen wir demnach die Frage auf abstraktem Prinzipe verhandeln, so möge die Berücksichtigung der Zahlen bei Seite gesetzt werden, als ein Element, das für die Lösung des Problems keine Geltung hat. Wofern die Zugeständnisse gerecht und politisch angemessen sind, gewährt sie, wäre es auch nur vierzigen: wofern nicht, weigert sie, selbst vier Millionen von Ansprucherhebenden.

Aber laſſet uns den Sinn jener Worte unterſuchen: »von ihren bürgerlichen,« oder wie Einige geſagt haben, »ihren natürlichen Rechten ausgeſchloſſen.« Giebt's irgend ein bürgerliches Recht, auf welches zu verzichten, ſofern das öffentliche Gemeinweſen das Opfer als rathſam erheiſcht, an einzelne Bürger nicht die Anforderung ergehen könnte? Iſt dies nicht ein Grundſatz, der in einer oder anderer Geſtalt anerkannt werden muß unter jedweder Form bürgerlichen Regiments? In unſerer eigenen Verfaſſung, wie günſtig ſie der Freiheit iſt, iſt er anerkannt und befolgt, in einem Maße, welches von denen vergeſſen zu ſein ſcheint, welche ſo laute Ankläger der Ungerechtigkeit machen, irgend einer Menſchenklaſſe einen direkten Antheil in der beſtehenden Regierung des Landes vorzuenthalten: denn dies, einfach dies, iſt das bürgerliche Recht, welches den gegenwärtigen Gegenſtand des Streites ausmacht. Es ſcheint mir, ich geſtehe es, an ſich eben ſo ungerecht, einen Menſchen aus Mangel einer beſtimmten Eigenthumsſumme von der Geſetzgebung auszuſchließen, als wenn man ihn für unbefähigt dazu hält wegen gewiſſer Meinungen, welche die Unverletztheit und Sicherheit des Gemeinweſens berühren. Ich bin wirklich nicht im Stande, bei dieſer Anſicht der Sache, eine Unterſcheidung zwiſchen den Graden der Ungerechtigkeit in den zwei Fällen zu machen. Ich weiß nur von einer Antwort, die auf dieſes Argument gegeben werden kann, nämlich in dem einen Falle haben wir einen beſtimmten

Prüfſtein für die Befähigung, in dem andern einen unbeſtimmten; — eine Antwort, die aber nicht in Betreff der Römiſch-Katholiſchen Geltung hat, deren Grundſätze, wenn ſie in der That Römiſch-Katholiſche ſind, feſt, beſtimmt und allbekannt ſind. Die Thatſache iſt, daß in beiden Fällen ein bürgerliches Recht in ſeiner Geltung geſchloſſen und gehemmt iſt, weil die Räthlichkeit für das Gemeinweſen es verlangt.

Ferner aber, Mylords, iſt dieſer Grundſatz von den Unterſtützern der vorliegenden Bill anerkannt, und in einer Weiſe, die doch etwas außerordentlich iſt. Das Recht, diejenigen, welche für uns die Geſetzgebung beſorgen ſollen, zu erwählen, iſt gewiß nicht weniger heilig als das, einen direkten Antheil an der Geſetzgebung zu haben. Dies Vorrecht einem zu nehmen, iſt anerkanntermaßen eine größere Verletzung natürlicher Gerechtigkeit, ein kühnerer Einbruch in das Gebiet des bürgerlichen Rechtes, als eine bloße Ausſchließung von der Geſetzgebung es iſt. Dennoch iſt eben das die Ungerechtigkeit, denn ſo, auf dem Boden ihrer eignen Grundſätze argumentirend, muß ich es nennen, welche die Verfechter des bürgerlichen Rechtes in einem rieſenhaften Maßſtabe zu begehen jetzt vorſchlagen — durch eine Art von Ausgleichung, welche, ſoviel ich einſehe, die geringfügigeren Unſchicklichkeiten des Strafcodex in Schatten ſtellt. Um einige wenige begünſtigte Perſonen mit Gefahrloſigkeit zum Vorrechte der Geſetzgebung zuzulaſſen, entziehen Sie es geſetzlich drei oder vier Tau-

senden und berauben Sie dieselben eines viel heiligeren und unveräußerlicheren Rechtes. Ich spreche hiermit eine Meinung aus hinsichtlich der Angemessenheit jener Maßregel, ich führe blos den Beweis, daß die tüchtigsten Verfechter des bürgerlichen Rechtes in Praxis zuzulassen genöthigt sind, daß es Beschränkung, Vorbehalte oder gänzliches Vorenthalten erfahren kann. Ja mehr noch, Mylords, in eben der Maßregel, welche jetzt Ihrer Entscheidung harrt, ist dieser Grundsatz anerkannt und ausgeprägt; denn sie schlägt vor, die Ausschließung Römisch-Katholischer von gewissen Stellen höchsten Vertrauens und Einflusses bestehen zu lassen und dauernd zu machen, nach denen dieselben doch ebenso billiger Weise ein Recht haben zu streben, wie nach einem Antheil an Ihren gesetzgebenden Berathungen. Von allen richterlichen Stellen dürfte wohl die des Lord Großkanzlers das höchste Ziel des Ehrgeizes eines Römisch-Katholischen sein, und seine Ausschließung davon das empfindlichste Uebel; insoweit als in den Entscheidungen eines Richters, der nicht durch die Fesseln des Statutargesetzes beschränkt ist, sondern nach einem richterlichen Ermessen der Billigkeit verfährt, der größere Spielraum für Parteilichkeit und Vorurtheil ist. Doch von diesem Amte, Mylords, so sagt uns einer aus deren Geistlichkeit, Hr. Collins, würden die Römisch-Katholischen mit einer Ausschließung einverstanden sein auf Grund der großen Staatsnothwendigkeit, durch welche jene erforderlich wird. Und unter dieser großen Staats-

nothwendigkeit, ſo legt er ſie aus, iſt die allgemeine Ueberzeugung des engliſchen Volkes zu verſtehen, daß die Römiſch-Katholiſchen von jenem hohen Amte ausgeſchloſſen ſein ſollten.

Was ich demnach behaupte, Mylords, iſt, daß nach den einfachſten Grundſätzen, welche eine bürgerliche Geſellſchaft ordnen, auf den Grund allgemeinen und unveränderlichen Herkommens durch die Zulaſſung und Verfügung der Entwerfer dieſer Bill, bürgerliche Rechte durch die Räthlichkeit unter Umſtänden Beſchränkung erleiden können; und daß eine Eigenſchaft, worin man dem Staate in wichtigen und einflußreichen Aemtern dient, und welche durch die Verfaſſung nicht beſchränkbar iſt, wo doch gerechte Gründe zur Beſchränkung da ſind, eine ſolche iſt, wie ſie mit allen Regierungsformen in der Welt ſich nicht verträgt. So denke ich denn, Mylords, daß wir nun die Frage nach dem Rechte abgefertigt haben; der nächſt zu unterſuchende Punkt iſt, ob überhaupt Meinungen einen gerechten Grund abgeben können für ein Nichtbefähigtſein zu bürgerlichem Amte.

Es iſt ſonſt wo bemerkt worden (mit wie viel Wahrheit, will ich dahingeſtellt ſein laſſen), daß ein Menſch für ſeine Anſichten eben ſo wenig verantwortlich ſei, als für die Farbe ſeines Haares oder für die Eigenheiten ſeiner Körperbeſchaffenheit. Die Richtigkeit dieſer Bemerkung um der Beweisführung willen einmal angenommen, brauche ich Ew. Herrlichkeiten kaum zu erinnern, daß es Eigenheiten der körperlichen

Beschaffenheit und persönliche Mängel giebt, welche in der That einen Menschen ungeeignet machen, gewisse Aemter einzunehmen. Sie sind sein Unglück, nicht sein Fehler. Sittlich ist er nicht für sie verantwortlich: aber er muß sich der Entbehrung geduldig unterziehen, welche sie, bei der bestehenden Ordnung der Dinge, unvermeidlich über ihn verhängen.

Die Frage ist also, Mylords, sind die Ansichten, denen die Römisch-Katholischen huldigen, der Art, daß sie dieselben zur Bekleidung von Aemtern des höchsten Vertrauens und Einflusses, und insbesondere zur Betheiligung an der Gesetzgebung in einem protestantischen Staate unfähig machen? — Dies ist die eine Frage. Die andere ist, ob die Dringlichkeit des gegenwärtigen Falles der Art ist, daß sie uns bewege, um Vermeidung wahrscheinlicher Gefahren willen, eine schwere Verletzung des Verfassungsgrundgesetzes zu wagen? Eine dritte Frage ist, ob die jetzt Ew. Herrlichkeiten vorliegende Maßregel, dem was sie erzielt, entsprechen wird? — der beabsichtigten Beruhigung der Gemüther. Ich habe nicht im Sinne umständlicher bei diesen drei Fragen zu verweilen, von denen mir die letzte gerade gegenwärtig die wichtigste zu sein scheint. Ist Eine Thatsache, Mylords, welche durch die kürzlich Ihnen zu Händen gestellte urkundliche Darlegung deutlicher als eine andere begründet worden, so ist's diese, daß bis zu einem jüngsten Zeitpunkte die Störungen in Irland nichts mit den römisch-katholischen Beunfähigungen zu Staats-

vorrechten) zu ſchaffen gehabt haben. Die trübſeligen Zuſtände jenes unglücklichen Landes haben einen ganz andern Urſprung. Es hat mit dem bösartigen Einfluſſe einer Krankheit zu ringen, deren Sitz tiefer iſt, die länger eingewurzelt, aber, ich hoffe es zu Gott, nicht unheilbar iſt. In der unkundigen Darlegung wurde von einem ausgezeichneten Mitgliede des andern Hauſes angegeben, daß die nächſte Urſache der Störung in Irland das äußerſte Elend der Bauerſchaft iſt, daß die entfernte in dem zu finden iſt, was er mit Recht als einen in der Wurzel verderbten Geſellſchaftszuſtand bezeichnete, — ein Zuſtand, von welchem, wenn Ew. Herrlichkeiten geneigt ſein wollen, die Anſicht eines in politiſchen Fragen ſo Unerfahrenen anzuhören, ich ſagen wurde, daß er die raſcheſten und kräftigſten Maßregeln einer ſtatiſtiſchen Geſetzgebung erfordert. Es iſt in Wahrheit ein ſolcher Geſellſchaftszuſtand, wie er in keinem andern chriſtlichen Lande beſteht; wo die vornehmlichſten Eigenthümer des Grund und Bodens abweſend ſind; und deren Stellen durch Perſonen von geringerer Bildung und, was ſchlimmer noch iſt, von unſittlichem Lebenswandel erſetzt werden, wo ein Syſtem von Pachtbeſitz auf Pachtbeſitz gepfropft wird, das durch eine beinahe unbegreifliche Steigerung von Erpreſſung endlich von dem elenden Bebauer des Bodens mehr herauszwackt, als der Boden ſelbſt hervorbringt; wo ganze Provinzen an widerſinnigem und veraltetem Herkommen hartnäckig feſthalten in geradem Widerſpruche gegen das gemeine

und ſtatutariſche Recht des Reichs. Ein ſolcher Geſellſchaftszuſtand wie dieſer, Mylords, muß gebeſſert werden, nicht durch Maßregeln wie die, welche jetzt dem Hauſe vorliegen, ſondern durch andere von mehr umfaſſender und wirkungskräftiger Art; durch Annahme eines auf billigere Rechtsgrundſätze gebauten Syſtems der Lehnsverhältniſſe; durch eine reinere Verwaltung der Gerechtigkeit in ihren unteren Abtheilungen; durch eine Abänderung in den Geſetzen über die Einkünfte; durch die Errichtung von Manufakturen und die Ausdehnung des Handels; durch die Einführung eines wirkſamen Erziehungsſyſtems; und endlich, was aber nicht das Unbedeutendſte iſt, weil es zu allem Uebrigen hinführen würde, durch die Rückkehr der Eigenthümer des Grund und Bodens.

Befreiung von den Uebeln eines ſolchen Syſtems, Mylords, das iſt die Emancipation, deren Irland bedarf: dies iſt die Emancipation, welche das Land aus ſeinem heruntergekommenen Zuſtande dadurch erheben würde, daß ſeine Söhne erſt der Trägheit und ſorgloſen Armuth und dann der Unwiſſenheit, dem Aberglauben und der Widerſetzlichkeit entriſſen würden. Wird dieſe umfaſſende Handlung der Gerechtigkeit gethan ſein; ſind dieſe wirkſamen Heilmittel angewandt, und deren Wirkungen an dem fortgeſchrittenen Zuſtande ſeiner Bevölkerung in bürgerlicher und ſittlicher Hinſicht wahrgenommen worden, dann, Mylords, wird's noch Zeit

genug sein von weiteren Zugeständnissen an politischer Macht zu reden.

Es scheint, daß bis zum Jahre 1823 die große Masse der Römisch-Katholischen sich nur wenig um das, was man Emancipation nennt, kümmerte; und selbst jetzt ist, gemäß der Aussage eines Zeugen, ihr Begriff davon die Wiederherstellung ihrer Kirche zu deren vormem behaupteten Vorrang; gemäß der Aussage eines anderen, die Wiedererlangung der Grundstücke, deren sie vormals gegangen. Welche dieser Erwartungen sie nun auch immer hegen mögen, und ich halte es für wahrscheinlich, sie hegen beide, es ziemt diesem Hause die Erwägung, ob, wofern diese Bill zum Gesetz erhoben wird, dasselbe die große Masse der römisch-katholischen Bauernschaft zufrieden stellen wird, wenn sie findet, daß es ihr keine jener Wohlthaten verleiht; obschon es eine derselben in Wirklichkeit in seinem Gefolge hat? Bis wie weit die Gefahr unbefriedigter Erwartung sie treiben mögen, wenn die Maßregeln nicht durchgehen sollten, maße ich mir nicht an, voraus zu sehen: ich gestehe aber, ich bin nicht völlig frei von Befürchtung. Mögen jedoch jene Gefühle sein, welche sie wollen, so viel wage ich zu behaupten, daß sie ihr Dasein den Kunstgriffen einiger wenigen politischen Agitatoren verdanken, — ich gebrauche den Ausdruck, M-lords, mit Vorbedacht und Ueberlegung, denn einer der ausgezeichnetsten ihrer Führer dankte vor nicht lan-

ger Zeit dafür seinem Gotte, daß er ein Agitator wäre, — ein Menschenschlag, der diesen Sauerteig in die Masse, die schon durch andere Ursachen zur Gährung im Voraus empfänglich war, geworfen hat, um selbst, während die ungeheuere Masse schwillt und wallt in dem Gährungsprocesse, auf die Oberfläche geboben zu werden. Diese Ansicht der Sache ist, Mylords, durch die urkundliche Darlegung, die Ew. Herrlichkeiten Committé vorliegt, reichlich gerechtfertigt. Erst da, als die katholische Association ihre Thätigkeit begann, geschah es, daß die große Masse der Römisch-Katholischen Irlands viel an die Emancipation, wie man's nennt, zu denken anfing; da diese Frage direkt nur Wenige berührte, so war es nicht wahrscheinlich, daß durch sie die Ruhe der Menge gestört wurde, denn die Menge wurde bei einem in nur irgend billigem Verhältnisse gestatteten Genuß des Ertrages ihrer ehrlichen Arbeit sich nur wenig um die Ausschließung von einigen ihrer reicheren Brüder vom Parlamente gekümmert haben. Daß es bisher für sie nicht eine Ursache des Mißvergnügens gewesen ist, erweiset sich aus der Thatsache, daß ihre Neigung zu zügelloser Gewaltthätigkeit und Rechtsverletzung sich nicht im Verhältnisse zu den allmäligen Milderungen des Strafcodex verringert hat. In der That, sie wissen kaum, daß solche Milderung stattgefunden hat; ein klarer, ein unbestreitbarer Beweis, daß frühere Zugeständnisse, die an Zahl und Wichtigkeit diejenigen, welche noch zu machen übrig bleiben, weit

übertreffen, keine Wirkung irgend welcher Art auf ihr Betragen oder ihr Wohlbefinden gehabt haben. Es iſt ebenfalls ein Beweis, Moleros, daß diejenigen Perſonen, an welche der römiſch-katholiſche Bauernſtand für ſeine Belehrung und Unterweiſung allein gewieſen iſt, es für paſſend gehalten haben, dieſem jene Kenntniß vorzuenthalten, die, wenn mitgetheilt, ein Antrieb zu loyalem Bürgerſinne und Zufriedenheit, und ein Beruhigungsmittel wenigſtens gegen die Luſt zu Widerſetzlichkeit geweſen ſein würde. Ich will die Beweggründe jener Klaſſe von Leuten nicht beſtimmen, welche das Volk über jene Wohlthaten, welche von Seiten ihrer höchſt weſentlichen Wichtigkeit für daſſelbe dargeſtellt waren, in Unwiſſenheit erhielten. Aber ſo viel ſage ich, daß es genau die Verfahrungsweiſe iſt, welche von denen würde eingeſchlagen worden ſein, welche, mit einem weit größeren und gefahrbringenderen Ziele eines Unternehmens im Auge, ſämmtliche vorläufig zu erobernden Poſten als unbedeutend und geringfügig behandeln würden. Das ſteht mit der Klugheit gewandter Ingenieure ganz im Einklange, welche die Räumung einer Verſchanzung nach der andern und eines Außenwerkes nach dem andern nur als eine Eröffnung des Weges zu einem Angriffe auf die Feſtung anſehen. Das würde die Klugheit derer ſein, welche ſelbſt die Zulaſſung ihrer Laienbrüder in's Parlament nur ſchätzen würden als eine anbahnende Erleichterung der Vollführung ihres großartigen Planes,

nämlich die Gründung der römisch-katholischen Kirche auf den Trümmern der protestantischen:

> Actum, inquit, nihil est, nisi Poeno milite portas
> Frangimus, et media vexillum pono suburra.

Sehr wahr, Mylords, ist über das Papstthum die Bemerkung gemacht, in der Vorstellung der Commons an König Jakob I.: »Es hat einen ruhelosen Geist und seine Bestrebungen werden diese Stufenfolge haben. Wenn es einmal auch nur eine Nachsichtigkeit erlangt hat, wird es auf Duldung dringen; wenn dies erreicht ist, muß es Gleichheit haben; von hieraus wird es eine Uebermacht anstreben; und wird nie rasten, bis es einen Umsturz der wahren Religion erlangt hat.« Daß dies, Mylords, die Absicht ist, welche die römisch-katholische Hierarchie und Priesterschaft Irlands im Auge hat, ist nach meiner Einsicht so klar wie die Sonne am Mittag. Nichts Geringeres als dies wird sie befriedigen; obschon ich mich doch der Hoffnung hingebe, wir werden die Zeit erleben, wo unter dem göttlichen Segen weisere und wirksamere Maßregeln zur Milderung ihrer Lage die niederen Stände in jenem Lande zu einem gebildeteren, einem betriebsamen, einem zufriedenen Volke machen sollen, und ein furchtbares Werkzeug der Unruhstiftung denen aus den Händen reißen sollen, die jetzt damit nach ihrem Gutdünken schalten. Verlassen Sie sich darauf, Mylords, wenn die römisch-katholische Bevölkerung Irlands religiöse Ansichten und Stim-

mungen zu den Urſachen der Friedensſtörung ſich ge-ſellen läßt, ſo ſind das Stimmungen, welche ſich weit über die engen Schranken der gegenwärtigen Bill erſtrecken, welche letztere wir demnach vernünftiger Weiſe nicht als eine Maßregel der Friedensſtiftung anſehen können. Und ſicherlich iſt es doch etwas verdächtig, wenn einige ihrer wärmſten Vertheidiger, diejenigen, welche mit den Geſinnungen und Gewohnheiten des Volkes am beſten bekannt ſind, uns ſagen, daß wir eine vollſtändige Friedensherſtellung unter zwanzig Jahren nicht erwarten müſſen, und ſelbſt dann nur von der vereinigten Wirkung dieſer Maßregel und andrer von ſehr verſchiedener Natur. Ein ſehr urtheilsfähiger Zeuge, Herr M. Carthy, hat geſagt, daß, wenn für Beſchäftigung der Bauernſchaft geſorgt und andere Maßregeln zu ihrem Frommen ausgeſonnen wären, Irland auch ohne dieſe Zugeſtändniſſe wohl ruhig ſein möchte; aber er fürchte, man würde aus ihnen doch eine Handhabe machen. Eine Handhabe, Mylords? Giebt's denn einen edlen Lord unter denen, die mich hören, der nicht denkt, daß, wenn die vorliegende Bill durchgeht, eine Fülle von ſolchen Handhaben vorhanden ſein werde in den noch übrig bleibenden Punkten der Ausſchließung, in der politiſchen Unterordnung der römiſch-katholiſchen Kirche, und in dem Material, welches ſie für Wahlumtriebe und Ränke an die Hand geben wird?

Ich behaupte demnach, daß bei Anwendung dieſer Heilungsmaßregel als eines ſchmerzſtillenden Mittels

gegen die Krämpfe, welche Irland durchzucken, Ew. Herrlichkeiten einen großen praktiſchen Fehler in der Diagnoſe der Krankheit des Landes begehen. Sie werden ein Mittel gegen ein Leiden reichen, während alle Symptome das Daſein eines andern anzeigen. Ueberzeugt, wie ich es bin von den letzten Endzwecken der römiſch-katholiſchen Prieſterſchaft (und ich meſſe ihnen als aufrichtigen Römiſch-Katholiſchen für Nährung ſolcher Abſichten keinen Tadel bei), und im Glauben, daß ſie nach dem Umſturze der proteſtantiſchen Kirche zielen und nach dem Aufbaue ihrer eigenen auf deren Trümmern, — können Sie mich als einen Diener und Wächter der proteſtantiſchen Kirche tadeln, wenn ich meinen entſchiedenen Widerſpruch gegen eine Maßregel einlege, welche denſelben unausſprechlich viel Vorſchub in Erreichung jenes Zweckes gewährt? Wir Alle wiſſen, was für neu entſtandene und gefährliche Vorſtellungen in Beziehung auf Kirchen-Eigenthum im Schwange gehen. Ich brauche Sie kaum an jenen bösgemeinten Beſchluß des irländiſchen Hauſes der Gemeinen, betreffend den Zehnten für Hutung auf Communalweiden, erinnern, welcher bei der Union geſetzkräftig wurde. Und haben wir keinen Grund noch kühnere Verſuche auf das Eigenthum der Kirche zu befürchten, wenn zwanzig oder dreißig römiſch-katholiſche Mitglieder ihren Weg in das andere Haus gefunden haben ſollten, die gegen ihre Conſtituenten die Verpflichtung eingegangen, jede Maßregel gegen das Zehnten-Syſtem zu

unterstützen, und die darauf rechnen können, von den Priestern bei der nächsten Wahl bei Seite geschoben zu werden, sobald sie in der Sache lau und unthätig sind. Ich bekenne, Mylords, daß ich nicht ohne Beunruhigung den wahrscheinlichen Einfluß einer solchen dichten Masse von Stimmberechtigten betrachten kann, die sich vielleicht in der Schleppe eines jener unheilvollen Kometen bewegen, die

aus ihrem greulichen Haar
Krieg, Pestilenz herniederschütteln —

auf Alles, was die festgestellten religiösen Ordnungen des Landes schützt.

Dies, Mylords, sind die Ansichten, zu deren Bildung ich durch ein sorgfältiges Durchlesen der urkundlichen Darlegung über Irlands Zustand veranlaßt worden bin. Man hat uns, meinen hochwürdigen Brüdern und mir, zu wiederholten Malen gesagt, diese Frage nicht von einem rein religiösen Standpunkte anzusehen, sondern sie als eine große politische Maßregel zu betrachten. Ich habe es deßhalb für meine Pflicht gehalten, auf ihre wahrscheinlichen Ergebnisse etwas umständlicher einzugehen. Dabei fühle ich wohl die Anmaßung, die darin liegt, wenn ich Ew. Herrlichkeiten, deren Erfahrung in diesen Fragen meine eigene in so hohem Maße übertrifft, Rath zu ertheilen mich erbiete, und in einer Eigenschaft auftrete, von der mich frei zu halten stets mein Bestreben ist — die eines

Politikers. Meine Meinung, so wie sie nun besteht, ist aufrichtig; und ich erhalte mich für Ueberzeugung zugänglich, wenn jene als unrichtig dargethan werden kann.

Mylords, ich komme nun zu der Frage, über welche eine Ansicht zu haben ich wohl für competenter gehalten werden darf; ich meine die Lehrsätze der römisch-katholischen Kirche. Ehe ich aber Dogmen von mehr speculativer Art berühre, lassen Sie mich Ihre Aufmerksamkeit auf einen Punkt hinführen, der uns näher und direkter angeht: ich habe die Gesinnungen und Stimmungen im Sinne, welche von der römisch-katholischen Gesammtheit gegen die protestantische Kirche gehegt werden. Ein ausgezeichneter Zeuge, ein Glied jener Gemeinschaft, gab die Erklärung, er würde, wäre er nicht überzeugt, daß die gegenwärtige Maßregel dem protestantischen Interesse zur Stärkung gereichen werde, sie nicht unterstützen; es versteht sich, dieser Ausspruch muß in dem weiten Sinne genommen werden, der, glaube ich, Sprechern von der andern Seite des St. George-Kanals gewöhnlich zugestanden wird; aber sicherlich schmeckt er nach der unbedachtsamen Wärme eines Zeugen, welcher in seiner Begier, der gegenwärtigen Sache zu dienen, freilich wohl zu viel beweiset. Ich habe kein Recht, die Aufrichtigkeit jener sehr tüchtigen und ausgezeichneten Person, so weit es auf ihre eigenen Ansichten dabei ankommt, in Frage zu stellen. Aber wenn Sie diese Person als das in dieser Hinsicht die römisch-katholische Gesammtheit vertretende Indivi-

dann ansehen, so kann keine Vorstellung täuschender sein. Daß so jene Gesammtheit nicht denkt, geht aus dem allgemeinen Zusammenhange der Ihnen vorliegenden urkundlichen Darlegung hervor. Und nun muß ich, in Bezug auf diese Darlegung, mir die Freiheit nehmen eine Bemerkung zu machen. Insoweit als es auf Thatsachen ankommt und auf die Meinung der einzelnen Zeugen, bin ich ganz geneigt ihr Zeugniß ohne Anstand oder Zweifel anzunehmen. In Betreff der Ansichten aber und der Wünsche des römisch-katholischen Irlands, erwarten, so hoff' ich, Ew. Herrlichkeiten nicht, vermittelst Ihrer Committe (denn kein in der Art zusammengesetztes Tribunal konnte es vernünftiger Weise erwarten) zur Wahrheit zu gelangen, zur ganzen, vollen und reinen Wahrheit. Dies ist ein Ergebniß, Mylords, welches in ganz gleichem Maße von denen, welche die Fragen stellen, wie von denen, welche die Antworten geben, abhängt; eine Sachlage, die in der urkundlichen Darlegung vor uns ein äußerst merkwürdiges erläuterndes Beispiel findet, wie ich, gestattete es mir Zeit und Raum, leicht zeigen könnte. Was ich sage, Mylords, ist dies, daß in Ansehung der Wünsche und Hoffnungen der Römisch-Katholischen Sie keine richtige Auffassung gewinnen können aus den vorsichtigen und behutsamen Angaben einiger wenigen gewandten Männer, deren Antworten nicht über die an sie gerichteten Fragen hinausgehen würden; die vor Ihnen stünden an allen Punkten gerüstet auf die Absichten Ihrer Untersuchung.

und nicht die Aussichten und Vorhaben der ganzen römisch-katholischen Gesammtheit zu Protokoll gebend, denn dazu hätten sie keine Vollmacht, sondern ihre eigene individuelle Meinung davon, welche jene Aussichten und Vorhaben sein sollten. Nein, Mylords, wenn Sie die Gesinnungen und Hoffnungen, die die große Masse der römisch-katholischen Bevölkerung durchdringen, kennen lernen wollten, so müssen Sie deren öffentliche Versammlungen besuchen; müssen hören deren Lieblingsredner, wie sie, nicht unbewandert in der Kenntniß der menschlichen Natur, diejenigen Themen herauswählen, welche in den Gemüthern ihrer Zuhörer den besten Anklang finden; hören, wie sie die protestantische Kirche laut anklagen als eine unerträgliche Plage, eine vergiftende Pest, einen bösen Geist, der auf der Wohlfahrt des Landes lastet; darauf horchen, mit welchem Beifalle diese Erklärungen aufgenommen werden, und dann über die Absichten, welche die Römisch-Katholischen nähren, urtheilen. In einer sehr bemerkenswerthen Rede des Dr. Dromgoole, die von einer gedrängten Versammlung mit Beifallsruf aufgenommen, und von der nachher von einem Priester seiner Gemeinschaft erklärt wurde, daß sie katholisch, rein, ächt katholisch sei, spricht er von der protestantischen Kirche folgendermaßen: — Es wird geschehen, daß sie fällt, und nichts als das Gedächtniß des von ihr gestifteten Unheiles wird überleben. Sie hat ihre Zeit auf Erden gehabt; und wann die Zeit kommt, sollen Katholiken durch

einen Eid gebunden sein, ein kirchliches System aufrecht zu erhalten, von dem sie glauben, daß es einst von der ganzen Erde verworfen werden wird?« So sprach der papistische Laie. Jetzt hören Sie den Priester (Herrn Gandolphy) — und es sind seine einem Buche entnommenen Worte, das zwar durch die Mäßigung oder Klugheit des apostolischen Vicars seines Bezirkes Zurückweisung erfuhr, aber am Fuße des päpstlichen Thrones niedergelegt, die Sanktion von höchster Hand empfing und dazu die Erklärung: »daß es in Cedernholz und Gold eingelegt zu werden verdiene, und der katholischen Kirche höchst ersprießlich sei.« Er sagt von der englischen Kirche, daß »sie die älteste ihrer häretischen Schwestern ist — ein widerstrebendes Kind —« mit einem gehässigen Blicke schaut er »die kränklichen Sprossen an, welche aus ihren geknickten Zweigen hervortreiben — man wird sie sammeln und in das Feuer werfen, und sie wird verbrennen.«

— teda lucebit in illa
Qua stantes ardent, qui fixo gutture fumant.

Dies, Mylords, sind heutigen Tages die Gesinnungen, bekannt von Einigen, und mit Beifall begrüßt von noch Vielen mehr in jener großen Körperschaft, der wir, wie man verlangt, weitere Zugeständnisse an politischer Macht gewähren sollen.

Was das Eigenthum unserer Kirche betrifft, so dachte ich einst, daß die römisch-katholische Priesterschaft ein

verlangendes Auge nach ihren Zehnten werfe. Ueber den Punkt bin ich enttäuscht worden. Sie sagen uns, daß sie durchaus kein Verlangen tragen, die Zehnten sich zuzueignen; sie beabsichtigen blos dieselben von der protestantischen Kirche hinwegzunehmen. Wahrlich, Mylords, es kann keine wirksamere Methode zur Vernichtung eines Gegners geben, als ihn der Mittel seines Bestehens zu berauben. Und daß dies der Römisch-Katholischen voller Zweck und Absicht ist, beweise ich durch das glaubhafteste Zeugniß. Ich beweise es, Mylords, durch deren eigene Petition, die dem Hause der Gemeinen am 31. Mai 1824 eingereicht wurde. Darin, und sie ist ein Dokument, das Ew. Herrlichkeiten ernsteste Aufmerksamkeit wohl verdient, geben sie klar zu erkennen, daß, um sie zufrieden zu stellen, drei Dinge schlechterdings nothwendig seien. Und welche sind diese drei Dinge? 1) die Wiederauflösung der Union; 2) die Abschaffung der Zehnten; und 3) die Aufhebung aller Gemeinheitsprivilegien. Bei dieser merkwürdigen Petition will ich nicht umständlich verweilen, sondern mir Ew. Herrlichkeiten Aufmerksamkeit zu einem nicht weniger wichtigen Zeugnisse erbitten. In einem der Briefe, die mit der Unterschrift J. K. L. im Drucke erschienen sind, und gemeiniglich dem Dr. Doyle zugeschrieben werden, — eine sehr verschiedene Person von dem Dr. Doyle, welcher vor Ew. Herrlichkeiten Committe erschien, — wird gesagt, daß die Katholiken als Katholiken keine der Kirche feindselige Pläne

haben; aber als eine Gesammtheit von Menschen, die vornehmlich mit Ackerbau beschäftigt sind, haben sie zwar nichts gegen die Kirche, aber wohl etwas gegen sie als Staatskirche.« Mylords, ich denke, daß es ein so ziemlich überführendes Zeichen der Feindseligkeit gegen die Kirche sein würde, die Gerechtsame und das Eigenthum, deren sie sich als ein mit dem Staate in einheitlicher Verbindung stehendes Institut erfreut, zu nehmen. Die Unterscheidung, welche Dr. Doyle macht, ist ungefähr ebenso stichhaltig, wie wenn Einer, der einen Prozeß am Kanzleigerichte anhängig gemacht hat, und ihn vereitelt sieht, dem edlen und gelahrten Lord auf dem Wollsacke sich nähern (— ich bitte den edlen Lord um Verzeihung, aber ich bin überzeugt, er wird sich dadurch nicht beleidigt fühlen, daß ich mich zur Erläuterung meines Arguments seines Namens bediene) — und zu ihm sagen wollte: »Mylord, ich erlaube mir Ihnen zu versichern, daß ich, als A. B., keine persönliche Gereiztheit gegen Ew. Herrlichkeit, als Graf von Eldon, hege; aber ich muß, als Einer der an Ihrem Gerichtshofe die Vereitlung seines Gesuches hat erleben müssen, mir die Erlaubniß erbitten, Ihnen, als Lord Großkanzler, einen Schlag auf den Kopf zu reichen.« Genau so ist die erbärmliche Sophistik des Dr. Doyle. Er ist gegen die Kirche als eine Kirche freundlich gesinnt, aber als eine Staatskirche würde er sie des Hungertodes sterben lassen.

Derselbe Dr. Doyle (ich bitte ihn um Verzeihung,

derselbe J. K. L.) erklärt, daß die protestantische Geistlichkeit jetzt und künftig verabscheut wird; er behauptet, daß alle Anstrengungen der Gesetzgeber, Irland zu heben und zu bereichern, durch die protestantische Geistlichkeit zu nichte gemacht seien, und daß die Mord- und Greuelthaten, welche den Charakter der Nation beflecken, ihr Herz verhärten und ihre Gefühle zur Stufe des Thieres herabsinken lassen, veranlaßt oder begangen seien von den Agenten der protestantischen Geistlichkeit, — jener Geistlichkeit, Mylords, deren Eifer und Nützlichkeit, und in den meisten Fällen schonende Milde die von Ihnen bestellten Zeugen ihr beinahe einhelliges Zeugniß gegeben haben: jene Geistlichkeit, die in der großen sittlichen Oede und Verwüstung Irland's wie Oasen in der Wüste blieben; die einzige Klasse der ansässigen Vornehmen, zu der der Bauernstand mit Hochachtung und Dankbarkeit hinaufblickte; deren Häuser mitten in nächtlicher Plunderung und Brand ohne Schutz, aber auch ohne Beschädigung blieben.

Mylords, mit sicherem Vertrauen darf ich sagen, daß ich nicht durch diese verleumderischen Anschuldigungen gegen meine Brüder zum Zorne bewegt bin, ich hoffe wenigstens, daß man mich nicht für geneigt halten wird, ein Wort zur Vergeltung mit Gleichem zu sagen; ich möchte nicht von Einem, der mit mir demselben geistlichen Stande angehört, mit Härte sprechen; aber Mylords, es giebt dringliche Verhältnisse, wo Gerechtigkeit fordert, die Wahrheit unverhohlen zu sa-

gen; und das gegenwärtige iſt ein ſolches. Es iſt meine Pflicht, Ew. Herrlichkeiten aufzufordern, ernſtlich zu bedenken, was für einen Grad von Anſehen, ſofern es Meinungen gilt, dem Zeugniſſe eines Mannes zuerkannt werden muß, welcher aus dem Verſtecke ſeiner halben Verborgenheit Feuerbrände in das Heiligthum des proteſtantiſchen Glaubens ſchleudert und ſeine vergifteten Pfeile von da in die Ferne abſchießt; welcher auf die unduldſame Verfolgungsſucht der römiſchen Kirche die Alles gleichmachenden Lehren des Jakobinismus einimpft, und dann vor Ew. Herrlichkeiten hintritt, um mit übertünchenden Worten die Herbigkeiten ſeiner urkundlichen Verleumdung abzuſchwächen; und der andeutend Etwas fallen läßt von ſeiner Nichtanerkennung und zögernd ſtockt mit ſeiner Mißbilligung der Lehren, welche mit ausgeprägten Zügen in jeder officiellen Urkunde der Kirche ſtehen, zu welcher er gehört.

Ich komme nun, Mylords, durch einen natürlichen Uebergang, von Dr. Doyle zu dem Papſte. Es iſt leicht zu zeigen, daß die Unterſcheidung, welche man zwiſchen der päpſtlichen Oberhoheit in geiſtlichen und in weltlichen Dingen zu machen verſucht hat, nur eine in der Theorie beſtehende iſt. Ehe ſie als praktiſch gelten kann, müſſen die Frommgläubigen der römiſchen Kirche ſich mit zwei völlig verſchiedenen Klaſſen von Grundſätzen und Geſinnungen verſehen, die eine allein und rein für die Dinge dieſer Welt beſtimmt, die andere für die ewigen Dinge. Ich hatte mir vorge-

nommen, die Anſichten ihrer eigenen Gottesgelehrten über dieſe Frage anzuführen, aber der Gegenſtand iſt von meinem hochwürdigen Freunde, dem Biſchof von Llandaff ſo gewandt durchgeſprochen worden, daß es mir unnöthig dünkt, dabei zu verweilen. Des Papſtes Oberhoheit iſt wenigſtens eine kirchliche, und eine ſolche ſchließt nothwendig eine gewiſſe weltliche Jurisdiktion ein. Was nun Thatſachen betrifft: beſtimmt nicht der Papſt alle Titularbiſchöfe Irland's mit Einkommen von jährlich fünfhundert bis zweitauſend Pfund? Und haben dieſe Biſchöfe nicht das Recht der Ernennung von ſämmtlichen Pfarrern, deren Geſammteinkommen bereits im Minimum 150,000 L. beträgt? Iſt das keine Einmiſchung in zeitliche Dinge? Iſt's denn nichts, Mylords, daß ein fremder Potentat, der moraliſche Feind Ihrer Kirche, im Umfange jener Kirche ſelbſt ein wohldisciplinirtes Heer von 3000 Männern haben ſoll, die unbedingten Gehorſam gegen ſeine Befehle geſchworen haben; deſſen Generale er beſtimmt, und der, man vergeſſe es nicht, beſtimmt hat, wo nicht die Geſchöpfe und Parteianhänger, doch die Sachführer*) eines päpſtlichen Thronprätendenten? Man ſagt zwar, daß ein auf Empfehlung des Prätendenten vom Papſte beſtimmter Titularbiſchof hätte Treue und Gehorſam dem proteſtantiſchen Monarchen auf dem Throne

*) Die, im vorkommenden Falle, mit der Volksbearbeitung Beauftragten.

ungeschwächt bewahren konnen. Das ist möglich, ohne Zweifel. Aber was meinen Sie, Mylords, wie würde sein Verhalten gewesen sein, wäre der Pratendent zu irgend einer Zeit mit einer imponirenden Macht an Irland's Küsten erschienen? Er würde in Verlegenheit gerathen sein; aber wahrscheinlich würde er aus seiner Verlegenheit erlöset worden sein durch Ausübung dessen, was man das Ultima Dominium nennt; jene ultima ratio paparum, das Spezifikum, das für Nothfälle des Gewissens aufbewahrt wird. Er würde von seinem Eide der Treue befreit worden sein, wie die Unterthanen der Bourbons durch eine Bulle Pius des VII. es von dem ihrigen wurden.

Ich gehe nun über, Mylords, zu der Absetzungsgewalt des Papstes, welche, wie Dr. Doyle uns sagt, veraltet ist; ein wohlgewähltes Wort; nicht: abgeschafft, nicht: ungiltig gemacht, nicht: verworfen; sondern: veraltet. Um nicht eine lange Liste von Beispielen aus der Zeit vor dem 17. Jahrhundert zu erwähnen, möchte ich Ew. Herrlichkeiten nur erinnern, daß Papst Urban der VIII. sich anmaßte Karl den I. in Irland abzusetzen; daß Benedikt der XIII. gegen Georg den II. 1729 eine Absetzungsbulle erließ, und daß Pius der VII. Ludwig den XVIII. entsetzte, und alle Franzosen vom Eide der Treue absolvirte, als er seinen theuren Sohn Napoleon krönte. Ich erkenne es an, Mylords, daß dies leere Schaustücke des zu bewahrenden Ansehens waren. Aber ob sie auch immerhin leere

Schaustücke waren, insoweit als die wirkliche Macht des Papstes in Betracht kommt, so waren sie doch nicht ohne ihre Wirkung auf die Gemüther der gläubigen Römisch-Katholischen, wie wir auf unsere Kosten würden die Erfahrung gemacht haben, hätten Umstände ihre Ausführung begünstigt. Doch Dr. Doyle sagt, diese Lehre ist veraltet, das heißt, außer Brauch. Nun wohl, Mylords, im Jahre 1805 giebt Papst Pius VII. seinem Nuncius zu Wien die Instruktion, daß die Kirche, als eine Strafe der Häresie, die Confiscation häretischen Eigenthumes beschlossen habe, aber unglücklicher Weise kann sie jetzt ihr Recht, Häretiker ihrer Fürstenthümer zu entsetzen, nicht ausüben. Das also, Mylords, ist die veraltete Macht, Fürsten abzusetzen, — veraltet, wie die Kraft eines Tigers veraltet ist, wenn seine Tatzen verschnitten und seine Glieder in Fesseln gelegt sind. Diese anstößigen Sätze werden immer noch von der römischen Kirche festgehalten; Einzelne mag's geben, und giebt's ohne Zweifel, die sie entweder verwerfen, oder in einem bedingten und gemilderten Sinne gelten lassen: aber noch sind sie die Lehren ihrer Kirche; und es kommt keinem Einzelnen oder mehreren ihrer Glieder zu, ihnen im Namen oder zu Frommen der Kirche abzusagen. Dr. Doyle weiß, daß er keine Vollmacht dazu hat: denn er selbst hat uns gesagt, daß die Entscheidungen selbst der römisch-katholischen Universitäten in solchen Sachen nicht abschließend sind. Auch wird weder Dr. Doyle, noch irgend eine römisch-la-

tholische Universität in der Christenheit zu sagen wagen, daß ein einziger Kanon des Tridentiner Concils zu verwerfen oder zu verdammen ist; und ich halte dafür, daß eine Kirche, deren Bekenntniß des Glaubens und Regel der Disciplin in den Akten jenes Concils zu finden sind, nicht geeignet ist, zu irgend einem beträchtlichen Antheile an Macht und Ansehen in einem protestantischen Staate zugelassen zu werden.

Indem ich jener Kirche die Lehren Schuld gebe, welche sie feierlich bekennt festzuhalten, hoffe ich, man wird nicht von mir denken, daß ich auf die einzelnen Mitglieder ihrer Gemeinschaft irgend einen Tadel werfen will. Sind sie aber ihren religiösen Glaubensinhalt im Klaren, sind sie ächte Römisch-Katholische, so müssen sie auch glauben, was nur immer ihre Kirche als zum Glauben nothwendig erklärt hat. Mylords, ich hatte mich darauf eingerichtet, mich auf diesen Theil des Gegenstandes weiter einzulassen und durch urkundliche Erweise zu zeigen, daß nicht eine dieser anstößigen Lehren von der römischen Kirche thatsächlich verlassen ist. Aber da ich Ew. Herrlichkeiten Aufmerksamkeit schon länger auf die Probe gestellt habe, als ich beabsichtigte, so will ich meine Bemerkungen zum Schlusse bringen.

Zugleich halte ich es, Mylords, für Recht anzuführen, daß einige dieser Lehren in den Klassenbüchern zu Maynooth und in den Elementarbüchern des Religionsunterrichtes, die in Irland in gemeinem Gebrauche sind, als ausdrückliche Behauptungen oder als Andeu-

tungen aufgestellt sind. Um nur eine zu erwähnen: die Heiligkeit des Eides. Es ist eine vollkommen bekannte Sache, daß die irländische Bauernschaft im Allgemeinen gar keine Achtung gegen diese heiligste aller Verpflichtungen beweiset. Sie werden in Dr. James Butler's römisch-katholischem Katechismus belehrt, — einem sehr allgemein gebrauchten Werke, — daß ein ungerechter Eid nicht bindend ist; und auf die Frage, was ist ein ungerechter Eid? ist die Antwort: der da Gottes, unseres Nächsten und unsere eigene Ehre antastet. Was den ersten Theil der Erklärung betrifft, so wissen wir, was für eine Auslegung ihr von der römischen Kirche gegeben werden kann; was den letzten betrifft, so ist er sehr wenig im Einklange mit der Beschreibung, die in einem Buche von unzweifelhafter Autorität gegeben ist, wo von dem Gerechten geschrieben steht, daß er »seinem Nächsten schwört und es hält, wäre es auch zu seinem eigenen Schaden.«

Dies sind einige von den Beweisgründen, Mylords, die ich gegen die Annahme gegenwärtiger Maßregel geltend zu machen habe. Mit noch anderen muß ich unterlassen, zu dieser heutigen späten Stunde Ihnen beschwerlich zu fallen. Im Ganzen behaupte ich, daß die vorliegende Bill keine wirksame Maßregel zur Friedensherstellung ist; im Gegentheile, sie enthält in sich selbst nach meiner Ansicht Stoff zu Zwietracht und inneren Bewegungen. Daß sie ein Einbruch in die gesetzlich begründete Verfassung und eine Verletzung

der Grundsätze dieser Verfassung ist, läßt sich nicht leugnen. Sie schlägt vor, ein mächtiges und thätiges Heer von Feinden gerade in die Burg des protestantischen Glaubens herein zu lassen. Sie ist nur ein Fußpunkt für die, welche die Wälle unserer Freiheiten und Rechte zu ersteigen den besten Willen haben. Noch einmal erlaube ich mir die Erklärung, daß ich den Römisch-Katholischen dafür keinen Tadel zurechne, daß sie das endlich zu erreichen wünschen; und ich halte es nur für eine Handlung der Gerechtigkeit, zu sagen, daß, soweit meine persönliche Bekanntschaft unter den höheren Klassen der Römisch-Katholischen in diesem Lande reicht, ich nichts wahrgenommen, was mir die Meinung erweckt hätte, daß sie den verrufeneren Lehren ihrer Kirche Einfluß auf sich gestatteten. Die Wenigen, welche ich gekannt, habe ich Ursache gehabt zu schätzen und zu achten. Ein Herr aus meiner Diöcese, im Besitze weiter Ländereien, hat mit einem Geiste der Freigebigkeit, der (möge es mir ohne anzustoßen erlaubt sein zu sagen) eines reineren Glaubens werth ist, beinahe aus eigenen Mitteln eine Nationalschule erhalten.

Auch muß ich aus freien Stücken zugeben, daß ich in Rücksicht der Folgen im Irrthume sein kann, welche, wie ich nach innerster Ueberzeugung glaube, diese Bill, im Falle sie zum Gesetze erhoben wird, nach sich ziehen wird. Wir leben in einem Zeitalter, welches uns durch Erfahrung belehrt hat, nicht mit zu großer Zuversicht auf die Resultate irgend einer großen politischen

Maßregel zu rechnen. Ueberdies hege ich festes Vertrauen auf die Fortdauer jenes Schutzes der Vorsehung, der bisher wunderbar über der Kirche dieses Reiches gewaltet hat, und der, so lange sie den großen Zwecken ihres Daseins zu entsprechen fortfährt, ihr nicht, wie ich fest glaube, entzogen werden wird. Unser Theil aber und unsere Pflicht ist's, Mylords, dem, was menschliche Weisheit gebietet, gemäß zu handeln; und so kann meine Zustimmung dazu nicht geben, daß um der Vermeidung einer möglichen und zufälligen Gefahr willen, ein bedeutender Einbruch in die Verfassung gemacht, noch daß der uns gewisse Sicherheitszustand für die ungewisse Möglichkeit der Aussöhnung aufgeopfert werde, indem wir uns selbst Schaden bringen würden, ohne Anderen eine angemessene Wohlthat zu verleihen. Dies sind, Mylords, einige von den Gründen, die mich bestimmen, diesen Abend meine Stimme im verneinenden Sinne abzugeben; was sicherlich nicht zur Befriedigung gereichen wird, aber aus Gewissenhaftigkeit geschieht; — und ich wünsche, diese Gründe mögen der Art sein, daß sie Ew. Herrlichkeiten ernste Aufmerksamkeit auf das Wesen jener Gefahren hinlenken, mit welchen das protestantische Interesse durch die gegenwärtige Bill bedroht ist.

Anlage B.

Der Prinz de Ligne erzählte von der schönen Gräfin Rosalie de Rzewuska Folgendes: »Vous voyez en elle un des jouets les plus etonnants du hazard. Sa mère, la princesse Fanny Lubomirska, habitait Paris à l'époque où le delire révolutionaire étendait sur la France son crêpe funèbre. Livrée entierement à l'éducation de sa fille unique Rosalie, alors âgée de cinq ans, elle se croyait protégée, au milieu des échafauds et des larmes, par les lois sacrées du droit des gens. Mais, denoncée au comité revolutionaire, sous l'absurde et barale accusation de conspiration contre la république, elle est traduite au tribunal de sang: soupçonnée, accusée, condamnée à mort, tel fut en peu de jours le destin de cette trop confiante etrangère. Séparée de tous ses ser-

viteurs lors de sa détention à la Conciergerie, on lui avait permis, néanmoins, d'y emmener sa fille. Le jour où cette malheureuse mère fut traînée à l'échafaud, elle recommanda Rosalie aux soins de ses compagnes d'infortune: mais celles-ci, éprouvant bientôt tour à tour le même sort que la princesse, léguaient Rosalie à d'autres prisonnières; et la pauvre enfant, adoptée et transmise de victime en victime, fut recueillie par la pitié de la blanchisseuse de la prison, nommée Bertot. Cette digne femme, touchée de son abandon, ajouta ce sixième enfant aux cinq dont elle était déjà mère, et devint ainsi la providence de l'orpheline des cachots.

Quoique élevée dans une condition si différente de celle à laquelle le sort semblait d'abord l'avoir destinée, Rosalie joignait déjà aux plus belles qualités de l'âme les plus heureux dons de la nature. Aidant avec zèle la bienfaitrice dans ses travaux, par ses soins caressants et son empressement à plaire, elle sut se faire confondre par sa mère adoptive avec ses autres enfants.

Cependant le règne de sang avait cessé: et la liste des victimes de cette époque, publiée dans toute l'Europe, avait appris aux amis de la princesse que, sur un sol qu'on disait libre, une illustre étrangère avait payé de sa tête son imprudente confiance.

A cette horrible nouvelle, le comte Rzewuski, frère de la Princesse, était accouru à Paris. Avec

l'aide des autorités, il s'occupait sans relâche de trouver les traces de la fille de sa sœur infortunée; mais toutes les recherches demeuraient sans succès; promesses, signalement, avis, rien n'avait été négligé: la pauvre blanchisseuse ne lisait ni les gazettes, ni l'annonce des récompenses promises. Le geôlier de la Conciergerie, le seul qui eût pu donner des renseignements sur l'orpheline, était mort et avait eu déjà deux successeurs. Rien ne paraissait devoir mettre le comte sur les traces d'un enfant si cher: plusieurs semaines s'étaient écoulées, et tout lui faisait craindre que la misère et l'abandon n'eussent hâté la fin des jours de l'orpheline. Cependant la Providence, qui semblait avoir épuisé pour Rosalie le temps des épreuves, permit que la blanchisseuse de la Conciergerie fût aussi celle de l'hôtel Grange-Batelière où le comte était descendu en arrivant à Paris.

Un matin que Rosalie, accompagnant sa seconde mère, rapportait du linge à l'hôtel, le comte l'aperçut en traversant la cour. Frappé de sa beauté, il lui semble retrouver dans ses traits quelque ressemblance avec ceux de sa sœur.

«Quel est votre nom, ma belle petite?» demande-t-il à l'enfant.

«— Rosalie, monsieur,» lui répond-elle.

«— Rosalie! dites-vous! Ma bonne, cet enfant est-il à vous?» dit le comte en s'adressant à la femme Bertot.

» — Oui, monsieur, elle est bien à moi, car je l'ai nourrie depuis trois ans. Mais quand je dis que c'est la mienne, ce n'est pas moi qui l'ai mise au monde : c'est la fille d'une pauvre prisonnière. Elle n'a plus ni père ni mère. Mais voyez-vous, monsieur, avec moi le malheur c'est comme la glu, ça m'attache. »

» — D'une prisonnière, dites-vous !

» — Et d'une bien grande dame encore, qui a été guillotinée avec tant d'autres du temps de Robespierre. »

Dès ce moment, le comte ne peut douter que ce ne soit sa nièce. Pour s'en convaincre entièrement, il lui parle en langue polonaise. A ces accents, qui lui rappellent les douces impressions de son enfance, Rosalie fond en larmes, et, se jetant tout éplorée dans les bras du comte :

» — Oh ! je vous entends, monsieur, je vous entends ! Répétez encore, c'était ainsi que me parlait ma mère. »

Le comte, au comble de ses vœux, presse Rosalie sur son cœur, et l'arrosant de ses larmes :

» — Rosalie, ma Rosalie, je te trouve donc enfin. Oui, tu es ma nièce, la fille de ma sœur bien-aimée ! »

Puis, se tournant ensuite vers la bonne blanchisseuse, que la surprise rendait immobile et interdite :

» — Brave femme, lui dit-il en remettant Rosalie dans ses bras, soyez toujours sa mère : vous ne

quitterez plus. Puisque l'orpheline abandonnée a été de votre famille, la vôtre ne cessera pas d'être la sienne; et voilà d'avance comme nous partagerons avec vous.»

A ces mots il lui donna une bourse pleine d'or, et l'obligea de venir, dès le même jour, s'établir avec ses enfants à l'hôtel Grange-Batelière. Peu de temps après, il quitta Paris pour retourner en Pologne, où la bonne Bertot suivit sa Rosalie. Les enfants de la blanchisseuse y furent élevés sous les yeux du comte avec le plus grand soin. Les garçons, placés à l'université de Wilna, entrèrent par la suite dans l'armée polonaise où ils sont devenus les aides de camp du prince Poniatowski: les filles, richement dotées, ont été mariées à des gentilhommes polonais.

Quant à la belle Rosalie, elle a épousé son cousin le comte Rzewuski: aujourd'hui l'opulence et le bonheur étendent leurs voiles d'or sur sa destinée; mais elle a toujours gardé auprès d'elle sa bienfaitrice, l'estimable Bertot, et jamais elle n'a cessé de la chérir comme une mère et de la nommer sa providence. —

Anlage C.

Hier iſt noch zu bemerken, daß Varnhagen's Mittheilung über die Art, wie die Nachricht von Napoleon's Abreiſe von der Inſel Elba zuerſt nach Wien gelangte, wohlbegründet iſt und nicht die Angabe der öſterreichiſchen Staatsmänner. Aus Briefen des Grafen St. Marſan, der als ſardiniſcher Staatsminiſter zum Kongreſſe geſendet, geht über dieſes Faktum Folgendes klar hervor, und beſtätigt Varnhagen's Annahme in ſeiner Darſtellung: »der Wiener Kongreß.«

Die Nachricht von der Abreiſe Bonaparte's von der Inſel Elba wurde nämlich am 7ten März in Wien, ſogleich nach der Ankunft eines engliſchen Couriers bekannt, der am 1ten März früh von Genua abgegangen war; darauf erſt langte ein öſterreichiſcher Bote beim Fürſten Metternich an, welcher den 1ten,

Abends, mit der Nachricht von den erſten Anordnungen, die der König von Sardinien zu Genua getroffen hatte, abgegangen war. Am 10ten brachte ein anderer öſterreichiſcher Courier, der am 3ten Genua verlaſſen, den Bericht des Gouverneurs von Nizza vom 7ten; endlich kam am 13ten ein dritter öſterreichiſcher Courier mit Nachrichten aus Genua vom 5ten. Die Berichte vom 3ten aus Genua meldeten: Napoleon ſei am 1ſten März in dem Meerbuſen von Jouan gelandet, und habe ſeinen Weg nach Graſſe genommen. Graf St. Marſan bemerkte noch: daß die Franzoſen in Wien nach Napoleon's Entweichung viel Gleichgiltigkeit zu zeigen ſuchten und geäußert: er würde gewiß nicht wagen in Frankreich zu landen, wohl aber in Neapel oder an einem anderen Punkte Italiens, dagegen aber hätten die Italiener für ihr Vaterland keine Beſorgniß gehabt, und nur an eine Landung an der franzöſiſchen Küſte geglaubt; erſt bei der Nachricht vom 5ten aus Genua ſei bei Talleyrand und dem Herzog von Dalberg Beſorgniß eingetreten, um ſo beunruhigender als ihre Briefe aus Paris vom 5ten von Napoleon's Unternehmen durchaus nichts mitgetheilt.

Zur Ergänzung der vortrefflichen und wahren Schilderung, welche Varnhagen von dem Grafen St. Marſan macht, ſei hier noch angeführt, daß nach vorliegenden Dokumenten die Vereinigung Genua's mit den ſardiniſchen Staaten nicht der Vermittelung England's vorzugsweiſe zuzuſchreiben iſt; dieſes hat ſich

hierbei nicht ganz aufrichtig benommen; der russische und preußische Hof unterstützten die Bemühungen des edlen St. Marsan. Der Vorschlag, Genua wieder zu einem Freistaate zu machen, war von Frankreich ausgegangen, wie solches auch wohl ganz im Interesse desselben liegen möchte. Graf St. Marsan schrieb solches an Herrn von Humboldt mit der Bitte es dem Fürsten Hardenberg mitzutheilen. In dem schriftlichen Nachlasse des Fürsten Hardenberg und des Herrn Wilhelm von Humboldt wird man die Bestätigung dieser Behauptung finden. Der Persönlichkeit des Grafen St. Marsan war es hauptsächlich zuzuschreiben, daß diese für Sardinien so wichtige Angelegenheit glücklich für diesen Staat beendet wurde. Fürst Hardenberg, der mit St. Marsan gleiche Ansichten theilte, sah wohl das Gefährliche in der Ernennung des Marquis Boignole zum Bevollmächtigten beim Wiener Kongresse: Boignole war dem Minister Talleyrand zu Dank und jeder Aufopferung verpflichtet, Schwager des Herzogs Dalberg und Monescalchi's, des Sohnes einer Freundin der Marie Louise; der Plan, Genua zur Republik zu machen, war von Frankreich entworfen: man wollte einen Schlüssel zu Italien haben und Sardinien schwächen.

Namen-Verzeichniß

derjenigen Personen, deren in diesem Werke Erwähnung geschieht.

Alexander I., Kaiser, 3. 7. 8. 104. 107. 113. 115. 117. 132.
Alexandrine, Großh. von Mecklenburg, 15. 50.
Anna, Königin, 83.
d'Autichamp, 4.
Baco, 61.
Barakinsky, Prinz, 106.
Beauharnais, Eugene, 114.
Benedikt XIII., Papst, 185.
Bertot, 225.
Biren, 108.
Blomfield, Bischof von Chester, 13, 23. 161.
Boignole, Marquis, 231.
B., Kriegsminister, 118.
Broglie, Herzog v., 16. 75.
Burghesh, Lord, 125.
Burlton, Admiral, 60.
Butler, James, 187.
Buttourlin, 62.
Byron, Lord, 145. 152.
Canning, 12. 135.
Carl I., 78. 185.
Castlereagh, 120.
Chamisso, 4.
Charthy, 175.
Chatam, 61.
Chateaubriand, 6.

Colbert, 61.
Collins, 167.
Cumberland, Herzog von, 15.
Cuſtine, Marquis, 3. 19. 20. 128.
Dalberg, Herzog, 230.
Daſchkoff, Prinzeſſin, 109.
Davouſt, Marſchall, 46.
Dolgoruky, Fürſt, 2.
Doyle, Dr., 181. 183.
Dromgoole, Dr., 179.
Eldon, Lord, 32. 182.
Eliſabeth, v. England, 53.
Eliſabeth, Kaiſerin, 99. 106.
Erſen, 78.
Franz, Kaiſer, 8.
Friedrich II., 99.
Friedrich Wilhelm III., 14. 19.
Gandolphy, Prieſter, 179.
Gans, Ed., Profeſſor, 10.
Garve, Graf de la, 2. 10. 103.
v. Gentz, Fr., 119.
George II., König, 185.
Georg IV., König, 12.
Guſtav III., 91.
v. Halen, General, 16.
Hardenberg, Fürſt, 105. 118. 231.
Haſtings, 80.
Helene, Großfürſtin, 18.
Holſtein-Beck, Herzog, 106.
Humboldt, Wilh. v., 10. 117. 231.
Humboldt, Alex. v., 10. 19.
Jacob I., 89. 173.
Jacob II., 90.
James, 61.
Jſiakievitſch, 5.
Karl X., König, 16. 85. 87. 90.
Katharina, Kaiſerin, 4. 103. 106. 112. 122. 154.
Koreff, Dr., 118.
Kurakin, Fürſt Alexander, 4.
Laharpe, 114.
Lamballe, Prinzeſſin, 78.
Lambert, 4.
Lami, Jeſuit, 5.
Leſtocq, 109.
Liewen, Fürſtin, 12.
de Ligne, Prinz, 10. 113. 224.
Louraquais, 130.
Louvois, 61.
Ludwig Philipp von Orleans, 9. 112.
Ludwig XVIII., König, 12. 185.
Luther, Martin, 6.
Manuel, 95.
Marmont, Marſchall, 19. 86.
Marie von Schottland, 53.

Marie Louiſe, Kaiſerin, 231.
Marie Thereſia, 54.
Marſan, Graf St., Miniſter, 229.
Mecklenburg, Großherzog von, 46.
Menſchikoff, 66. 108.
Metternich, Fürſt, 19. 113. 125. 126. 229.
Michael, Großfürſt, 18.
Modene, Graf von, 64.
Monescalchi, 231.
Müller, J. van, 58.
Munich, Graf, 108.
Napoleon, 9. 59. 99. 111. 125. 126. 136. 185. 230.
Necker, 82.
Nelſon, Admiral, 60.
Ney, Marſchall, 80.
Nicolaus I., Kaiſer. Vorwort, S. 3. 18. 64. 157.
Oembeten, 59, 64.
Oranien, Prinz von, 16.
Oſtermann, 66.
Ouvaroff, 4.
Palfi, Graf, 126.
Palmela, Miniſter, 5.
Paskewitſch, Fürſt. Vorwort. 16. 18. 19.
Paul I., Kaiſer, 115. 151.
Peter I., Kaiſer, 53. 62. 122. 154.
Peter III., Kaiſer, 109.
Pitt, 61.
Pius VII., Papſt, 185.
Polignac, Prinz, 75. 83.
Pozzo di Borgo, 126.
Prataſoff, Hofdame, 123.
Prina, 78.
Rafumowsky, Fürſt, 108.
Robert, Ludwig, 20.
Robespierre, 226.
Romanzoff, Graf, 7. 109.
Romodanowsky, Prinz, 156.
Rzewuski, Graf, 225.
Rzewuska, Roſalie, 72. 224.
Scott, Walter, 152.
Sinſadine, 60.
Smith, Adam, 97.
Smith, Sidney, 114.
Solms, Prinzeſſin, 73.
Soltikoff, Prinzeſſin, 70.
Stager, 119.
v. Stein, Miniſter, 105.
Stewart, Lord, 125.
Talleyrand, Miniſter, 230.
Tchitſchagoff, Admiral, 62. 64.
Thierry, Auguſtin, 153.
Tolſtoy, Graf, 107.
Tolſtoy, Gräfin, 106.
Traverſay, Admiral, 64.
Ungern-Sternberg, 145.
Urban VIII., Papſt, 185.

Varnhagen v. Enſe, 1. 9. 13. 102. 230.
Varnhagen v. Enſe, Rahel, 13. 14.
Victor Emanuel, König, 9.
Volkonsky, Prinzeſſin, 64.
Voltaire, 4. 83. 103.
Wales, Prinz von, 132.
Wellington, 120.
Wilſon, 62.
Wurbna, Graf, 121.
Ypſilanti, Prinz, 70.

Druckfehler.

Seite	70	letzte	Zeile	lies: implacable ſtatt: inplacable.
„	76	10	„	v. unten lies: dégoût et d'horreur ſtatt: de d'horreur.
„	131	3	„	v. oben lies: se sont ſtatt: ne sont.
„	176	12	„	v. „ lies: cause; I confess, my ſtatt: cause I confess; my
„	197	3	„	v. „ lies: keine ſtatt: eine.
„	220	3	„	v. „ lies: gering zu achten ſtatt: zu verdammen.

Von Dr. Dorow ſind folgende Werke im Buchhandel erſchienen:

Briefe über Zeller's Erziehungs-Anſtalt in Königsberg in Pr., 1809. 1810, abgedr. in Reichardt's Briefen über Wien.

Der allgemeine Central-Hospital-Verband in Deutſchland. Frankfurt a. M., 1815. 8. In Gemeinſchaft mit L. v. Voß.

Abenteuer der edlen Gourmands und Magnetiſeurs in Frankfurt a. M. Frankfurt a. M., 1815. 8. In Gemeinſchaft mit L. v. Voß.

Opferſtätten und Grabhügel der Germanen und Römer am Rheine. Wiesbaden, 1819—1821. 4. 2 Bände mit 41 Steindrucktafeln und 1 Karte der Gegend.

Morgenländiſche Alterthümer. Wiesbaden, 1819. 1821. 4. 2 Bände mit 5 Steindrucktafeln.

Die Denkmale germaniſcher und römiſcher Zeit in den Rheiniſch-Weſtphäliſchen Provinzen:

1 Bd. a) die römiſchen Bauwerke und Alterthümer bei Bonn;
b) deutſche Alterthümer in Weſtphalen, die Externſteine. Stuttgart und Tübingen, 1823. 4. Mit 36 Kupfern in Steindrucktafeln in Folio.

2 Bd. Römiſche Alterthümer in und um Neuwied am Rhein. Berlin, 1826. 4. Mit 32 Steindrucktafeln in Folio.

Die Kunſt, Alterthümer aufzugraben und das Gefundene zu reinigen. Hameln, 1823. 8.

Denkmäler alter Sprache und Kunſt, oder Muſeum

für Geſchichte, Sprache, Kunſt und Geographie. Bonn und Berlin, 1823—1827. 8. 2 Bände mit 9 Steindrucktafeln in Folio.

Notizie intorno alcuni Vasi Etruschi. Pesaro, 1828. 8. 5 tav. folio.

Voyage archéologique dans l'ancienne Etrurie. Paris, 1829. 4. Avec 16 planches.

Etrurien und der Orient nebſt Albert Thorwaldſen's Darſtellung der 1828 durch Dorow entdeckten etruriſchen Alterthümer. Heidelberg, 1829. 8.

Einführung in eine Abtheilung der Königlichen Vaſenſammlung. Berlin, 1829. M. 4 Steindrucktaf.

Collection d'Antiquités Egyptiennes, recueillies par Mr. de Palin. Publiées par Dorow et Klaproth. Paris, 1829. Fol. avec 36 planches.

Elogio di Féderigo II. Ré di Prussia, da Monsignore Capece-Latro, archivescovo di Taranto. Berlino, 1831 8.

Altes Grab eines Heerführers unter Attila, entdeckt am 18. April 1750 bei Merſeburg. Halle, 1832. Folio, mit 2 Steindrucktafeln.

Zwei Sendſchreiben vom Ritter Palin in Rom und B. Quaranta in Neapel an Dorow über Ausgrabungen im alten Etrurien. Berlin, 1832. 8. Mit 2 Steindrucktafeln.

B. Spinoza's Randgloſſen zu ſeinem tractatus theologico politicus, aus einer in Königsberg befindlichen noch ungedruckten Handſchrift bekannt gemacht. Berlin, 1835. 8. Mit Facſimile.

Facſimile von Handſchriften berühmter Männer und Frauen aus der Sammlung des Herausgebers. Mit hiſtoriſchen Erläuterungen begleitet. Berlin, 1836—1838. 4. 4 Bände.

Denkſchriften und Briefe zur Charakteriſtik der Welt und Literatur. Berl. 1836—1841. 8. 5 Bde.

Joh von Witzleben, königl. preuß. Kriegsminiſter. Mittheilungen deſſelben an ſeine Freunde, zur Beurtheilung preußiſcher Zuſtände und wichtiger Zeitfragen. Leipzig, 1842, 8. M. Portrait u. Facſimile.

Reminiscenzen. Göthe's Mutter; nebſt Briefen und Aufzeichnungen zur Charakteriſtik anderer merkwürdiger Männer und Frauen. Leipzig, 1842. 8. Mit Portrait und Facſimile von Göthe's Mutter.

Andeutungen zu einer Reorganiſation der preußiſchen Militair-Juſtiz. Aus den nachgelaſſenen Papieren eines alten Militairs. Leipzig, 1843. 8.

Briefe preußiſcher Staatsmänner. 1ſter Band. K. E. Oelsner an Fr. Aug. v. Stägemann, von 1815—1827. Leipzig, 1843. Mit Facſimile.

Erlebtes aus den Jahren 1813-1827. Auch unter dem Titel: Aufzeichnungen, Aktenſtücke und Briefe zur Begründung hiſtoriſcher Wahrheit und zur Berichtigung der Memoiren aus der neueſten Zeit. Leipzig, 1843—1845. 8. 4 Bände.

Krieg, Literatur und Theater. Mittheilungen zur neueren Geſchichte. Leipzig, 1845. 8.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

Handschrift des Fürsten Koslofsky

Je suis bien aise de ne vous avoir pas
trouvée. J'évite des sensations pénibles
et cela en aurait été une pour moi que
d'apprendre congé de vous. Que les bénédictions
du ciel reposent sur vous, qu'elles vous
soutiennent, qu'elles vous éclairent, qu'elles
vous donnent la force de traverser heureux
le chemin qu'il y a à faire! — Quant à
moi, si je n'avais pas des devoirs sur la terre
je vous jure que je n'y tiendrais guère. —
Faites que j'entende parler de vous. — Ne
cherchez pas le bonheur avant d'y en avoir; conti-
nuez à faire tout le bien que vous faites, conti-
nuez à pardonner comme vous avez toujours fait,
et les prières du pauvre comme celles de
l'amitié pénètrent droit au ciel. — Adieu

Koslofsky

An Frau v. Varnhagen